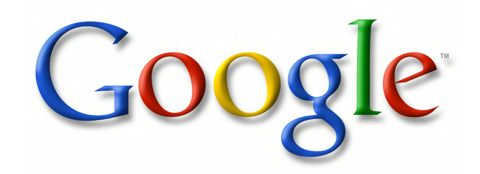






ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

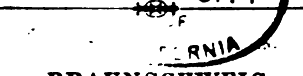
HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

CXV. BAND, DER NEUEN SERIE XV. BAND

1. u. 2. HEFT



BRAUNSCHWEIG

BREITESTRASSE 2

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1905

Inhalt.

CXV. Band, der neuen Serie XV. Band,

1. u. 2. Heft.

Schlufs der Redaktion: 10. Oktober 1905.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mark.)

Abhandlungen.

Seite

(Jordan, Studien zur fränkischen Sagengeschichte II, und Farinelli, Note sul Boccaccio in Ispagna nell' Età Media [Fortsetzung], folgen wegen Raummangel im nächsten Heft.)

Kleinere Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LIX. JAHRGANG, CXV. BAND

DER NEUEN SERIE XV. BAND

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1905

Inhalts-Verzeichnis des CXV. Bandes,
der neuen Serie XV. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Zur Entstehung des Märchens.

(Fortsetzung.)

III. Märchen bei alten Kulturvölkern.

Eine umfassende Sammlung und Beschreibung der Märchen bei alten Kulturvölkern dürfte heute sogar unseren theologischen Gelehrten, unseren Orientalisten und klassischen Philologen kaum gelingen. Die Forschung, die solche Märchenmotive nachweist und erkennt, steht, soweit ich sehe, noch in den Anfängen, sie kann an vielen einzelnen Stellen zu schönen und verheifsungsreichen Erfolgen, doch konnten diese Ergebnisse noch nicht vereinigt und die Arbeit noch nicht in gröfserem Zusammenhang geleistet werden. Um so weniger darf man von mir verlangen, dafs ich etwa die Ergebnisse der Fachgelehrten überhole und hier die Übersichten biete, die sie uns noch nicht zu bieten vermochten: ich versuche im Gegenteil, dankbar das zu benutzen, was jene Gelehrten erkannten und feststellten, und ich möchte nur durch Beispiele zeigen, dafs Märchenmotive und Märchen bei diesen Völkern bestanden, und dafs sie sich aus jenen primitiven Vorstellungen entwickelten, die wir eben betrachtet; alsdann möchte ich schildern, welche künstlerischen und organischen Besonderheiten diese Märchen besitzen.

Die babylonische Sage von Izdubar Nimrod[1] hat mit dem Märchen manche Eigentümlichkeiten gemeinsam. 'Die Handlung wird durch schier unzählige Träume in Bewegung gesetzt, durch welche die Götter den Menschen die Zukunft zeigen und Rat erteilen. Diese Anschauung ist ein charakteristischer Bestandteil der religiösen Anschauung der Babylonier und Assyrer. Ein babylonischer Eigenname bedeutet "Vertraue auf Träume".'[2] — Das darf uns als neuer Beweis für die oben vorgetragene Anschauung gelten, dafs viele Sagen und Märchen sich aus Träumen heraushoben. — Jäger und Bauern gehören zu den führenden Personen in dieser babylonischen Sage, Menschen leben mit den Tieren, als seien diese ihresgleichen, 'mit Gazellen frifst Eabani Kräuter, mit dem Vieh des Feldes erfrischt er sich an der

---

[1] Vgl. Alfred Jeremias, *Izdubar Nimrod*, in *Roschers Lexikon* II, 774 f.
[2] Jeremias a. a. O. II, 781.

Tränke, mit dem Getier des Wassers ergötzt sich sein Herz.' Eine Göttin verwandelt einen Menschen in einen Tiger, Bäume werden redend eingeführt, der Geist eines Verstorbenen kommt wie ein Windhauch aus der Erde: das sind alles Vorstellungen, die uns bei den Naturvölkern oft entgegentraten, und die aus primitiven Vergangenheiten auch in unser Märchen herüberwanderten. Der Held Izdubar geht dann auf die Reise zu Sitnapištim, um den verstorbenen Ea zu erwecken; auf dieser Reise kommt er zuerst zu einem Gebirge, das schreckliche Skorpionenmenschen bewachen; diese warnen ihn, und trotzdem wagt er sich weiter, durch eine dicke Finsternis hindurch, zum Gestade des Meeres hin. Dort sieht er einen herrlichen Baum, der Edelsteine als Früchte trägt, an dem prächtige Äste hangen, dessen Zweige Kristall tragen: die Königin des Meeres warnt ihn nochmals, und er überschreitet das Meer doch; endlich gelangt er über den Totenfluſs (den Wassergürtel des Meeres) hinüber, zur Insel der Seligen. Er wird durch eine Zauberspeise gestärkt, zum Lebensquell geführt, erhält auch eine Lebenspflanze, die er aber aus Furcht vor einer Schlange in einen Brunnen fallen läſst.

Man hat die Übereinstimmungen dieser Izdubarsage mit der vom Herakles betont,[1] beide Helden sind berühmte Jäger und Löwentöter, beide kämpfen mit Riesen, steigen in die Hölle, überwinden den Tod, fahren zum Göttergarten und erwerben die Unsterblichkeit.

Und ebensowenig lassen sich die Ähnlichkeiten der Ereignisse dieses Izdubarepos mit den Abenteuern und Gefahren leugnen, die Alexander auf seiner Reise ins Jenseits im Roman des Pseudo-Kallisthenes zu bestehen hat: auch ihn führt der Weg durch Schluchten und Wüsten zu einem Fluſs, in dem Wunderbäume wachsen und verschwinden, zu abenteuerlichen Tieren, zu mehrtägiger Finsternis, dann zur Meeresküste und, durch eine Taucherfahrt, ins Land der Seligen. Auf dem Wege dorthin findet er das Wasser des Lebens, und Vögel warnen ihn, von seinem gefährlichen Vorhaben abzustehen. Aber er überwindet alle Gefahren und kehrt erst dann zurück.[2]

Gleich überraschend aber ist, daſs sich diese uralte babylonische Sage in vielen Teilen liest wie die Märchen unserer Tage, die vom Wasser des Lebens oder vom Reisen zum Teufel erzählen. Es ist die Eigentümlichkeit dieser Märchen und der uralten Sage, daſs die Helden aus einer Gefahr in eine schlimmere geraten, daſs einer nach dem anderen sie warnt, sie möchten doch

---

[1] Jeremias 822.

[2] Vgl. F. Kampers, *Alexander der Groſse und die Idee des Weltimperiums*, Freiburg 1901, S. 86 f., und die dort angegebene Literatur; Wilhelm Hertz, *Gesammelte Abhandlungen*, bes. S. 90 Anm. 1.

von ihrem überkühnen Wagnis abstehen, noch jeder sei dabei zugrunde gegangen; daſs das Ziel der Reise in immer weitere Ferne rückt;[1] in den Märchen werden hier und da zuerst die Tiere des Waldes, dann die Fische des Meeres oder die Vögel der Luft zusammenberufen, keiner weiſs den Ort, wo das Wasser des Lebens verborgen liegt, bis endlich ein uralter Vogel oder ein uralter Fisch sich erinnert und den Helden auf seinem Rücken über das Meer an den Ort seiner Sehnsucht trägt. Es geschieht auch wohl, daſs die Helden infolge von Verzauberungen fast das verlieren oder verscherzen, um dessentwillen sie doch alle Gefahr und Mühsal auf sich nahmen.

Es würde mir nun als verfehlt erscheinen, wollte man aus diesen Ähnlichkeiten schlieſsen, das Izdubarepos habe einen ganz unvergleichlichen, bis heute nachwirkenden Einfluſs auf die Sagen und Märchen der ganzen Welt gehabt. Denn jede der von mir vorgeführten Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen läſst sich wieder auf Vorstellungen zurückleiten, die wir schon kennen, und die wir primitive nannten. Die Gleichartigkeit von Izdubarepos, Heraklessage, Alexanderroman und modernem Märchen findet also in diesem Fall ihre recht einfache Erklärung darin, daſs eben die Vorstellungen, auf denen sie beruhen, uralt, überall verbreitet und einander sehr ähnlich waren. Einige der Izdubarmotive, vor allem wohl die schreckhaften Gefahren, kommen aus dem Traumleben, die Vorstellung, daſs die Seele eines Menschen, namentlich eines Zauberers, sich auf lange, unendlich mühselige und gefahrvolle Reisen begibt, bis sie endlich zum höchsten Himmelsgott oder ins Reich der Toten eindringt, ist uns auch nicht fremd,[2] ebensowenig der Glaube an ein Land der Seligen jenseit des Meeres, in kaum zu erreichender Ferne. Und das Merkwürdige und Unschätzbare an der Izdubarsage wäre also für uns, daſs sie den, ich möchte sagen ehrwürdigsten, Beweis für die These gibt, daſs unsere Märchen, Märchen vom Wasser des Lebens und der Unterwelt, schon vor manchem Jahrtausend erzählt wurden, daſs diese Märchen im engsten Zusammenhange stehen mit den primitiven Vorstellungen, die sich die Naturvölker bewahrten. — Die Lebenskraft und Eindringlichkeit dieser Vorstellungen ist heute so frisch und stark wie in der ältesten Vergangenheit: diese Kraft verspürten auch die Herakles- und Alexandersage und haben sie dichterisch erhöht.

Die religiösen Vorstellungen der alten Ägypter, die ich hier zu nennen habe, unterscheiden sich gleichfalls kaum von denen

[1] Vgl. Hermann Usener, *Rheinisches Museum*, N. F. 56 (1901), 485 f.; R. Köhler, *Kleinere Schriften* I, 186. 562; II, 332; Ders., *Zu Laura Gonzenbach* Nr. 64; Cosquin I, 217; Chauvin, *Bibliographie* VI, 73.
[2] Vgl. oben Archiv CXIV, S. 2.

der primitiven Völker.[1] Die Seele des Menschen erscheint in seinem Bilde, in seinem Schatten, sie lebte im Herzen und im Blute, sie flattert als Vogel in der Luft und konnte in Bäume eingehen. Wer den Namen eines anderen wuſste, erlangte auch dessen Kraft, wer ein Tor richtig nannte, dem muſste sich dies Tor öffnen[2] — und das ist doch eine ganz frappante Übereinstimmung mit dem Hauptmotiv des berühmten Märchens aus *1001 Nacht*: Sesam, öffne dich! — Der des Zaubers Mächtige verwandelte sich in viele Gestalten, in einen Reiher, in eine Schwalbe, eine Schlange, ein Krokodil, einen Gott. — Den Toten suchte man die mühselige Reise ins Jenseits mit aller Klugheit und allen Künsten zu erleichtern und ihnen die Rückkehr ins Diesseits mit derselben Energie zu verwehren, man gab dem Toten Früchte und Tiere, seine Diener und seine ganze Häuslichkeit, alles, was er im Leben besessen, in Abbildern ins Grab mit, damit er sich weiter daran erfreuen möchte: denn man meinte, er könne alle diese Bilder in das Leben zurückerwecken und mit ihnen das Dasein fortsetzen, an dem er auf der Erde gehangen. Auch Märchen wie unsere vom Rübezahl waren also, wie uns dieser berühmteste, für die Kulturgeschichte so unvergleichlich bedeutsame ägyptische Brauch zeigt, vor Jahrtausenden Wirklichkeit: wie Rübezahl die Prinzessin, indem er ihr aus Rüben Abbilder ihrer Gespielinnen schuf und alles des Hofstaats, ohne den sie nicht sein wollte, und diesen Abbildern Leben einhauchte: so wollten schon die Ägypter ihre Verschiedenen über den Verlust dieses Lebens forttäuschen und trösten. — Es scheint, daſs die Ägypter sich an Märchen gern erfreuten und viele Märchen kannten und erzählten, von diesem Reichtum sind uns nur wenige Reste geblieben. Möglicherweise verbergen sich unter den Märchen von *1001 Nacht* manches alte ägyptische Motiv und manches alte ägyptische Märchen, ohne daſs sie sich heute mit Sicherheit herausfinden lassen. Wir besitzen einige Zaubergeschichten: von einem Krokodil aus Wachs, das, wie es ins Wasser geworfen wird, sich in ein wirkliches Krokodil verwandelt und einen Ehebrecher verschlingt — wie der Verwandler es packt, bildet sich das unheimliche Tier in eine Wachsfigur zurück. Dies Märchen ist also unmittelbar aus dem Glauben erwachsen, daſs im Bilde eines Wesens auch dessen Seele wirksam ist. Ein anderer Zauberer kann die Hälfte eines Sees auf die andere legen, die eine erreicht die doppelte Wasserhöhe, die andere wird wasserleer, der

[1] Vgl. Maspero, *Les contes populaires de l'Egypte ancienne,* traduits et commentés, deuxième éd., Paris 1889; Wiedemann, *Die Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter* (*Der alte Orient* III, 101 f.), Leipzig 1902; Ders., *Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter* (*Der alte Orient* II, 33 f.), Leipzig 1901.

[2] Wiedemann a. a. O. II, 62. — Chauvin V, 82 Anm. 1.

Grund des Sees deckt sich auf: da darf man immerhin an das Rote Meer erinnern, das mit göttlicher Kraft von der Stelle fortgezaubert wurde, an der es die Kinder Israels durchschritten.[1] — Wieder ein anderer Zauberer köpft Tiere und setzt den Kopf richtig auf den Rumpf, schenkt ihnen dadurch auch ihr Leben wieder: eine Kunst, die im Märchen nicht Zauberern allein, die Aposteln und sogar dem Heiland nachgerühmt wird. Wir haben noch davon zu reden. — Von Kindern wurde prophezeit, sie würden die ruhmreichsten Herrscher; und so erfüllte es sich: diese Kinder entgingen wirklich allen feindlichen Nachstellungen des Königs, der fürchtete, sie würden ihm seine Macht rauben, das Schicksal war stärker als die kleinen Ränke der Menschen. Hier fällt uns Moses ein und dann die überaus reiche Zahl von Märchen, die, vielleicht unter dem Einfluſs der Mosesgeschichte, ihre Helden als Schützlinge göttlicher Vorsehung hinstellten.[2] Diese späteren Geschichten erzählten, der Held sei, kaum geboren, in einem Kästchen auf einen Fluſs ausgesetzt und dann in wunderbarer Weise gerettet worden. Ein viel späteres ägyptisches Märchen weiſs gar von einem Wettkampf zwischen Zauberern, einem äthiopischen und einem ägyptischen: beide konnten einen König nachts aus seinem Palast holen, ihn von Ägypten nach Äthiopien — oder umgekehrt — und wieder zurückbringen und ihm auſserdem 500 Stockschläge versetzen, so daſs der König am Morgen seinen Hofleuten voll Entrüstung den zerbläuten Rücken zeigte. Wir erinnern uns, daſs die Beschützer des Aladdin in *1001 Nacht* und daſs die Beschützer von Andersens standhaftem Zinnsoldaten desselben Zaubers mächtig sind.[3] — Verwegene und wunderbare Reiseabenteuer haben sich die Ägypter gleichfalls gern erdacht: wir besitzen die Erzählungen eines Schiffbrüchigen: er habe, als sein Schiff unterging, sich an einen Balken geklammert, sei an eine Insel verschlagen worden: dort hörte er von einer mächtigen Schlange — sie war dreiſsig Ellen lang und hatte einen zwei Ellen langen Bart —, er sei auf der Seeleninsel, dort lebten auſser ihr, der Schlange, noch ihre 75 Verwandten und ein Mädchen. In vier Monaten werde ein Schiff kommen und ihn abholen. So geschah es, und die Schlange gab dem Schiff-

[1] W. Hertz in seinen *Kollektaneen* notiert ein ähnliches Motiv aus der Alexandersage: das Pamphilische Meer wich vor Alexander zurück und lieſs ihn mit seinem Heer vorbeiziehen. Plutarch, ed. Reiske IV, 40 f. Carraroli, *Leggenda d'Alessandro* (Mandovi 92) 35. 294 f. Hertz verweist auch auf die japanische Sage von Nitta, der zum Gott des Meeres betete, sein Schwert in die See warf, und am anderen Morgen war das Wasser zurückgewichen, so daſs er trockenen Fuſses nach Kamakura marschieren und seinem Mikado Hilfe bringen konnte. — Junker von Landegg, *Midzuhogusa* III, 34.

[2] Vgl. etwa Grimm, *KHM* 29; Ernst Kuhn, *Byzantinische Zeitschrift* IV, 241, und oben Archiv CXIV, S. 12 Anm. 2.

[3] Grimm, *KHM* 116 (Das blaue Licht). Chauvin V, 66 f.

brüchigen, als er zurückfuhr, eine Fülle erlesenster Geschenke.[1] — Andere Abenteuer, die des Sinouhit, haben für den Märchenforscher kaum Interesse. Eine Kriegslist des Thutia wäre noch zu erwähnen, weil sich die alten Griechen von Troja, die Araber von Ali Baba sehr ähnliche ersannen: daſs Thutia nämlich seine kühnsten Helden und sich selber, in Krüge verbargen, in die zu erobernde Stadt tragen lieſsen und sich dann der Stadt bemächtigten.[2]

Ausführlicher als alle die genannten, aufschluſsreicher und vielfältiger, ist das berühmte alte Märchen von den zwei Brüdern Anupu und Bitiu.[3] Sie lebten in der brüderlichsten Eintracht, bis die Frau des älteren nach dem jüngeren Bruder begehrlich wurde; als er sich ihr sträubte, verleumdete sie ihn, er habe sich an ihr vergreifen wollen, und sie habe ihn mit Mühe zurückgestoſsen. Anupu glaubte das und wollte den Bitiu töten, diesen warnte mit menschlicher Stimme seine Kuh. Er floh, wurde von seinem Bruder verfolgt, aber ein Gott, der sich seiner erbarmte, warf zwischen ihn und den nachfolgenden Bruder einen Strom voll Krokodile. Anupu bereute seine Tat, und Bitiu zog sich in das Tal der Akazien zurück, einer Akazienblüte vertraute er sein Leben an und sagte zugleich dem älteren Bruder, wenn das Wasser, das er trinke, sich trübe, so sei er, Bitiu, in Gefahr, Dem Bitiu wurde die schönste der Frauen geschenkt, ihre Locke trug der Strom zum Pharao, der berauschte sich an ihrem Duft und ruhte nicht, bis die Trägerin der Locke seine Frau wurde. Die Treulose lieſs den Akazienbaum fällen, unter dem Bitiu lebte, und die Blume abschneiden, in der sein Herz war: dem Anupu wurde gleichzeitig das Wasser trübe, das er trinken wollte. Er zog dem Bitiu nach und fand nach vier Jahren sein Herz in einer Beere, gab sie im Wasser dem Bruder zu trinken, und dieser belebte sich. Er wurde zum Stier, erschien der treulosen Frau und warnte sie; sie lieſs den Stier töten. Zwei Blutstropfen fielen aus ihm nieder, und aus diesen entstanden zwei Perseabäume. Die Frau lieſs sie umhauen, da flog ihr ein Span in den Mund, und sie gebar einen Knaben, der war wieder Bitiu, der die Mutter tötete und sich und den Bruder zum Herrscher einsetzte.

Man kann diesem Märchen ansehen, daſs es nicht ein Märchen ist, es besteht aus verschiedenen Märchen, die in- und durcheinander gerieten, wobei sie nicht unversehrt blieben. Der Anfang war wohl ein Märchen für sich und verlief wie die Potiphargeschichte in der Bibel auch: ein Unschuldiger wird vor seinem Freunde von dessen Frau verleumdet und von dem erzürnten Gatten verfolgt, bis seine Unschuld sich offenbart und die Schul-

[1] Vgl. auch Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 180 Anm. 1 (² 196).
[2] Chauvin V, 79. 83 Anm. 3.
[3] Maspero S. 5 f. und XLIV f. Cosquin I, LVII f.



dige ihre Strafe findet. — Dafs ein Mensch vor einem anderen flieht und der Beschützer des Fliehenden vor dem Verfolgenden unüberschreitbare Hindernisse auftürmt, kennen wir als Motiv aus anderen Märchen.[1] — Der dritte Bestandteil des ägyptischen Märchens ist dann das wirkliche Brüdermärchen, dessen ältester Inhalt wohl dieser war: Zwei Brüder trennen sich; wenn der eine in Gefahr gerät, soll der andere helfen, und das Wahrzeichen, dafs das Leben bedroht wird, ist etwa ein in einen Baum gestecktes Messer, das rostet, oder eine Pflanze, die verwelkt, hier bei uns ein Trank, der sich trübt.[2] Solche Brüdermärchen reichten, das scheint mir wenigstens nicht unmöglich,[3] in die indogermanische Urzeit: es gehört zu den verbreitetsten,[4] hat manche Heldensage, des Altertums wie des Mittelalters, entscheidend beeinflufst und umgestaltet;[5] einer der Gewinne aus der Betrachtung der ägyptischen Märchen wird für uns nun, dafs wir für die Brüdermärchen ein nachweisbares Alter von 4000 Jahren feststellen können; das wirkliche Alter ist natürlich gröfser. — Ob das Märchen von den Ägyptern und Indogermanen erfunden wurde, oder ob es von den Ägyptern zu den Indogermanen kam, mufs unentschieden bleiben, solange wir uns nicht in das Reich vagester Möglichkeiten begeben wollen.

Wir kehren nun zur Analyse unseres Märchens zurück. Der jüngere Bruder, Bitiu, wird von seiner Frau betrogen, und sie verläfst ihn um des Königs willen und sucht ihn zu vernichten. Das war wohl auch einmal eine Erzählung für sich, in ihrem Verlauf der Anfangserzählung von dem älteren Bruder und seiner Frau recht ähnlich, sie wirkt auf uns wie eine etwas abschwächende Wiederholung der Anfangsgeschichte. Aber gerade diese in künstlerischem Sinne nachteilige Ähnlichkeit wird für uns ein Fingerzeig, sobald wir die Entstehung des Märchens erkennen wollen: ursprünglich bestanden gewifs zwei unabhängige und selbständige Erzählungen von der Untreue einer Frau an einem Manne, der dies nicht verdiente. — Weil die Geschichten einander verwandt waren, gerieten sie auch nahe zusammen, und ihre Helden wurden zu Menschen, die ebenfalls nahe verwandt sind, zu Brüdern. Diese Doppelerzählung von Brüdern wurde dann durch ein Brüdermärchen erweitert, und dies Märchen bot sich um so eher dar, als es eine Art Zusammenhang zwischen den beiden Geschichten von der treulosen Frau schaffen konnte: der eine Bruder, der sich schuldig machte, weil er an die Schuld

[1] Oben Archiv CXIII, 266 Anm. 4.
[2] Cosquin LXV. Chauvin V, 87 Anm. 1.
[3] Vgl. auch Kretschmer, *Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache,* Göttingen 1896, S. 85 Anm. 1.
[4] Sydney Hartland, *Legend of Perseus* I, 28 f.
[5] Voretzsch, *Epische Studien* 349.

des anderen so leicht glaubte, und weil er ihn verfolgte, machte nun diese Schuld wieder gut, indem er die Rache für das Unrecht, das dem Bruder dessen Frau angetan, erst ermöglichte.

Die Fortsetzung unseres Märchens sagt nun, daſs das Herz des Bruders zuerst in einer Akazienblüte, dann in einer Beere war, daſs er sich darauf in einen Stier verwandelte; in zwei Blutstropfen, die dieser vergoſs, war wieder seine Seele, sie verbarg sich nunmehr in Perseabäume und in einen ihrer Späne. — Wir müssen uns hier besinnen, daſs bei den Naturvölkern viele Vorstellungen von der Erscheinung und dem Aufenthaltsort der Seele nebeneinander lebten, ohne sich zu stören, oder ohne daſs die eine als Widerspruch gegen die andere empfunden wurde. Es hieſs: die Seele lebt im Blute, sie kann in eine Pflanze schlüpfen, sie kann auch in einen Tierleib verschwinden usw. Verwandelt man dies Nebeneinander in ein Nacheinander, so ist sofort ein Märchen fertig, eben ein Märchen unserer Art: die Seele eines Menschen verbirgt sich in einen Baum, verwandelt sich dann in einen Stier usw. Solch ein Märchen lebte gewiſs einmal allein und für sich, das kann man mit Sicherheit daraus schlieſsen, daſs auch heute noch, in Serbien, Ungarn, Ruſsland, Griechenland, Deutschland und Frankreich, ganz ähnliche Märchen für sich bestehen.[1] Ein walachisches z. B. weiſs von zwei Kindern, die eine Stiefmutter tötet, und deren Seelen in zwei Apfelbäumen emporwachsen, dann in zwei Lämmer und schlieſslich wieder in zwei goldene Knaben übergehen. Man muſs nur hier wieder nicht annehmen, daſs unsere gegenwärtigen abendländischen Märchen von den ägyptischen abhängen, man muſs vielmehr der Gegenwart dasselbe Vermögen zutrauen wie den alten Ägyptern, daſs sie imstande sind, ein Nebeneinander von Vorstellungen in ein Nacheinander umzusetzen.[2] Ganz Verwandtes läſst sich, wie ich bei anderer Gelegenheit zeigte,[3] bei den Märchen und Mythen vom Wasser des Lebens beobachten: verschiedene Berichte von der Herkunft des Wassers wurden

[1] Cosquin LIX f. Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 158 Anm. 2.

[2] Es kann aus dem Nebeneinander auch ein Ineinander werden: z. B. das von uns schon berührte Märchen (Archiv CXIV, S. 5 Anm. 3) von der Seele des Riesen sagt aus, diese Seele sei in einem Ei, dies in einem Vogel, der Vogel wieder in einem Ochsen versteckt gewesen. Ich verweise hier mit Erwin Rohde a. a. O. auf ein analoges Motiv in einer späteren ägyptischen Erzählung (*Maspero* S. 177): ein Zauberbuch liegt in einer Kiste von Eisen, diese in einer von Kupfer, diese in einer von Maulbeerbaumholz, diese in einer von Elfenbein und Ebenholz, diese in einer von Silber und diese in einer von Gold, und um das Ganze windet sich eine unsterbliche Schlange. Solches Einschachtelungsraffinement ist wohl vor allem orientalische Liebhaberei. — Vgl. auch Griffith, *Stories of the High Priests of Memphis* etc., Oxford 1900, S. 21. 63. Dazu Maspero, *Journal des Savants*, août 1901.

[3] *Germanist. Abhandlungen für Paul* S. 146 f.

nebeneinander erzählt: die einen sagten, es sei in Töpfen oder Flaschen verborgen, die anderen, ein Wassertier habe es verschluckt und wolle es nicht hergeben, die dritten, es sei in Bergen versteckt, die vierten, man müsse es aus dem Himmel holen: reiht man einige dieser Motive nacheinander auf, so ergibt sich das Märchen: ein Held wandert, unter vieler Mühsal und Gefahr, zu dem Wasser, das im Berge verborgen wird, er spaltet den Berg, findet das Wasser in Flaschen oder Töpfen, verschluckt es und gibt es nachher wieder von sich.

Nun begeben wir uns noch einmal zu unserem Brüdermärchen selbst: sein Motiv am Schlufs, die wunderbare Geburt des Helden (aus einem Span, den die Mutter verschluckt),[1] hat sich das Märchen gern, ebenso oder ähnlich, erdacht. Am ähnlichsten unserem Märchen ist seltsamerweise ein Motiv aus einer Geschichte der nordamerikanischen Tlinkits.[2] Ich erwähne dies Motiv gerade hier, weil die Brüdermärchen gern damit beginnen und es in unserem ägyptischen Märchen wohl auch zu dem eigentlichen Brüdermärchen gehörte, aber von seiner ihm gebührenden Stelle fortgeriet.

Über ein letztes Motiv habe ich schon früher gesprochen:[3] dafs den König ein unbezwingliches Verlangen nach der Frau erfafst, sobald er eine Locke von ihr besitzt. Er hatte eben mit ihrer Locke einen Teil ihrer Seele, und darum mufste die Trägerin der Locke ihm gehören. Das ist ja die Anschauung, der unser Motiv entsprang. Etwas sehr Ähnliches geschieht — ich erlaube mir nochmals darauf hinzuweisen — in einer späteren ägyptischen Erzählung: einem König wirft ein Adler den Schuh eines Mädchens in den Schofs, und er kann nun von diesem Mädchen nicht lassen. — Im Mittelalter wurde seltsamerweise fast dasselbe Motiv wie das alte ägyptische durch die Tristansage berühmt:[4] zwei Schwalben liefsen ein Frauenhaar vor König Marke fallen, und nun konnte er nicht ruhen, bevor er Isolde, der dies Haar gehörte, sein eigen nannte.

Das ägyptische Märchen führt uns also von vielen Seiten in die bunte Welt der Märchenmotive, und es schenkt uns auch einen Einblick in das Werden des Märchens. Es gibt uns, in unserer Untersuchung das erste Mal, eine Anschauung, wie ein Märchen sich aus verschiedenen Motiven und Bestandteilen zusammensetzt. Verwandte Geschichten nähern sich, eine Geschichte von Verwandten tritt dazu, und diese Vielheit hat das Bestreben, immer vielfältiger zu werden; die alten, längst bekannten Vor-

[1] Vgl. bes. Sidney Hartland, *Legend of Perseus* I, 71 f.

[2] Aurel Krause, *Die Tlinkit-Indianer* 261.

[3] Oben Archiv CXIV, S. 10 Anm. 1; dazu Cosquin LXVI. Reinhold Köhler I, 511. II, 328.

[4] Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* II, 328.

stellungen von der Seele, lose aneinandergefügt, setzen das Märchen fort. Es sind die Motive des Märchens ausnahmslos alt und primitiv, in ihrer Zusammensetzung unbeholfen und kunstlos, ohne rechten Anfang und ohne rechtes Ende, die Erzählungskunst erhebt sich nicht viel über die Kunst der sogenannten Naturvölker. Was aus der ersten schuldigen Frau wird, hören wir gar nicht; weshalb sich der Bruder so vielfältig verwandelt, und warum er nicht gleich seine Rache nimmt, wird uns ebensowenig aufgeklärt, und aufser diesen Defekten könnte man noch manchen anderen nennen. Aber gerade dies Zwecklose und Unverständige wirkt auf uns als echt märchenhaft und ist ja auch Freude am Erzählen um des Erzählens willen. Man wird aufserdem zugestehen, dafs ein Gedanke, den wir einen sittlichen nennen würden, trotz allem zur Geltung kommt: dafs der Schuldige seiner Strafe nicht entgeht, dafs sie in vielfältiger Verwandlung ihn immer von neuem bedroht, und dafs den Gerechten die Götter schützen.

Sie schützen aber mit derselben Kraft den verschlagenen und rücksichtslosen Räuber. Denn das bleibt doch der Sinn des Märchens vom Meisterdieb.[1] Herodot erzählt diese, von den Griechen auch an anderer Stelle erwähnte Geschichte als ägyptisches Märchen, und es liegt kaum ein Grund vor, ihre ägyptische Herkunft zu bezweifeln. Zwei Diebe, Vater und Sohn, bestehlen das Schatzhaus des Königs, das der Vater selbst erbaute; er hat in der Mauer einen Stein locker eingesetzt, diesen nimmt er jedesmal heraus und setzt ihn nach vollbrachtem Diebstahl wieder ein. Als die beiden ertappt werden, schlägt der Sohn dem Vater den Kopf ab, der Rumpf wird ausgestellt, der Dieb stiehlt ihn den Wächtern, nachdem er sie zuerst betrunken machte und ihnen den Kopf schor. Der König befiehlt, seiner Tochter solle jeder seinen verwegensten Streich erzählen, der Dieb berichtet von seiner Tat, als man aber nach ihm greifen will, läfst er der Prinzessin die tote Hand seines Vaters. Nun verspricht man ihm sie selbst, und er erhält sie wirklich zur Frau und wird zum Lohn für seine kühnen Streiche gar noch Prinz.

Dies Märchen lebt noch heute in Europa als gern gehörtes Volksmärchen und weicht von dem alten Märchen bei Herodot nur in Einzelheiten ab.[2] Nun ist merkwürdig, dafs in einem Motiv alle diese Märchen sich gleich sind und gegen Herodot übereinstimmen: nachdem nämlich der Dieb den Leichnam gestohlen, zeigt der König seine Tochter allem Volke, in der Meinung, nur der Kühnste, eben der Dieb, werde ihr nahen: und

[1] Alfred Wiedemann, *Das zweite Buch des Herodot* 447 f.

[2] Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* I, 198 f. — Ralston, *Tibetan Tales, derived from Indian Sources* S. XLVII, S. 37. 43. — Somadeva, übersetzt von Tawney II, 93.



so geschieht es. Dem Dieb wird nun ein Strich oder sonst ein Merkmal beigebracht, aber er wird dessen gewahr und bringt das gleiche Merkmal allen anderen Anwesenden ebenfalls bei, so daſs er wieder nicht aus den anderen heraus erkannt werden kann. Darauf erhält er dann des Königs Tochter. Es sind nun zwei Annahmen möglich: die erste wäre die, daſs die Form bei Herodot das Ursprüngliche bietet und das 'Strichmotiv' später in unser Märchen geriet. Es taucht ja auch in anderem, wenn auch ähnlichem Zusammenhang auf: man denke nur an die Sage bei Paulus Diaconus, von dem kühnen Liebhaber, der sich die Gunst seiner Königin erschlich und in ihr Gemach drang, nachdem er das zwischen ihr und dem Gemahl verabredete Erkennungszeichen nachahmte:[1] der König, der nach ihm kommt, merkt, daſs jemand bei seiner Frau war, begibt sich unter das schlafende Gefolge und erkennt den Übeltäter am klopfenden Herzen; er schneidet ihm die Locke ab, aber der Verwegene trennt auch allen seinen schlafenden Genossen die Locke vom Haupte und wird schlieſslich, da man ihn nicht herausfinden kann, auch nicht bestraft.[2] — Es ist jedoch zu bedenken, daſs alle europäischen Varianten das Strichmotiv kennen, während es nur bei Herodot fehlt, und dadurch wird die zweite Annahme wahrscheinlicher, daſs die Geschichte schon vor Herodot in der Form erzählt wurde, in der sie noch heute besteht, und daſs Herodot oder sein Gewährsmann diese Form änderte. Ein solcher Vorgang wäre nichts Ungewöhnliches, in der Edda z. B. erscheinen Märchenmotive viel gewaltsamer umgestaltet und geändert als im gegenwärtigen Volksmärchen. — Das Märchen vom Meisterdieb kam auch nach Indien, wurde dort erweitert, und diese Erweiterung blieb nicht ohne Rückwirkung auf einige europäische Varianten: darüber nachher.

Dies Märchen hat nun einen wirkungsvollen Abschluſs und steigert auch die Taten des Diebes nicht ohne Geschick: auch aus diesem Grunde, nicht allein wegen der überkühnen Diebestaten, die es vermeldet, behauptete es sich durch die Jahrhunderte. Es stammt gewiſs aus einer Periode der Erzählungskunst, die der früheren, in der das Brüdermärchen sich zusammensetzte, weit überlegen war.

Wir beklagen jetzt, nachdem uns die wenigen erhaltenen ägyptischen Märchen recht deutlich gezeigt, wieviel Verwandtschaft dies alte Märchen mit unseren gegenwärtigen hat, und wie tief es uns in die Erkenntnis der Märchen führt, um so lebhafter den Verlust der vielen anderen Märchen. Es hat sich uns — ich wiederhole

---

[1] Erwin Rohde, *Kleine Schriften* II, 193.

[2] Agilulf und Theudelind, Grimm, *DS* 404; vgl. auch *KHM* 116 (Das blaue Licht). Chauvin V, 83 Anm. 2.



das mit einer gewissen Pedanterie, denn diese Tatsache ist für unsere späteren Beobachtungen grundlegend — zu wiederholten Malen bestätigt, daſs diese Märchen, sofern ihnen nicht einfache Erlebnisse zugrunde liegen, aus Vorstellungen primitiver Völker hervorgehen. Diese Vorstellungen sind die Märchenmotive, oder sie erzeugen diese. Und die Motive werden verdoppelt, ähnliche verbinden sich; solche Zusammensetzung ist dann ein Märchen. Die Handlung schreitet nicht geradeaus fort, besinnt sich auch nicht immer auf das Vorher und Nachher; aber wir beobachteten, daſs der Darstellung beherrschende Ideen zugrunde liegen, und daſs später kühne und wirksame Motive geschickt gesteigert werden.

Von den Erzählungen der Bibel sind manche aus Babylon, manche aus Ägypten herübergenommen und veredelt. Die berühmteste biblische Sage babylonischer Herkunft, die Sintflutsage, hat nur wenige Berührungen mit dem Märchen. Die Sage vom Paradiese stammt vielleicht auch aus Babylon, persische und griechische Mythen stehen, um das zu wiederholen, ihrem Inhalt recht nahe,[1] und die Vermutung, daſs alle diese Sagen aus Träumen sich bildeten, kann man wenigstens nicht ausschlieſsen.[2] Die Heimat der meisten Geschichten von Jakob und Joseph war gewiſs Ägypten. — Anklänge an das Märchen lassen sich hier wieder leicht herausfühlen: daſs eine Frau lange Zeit unfruchtbar bleibt und ihr dann ein Trank oder Äpfel oder andere Früchte die ersehnte Fruchtbarkeit schenken, von diesem beliebten Motiv gibt uns die Bibel in ihrer Erzählung von Rahel das erste Beispiel.[3] Der Anfang der Geschichte von Joseph ist wieder ein Brüdermärchen, freilich nur in Umrissen, kein ausgeführtes.[4] Das ägyptische Märchen zeigt die treuen, das biblische die treulosen Brüder, die Frauen in den Märchen beider Länder erscheinen als treulos, hier in unserer Josephgeschichte und offenbarer und abscheulicher noch in der Geschichte von Simson. Zu den Erlebnissen der Wirklichkeit, die das Märchen in sich aufnahm, steigerte und verbreitete, gehörten also auſser den früher genannten die Geschichten von treulosen und treuen Brüdern und von treulosen Frauen. — Joseph wird von seinen neidischen Brüdern, weil der Vater ihn mehr liebt als sie, verleumdet, miſshandelt und als Sklave verkauft, dem Vater sagen die Brüder, wilde Tiere hätten

[1] Vgl. jetzt noch Hermann Gunkel, *Deutsche Rundschau* Januar 1905.
[2] Vgl. auch nochmals Roscher, *Ephialtes* 38; oben Archiv CXIII, 261.
[3] Vgl. Sidney Hartland a. a. O. 71 f.; W. Hertz, *Gesammelte Abhandlungen* 275; Hermann Gunkel, *Genesis* 298 f.
[4] Die Geschichte von Joseph wird in manchen Märchensammlungen als Märchen erzählt, vgl. z. B. Laura Gonzenbach, *Sicilianische Märchen* Nr. 89. 91. — Prym und Socin, *Der neuaramäische Dialekt von Tûr 'Abdîn.* Göttingen 1881, I, XIX. II, 26. — Traumdeutungen, die denen des Joseph vergleichbar sind, in den *Jâtaka*, übers. v. Cowell, Nr. 77.

ihn zerrissen: gerade dieser Joseph aber kommt zu den gröfsten Ehren, beschämt seine Brüder und verzeiht ihnen grofsmütig. Dieser Kontrast zwischen den älteren, verlogenen und heimtückischen und doch erfolglosen, und dem jüngsten, mifshandelten, hochsinnigen und erfolgreichen Bruder bleibt das Grundmotiv in allen späteren Märchen von treulosen Brüdern und Genossen. Der Verlauf und das Ende dieser Märchen ist nicht so freundlich wie der unserer Josephgeschichte: die Genossen und Brüder des Märchens wollen, trotzdem ihnen verziehen, nicht von ihrer Heimtücke lassen, sie verleumden den jüngsten von neuem oder schaffen ihn ganz beiseite, und erst ein wundertätiges Wirken des Schicksals enthüllt Schuld und Unschuld, belohnt den Gerechten und straft die Bösewichter.[1]

Joseph, erzählt uns die Bibel weiter, erfreut sich der besonderen Gunst des Königs; weil das nach ihm lüsterne Weib des Potiphar, dessen Werben er zurückweist, ihn verleumdet, wirft man ihn in den Kerker; später gerät der König in eine schwere Lage, aus der ihm keiner seiner Räte zu helfen weifs; nun erinnert er sich seines früheren klugen Beraters, der, wie er glaubt, verurteilt und getötet ist. Er hört, dieser lebe noch, aber schmachte im Kerker: darauf läfst der Pharao ihn sofort befreien, schenkt ihm die alte Stellung wieder, hört seinen Rat, rettet dadurch das Land und überhäuft ihn mit neuen Ehren.

Solche Schicksale werden einem treuen Fürstendiener öfter beschieden sein, dem ersten Blick zeigen sie kaum etwas Besonderes. Wer näher zusieht, erkennt, dafs sie viele und immanente Schäden orientalischen Staatslebens sozusagen auf eine kurze, erschöpfende Formel bringen, die das Leben dann immer neu beweist. Die Willkür und die Launen des orientalischen Despoten, der jähe Wechsel der Fürstengunst, die Verleumdung und Intrige am königlichen Hofe, die heimliche Eigenmacht dieser, die Klugheit und Bedeutung jener Diener, das Hilflose und die Ohnmacht des Herrschers, sobald er sich selbst helfen und selbst handeln soll: all dies zeigt die kurze Geschichte in scharfer und heller Beleuchtung, und darum ist sie sehr oft erzählt worden. In der Bibel selbst noch einmal — das Buch Tobias spielt darauf an — vom weisen Heikar, und im Indischen gleichfalls, in einer Sammlung, die sich auch über die ganze Welt verbreitete, in der Cukasaptati. Ihre Betrachtung werden wir also fortsetzen, wenn wir beim Indischen angelangt sind.

Wenn im Märchen ein Mann einem Geist oder dem Teufel, zum Lohn, dafs er ihm geholfen, das erste verspricht, was ihm

[1] Zum Märchen vom 'Jüngsten Bruder' vgl. noch Hermann Usener, *Rhein. Museum* N. F. 58 (1903), S. 8. 329, zu den 'Treulosen Brüdern' R. Köhler, *Kl. Schriften* I, 292. 537. 543; Cosquin I, 212 f. 9 f.

begegnet, und ihm begegnet dann sein Kind, so denken wir sofort an die Bibel, denn dies Motiv erscheint dort als das Gelübde Jephthas.[1] — Oder wenn, namentlich im nordischen Märchen, eine Verfolgte ruft: 'Hinter mir Nacht und vor mir Tag' und sich hinter ihr dichte Nebel zusammenballen, in denen sich ihre Verfolger verlieren, sie aber entkommt in hellem Tag,[2] so wiederholt sich die Sage vom Durchzug der Kinder Israels durchs Rote Meer. — Und man wird in diesen Fällen und ähnlichen, etwa bei der Geschichte von Moses' Aussetzung, es für das Wahrscheinliche halten, daſs die Wirkungen der Bibel bis in unser Märchen hineinreichen. Für uns bleibt die Hauptsache, daſs diese Motive als märchenhaft empfunden werden, und man darf sich nicht gegen die Möglichkeit sträuben, daſs die Bibel sie ihrerseits alten Märchen entnahm.

Moses ist dumpf und stumpf in der Jugend, und er, von dem es die wenigsten glaubten, wird später der Führer seines Volkes: die germanische Sage schildert uns ihre Helden gern ebenso, und im Märchen löst der verachtete Dummling alle Aufgaben und verrichtet alle Heldentaten, an denen seine klügeren und stärkeren Brüder scheitern. — Für die Zaubertaten des Moses: daſs er Wasser aus dem Felsen schlägt, daſs er einen Stab in eine Schlange verwandelt und mit ägyptischen Zauberern Wettkämpfe besteht, bieten Sage und Märchen gleichfalls Parallelen.

Simsons Schicksale: seine Kraft liegt in seinen Haaren,[3] sein Weib lauscht ihm dies Geheimnis ab, fesselt ihn verräterisch und überliefert den Kraftlosen seinen Feinden, leben seltsamerweise auch in Indien als Märchen. Ein bei den Slawen und im Norden verbreitetes Märchen von der treulosen Schwester oder Mutter des Starken[4] hat mit der Sage von Simson auch auffallende Verwandtschaft. — Die Geschichte vom Kampf Davids mit Goliath ist wohl kaum etwas anderes als eins der vielen hübschen Märchen vom Wettkampf eines klugen, kecken und schwachen Menschleins mit einem groſsen, ungefügen, dummen Riesen, in dem der Riese trotz seiner ungeheuren Stärke der Klugheit des Menschleins unterliegt.

Salomo bleibt, wie man weiſs, die für den Märchenforscher

[1] Vgl. etwa Grimm, *KHM* Nr. 88, mit Anmerkungen; Chauvin V, 176 Anm. 1, und Cosquin Nr. 63 (II, 215 f.); auch Grundtvig, *Gamle Danske Minder* II, 49. Wilhelm Hertz in seinen *Kollektaneen* verweist auf Servius zu *Æneis* III, 121: Idomeneus gelobt in einem Sturm dem Poseidon zu opfern, was bei der Landung ihm zuerst entgegenkomme, und ihm begegnet sein Sohn. — Ähnliche Sage bei Pseudo-Plutarch, *Plutarch* ed. Reiske X, 744, und in China: *Journal Asiatique* VI, 159.

[2] Z. B. Grundtvig a. a. O. II, 30 und in anderen Märchen des Allerleirauh-Typus, vgl. oben S. 5 Anm. 1 und Bd. CXIII, S. 268 Anm. 2.

[3] Archiv CXIV, S. 8 Anm. 3. Frazer III, 352 Anm. 1. 390.

[4] von der Leyen, *Märchen in Edda* 28. 29.



merkwürdigste und auch rätselhafteste Gestalt der Bibel. Die Geschichten von seiner Macht und seinem Glanz, seiner Zaubergewalt und Herrschaft über die Geister haben später die Araber, die Geschichten von seinen dämonischen Kräften und Helfern und seinem Trotz gegen Gott hat die spätere Literatur der Juden verbreitet. Und durch diese fabelhaften Kunden von Salomo wurde die Dichtung und Phantasie des ganzen Mittelalters befruchtet. — Oft erscheint Salomo als Richter und Rätsellöser von unübertrefflicher Weisheit, und da bleibt nun höchst seltsam, daſs gerade die Inder ganz ähnliche oder sogar dieselben Weisheitsproben und -sagen von ihren Weisen mitteilen. Welches Volk hier das andere beeinfluſste, wissen wir nicht; mir scheint aber — warum, habe ich später zu begründen —, daſs hier die Juden die Gebenden, die Inder die Nehmenden waren.

Ich erwähne von den Übereinstimmungen zuerst die, die mit Recht die Forscher am stärksten überraschte: das weise Urteil des Salomo zwischen zwei Müttern, die jede dasselbe eine Kind als das ihre beanspruchten; dies gleiche Urteil überträgt eine alte buddhistische Legende auf Buddha.[1]

In einer späteren Legende soll Salomo auf Wunsch der Königin von Saba Mädchen und Knaben, die beide ganz gleich gekleidet sind, voneinander unterscheiden.[2] Die Inder verlangen, daſs ein Kluger von zwei ganz gleichen Pferden aussage, welches die Mutterstute und welches das Fohlen sei.[3] Der Thron des Salomo war nach jüdischer Legende von märchenhafter Pracht und entdeckte das Unrecht und verwehrte dem Unwürdigen den Zutritt. Die Inder erzählten von einem solchen Thron, den man ausgrub, gleich einen ganzen Zyklus von Geschichten, in dem sich der Scharfsinn des Königs offenbarte, dem dieser Thron früher zu eigen war.[4]

Das sind alles kurze Hinweise, und es wäre nicht zu schwer, auch diese noch wesentlich zu vermehren. Doch muſs die gründliche Behandlung dieser Probleme Berufeneren überlassen bleiben. Für uns genügt die Erkenntnis, daſs die Bibel auch für den Märchenforscher eine reiche Fundgrube ist. Was sie uns bietet, sind einzelne Motive oder die Anfänge und Grundrisse zu Märchen: so ausführliche und zusammengesetzte Märchen wie bei den Ägyptern entdecken wir hier nicht. Für den gelehrten Theologen, der die Entstehung und Zusammensetzung der Bibel erkennen will, wird der Nachweis von Märchenmotiven darin viel-

[1] Oldenberg, *Literatur des alten Indien* S. 114. 291 (Gaidoz, *Mélusine* Bd. IV, 17).
[2] Wilhelm Hertz, *Gesammelte Abhandlungen* 417 f.
[3] *Çukasaptati*, übers. v. Richard Schmidt, t. s. 48 t. o. 58.
[4] Albrecht Weber, *Über die Sinhâsana dvâtrinçikâ*, *Indische Studien* XV, 185 f.

leicht von größerer Bedeutung werden als für den Märchenforscher, die vergleichende Märchenkunde wird ihm möglicherweise ganz neue Aufschlüsse und Erleuchtungen schenken und ihn in Zeiten und Schichten führen, die älter sind als alle, bis zu denen er bisher vordrang.

Die Odyssee wurde von mir das alte Märchenbuch der Griechen genannt. Denn wir haben aus ihr eine Fülle von Märchenmotiven herausgehoben: die Geschichten von Tantalos, Sisyphos, den Danaiden deuteten wir als Traummärchen, und auch die rührende Geschichte von Odysseus' Erwachen bei den Phäaken scheint aus einem Traum emporgeblüht.[1] Ein andere Gruppe von Märchen darf man als Zaubermärchen bezeichnen, z. B. das oben berührte Märchen von Proteus[2] und ebenso das von der Kirke, die, wie die Zauberinnen im Märchen so oft — es sei nur auf das Brüdermärchen verwiesen[3] —, die Menschen in Tiere verwandelt, bis auf einen, den die Götter schützen, vor dem ihre Kunst machtlos wird, und auf dessen Drohungen sie auch den verwandelten Tieren die menschliche Gestalt zurückgeben muß. Wie die Kirke den Odysseus, so schickt im Märchen oft eine böse Zauberin ein Mädchen oder ein furchtsamer und heimtückischer König einen Helden in die Unterwelt, ursprünglich, um ihn zu vernichten: die nächsten Beispiele bieten die antiken Sagen von Herakles und Theseus und das Märchen von Eros und Psyche.

Für wieder andere Märchen bei Homer ist Reisemärchen der zutreffendste Name. Man hat seit langem erkannt, daß diesen Reïsemärchen sich die Märchen namentlich orientalischer Völker vergleichen: die Fahrt des Odysseus zu den Phäaken und seine Erlebnisse bei ihnen haben eine auffallende, auch in Einzelheiten bemerkbare Ähnlichkeit mit dem indischen Märchen von Saktivega,[4] andere verwegene Abenteuer und märchenhafte Rettungen des Odysseus sind ungefähr die gleichen wie die, deren Sindbad in *1001 Nacht* sich rühmt.[5] Die Symplegaden kennen schon Reise- und Traumschilderungen der Naturvölker;[6] die List, die Odysseus und seine Gefährten vor dem übermächtigen Gesange der Sirenen schützt, ist anderen Märchen nicht fremd,[7] die märchenhafteste Geschichte der Odyssee aber bleibt die vom Polyphem. Sie kehrt unter den Abenteuern des Sindbad wieder und gehört gewiß in den Kreis der Raubsagen und Raubmärchen: ein Mensch über-

[1] Archiv CXIII, 258. [2] Archiv CXIV, 2.

[3] Sidney Hartland, *Legend of Perseus* III, 17 f. 105 f. Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 173 Anm. 2.

[4] Gerland, *Altgriechische Märchen in der Odyssee* (Magdeburg 1869) 18.

[5] Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 173 Anm. 2. 180 Anm. 1.

[6] Vgl. von der Leyen, *Germanist. Abh. für Paul* S. 150 Anm. 1; dazu Reinhold Köhler, *Kl. Schriften* I, 397; Cosquin II, 242.

[7] Reinhold Köhler I, 125. *Jātaka*, übers. v. Cowell, Nr. 96.

listet einen Riesen und raubt ihm seine kostbarsten Besitztümer. Der Kontrast zwischen dem schwachen, klugen Menschen und dem ungeheuren, dummen und plumpen Riesen klingt in diese Sage auch hinein. Die List selbst, daſs Odysseus sich niemand nennt, erscheint sogar in Schwänken von Völkern, die nie etwas von Homer und der Odyssee hören konnten: es wurde hier ein uralter Schwank auf Odysseus übertragen.[1] Auch das ganze Beiwerk: die Einäugigkeit des Polyphem, das Entkommen des Odysseus und seiner Gefährten unter den Widdern des Riesen, die verspätete, furchtbare und vergebliche Rache des Unholdes, das ist alles echt märchenhaft und abenteuerlich.

Odysseus wird von einer himmlischen Nymphe geliebt und verzehrt sich in Sehnsucht zu der fernen irdischen Gemahlin, Achilleus ist das Kind einer himmlischen Nymphe, die einem sterblichen Manne sich hingab, den Herakles will ein feiger König verderben, er besiegt Ungeheuer, befreit von ihnen Jungfrauen, wandert zum Paradies und erbeutet die Äpfel der Hesperiden und schleppt den Kerberus aus der Hölle; Perseus wird von Danae geboren, die ein Gott durch ein Wunder befruchtet, und man hatte diese Danae eingeschlossen, damit sie kein Kind gebären könne, den Knaben Perseus sucht ein König, wieder ein feiger und schwacher König, zu vernichten, weil die Prophezeiung war, daſs dieser Knabe ihm, dem König, Unheil bringen werde. Und so erfüllt es sich: Perseus raubt den drei Graien ihr eines Auge, sie zeigen ihm den Weg zu den Gorgonen, und er gewinnt den versteinernden Schild der Medusa, er befreit Andromeda vom Drachen und erringt ihre Hand: das sind alles alte griechische Sagen, und sie klingen uns doch, als hörten wir eins unserer Märchen.[2] — Die Forschung hat aus der griechischen und römischen Literatur schon eine Fülle von Märchenmotiven zutage gefördert, die ich hier nicht noch einmal ausbreiten will,[3] gewiſs läſst sich die Ausbeute leicht vermehren, und eine Übersicht über die griechischen Märchenmotive und Märchen würde für die Entwickelung der griechischen Dichtkunst, die Herkunft und den Ursprung ihrer Stoffe, das Gestaltungsvermögen ihrer Dichter manche neue und schöne Aufklärungen geben. Ich vermerke hier im Interesse unserer späteren Betrachtungen noch einmal das Märchen vom klugen

[1] W. Grimm, *Abhandlungen der Berliner Akademie*, 1857, S. 1—30. — Erwin Rohde, *Der griechische Roman* 173 Anm. 2.

[2] Ich verweise nochmals auf die ausführliche Parallelensammlung zu den Perseus-Motiven bei Sidney Hartland in seinem hier oft genannten Werke. — Vgl. ferner Kretschmer, Einleitung (1896) S. 85 f.

[3] Eine schöne Übersicht gibt Friedländer, *Sittengeschichte*[5] I, 468 f. — Die Verdienste und Forschungen von Mannhardt (*Antike Wald- und Feldkulte*), Erwin Rohde (*Der griechische Roman; Psyche; Kleinere Schriften*), Marx (*Griechische Märchen von dankbaren Tieren*, 1889), Crusius (in *Roschers Lexikon* und im *Philologus*) u. a. sind bekannt.

Richter, dessen Urteile und Entscheidungen sich durch Scharfsinn überbieten,[1] und das Märchen von den empfindlichen Menschen, das die späte griechische Kunst sich ersann: groteske und komische Übertreibungen, die die renommistische Empfindlichkeit der Genüfslinge verspotten sollte.[2]

Ein griechisches Volksmärchen blieb uns noch erhalten aus dem späten Altertum, nicht rein und frisch, sondern fast zugedeckt von künstlicher und steifer Allegorie, Eros und Psyche des Apulejus. Wie unserem 18. Jahrhundert z. B. dem Musaeus die Märchen als etwas Kindliches und Albernes erschienen, ein Ammengeschwätz, auf das man mitleidig herabblickte und nur durch eigene tiefe und wertvolle, vernünftige und aufklärende Bemerkungen literaturfähig und geniefsbar machen konnte, so etwa erschienen sie auch dem Apulejus: er hat sein altes Märchen durch Allegorie und Philosophie zu vertiefen sich bemüht: uns erscheinen seine Zutaten als frostig, steif, aufdringlich und die Einfalt der Geschichte schwer schädigend. Aber unsere Volksmärchen gestatten uns überall, das Ursprüngliche und Echte herauszulösen.[3]

Ein König hat drei Töchter, die jüngste soll in die Gewalt eines Ungeheuers kommen. Unter Trauern begleitet man sie zu dem Felsen, unter dem das Ungeheuer haust, und sie stürzt sich hinab, aber ein sanfter Windhauch trägt sie in ein blühendes Tal, sie sieht darin einen Hain und eine Quelle, und das Ungeheuer, bei Tag eine Schlange mit ungeheurem Rachen, gifttropfend, ist bei Nacht ein schöner Jüngling. Psyche, die Jungfrau, lebt in einem märchenhaften Palast, die Gemächer glänzen so von Gold, daſs es auch in der Nacht hell bleibt, eine unsichtbare Dienerschaft erfüllt alle ihre Wünsche. Ihr Gemahl warnt sie: sie solle sich von den Schwestern nicht ausfragen lassen und nie nach seiner Gestalt forschen, sie widersteht auch eine Zeit dem neugierigen Drängen dieser Neidischen, schlieſslich fragt sie den Gemahl doch, und da entschwindet er ihr, und sie wandert ihm nach. Die neidischen Schwestern stürzen sich auch vom Fels, aber zerschellen dabei, Psyche wandert weiter: sie wird von Venus gepeinigt, von Traurigkeit und Sorge, ihren Dienerinnen, gegeiſselt, sie muſs durcheinander geworfene Garben, Kränze und Sicheln wieder in Ordnung bringen, sie muſs Gerste, Weizen, Hirse, Mohn, Erbsen, Linsen, Bohnen auseinanderlesen: dabei helfen ihr die Ameisen; sie muſs Wolle von bösen, wilden Schafen mit goldenen Vlieſsen bringen, das Schilf flüstert ihr zu, sie solle warten, bis die Tiere es sich selbst abstreiften; sie muſs Wasser

[1] Vgl. oben Archiv CXIV, 22 Anm. 3.
[2] Erwin Rohde, *Der griechische Roman*² 588/9.
[3] Friedländer, *Sittengeschichte* I, 407. 468 f. (mit Beiträgen von Adalbert und Ernst Kuhn). Cosquin II, 217 f.

aus einer Quelle holen, die von Drachen bewacht wird, ein Adler füllt das Gefäfs für sie.

Zum Schlufs soll sie in die Unterwelt steigen und Schönheitssalbe von der Totengöttin holen, dabei trägt sie in einer Hand Kuchen und Mehlbrei, in der anderen Honig und Wein, im Mund eine Kupfermünze. Dreimal wird sie versucht, es fallen zu lassen: zuerst begegnet ihr ein lahmer, mit Holz beladener Esel, der lahme Treiber bittet sie, die Holzscheite aufzunehmen, dann schwimmt ein alter Mann ihrem Kahne nach, man möge ihn auch hineinziehen, und alte Weiber am Webstuhl bitten sie, auch Hand anzulegen. Sie widersteht den Versuchungen allen, sie nimmt dann vom Mahl nur ein Stück Brot, das sie, auf der Erde sitzend, zu verzehren hat, erhält die Büchse und öffnet sie schon unterwegs, ein betäubender Dampf steigt hervor, aber sie ist erlöst und mit dem Geliebten wieder vereint.

Man darf auch hier kaum von einem einheitlichen Märchen reden: es sind wieder verschiedene Märchen und Märchenfragmente, die im Wesen sich freilich berührten oder ähnlich waren, lose aneinandergefügt, nicht organisch verbunden. Etwa das Märchen von der Jungfrau, die nicht nach der Gestalt des Mannes fragen darf und den Mann verliert, als sie das Gebot übertritt; das Märchen von neidischen Schwestern, die der jüngsten ihr Glück nicht gönnen und schliefslich bestraft werden, das Märchen von den unlösbaren Aufgaben, die ein Liebender doch löst, um sich die Geliebte zu erringen (in anderen Märchen gewöhnlich durch die Hilfe dankbarer Tiere, die er vorher gutmütig vom Tode rettete), das Märchen vom Wasser des Lebens und der Hexe, die einen anderen dadurch beiseite schaffen will, dafs sie ihn in die Hölle schickt und ihm Aufgaben gibt, die eigentlich kein Mensch lösen kann.[1]

Das Motiv von der Jungfrau, die unter der Trauer der ganzen Stadt einem Drachen geopfert wird, gehört in einen anderen Kreis; und die ihm gebührende Fortsetzung ist die, dafs ein Held die Jungfrau erlöst, nachdem er den Drachen besiegt und getötet.

Die meisten europäischen Volksmärchen, die dem Apulejus ähnlich sind und meist wohl auch von ihm abhängen,[2] nehmen, nachdem der Geliebte entschwunden, eine andere Wendung als ihr antikes Vorbild: die Braut wandert durch die Welt, dem Entschwundenen nach, findet mitleidige Helfer, die ihr Geschenke geben; als sie den Geliebten endlich wiederfindet, will er sich gerade mit einer anderen Braut vermählen, sie erwirkt sich von dieser mit Hilfe ihrer Geschenke die Erlaubnis, in drei Nächten bei dem Geliebten zu schlafen, und weifs endlich seine Erinne-

[1] Vgl. Cosquin II, 237 f.
[2] Vgl. das Verzeichnis von Kuhn bei Friedländer I, 497.

rung zu wecken, so daſs sie sich mit ihm wieder vereinigt.[1] — Das bestätigt uns, was wir schon sagten: die Geschichte des Apulejus ist keine einheitliche, sondern besteht aus verschiedenen, einander verwandten Märchen. Sie entspricht darin durchaus unseren modernen Volksmärchen, deren Wandlungsfähigkeit ja darum eine so unbegrenzte ist, weil sich die einzelnen Märchenmotive und Märchenteile immer neu und anders miteinander verbinden und schon ganz leise Ähnlichkeiten und Anklänge solche Verbindungen bewirken. Es liegt im Wesen dieser Märchenmotive, daſs sie immer etwas unbestimmt bleiben, sich Veränderungen leicht fügen und darum in immer anderen Zusammenhängen erscheinen.

Diese Eigentümlichkeit des Märchens führt meines Erachtens auch zur Erkenntnis des wirklichen Unterscheidungsmerkmales, das Märchen, Mythus und Sage voneinander trennt. Im ersten Ursprung sind diese gleich, Mythus und Sage stammen, ebenso wie das Märchen, aus Leben, Sitten, Anschauungen der primitiven Völker. Mit der Einschränkung freilich, daſs der Mythus, sofern er nicht Göttersage ist, auf dem Kultus beruht, der seinerseits wieder auf uralte religiöse Vorstellungen zurückführt, und daſs die Heldensage in ihre rein sagenhafte Erzählung geschichtliche Erinnerungen an Taten und Helden der Vergangenheit verwebt. Das Grundverschiedene von Märchen und Sage ist aber ihre Entwickelung: Die Sage verweilt viel länger und liebevoller bei dem einzelnen Motiv, dem einzelnen Ereignis und der einzelnen Person als das Märchen; das einzelne zieht sie stärker an, während der Reiz des Märchens gerade in der immer wechselnden Verbindung oder in der Anhäufung der Motive besteht, das Motiv für sich gilt ihm nicht so viel. Diese einzelnen Motive gewinnen bei der Sage eine immer neue künstlerische Mannigfaltigkeit, weil immer neue Dichter sich an den gleichen Motiven und Stoffen versuchen, dadurch vertieft sich auch deren Bedeutung. In ähnlicher Art wachsen die Helden der Sage, ein Dichter nach dem anderen gibt ihnen von seinem Besten, und so steigert sich ihr Heroentum, und sie erheben sich ins Überirdische. Die Motive verlieren dabei oft ihren selbständigen Wert und dienen nur zur Charakterisierung des Helden. Weil die Sage sich so entwickelt, haben ihre Helden Namen, während die des Märchens, die ganz in der Fülle immer wechselnder Begebenheiten verschwinden und, weil sie sich selbst dabei immer ändern, zu keiner bestimmten Wesenheit gelangen können, ohne Namen sind. Auch bleibt die Sage gern bei bestimmten Orten und verklärt diese, das Märchen verbreitet sich über die ganze Welt. Die Märchenmotive fügen sich leicht und willig zusammen, die Sagenmotive schwer, die Entwickelung der Sage ist langsam, eins

---

[1] Vgl. noch R. Köhler, *Kl. Schriften* I, 318 Anm. 1.

ihrer Motive widerstreitet oft dem anderen, und auch in den vollendetsten Sagen sind solche Konflikte noch nicht ganz überwunden; man fühlt, daſs eine frühere Anschauung eines Ereignisses oder eines Helden, die der späteren widerspricht, noch nicht ganz beseitigt wurde: man denke etwa an die Sintflutsage oder an die nordischen Sagen vom Ende der Welt oder an unsere Nibelungen. Die Sage ist viel ernster als das Märchen, künstlerisch meist viel durchbildeter, sie wendet sich nur an einen erlesenen Kreis von Hörern und bleibt innerhalb nationaler Grenzen. Damit steht in Zusammenhang, daſs, wenn Sagen in das Volk dringen, meist gerade das Tiefste an ihnen, ihre Tragik und ihr Adel, nicht verstanden oder miſshandelt wird — man erinnere sich an unsere Sagen von Wieland dem Schmied, Hetel und Hilde, Hildebrand und Hadubrand —, statt dessen wird sie mit märchenhaftem Beiwerk überladen. Denn das Märchen bleibt dem Volke verständlich und gehört zu ihm auf der ganzen Welt, die kunstlose Aneinanderfügung von Märchenmotiven bedarf nicht des Dichters und kann sich jederzeit im Volke abseits der höheren Poesie entwickeln. Diese Bemerkungen wollen nur als vorläufige gelten, ich hoffe sie später auszuführen und zu vertiefen und habe sie hier nur darum nicht unterdrückt, weil ich glaube, daſs sie zur Klärung unklarer Fragen behilflich sein können.[1] — Wir haben nun bei der Betrachtung der Märchen der antiken Völker einen recht stattlichen Reichtum von Märchenmotiven überblickt und es oft bestätigt gefunden, daſs diese Motive aufs engste mit dem Leben und dem Wähnen primitiver Völker zusammenhängen. Auſserdem war es uns möglich, zu beobachten, wie aus einer Vielheit von Märchenmotiven Märchen entstehen. Nun dürfen wir den letzten wichtigsten Schritt tun, den zum indischen Märchen hinüber, und die Art unserer Betrachtung läſst sich nun leicht erraten, wir vergleichen die alten Märchenmotive mit dem indischen Märchen, die auf ihnen beruhen, ebenso die antiken Märchen, die vom Meisterdieb, von den Empfindlichkeitsproben, von klugen Richtern u. a., mit den ihnen entsprechenden indischen, wir verfolgen auſserdem die Entwickelung der indischen Märchen in Indien selbst, und auf der Erkenntnis fuſsend, die wir derart vom indischen Märchen gewannen, suchen wir die Frage vom Einfluſs der indischen Märchen auf die Märchen der anderen Völker nochmals zu beantworten.

[1] Ich verweise auf die sehr fördernden Bemerkungen von Hermann Usener in seinen *Sintflutsagen* und Axel Olrik, *Om Ragnarok*, Kopenhagen 1903. Namentlich die letztgenannte Schrift sollte von Philologen aller Disziplinen gelesen werden.

München. Friedrich von der Leyen.

(Fortsetzung folgt.)



Niklas Praun und Pandolfo Collenuccio.

In der Festschrift '*Hans Sachs-Forschungen*, herausgegeben von A. L. Stiefel'; Nürnberg 1894, S. 13—32, hat V. Michels aus einer Handschrift der Berliner Königlichen Bibliothek einen Dialog von Niklas Praun '*Das pieret vnd der Kopff*' (vollendet 1542) veröffentlicht und die ihm bekannt gewordenen Daten über den bis dahin unbekannten Verfasser mitgeteilt. Die (mehrere Arbeiten Prauns enthaltende) Handschrift ist nur zum kleineren Teile von Praun selbst geschrieben. Nach seinem Tode hat Freund Hans Sachs nach losen Blättern des Verstorbenen die Handschrift zu Ende geführt — der genannte Dialog ist ganz von Sachs abgeschrieben — und mit einer sehr aufschlufsreichen hübschen Vorrede versehen worden.

Es ist sehr dankenswert, dafs Michels das ganze Gespräch zwischen dem Barett und dem Kopf abgedruckt hat. Der Dialog ist gewifs die beste literarische Leistung Prauns. Ein allerdings seltsamer Gedanke — als 'wunderlich' bezeichnet Praun selbst am Schlufs sein Gespräch — wird geistreich und witzig durchgeführt, die bitterste Ironie über die unvernünftige Weltanschauung und Handlungsweise der grofsen Masse wird in humorvollen Reden ausgegossen. Barett[1] und Kopf stehen zueinander in einem scharfen, gut charakterisierten Gegensatz. Das Barett ist klug, hochgebildet, welterfahren, von sittlichen Grundsätzen erfüllt. Der Kopf ist hohl, dumm, ungebildet und richtet sich 'nach der welt prauch', sieht nur auf den äufseren Schein und nicht auf die innere Tüchtigkeit.

Das Barett eröffnet das Gespräch mit der Klage über sein unglückliches Los, das ihn gerade auf einen so närrischen Kopf gesetzt hat. Es tadelt den Kopf (ihn vom Anfang bis zu Ende mit den ärgsten Scheltworten belegend), dafs der Träger seine Kopfbedeckung durch sein 'wankelmuetig vurnemen', durch Hin- und Herrücken, durch ewigen Wechsel der Form und der

[1] Sachs schreibt nebeneinander: 'pieret' und 'piret', es ist im 16. Jahrhundert eine häufige Nebenform (nach mittellateinisch *birretum*) neben 'baret' für Mütze überhaupt und im engeren Sinn für das Barett der Doktoren.



Ausschmückung unerträglich quäle. Aus den Auseinandersetzungen darüber entwickelt sich zwischen beiden ein theoretisches Gespräch über Schönheit, Gewalt, Ehrerbietung usw. Immer gibt zuerst der Kopf ganz unsinnige und verworrene Erklärungen, behauptet aber dann, wenn das Barett klar und weise die Streitfrage zu Ende bringt, er hätte von Anfang ganz dieselbe Meinung gehabt. Der Träger des Baretts geht nun auf die Strafse, wo es zu neuen Streitgesprächen kommt, weil der Träger mehrere Vorübergehende, einen Edelmann mit goldener Kette, einen Arzt, einen Advokaten, einen reichen Kaufmann, einen Hauptmann ehrfurchtsvoll begrüfst. Das Barett aber, empört über die fortwährende Störung aus seiner Ruhe, beweist dem Kopfe, dafs alle die Gegrüfsten nur dem äufseren Ansehen nach stattlich, in Wirklichkeit aber unlautere, ja lasterhafte Persönlichkeiten seien. Der Kopf entschuldigt sich mit der notwendigen Rücksicht auf die allgemeine Meinung und mit der Redensart, dafs 'man dem dewffel ein lichtlein aufzunden'[1] müsse. Das Barett beschliefst das Gespräch mit einer längeren Rede, in der es alle seine Beschwerden über den Kopf nochmals zusammenfafst (in ethischen Ausführungen, die gewifs die persönliche Überzeugung des Verfassers wiedergeben), und spricht endlich den Wunsch aus, von Motten verzehrt zu werden, um des Jammers ledig zu gehen. In einem kurzen Nachwort gibt der Verfasser als die Summe des Gespräches an, dafs 'darin die heuchlersich Ererpiettung fein hoflich gestochen wirt.'

Mit Recht wundert sich Michels über diese auffallende und eigenartige literarische Leistung des sonst doch nicht hervorragenden Autors. Er vermutet im allgemeinen Einflufs von Dialogen Hans Sachsens, Lukians oder deutscher Humanisten, wie Eobanus Hessus. Von diesen konnte er die Form der Dialoge und die Führung der Gespräche lernen, aber 'woher kommen bei Praun solche Ansätze zu individueller Charakteristik?' fragt Michels.

Diese Frage erlaube ich mir zu beantworten: Von dem italienischen Humanisten Pandolfo Collenuccio, dessen Gespräch 'La beretta e la testa' Praun unmittelbar als Vorlage benutzt hat. Collenuccio[2] ist als Verfasser zahlreicher lateinischer und

---

[1] Vgl. Thom. Murner, *Narrenbeschwörung*. Uberschrift des 64. Kapitels: *'Dem tüfel zwei liecht anzünden'*, und oft.

[2] Vgl. *Biographie universelle* 8, 588 f. Die hier gegebenen Daten werden wesentlich ergänzt und berichtigt durch die abschliefsende Monographie: A. Saviotti, *P. Collenuccio, umanista pesarese,* Pisa 1888 (Estratto dagli Annali della real scuola normale superiora di Pisa), welche die Geburts- und Todesdaten und aktenmäfsig den Lebensgang feststellt und die Schriften gründlich beschreibt. (Auf diese Monographie hat mich Prof. E. Freymond freundlichst aufmerksam gemacht.)

italienischer Werke, als Dichter, Gelehrter und Staatsmann bekannt. Geboren am 7. Januar 1444 zu Pesaro in Oberitalien (Umbrien), tritt er 1491 als Consigliere ducale in die Dienste des Herzogs von Ferrara, Herkules I.[1] Dieser kunstliebende Fürst veranstaltete an seinem glänzenden Hofe häufige Aufführungen humanistischer Schauspiele. Viele Humanisten widmen ihm ihre Werke und preisen ihn als Gönner. Ercole verwendet Collenuccio auch als Gesandten, so zweimal 1494 und 1497 nach Innsbruck an Kaiser Maximilian, und ernennt ihn 1500 zu seinem Capitano di giustizia. Einer heuchlerischen Einladung folgend reist Collenuccio in seine Heimat und wird in Pesaro auf Befehl Giovanni Sforzas am 11. Juli 1504 ermordet. Collenuccio übersetzte den Amphitryon von Plautus ins Italienische, schrieb das Schauspiel 'Jakob und Joseph', italienische Gedichte, einen Erziehungstraktat und einen Abriſs der Geschichte des Königreiches Neapel in Latein, endlich mehrere lateinische und italienische Dialoge. In allen diesen Dialogen läſst er zum Schluſs die 'erhabene' Gestalt seines fürstlichen Gönners erscheinen. Er nimmt förmlich Zuflucht zu Ercole, der wie ein gütiger Deus ex machina erscheint, um mit seiner Weisheit alle aus den Streitgesprächen erwachsenen Gegensätze aufzuheben, alle Schwierigkeiten zu ebnen und mit einem gerechten Urteil würdevoll den Dialog zu beschlieſsen.

Von Collenuccios italienischen Gesprächen ist eines der bekanntesten 'Il Philotimo. La testa e la beretta'[2] mit einem eigenartigen, genial erfundenen Motiv, das geistvoll und mit übersprudelndem Witz durchgeführt wird.

Diesen Dialog nun hat Niklas Praun verdeutscht, aber nur die erste Hälfte davon und diese nicht in durchaus gleichmäſsiger Weise. Mit Ausnahme der letzten Blätter hält sich Praun ziemlich wörtlich an Collenuccio, abgesehen davon, daſs er eine breitere Ausdrucksweise hat und so den italienischen Wortlaut sprachlich erweitert. Auch kleinere oder gröſsere Zusätze mit sachlichen Erweiterungen kommen oft vor. Seltener sind Auslassungen aus dem Texte der Vorlage. Diese Art der nur einigermaſsen freien Übersetzung übt Praun von Anfang an bis einschlieſslich S. 28 des Michelschen Abdruckes. S. 29 und 30

[1] Über Ercole von Ferrara vgl. man W. Creizenach, *Geschichte des neueren Dramas* 2, 217 und 204 ff.

[2] Saviotti bezeichnet als älteste bekannte Ausgabe: Venezia 1517. Die Abfassungszeit und allenfallsige ältere Drucke sind nicht bekannt. Ich benutze ein Exemplar der Berliner Königlichen Bibliothek, Bergamo 1594, mit dem Titel: *Il filotimo. Dialogo di M. P. Collenuccio. Apologia contro gli abusi dello sberettare* (Miſsbrauch des Grüſsens). *Interlocutori: Testa et Beretta.* — In der *Biog. un.* lautet der Titel: *la beretta contro i cortigiani* (Höflinge), was nur für einen Teil des Dialoges stimmt. — Die Ausgabe Venedig 1836 ebenfalls in Berlin.

weichen dann sehr stark ab von den betreffenden Abschnitten des Italieners. Praun folgt hier nur im allgemeinen den aus Collenuccio gewonnenen Anregungen, und mit S. 31 Z. 6 bricht er überhaupt die Übertragung ab, läfst die ganze zweite Hälfte des italienischen Dialoges unübersetzt und fügt (S. 31 und 32) den schon oben gewürdigten, ganz selbständigen Schlufsabsatz hinzu.

Zu diesen allgemeinen Bemerkungen über das Verhältnis des italienischen Dialoges und des deutschen Gespräches seien einige Beispiele angefügt.

Zunächst Proben der fast wörtlichen Übereinstimmung, so gleich der Anfang:[1]

B. Fortuna iniquissima dispensatrice partiale de' luoghi. Maledetta sia così iniqua sorte, che sopra di te mi pose.	P. Dw Schalckhafftigs vnd petrueglichs glueck, Ein Austaillerin vber pos vnd guet, verfluecht Sey mein vngelueck, vnd der So mich auf dich nerrischen kopff gesetzet hat!
T. Che hai tu, poi che da molti giorni in qua, altro giamai che lamenti e querele da te si sentono?	K. Ach, was ist dir mein liebes piret? Ein lange Zeit her, darin dw nichs anders gethon hast, Den dich zw peclagen, ist mir peschwerlich, Solichs von dir an zw horen, vnd zw vernemen.
B. Jo vorrei, che quella pecora, che produsse la lana, della quale io nacqui, fusse stata dal lupo diuorata, o che pur fusse arsa la lana fra le dita di quella sordida feminella, che la filò.	P. ich wolt, das die wollen daraus ich gemachet pin worden, mit Sampt dem schaff das die wollen getragen hat vnd herfuer pracht Ein wuetiger Wolff zerissen vnd gefressen het, oder das ich dem armen weib, So mich gezaufset, kemmet oder gespunen hat, zwischen den vingern verprunen oder verschwunden wer!
T. Che ti manca? che vorrestu? da me non hai ingiuria alcuna.	K. Ach mein piret, was wer dein pegeren? was hastw fuer mangel von mir? hastw Etwan ein schmach oder vnEr von mir entpfangen?
B. Anzi da te sola ogni mio male procede, ogni mio torto nasce: tu d'ogni mio lamento sei cagione: perche di me ogni iniquo portamento tu fai.	P. ja, allain von dir, dw holer kopff, Entspringet Alles uebels vnd dw allein pist meiner clag Ein vrsach; den dw geprauchst dich mein gancz petrueglich, in vil stuecken.

Und weitere Beispiele:

T. Tu mi fai per certo parer un' altra, che io non sono: io non me	K. Dw machest frey, das ich mich pedunck, ich Sey nit der, der

[1] Abkürzungen: B. = Beretta, T. = Testa, P. = Piret, K. = Kopf. Die gesperrten Worte bedeuten Zusätze des deutschen Textes.

medema, o pure forsi puo essere, che io non intenda te: parla piu chiaro.

ich doch pin, als ob ich mich Selb nit versten mueg, oder Aber das mocht sein, das ich verstunt dich nicht. red ein wenig clarer vnd lewter von der meinung, auf das ich dich auch versten mueg.

B ... Belezza è una atta e giusta proportione di tutte le membra, insieme con grande aspetto.

P. Nemlich Schone ist einer gerechte proports in allen glidern des menschen, wo die Selbig mit einem grofsen vnd Erwirdigen Anschawen pegabet ist.

armata d'ignoranza.

wol gewappnet mit vnwizzenheit.

Genaue, wenn auch ungeschickte Übertragung liegt auch vor an der Stelle, wo Michels beabsichtigte Unklarheit annimmt. Ich möchte gegen diese Vermutung nur einwenden, dafs das Barett sich gerade immer sehr klar auszudrücken pflegt. Es handelt sich um den folgenden Satz (S. 24 Z. 8—11): ‚Er erzaigen oder Er erpieten ist ain zaichen, [ist ein zaichen], Auspundig genaigte(r) Er vnd hochwirdigkeit, von wegen des ausgdruecten geErten erhochte thuegent?' Das ist die Übersetzung des im Italienischen völlig klaren Satzes: Honore è una essibitione di riuerenza in segno di eccellente virtu dell honorato d. h. ‘die Ehrbezeugung ist ein Ausdruck der Ehrfurcht im Zeichen' (‘zur Anzeigung' oder einfach ‘vor') ‘der ausgezeichneten Tüchtigkeit des Geehrten' (gemeint ist: ‘des Gegrüfsten'). Praun hat *in segno* ungeschickt mit ‘ausgdruecten' wiedergegeben und dadurch, sowie durch versehentliche Wiederholung (‘ist ain zaichen') und das Fehlen des r bei ‘genaigter' den Satz unwillkürlich unklar gemacht.

Sprachliche Erweiterungen werden von Praun dadurch hauptsächlich hervorgerufen, dafs er gern, wie das bei den meisten deutschen Übersetzern des 16. Jahrhunderts der Fall ist, für einen Ausdruck der Vorlage zwei oder mehr Synonyme verwendet und auch mit weiteren Ergänzungen vermehrt. Z. B. für vacua testa: ‚holer vnd doller kopf' — giustamente: ‘aus rechtem grund vnd manigfaltig vrsach' — huomo de valore: ‘von guetem adel oder Erlich, tugentreich, verdienet lewt' — le corone: ‘pedeckung des hauptes kaiserlicher kuncklich und pebstlicher kron, Cardinelisch vnd herzogisch huet, pischofflich und eptisch inffel'. — Erweiterungen ergeben sich auch durch derbere Umschreibungen der Vorlage. So für *un terribile:* ‘ein waidlicher Eisenfrefser', für hai pure una volta detto una buona parola: ‘das ist vurwar ein wunder, das einmal aus deinem holen, dollen kopff ein guet vrtail kumpt'. Und durch eine gewisse pedantische Weitschweifigkeit. Für *Chi est lui?* ‘wes geschlechts oder Adels ist dieser Edelmann? ist er ritter oder Auch thurniers genos, das dw im Solich reverenz thuest?'

Kleinere Zusätze ergeben sich durch die Einfügung von Scherzen, Redensarten, Vergleichen, z. B. 'daſs dw ein lawter doctor in Narribus pist'. — Wo die Rede von goldenen Ketten der Edelleute und den eisernen Ketten der Tollen ist, macht Praun die Bemerkung: 'vnd wie die Eiſsren ketten die Narren Still vnd ruwig helt, Also die gulden ketten machen Die narren erst lawffen vnd juchzen.' Dieses Bestreben führt dann bei Berichten und Beschreibungen zu groſsen Erweiterungen gegenüber der Quelle. Nur ein Beispiel für viele:

T. Jo tel dirò bene, e presto: belezza è lo haver una bella zazara, con la Beretta in foggia, sopra uno ciglio: la calza tirata: la scarpa stretta, con lo andare vago e leggiadro della persona.

K. Ich wil dirs pald Sagen vnd wol: Nemlich die schon ist ein schoner glatter kelbeter kopff, darauf Dw wolgestalt pist, mit Samuet oder perlein geschmuecket oder mit porten, knebeln oder steften geziret, Ein wenig auf ein Aug oder or gedruecket, mit wolrichenden piſsen durch krochen, Darzw ein guldene ketten mit einem gehenk am hals, es Sei verdeckt oder offenlich, Ein Spanische kappn mit Samut oder gestickt verpremet, ein par hosen vnd wamas von Samuet, mit glaten strumpffen, an die geraden pain gezogen, Spanische schuch von Samuet oder Duech, glat am fues angelegen, oder ein mardren rock mit ainem Samueten schlepplein, Sunst mit oberen klaidern nach auslendischer art gemacht mancher tracht vnd newer Sitten; Doch das Solchs alles mit ainem prechtigen gang geziret Sey: Sunst wer Solichs alles kein schonheit noch stewr zw der schonheit.

Kleine oder gröſsere Streichungen sind (mit Ausnahme des letzten Teiles) selten, und wenn Praun streicht, so tut er es meist aus dem Gesichtspunkt, spezifisch Italienisches zu vermeiden, so bleiben die 'creanze nel vero' Napolitane weg und der Vergleich 'come la stanga per il mastello'. Ferner fehlt im deutschen Text (zwischen S. 22 und 23) ein groſses Stück (über 5 Quartseiten) des Originals ganz, Praun bemäntelt diese Lücke nur durch einen kurzen Abschnitt (S. 22, Z. 1—8 v. u.). Die fallen gelassene Stelle Collenuccios handelt nämlich von der *galantaria* und damit zusammenhängenden durchaus italienischen Verhältnissen.

Zu den groſsen Streichungen kann man auch die schon obenerwähnte Weglassung des ganzen zweiten Teiles von Collenuccios Dialog (in dem mir vorliegenden Exemplar Bl. 12—24, also genau die Hälfte) rechnen, wo sich das Gespräch in höhere

geistige Sphären erhebt. Wir befinden uns ganz im Rahmen der italienischen Kultur am Ausgange des 15. Jahrhunderts. Namentlich durch das Dazwischentreten von Ercole. Denn wie in den übrigen Dialogen von Collenuccio, so wird auch hier schliefslich von den Streitenden Ercole angerufen, um deren widersprechende Meinungen durch seine Entscheidung zu einigen. Das ganze letzte Drittel des Dialoges wird von dem Herzog beherrscht, der in breiten humanistischen Ausführungen die Streitenden darüber belehrt, was wahre Tugend und was wahre Ehre sei, und diejenigen, die wahre Tugend besitzen und wahre Ehre anstreben, als Filotimi (nach dem griechischen φιλότῖμος, ehrliebend, nach Ehre strebend) bezeichnet. Den Beschlufs macht die Mütze, die den Kopf, spöttisch mit: zucca mia salata (mein gesalzener Kürbis = Dickschädel) ansprechend, auffordert, dem grofsen Herkules zu danken, che ti ha fatto conoscere, che cosa sia il vero honore, e che vuol dir Filotimo ('und was Filotimo besagen soll'). Dieses Schlufswort, das nur auf den letzten Blättern des Dialoges einige Male erwähnt wird, bildet auch den Obertitel des Dialoges. Es ist wahrscheinlich, dafs Collenuccio mit der Überschrift 'Il Filotimo' geradezu seinen fürstlichen Herrn gemeint hat.[1]

Praun hat mit sicherem Gefühl und literarischem Takt gehandelt, als er diesen zweiten Teil wegliefs, der zu seiner biderben Verdeutschung des ersten Teiles gar nicht gepafst und bei den Lesern, an die er denken mochte, wenig Verständnis gefunden hätte. Durch seine Enthaltsamkeit hat sich Praun einen einheitlichen Stil in Form und Inhalt bewahrt und so ein abgerundetes, heimisch anmutendes Werkchen geschaffen, das die italienische Vorlage trotz der teilweise engen Anlehnung nicht mehr durchschimmern läfst. Aus dem Werkchen allein hätte man nicht ohne weiteres auf eine italienische Quelle schliefsen können. Ich habe ja diese auch nur gelegentlich gefunden, bei den Studien für mein Kolleg: Geschichte des Humanismus.

Ein Bedenken will ich am Schlusse nicht verschweigen. Kann man Praun die Kenntnis des Italienischen zumuten? Aus den geringen über ihn bekannten Daten ergibt sich nur, dafs Praun, der einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie entstammt, eine gute Schulbildung sich erworben hatte und des Lateinischen mächtig war. Um das Italienische zu lernen, brauchte er nicht

[1] Soweit ich aus den wenigen Proben, die Saviotti von dem Philotimo gibt, urteilen kann, scheint es, dafs seine 1864 gedruckte Fassung im allgemeinen mit der mir vorliegenden Ausgabe (1594) übereinstimmt. Der Schlufs des Neudrucks aber weicht von der oben gegebenen Fassung ab: *che cosa 'il vero onore sia, te ha fatto intendere, e tu per male avere non vogli se da qui inanti ti chiamo filotimo.*



nach Italien zu fahren. Nürnberg hatte damals rege wissenschaftliche und Handelsbeziehungen zu Italien und manche des Italienischen kundige Männer in seinen Mauern.

Freilich könnte man an die Möglichkeit einer Zwischenübersetzung denken. Eine französische Fassung liegt vor von A. Geuffroy, *Dialogue de la teste et du bonnet, traduit d'italien en francois.* Paris 1543.[1] Sie kommt aber für Praun nicht in Betracht, weil sie erst ein Jahr nach der Abfassung des Praunschen Gespräches erschienen ist. Eine lateinische Übersetzung konnte ich nicht ermitteln, obwohl ich in zahlreichen gröfseren Bibliotheken darnach gesucht oder angefragt habe. Fände sich noch eine lateinische Übersetzung, die vor das Jahr 1542 fällt, würde das Bild, das ich von dem Verhältnis zwischen Praun und Collenuccio entworfen habe, nur in unwesentlichen Zügen verschoben werden. Die stellenweise wörtliche Übersetzung des italienischen Wortlautes spricht ohnehin dafür, dafs Collenuccios Dialog im Original Praun vorgelegen hat.

[1] Vgl. *British Museum. Catalogue of Printed Books.* 14, 111—113. (Hier keine lateinische Übersetzung des Filotimo.) In dem grofsen Bücherkatalog *Gesneri Bibliotheca amplificata per Frisium,* Tiguri 1583, sind viele Schriften Collenuccios verzeichnet, aber keine lateinische Übersetzung des Filotimo.

Prag-Smichow. Adolf Hauffen.



Volkslied-Miszellen.

II.

1. Zur 'Markgräfin und dem Zimmergesellen'.

Ein weitverbreitetes Volkslied (s. Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* I [1893] 446 ff. Nr. 129^{a-d}, und O. Schade, *Deutsche Handwerkslieder* [1865] 199 ff.; zu der dort verzeichneten Literatur kommt noch: Bender-Pommer, *Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge* [1902] 56 f. Nr. 49; H. Ostwald, *Lieder aus dem Rinnstein* II [1904] 8 ff.) ist jenes, das von den Beziehungen einer Markgräfin zu einem Handwerker (Zimmermann, Schuster, Schneider etc.) oder Soldaten berichtet. Diese Beziehungen gereichen dem Handwerker jedoch zum Unheil, denn nachdem sie ertappt wurden, wird er zum Galgen verurteilt, doch später begnadigt. Schade (a. a. O. 205 f.) führt eine Fassung an, die in Studentenkreisen zu Halle, Leipzig und Jena in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts gern gesungen wurde und die mit den Worten: 'War einst ein jung, jung Zimmergesell' beginnt. (Aus Studentenkreisen auch bei H. Pröhle, *Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele* [1855] 13 f. Nr. 7 und 267 f. = ^{2}[1863] 13 f. Nr. 7 und 267 f.) Auf dieses Lied bezieht sich nun die vierte Strophe im 'Lied Giraudet des Roten an Emmeline Darnai' (erster Druck: *Deutsche Dichtung*, hg. von K. E. Franzos, V Nr. 11 [1889] S. 254) von Richard Leander (Pseudonym für R. von Volkmann [1830—1889], der seit 1843 bis zu seinem Ende in Halle lebte), wo es heifst, wäre ich noch so jung wie du:

Wir setzten uns an des Flusses Rand,
Wir schauten hinab in die Wellen
Und sängen das Lied von der Lorelei
Und dem jung, jung Zimmergesellen!

Jedenfalls lernte R. Leander, der auch sonst in seinen Gedichten durch das Volkslied beeinflufst ist (s. O. Hartung, *Deutsche Dichtung* IV [1888] 218^{a}), dieses Lied in Halle, wo er in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts studierte, in Studentenkreisen kennen. Bekanntlich hat auch Gerhart Hauptmann in 'Schluck und Jau' das Lied von der Markgräfin und dem Zimmergesellen verwendet (s. Blümml, *Arch. f. n. Spr.* CXIII [1904] 286).

2. Zu 'Wer hat vom Petrus das gedacht'.

A. Hruschka und W. Toischer (*Deutsche Volkslieder aus Böhmen* [1891] 63 Nr. 95) teilen ein sehr humoristisches Lied auf den hl. Petrus aus Plan in Westböhmen mit, ohne zu ahnen, daſs dessen Verfasser Karl Waldemar von Neumann[1] ist. Das Lied findet sich zuerst in dessen mit Heinrich Reder zusammen verfaſstem Buche: *Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren* (Frankfurt a. M. 1854) S. 9. Es ist das ein Buch, in dem viele Lieder mit Volksliedton stehen (vgl. R. Prutz, *Deutsches Museum* IV. 1 [1854] S. 951 f.). Ich gebe hier den Originaltext und dazu die Varianten des deutschböhmischen Liedes:

Wer hätt' vom Petrus das gedacht.

1. Wer hätt' vom Petrus das gedacht,
Daſs er so tolles Wetter macht?
Das ist ein ganz langweiliger,
Ganz sonderbarer Heiliger!

2. Wann wir zum Exerciren geh'n,
Läßt er die Sonn' am Himmel steh'n!
Da wird dann hin und her marschirt,
Daſs man die Lust gar bald verliert.

3. Doch wann wir wieder zieh'n nach Haus,
Ist's mit dem hübschen Wetter aus!
O so ein Heil'ger ist gar fein, —
Der braucht ja nicht dabei zu sein!

4. O Petrus! denk' an Malchus Ohr
Und stell' dir unser Elend vor.
Geh, heil'ger Petrus, sei gescheit,
Laß regnen doch zur rechten Zeit!

Varianten: 1, 1 hat; — 1, 2 tolles Wetter; — 1, 3 ganz *fehlt*; — 1, 4 ganz *fehlt; dafür steht* ein; — 2, 1 wenn; — 2, 3 dann *fehlt*; — 2, 4 daſs man bald die Lust verliert; — 3, 1 wenn wir gehn ...; — 3, 2 schönen; — 3, 3 ist so ein Heiliger ja recht fein; — 3, 4 Er braucht gar nicht ...; — 4, 1 Petrus, denk' noch an das Ohr; — 4, 2 dieses Elend; — 4, 4 Gib Sonn' und Reg'n zur rechten Zeit.

Strophe 3 zeigt in der mündlichen Überlieferung in Z. 3 und 4 eine Verdunkelung des ursprünglichen Sinnes, ebenso bedeutet 4, 1 eine Verschlechterung, alle übrigen Varianten verändern den ursprünglichen Text wenig.

3. 'Ich klopf schon lang an deiner Pfort'.

Ein geistliches Lied mit solchem Anfang findet sich aus Franken nach mündlicher Überlieferung bei Ditfurth, *Fränkische Volkslieder* I (1855) 12 Nr. 17, aus Steiermark, eingelegt in das Vordernberger Paradiesspiel, bei K. Weinhold, *Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien*[2] (1875) 334 f., aus Bayern bei A. Hartmann, *Weihnachtslied und Weihnachtspiel in Oberbayern* (1875) 103 ff. Nr. 132 (vgl. auch S. 46 f.), und Hartmann-Abele, *Volkslieder, I. Volksthümliche Weihnachtlieder* (1884) 218 f. Nr. 134, und nach einem fliegenden Blatte bei F. L. Mittler,

---

[1] Über K. W. von Neumann (1830–1888) vgl. Fr. Brümmer, *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts* III[5] 140.

Deutsche Volkslieder[2] (1865) 332 Nr. 428. Eine nicht uninteressante Variante dazu enthält das Manuskript Nr. 980 der Innsbrucker k. k. Universitätsbibliothek, das aus ca. 1760 stammt und von einem Geistlichen, der in der Gegend von Ingolstadt, wie mehrere Stellen in den Liedern beweisen, lebte, zusammengeschrieben wurde.

Ode pastoritia.

[11ª] 1. Ich klopf schon lang vor dein port,
ach freindin, mach mir auf!
in diser au find sonst kein orth,
schon lang ich herumblauff;
ich bin ganz math, glaub sicherlich,
die herberg mir abschlage nit,
ich bitt herzinniglich.

2. wer da, wer klopft vor meiner thir?
wer will zu mir herein?
mein hüttlein ich eröffne nit,
ich laß niemand herein.
allhier ich mich allein befindt,
villeicht mechts sein ein loses kind,
nein, nein, laſs dich nit 'rein.

3. Ich bin ein kind von hochen stam,
o werthe schäfferin,
und hab niemand kein leyd gethan,
ganz from ich alzeit bin;
ein schäfflein ich verlohren hab,
so ich mueß suechen tag und nacht,
forthin, bis ich es find.

4. glaub schwärlich, das(s) in meiner au
sich ein frembds schaff befind(t),
bevor ich aber d'thir mach auf,
sag an, wer bist mein kindt?
oder wer ist der vatter dein,
das(s) du iezt schon ein hirt must sein,
so klein, so zart und fein?

5. mein vatter ist von ewikheit
und ewig ist sein reich,
sein eingbohrner sohn zugleich
ich ewig bey ihm bleib.
dein arme seel von dir begehr,
so ich mues suechen hin und her,
drum bin ich hier, schenckhs mir.

[11ᵇ] 6. o Jesu, was hab ich gedacht,
o edler seelenschaz,
das(s) ich nit eh hab aufgemacht?
bey mir solst finden blaz.
mein seel ich dir ergeben thue,
darin wolst nemen deine ruhe[1],
ich bitt, versags mir nit.

Ein Vergleich der einzelnen Lieder untereinander ergibt: 1 = 1 D., M., H.; 2 W.; — 2 = teilweise 2 D., M., H.; — 3 = 3 D., M., W., H.; — 4 = 4 D., M., H.; — 5 = 5 D., M., H.; 4 W.; — 6 = 6 D., M., H. Die meiste Abweichung von allen bisher bekannten Texten zeigt 2 1—4.

4. Itzunder ist die Zeit, erhebt sich Krieg und Streit.

L. Erk hat in der von ihm besorgten Ausgabe von *Des Knaben Wunderhorn* IV (1854) 335 ff. ein Kriegslied aus ca. 1630 nach einer Handschrift mitgeteilt, das bei F. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder*[2] (1865) 871 f., und Hoffmann von Fallersleben, *Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. u. 17. Jahrhunderts* II[2] (1860) 50 ff. Nr. 287 (vgl. auch K. Janicke, *Das deutsche Kriegslied* [1871] S. 21), wieder abgedruckt wurde. Das Lied war jedoch schon 1603 bekannt, wie das Manuskript M. 297 der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden lehrt, worin das Lied auf S. 152 f. (Str. 1—6

[1] Einsilbig zu lesen, also: rue (= rūā).

auf S. 152, Str. 7—10 auf S. 153) unter der Aufschrift: 'Soldaten Liedlein' zu finden ist. Ich gebe hier nur die Varianten gegenüber dem Erkschen Druck, wobei jedoch orthographische Varianten nicht berücksichtigt sind.

1, 2 erhebt sich mancher streit; — 3 das hertz; — 5 kom; — 7 nach einß jeden guten kauff.
2, 2 alda sich; — 3 prave; — 6 dem; — 7 Soldat da erscheint.
3, 1 keinen; — 7 seinem.
4, 1 Dann muß mancher; — 2 seinen; — 5 davon; — 7 einen andern.
5, 2 Heiden; — 4 dan; — 6 bescheren; — 7 doch *fehlt*; allen Ehren.
6, 2 da klagt; — 4 thue; — 5 dennoch; — 7 ein ander vberkomme baldt.
7, 1 da hebt sich klagen an; — 3 den.
8, 1 praver; — 2 gweßen; — 3 vorn feinde; — 7 gnadt ihm Gott.
9, 2 theilt man auß gute beut; — 3 manchem Soldaten das hertz; — 5 ander krigt gelt; — 6 wie es den felt; — 7 zu *fehlt*.
10, 2 kriegt allezeit; — 4 Gottfürchtig; — 5 sag ich dir frey.

5. Auf, auf ihr Hirten, nicht schlafet so lang.

Die Handschrift 980 (aus ca. 1760) der Universitätsbibliothek in Innsbruck enthält von diesem Liede eine Fassung aus Bayern, die von allen bisher bekannten Fassungen durch eine Zusatzstrophe und auch sonst abweicht.

[43ª] De Christo nascente.

1. Auf, auf ihr hirten, nicht schlaffet so lang!
Die nacht ist vergangen, es scheinet die sonn.
·:· ein kindlein klein, ·:·
das unser erlöser und heyland soll sein.

2. zu Betlehem drunten geht nider der schein,
es mues ja was himlisches verborgen drunten sein.
·:· ein alter stall ·:·
erglanzet und scheinet als wie ein Cristall.

3. ein selzame music in wolckhen erklingt,
das gloria in xcelsis ein Engl vorsingt.
·:· los nur grad zue, ·:·
gelt urbel, es gfalt dir, i glaub dirs, mei bue.

4. so geh nu mei Frizl und bsin di nit lang,
stich ab mei feins kizl und wag halt ein gang.
·:· buckh dich fein schön ·:·
und ruckh flux dein hietl, wan d'eini wilst gehn.

5. zwischen zwey thieren, den esl und rind,
do ligt ganz erstarret das liebreiche kind.
·:· o großer gott, ·:·
ich trau mirs nicht z'sagen, ich scham mich zu todt.

6. ein uralte[r] tattl in eisgrauen barth
den liebreichen kindlein ganz fleißig aufwarth.
·:· auf bloßer erd ·:·
ein zartes jungfreilein den heiland verehrt.

7. o göttliches kindlein, verschmech es doch nit,
wir opfern ein lämmlein, erhör unser bitt.
·:· o gotteslamm, ·:·
nimm hin unsre sinden, es ist ja dein nam.

Die nächste Verwandtschaft zu diesem Text zeigt ein sechsstrophiger Text aus Oberösterreich (W. Pailler, *Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol* I [1881] 189 f. Nr. 180) und der zu diesem nahe verwandte sechsstrophige aus Niederösterreich (A. Hofer, *Weihnachtslieder aus Niederösterreich*, Programm [1890] 27 Nr. XVII). Das Verhältnis zueinander stellt folgende Übersicht dar:

1 = 1 P., H.; — 2 = 3 P., H.; — 3 = 2 P., H.; — 4 = 4 P., H.; — 5 = 6 P., H.; — 6 = 5 P., H.

Entferntere Verwandtschaft zeigen ein vierstrophiger Text aus Niederösterreich (F. Ziska und J. M. Schottky, *Österreichische Volkslieder mit ihren Singeweisen* [1819] 44 f.; danach abgedruckt bei J. M. Firmenich, *Germaniens Völkerstimmen* II [1846] 800):

1 = teilweise 1 Z., F.; — 2 = 2 Z., F.; — 4 = gröſstenteils 3 und 4 Z., F.,

und eine sechsstrophige Aufzeichnung aus dem Erzgebirge (J. Stocklöw, *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen* III [1865] 120):

1 = teilweise 1 St.; — 2 = 4 St.; — 4 = 3 St.; — 5_{12} = 5_{12} St.; 5_{34} = 6_{34} St.; — 6_{12} = 6_{12} St.; — 6_{34} = 5_{34} St.

Bruchstücke des Liedes enthält das Weihnachtslied aus Käsmark (Oberungarn) im Gesang des Engels (K. J. Schröer, *Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern* [1862] 159_{20-29}):

1_{1-3} = 159_{20-23} Sch.; — 2_{2-4} = 159_{24-27} Sch.; — 6_{12} = $159_{28\,f.}$ Sch.

Durch den Anfang ist das Lied auch für eine sechsstrophige bayerische Fassung belegt (A. Hartmann, *Weihnachtlied und Weihnachtspiel in Oberbayern* [1875] 105 Nr. 135). Auch eine fünfstrophige bayerische Fassung ist bekannt (Hartmann-Abele, *Volksschauspiele* [1880] 7 f.):

1 = 1 H.-A.; — 2 = 2 H.-A.; — 4 = 5 H.-A.; — 5_{12} + 6_{34} = 3 H.-A.; — 6_{12} = 4_{12} H.-A.

6. Zu 'Heissa! lustig ohne Sorgen'.

Das Lied 'Heissa! lustig ohne Sorgen leb' ich in den Tag hinein', dessen Verfasser Ferdinand Raimund ist (Hoffmann von F., *Unsere volksthümlichen Lieder* [3] [1869] 67 Nr. 415; [4] besorgt von K. H. Prahl [1900] 115 Nr. 540), und das sich zuerst in dessen '*Sämmtliche Werke*', hg. von Joh. N. Vogl, IV (Wien 1837) 168 f., gedruckt findet, ist, wie bisher allen entgangen ist, im Elsaſs als Volkslied aufgezeichnet worden (Curt Mündel, *Elsässische Volkslieder* [1884] 280 f. Nr. 249). Das Lied stammt aus dem 'Verschwender' (1. Aufzug, 6. Szene), entstand 1833 und ist eine Ver-



herrlichung des Bedientenlebens. Ich gebe hier den Originaltext und die Mündelschen Varianten.

[168] 1. Heissa! lustig ohne Sorgen
Leb' ich in den Tag hinein,
Niemand braucht mir was zu borgen,
Schön ist's, ein Bedienter z'seyn.
Erstens bin ich zart gewachsen,
Wie der schönste Mann der Welt;
Alle Säck' hab' ich voll Maxen,
Was den Madeln so gefällt.

2. Zweitens kann ich viel ertragen,
Hab' ein lampelfrommen Sinn;
Vom Verstand will ich nichts sagen,
Weil ich zu bescheiden bin!
Drittens kann ich prächtig singen,
Meine Stimme gibt so aus:
Denn kaum laß ich sie erklingen,
Laufen's Alle gleich hinaus.

3. Viertens kann ich schreiben, lesen,
Hab' vom Rechnen eine Spur,
Bin ein Tischlerg'sell gewesen —
Und ein Mann von Politur.
[169] Fünftens, sechstens, sieb'ntens, achtens
Fallt mir wirklich nichts mehr ein;
Darum muß meines Erachtens
Auch das Lied zu Ende seyn!

Was das Strophenverhältnis betrifft, ist: $1_{1-4} = 1$ M.; — $1_{5-8} = 3$ M.; — $2_{1-4} = 4$ M.; — $2_{5-8} = 5$ M.; — $3_{1-4} = 6$ M.; — $3_{5-8} = 7$ M. Die dritte Strophe Mündels ist ein Einschiebsel ohne Entsprechung. Die Varianten sind nicht unbedeutend:

1_{1} Ei so lustig; — 1_{4} Es ist ja schön ein Herr zu sein; — 1_{5} groß gewachsen; — 1_{6} schöner als ein Mann der Welt; — 1_{7} f. alle Sach' hab' ich erfahren, die den Mädchen wohlgefällt; — 2_{2} Mein Leben hat einen frohen Sinn; — 2_{5} f. Drittens kann ich tanzen und singen, Meine Stimme geht mir's aus; — 2_{7} Denn *fehlt*; — 2_{8} Schauen alle Leut' heraus; — 3_{1} lesen und schreiben; — 3_{3} Dichtersg'sell; — 3_{6} Endlich fällt mir nichts ...; — 3_{7} Ei so muß bei meiner Ehre; — 3_{8} Dieses Lied.

Das Lied hat sich im Elsaſs aus einem Bedientenliede zu einem Herrenliede entwickelt, das gleichzeitig alles spezifisch Wienerische (vgl. besonders 1_{7} und 2_{2}) abstreifte. Interessant ist die Umwandlung des Tischlergesellen (3_{3}) in einen Dichtergesellen, denn ersterer hat dem Volke jedenfalls nicht für einen Herrn gepaſst. In 2_{6} setzt der Text aus dem Volksmunde an die Stelle von Verständlichem einen Unsinn.

7. Kapuzinerlied aus ca. 1760.

Die Handschrift 980 der k. k. Innsbrucker Universitätsbibliothek enthält ein aus Bayern stammendes Kapuzinerlied aus ca. 1760, das in derbkomischer Weise, etwa in der bekannten Art Blumauers, das Leben der Kapuziner schildert.

Capucini.

[4a]
1. unser leben war schon recht,
wans no nit war gar so schlecht.
auwe, wie blats[1] mi, auwe, wie blats mi.

2. die kutten war uns a nit z'schwar,
wans nur nit so lausig war.
auwe (etc.).

[1] bläht es mich

3. a rauche winterkutten hab ma do,
das einer's kaum derleiden kon.
auwe (etc.).

4. in garten mieß ma a graben
und dabey wenig z'nagen.
auwe (etc.).

5. und wan ma haben auch graben gnue,
krieg ma kam [a] bitschen[2] bier dazue.
auwe (etc.).

[4 b] 6. die bitschen bier, die war schon recht,
die kost ist halt zimla schlecht.
auwehe (etc.).

7. öpfl, birn, gersten, reis
ist fast unser täglich speis.
auwe (etc.).

8. alleweil collation,
der magen will halt a nit dran.
auwehe (etc.).

9. und dabey kein dropfn wein,
kint den a was schlechters sein.
auwehe (etc.).

10. Der Quardian ist zimli stolz,
bständig soll ma tragen holz.
auwe (etc.).

11. wan ma holz haben tragen gnue,
krieg ma no a bues dazue.
[auwe etc.].

12. beyn dag mieß ma schwizen,
bey der nacht auf den boden sitzen.
auwehe (etc.).

13. und kein dropfa bier dabey;
ist nit dis a lauserey?
auwe (etc.).

14. wassa trinckha no dazue,
war uns ['s] boden sitzen gnue.
auwe (etc.).

15. an brockha brod, den gibt ma her,
freß aina offt 3 mahl mehr.
auwe (etc.).

16. drauff soll ma schlaffen gehen,
kan ainer kaum aufn bainern stehen.
auwe (etc.).

17. es garzt[3] da bauch a no damit,
er gibt die ganze nacht kain fried.
auwe (etc.).

18. da strosackh, der ist unsa bett,
i wolt, das ['s] grad der blunder[4] hätt,
auwe (etc.).

19. und kein duckhnt no dabey,
da wickhla ma uns in d'kutten ein.
auwe (etc.).

20. und was das örgist no dazue,
so habma offt die nacht kein ruhe.
auweh (etc.).

21. wan d'nacht ist in vollen lauff,
da heissts, brüder gehts, stehts auf.
(auwe etc.).

[5 a] 22. in chor da mieß ma singa.
das ma mechta daspringa.
aus wehe (etc.).

23. singa war uns a nit zschwar,
wans nu nit so trenzet[5] war.
auwehe (etc.).

24. fangt ainer a wenig früer an,
da schreit der P. Quardian.
auwehe (etc.).

25. gehts iezt, brieder, gehts nachhaus,
gott sey lob, da chor ist aus.
Auwe (etc.).

[2] Hs. bischten [3] knarrt, knirscht [4] euphem. für Teufel [5] abgesetzt, nicht zusammenhängend

Ein anderes Lied auf den Kapuziner, das im Gegensatze zu unserem, welches subjektiv ist, die Glückseligkeit dieses Standes preist, liegt aus Steiermark vor (A. Schlossar, *Deutsche Volkslieder aus Steiermark* [1881] 260 Nr. 235), noch ein anderes aus Schwaben (E. Meier, *Schwäbische Volkslieder* [1855] 165 Nr. 74).

8. Der Bauer und der Knecht zur Lichtmeſszeit.

Joh. Wurth teilte aus Niederösterreich ein Lied mit (*Die deutschen Mundarten* IV [1857] 528 ff.), welches das Verhältnis zwischen Bauer und Knecht zur Zeit um Lichtmeſs, der Wanderzeit der Dienstboten, behandelt. Dieses und ein steirisches Lied (R. Fischer, *Oststeirisches Bauernleben* [1903] S. 153 f.) stellen Ausläufer eines Liedes dar, das sich in der Hs. 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek findet, aus ca. 1760 stammt und in Bayern zu Hause war. In diesem Liede tritt der Knecht noch selbstbewuſster auf wie in dem niederösterreichischen und ist auch in seinen Drohungen durchaus nicht zurückhaltend.

[89 a] 'S schlengl[1] lied (Tempus mutationis servorum).

1. es kam wohl um die liechtmeß zeit,
die knecht, die werden frisch,
ein ieder legt sein braxen[2] on,
stehtn bauer fürn tisch.

2. der jüngste kund[3] aus all gottsam[4],
a köckha, frischa bue,
der fangt vor alle zu reden an,
sprichtn baurn aft zue.

3. 'baur, i sag dirs, zahl mi aus,
[89 b] mein lidlon mustma geben,
i schlag di sonst zum schwindaling[5],
das di d' bäurin mus aufheben.'

4. schlagst du mi zum schwinderling,
das mi [d'] bäurin mus aufheben,
dawischtdi gwiß mein dochtaman,
der knarscht[6] di bis aufs leben.

5. derwischt di nu[7] mein dochtamo,
der knarscht di bis aufs leben.
'han i 2 gstuzlte[8] hund dahaim,
was gilts, sie wern di heben[9].'

6. hast du 2 gstuzlte hund dahaim,
was gilts, sie wern mi heben,
han i a gutte kuglbix,
dein hunden 'n rest kan geben.

7. 'was frag i nach der kuglbix,
sie ko ma schlets nix than,
i und mei hund seind mitenand
weit fester als a bam.'

8. beürin trag ma'n geldsackh rein,
das i den narrn zahln kan aus,
er fangt sonst a unglickh an,
bringn denerst[10] nit ausn haus.

[1] schlenkeln vb. = einen Dienst verlassen und einen anderen suchen [2] verächtlich für: Schwert (vgl. Schmeller-Frommann, *B. Wb.* I 344) [3] junge, unverheiratete Person [4] aus allen zusammen [5] Kopf; zum schwinderling = auf den Kopf (vgl. auch Schm.-Fr., *B. Wb.* II 637) [6] quetscht dich (Schm.-Fr., *B. Wb.* I 1353 s. v. knarrezen; Grimm, *D. Wb.* V 1493 s. v. knorzen 1) [7] nur [8] Hunde mit gestutztem Schweif [9] in die Höhe bringen, wegbringen [10] dennoch

9. 'baur, dös war a anders korn,
wan [s d'] amahl von gelt was siegst!'
[90 a] kundt, gib ma iezt no guette worth,
sinst, meinais[11], kein kreüzer kriegst.

10. Sö, da hast an görgls thala[12],
konst warli schmozen[13] dazue,
ist a weisser schimmel drauff,
a scheena gsteiffte[14] bue.

11. 'baur, a, i ho an den nit gnue,
der filt ma 'nsöckhl nit ein,
hat gmait, i will schlets[15] gelt auswerffa,
wan i den lidlon nim ain.'

12. hast gmait, du wilst schlets gelt auswerffen,
wan du den lidlon nimbst ein,
häst aba mießen bessa zur arbeith greiffen
und um a guets fleißiger sein.

13. 'hast mir offt a suppen geben,
di mi nit feindtli[16] gfreüt!'
i han di offt an d'arweith gschafft,
hast a nit feindli geilt.

14. 'baur, rupf[17] ma dös nit für,
dös is guet teütsch dalogen,
i ha ja troschen, gmat und gsat,
das i bin no einbogen[18].'

15. dös ist ma wohl a bazete[19],
schau, gehst do körzenkrad
[90 b] und bist so schein[20] und röselet,
als wan gwest warst praelat.

16. 'bey roggabrod und hobamues
waxt warli nit vil schmer,
i bin no von natur so hibsch,
als wan i war a her.'

17. 3 mahl die wochn knödl und fleisch
han i dir gebn gnue
und mit den bösten bier angfilt
den anderhalbmaßigen krueg.

18. 'Sey dem iezund wie ihm will,
i mues amahl halt fort,
bey dir bleib i halt nimamehr,
bekhim schon a onders orth.'

19. 'bhüet nu gott, mei beürin
und habt ma nichts für übl,
schitt als guts und bös zusam
in eurn buttakibl.'

20. 'bhüet di gott, mein lippl,
und halt di nur fein schein[20],
hab got alzeit vor augna,
dem baurn fleißig dien.'

21. 'bhüet di gott, mei oxenbue,
nim du die joppen hin,

[11] wohl verschrieben für *mainaid* [12] Georgstaler [13] lächeln [14] Bursche comme il faut [15] gemein; gewöhnliche, kleine Münze [16] sehr [17] vorrupfen = vorwerfen [18] gebückt [19] Protziger [20] schön

[91 a] die droma[t] in meina kama ligt
und denckh halt a an mi.'

22. 'bhüet di gott, mei diern,
wans afften gschechen solt,
das d'amahl zur hex solst wern,
thue mier nix, merkhsmas[21] wohl.'

23. 'bhiet nu gott iezt alle sambt,
was wölts um mi vil rehren[22],
i geh halt fort in gottes nam
und suech ma an andern hern.'

[21] wohl: *merkhdas* = merke es dir, oder *merkhmas* = merke es mir [22] Geschrei machen

9. Zu 'Weil du, o Philidor'.

Ditfurth (*Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts* [1872] 19 f. Nr. 18) teilte nach einer alten Handschrift ein Schäferlied auf Philidor mit, das sich auch in der Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek findet und zwar in einer reineren, ursprünglicheren Fassung.

[81 b] In amicum minus fidelem.

1. weill du, o Philidor,
mich nunmehr verlassen,
so wandere deine straßen;
das sag ich dir bevor:
eh die Donau wird fließen
die hegst berg hinauf,
ehe du wirst ohne bießen
vollenden deinen lauff.

[82 a] 2. ist dir dan nit bekhant,
wie das actæon gefunden
zerrißen von den hunden,
nit wegen unbestandt,
mehr sein vorwizigs sehen
hat ihn so zugericht;
wie wirds dan dem erst ergehen,
der[1] treu und glauben bricht!

3. falt dir dan nit mehr ein,
wie du bey deinen ehren
mir öffter thättest schweren,
kein ander soll es sein.
wie bald hat sich[2] verkheret
dein gestelte[3] liebesbrunst!
hat länger nit gewehret
als nebl, rauch und dunst.

4. mein alzuleichter glaub,
in den ich tausend leben
vor deine treu hätt geben,
beforhte keinen raub.
du bringst mich in das leiden,
dan wie ich hör von dir,
wilst du iezt von mir scheiden,
dis fallet schmerzlich mir.

5. Versteh es zwar gar wohl,
das meine schäfferssitten
mit deines stands meriten
ich nit vergleichen soll.
doch seind dis lehre fausen[4],
dan, wo die liebe rast,
kan man aus einer clausen
bald machen ein ballast.

6. untreyes herz, gedult!
ich wills den himml klagen,
will ihm mein noth fürtragen,
villeicht find ich noch huld.
glaub mir, der donnerstrahlen
gnugsam noch gibt ab,
villeicht sie auf den fahlen,
der mir bereith das grab.

7. adieu, o Philidor,
ich gehe zu meinen schäfen,
du wirst mich nit mer äffen,
vor dir schließ ich das thor.
doch winsch ich dir von herzen
nichts, als nur glickh und heil,
wilst du uns nur ausscherzen,
so lach ich meinen theil.

[1] Hs. das [2] Hs. dich [3] so beschaffene, so aussehende [4] so die Hs., soll wohl heifsen: flausen

Die Strophenfolge ist bis auf eine kleine Umstellung (2 = 3 D.; — 3 = 2 D.) dieselbe.

10. Die Wallfahrt der Pinzgauer.

Die zwei bisher bekannten Fassungen dieses Liedes (älterer und jüngerer Text) finden sich in Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* III (1893) 547 ff. Nr. 1761 f., eine Literaturzusammenstellung bringt Joh. Bolte, *Der Bauer im deutschen Liede* in *Acta germanica* I (1890) S. 300 Nr. 210, beiden entging jedoch die Fassung aus Salzburg bei M. V. Süſs, *Salzburgische Volkslieder* (1865) 103 ff. Nr. 3 (Melodie S. 333 f. Nr. 26), und 'Die Wallfahrt der Binsgauer zum hl. Rock nach Trier' (Ditfurth, *Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napoleons nach St. Helena 1815 bis zur Gründung des Nordbundes 1866* [1872] 80 f. Nr. 56). Zwei bemerkenswerte Varianten enthält die bayerische Hs. 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760.

[25 a] a) Pinzgenis.

1. Die pinzger, die wolten kirchfarten gehen,
kyri widäre steleyson!
der S. Salvator am bergl thuet stehen,
Christi widäre steleyson!
sie gangen umb d' kirchen und schrien von ehe
Juhe! Kyri widäre!
gelobt sey Christi und Salome!

2. o Sanct Salvator, du guldner mo,
kyri etc.
schau uns nur für recht guette a,
Cristi etc.
pinzga seind wir, das weist von ehe,
Juhe! etc.
gelobt etc.

3. gehts voran mit der hopfastanga[1],
kyri etc.
gehts gschwind, thuets den Salvator mit branga[2],
Cristi etc.
opferts ein pfening und schmazts[3] fein von ehe,
Juhe etc.
[gelobt etc.]

4. schickh uns kühe und schickh uns rinda,
kyri etc.
und darzue nit gar vil kinda,
Christi etc.
ein duzet ist gnue, das weist ja von eh,
Juhe etc.
gelobt etc.

5. laß unsern pflega von teüffl bald holla,
kyri etc.
so derffen wir fein khein steür mer zohla,
Christi etc.
er schindt uns gar feindla, das weist ja von eh,
Juhe etc.
gelobt etc.

[1] Fahne [2] tut den Salvator damit schmücken [3] bringt einen schallenden Laut hervor

6. wir bitten endtlich um ein seliges endt,
kyri etc.
das keinen die höll sein hosen verbrent,
Christi etc.
in himmel ists besser, das weist ja von ehe,
Juhe etc.
gelobt etc.

[72 b] b) Peregrinatio Pinzgerorum.

1. Pünsga, d' woltn khürhfahrta gehen,
khüri widiwe leison!
aufn berg, wo S. Salvator thuet stehn,
Christi etc.
Pünsga sama, das weist schon von eh,
juhe! hedi widi weh,
globt sey Christl und Salome.

2. o S. Salvata, du güettige man,
küri etc.
gaff[1] uns bünsga fein freindli an,
Christi etc.
Rents um die kürhn und schreits als von eh,
juhe etc.
globt etc.

3. schickh uns a waid und schickh uns hey,
khüri etc.
und nim ein ieden sein altes wei,
Christi etc.
sonst thue mas verwirgen[2], dis sogn ma dir von eh,
juhe etc.
globt etc.

4. Schickh uns khüe und schickh uns rinda,
küri etc.
dazue fein a gesteiffta[3] kinda,
Christi etc.
a duzet ist gnue, das waist schon von eh,
juhe etc.
globt sey etc.

5. unsern richta lass den teüffl nu holln,
küri etc.
so derff ma ihm kain stair nit zohln,
Christi etc.
[73 a] a schert uns ga greüli, das waist schon von eh,
juhe etc.
globt etc.

6. buema, iez mießma in stockh[4] wos legen,
kiri etc.
das ma fein kain sau nit aufheben[5],
Christe etc.
so renna ma umb d' kirha und schreyn al von eh,
juhe etc.
globt etc.

[1] schaue [2] erwürgen [3] Kinder, wie sie sein sollen [4] Opferstock [5] Gegensatz zu: sich eine Ehre einlegen, also 'daſs wir keine Dummheit machen'

7. buema, iezt gehts zu da kircha hinaus,
kiri etc.
und fein schnuergrad ins wirthshaus,
Christi etc.
trinckhts Salvators gsundheit fein von eh,
juhe etc.
globt etc.
8. und wans Salvators gsundheit trunckha habt,
kiri etc.
und an ieda sein kropf vol an than[6] hat,
Christi etc.
so renna ma haim und schreyen von ehe,
juhe etc.
globt etc.

[6] sich vollgegessen hat, sich das Kröpflein gefüllt hat

11. Gerhards 'Spinnerin' und ihr Verhältnis zum Volkslied.

Ein weit verbreitetes Lied (Arnim-Brentano, *Des Knaben Wunderhorn* III [1808] 40 f., danach Erlach, *Die Volkslieder der Deutschen* IV [1835] 152 f.; A. Kretzschmer, *Deutsche Volkslieder* I [1840] 209 f. Nr. 119; K. Simrock, *Die deutschen Volkslieder* [1851] 408 f. Nr. 266; G. Scherer, *Jungbrunnen* [1875] 298 f. Nr. 159; Kuhländchen: J. G. Meinert, *Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens* I [1817] 21 f., danach Fr. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder*[2] [1865] 584 f. Nr. 834; Böhmen: A. W. von Zuccalmaglio, *Deutsche Volkslieder* II [1840] 434 f. Nr. 229, danach Fr. L. Mittler a. a. O. 586 f. Nr. 838, A. Hruschka und W. Toischer, *Deutsche Volkslieder aus Böhmen* [1891] 206 f. Nr. 190; Steiermark: A. Schlossar, *Zeitschrift für österr. Volkskunde* I [1895] 136 f. Nr. 8; Schlesien: Hoffmann von Fallersleben und E. Richter, *Schlesische Volkslieder* [1842] 144 Nr. 119, danach Fr. L. Mittler a. a. O. 586 Nr. 837; Provinz Sachsen: L. Erk, *Neue Sammlung deutscher Volkslieder,* 3. Heft [1842] 46 f. Nr. 43, danach J. M. Firmenich, *Germaniens Völkerstimmen* I [1846] 155 f.; Franken: Ditfurth, *Fränkische Volkslieder* II [1855] 128 Nr. 171; Schwaben: E. Meier, *Schwäbische Volkslieder* [1855] 151 f. Nr. 66; A. Birlinger, *Schwäbische Volkslieder* [1864] 11 f. Nr. 11: Baden: A. Bender und J. Pommer, *Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge* [1902] 155 f. Nr. 136; Cleve und Berg: L. Erk und W. Irmer, *Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen,* 3. Heft [1839] 47 Nr. 51, Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* II [1893] 640 Nr. 838[a]; Schleswig-Holstein: K. Müllenhoff, *Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg* [1845] 610 Nr. 22 und H. Pröhle, *Weltliche und geistliche Lieder und Volksschauspiele* [1855] 157 f. Nr. 88; Braunschweig: R. Andree, *Braunschweiger Volkskunde* [1896] S. 348 f.; Siebenbürgen: F. W. Schuster, *Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder* [1865] 135 Nr. 68) ist das Spinnerlied, worin

die Mutter ihre Tochter durch mancherlei Geschenke zum Spinnen aufmuntern will, doch kann dieselbe nicht spinnen, weil ihr die Finger weh tun. Endlich verspricht ihr die Mutter einen Mann, und nun geht das Spinnen flott. Eine Variante dieses Liedes, die uns nicht überliefert ist und etwa der schwäbischen bei Meier entsprochen haben wird, ist die Grundlage des Gedichtes 'Die Spinnerin' von Wilhelm Gerhard (1780—1858), der zu Weimar geboren wurde, jedoch schon frühzeitig in das Königreich Sachsen kam, so daſs wir an eine sächsische Variante denken können. Das Gedicht findet sich in dessen *Gedichte* I (Leipzig 1826) S. 101 f. und hat folgenden Wortlaut:

[101] Die Spinnerin.

1. Spinn', spinne, liebes Töchterlein!
Ich kaufe dir ein Kleid.
Von Seide, Mutter, laßt es seyn,
Die Kante bunt und breit!
Ich will auch gleich beginnen,
Seht nur wie flink ich dreh.
Doch nein, ich kann nicht spinnen,
Die Finger thun mir weh!

2. Spinn', liebe Tochter, spinne fein!
Ein Hemde kauf' ich dir.
Das Hemde, Mutter, wird mich freun,
Mit Spitzen wünsch ich's mir.
Doch wär's vom feinsten Linnen
Und weißer als der Schnee,
Kann, Mütterchen, nicht spinnen,
Die Finger thun mir weh!

3. Spinn, Tochter, du bekömmst ein Paar
Ganz nagelneue Schuh.
O kauft, mit Zwickeln fein und klar,
Auch Strümpfe mir dazu.
Mich neiden Nachbarinnen,
Wenn ich zu Tanze geh.
Doch spinnen? nur nicht spinnen!
Die Finger thun mir weh!

[102] 4. Und spinn' das Fädchen glatt und rund,
Ich kauf' dir einen Hut.
Ja, Mütterchen, doch nicht zu bunt;
Ein gelber steht mir gut;
Ich wär', ihn zu gewinnen,
Wohl flinker als ein Reh.
Doch kann ich heut nicht spinnen,
Die Finger thun mir weh!

5. Spinn', liebe Tochter, spinne flink,
Ein Kettlein kauf' ich dir.
Das Kettlein und der goldne Ring
Sind schöner Bräute Zier.
Wie schmeichelt ihr den Sinnen
Vom Kopf bis auf die Zeh!
Erlaßt mir nur das Spinnen,
Die Finger thun mir weh!

6. Spinn', Töchterchen, spinn' flink und fein,
Ich kauf' dir einen Mann.
Ein Mann, ey! liebes Mütterlein,
Der stände mir wohl an.
Er soll mich zärtlich minnen,
Wenn ich mein Rädchen dreh',
Und seht! ich kann wohl spinnen,
Thut mir kein Finger weh!

W. Gerhard behält, wenn auch etwas variiert, das 'ich kann nicht spinnen, die Finger tun mir weh' aus dem Volksliede bei, ebenso die Eingangszeile 'Spinn', spinn' liebe Tochter'. Im Volksliede wird, ebenso wie bei Gerhard, von der Mutter der Gegenstand genannt, den sie der Tochter kaufen will, worauf im Volksliede die kurze Erklärung der Tochter folgt, die Gerhard in den Zeilen 5 und 6 weiter ausspinnt. Die in dem Gedichte genannten Gegenstände, welche von der Mutter der Tochter gekauft werden sollen, finden sich auch in den überlieferten Varianten; die Antworten der Tochter sind meist abweichend. Ein vollständiges

Verzeichnis wird dies lehren, wobei jedoch Ditfurth und Schuster, da nur das angegeben ist, was die Mutter kauft, eine Antwort der Tochter jedoch fehlt, und Müllenhoff, da er nur die zwei ersten Zeilen des Liedes angibt, auszuschalten sind:

Kleid: nicht zu eng und nicht zu weit (Erk-Böhme II 640: 3; Hoffmann-Richter 144: 2 = Mittler 586: 2; Bender-Pommer 156: 2; Scherer 298 f.: 3).
nicht zu weit (Meier 152: 5).
es wäre Zeit (Simrock 409: 2; Erk-Irmer 3, 47: 2).

Hemd: mit dem Namen (Meier 151: 3).

Schuhe: mit Schnallen (*Wunderhorn* III 40: 1 = Erlach IV 152: 1; Erk-Böhme II 640: 1; Kretzschmer I 210: 1; Zuccalmaglio II 435: 1 = Mittler 586: 1; Meier 151: 1; Hruschka-Toischer 206: 1; Simrock 408: 1; Hoffmann-Richter 144: 1 = Mittler 586: 1; Bender-Pommer 156: 3; Scherer 298: 1; Pröhle 157: 2).
die lasse ich ruhen (Meinert 22: 4 = Mittler 585: 4).
tun mir kein gut (Erk 3, 47: 5 = Firmenich I 156: 5).
Pantoffeln dazu (Erk-Irmer 3, 47: 1).
Ringlein dazu (Birlinger 11: 1).

Strümpfe: mit Zwickeln (*Wunderhorn* III 40: 2 = Erlach IV 152: 2; Erk-Böhme II 640: 2; Kretzschmer I 210: 2; Zuccalmaglio II 435: 2 = Mittler 586: 2; Meier 151: 2; Hruschka-Toischer 206: 2; Scherer 298: 2; Birlinger 11: 2).
komme nicht drum (Meinert 21: 3 = Mittler 585: 3).

Hut: tut mir nicht gut (Erk 3, 46 f.: 1 = Firmenich I 155: 1).
stünde mir gut (Schlossar I 136: 1).

Haube: tät mir taugen (Zuccalmaglio II 435: 3 = Mittler 586: 3; Hruschka-Toischer 206: 3; Schlossar I 136: 2).
mit Florspitzen (Meier 152: 7).
Sammt darauf (Birlinger 12: 6).

Mütze: ist mir nichts nütz (Erk 3, 47: 2 = Firmenich I 155: 2; Pröhle 157: 1).

Halsband: zur Zier (Meier 152: 8).

Rock: hab mirs gedacht (Meinert 21: 2 = Mittler 585: 2).
wird mir zu kurz (Erk 3, 47: 4 = Firmenich I 156: 4).
bin dann wie a Dock (Meier 151 f.: 4; Birlinger 11: 3).
nicht zu kurz (Pröhle 157 f.: 3).
hab' ich zehn Schock (Andree 348: 1).

Tuch: ist mir nicht gut (Erk 3, 47: 3 = Firmenich I 155: 3).
hab' ich genug (Andree 348: 2).

Schürze: ist mir was nütz (Meinert 21: 1 = Mittler 584 f.: 1).
nicht zu kurz (Meier 152: 6).
nicht zu lang, nicht zu kurz (Bender-Pommer 156: 1; Birlinger 12: 4).

Mieder. Schnüre darauf (Birlinger 12: 5).

Haus: mit schönen Schindeln (Zuccalmaglio II 435: 4 = Mittler 586: 4; Hruschka-Toischer 206: 4).

Bräutigam: steht mir wohl an (Andree 349: 3).

Mann: steht mir wohl an (*Wunderhorn* III 40: 3 = Erlach IV 152 f.: 3; Erk-Böhme II 640: 4; Zuccalmaglio II 435: 5 = Mittler 587: 5; Hruschka-Toischer 206 f.: 5; Schlossar I 137: 3; Simrock 409: 3; Erk-Irmer 3, 47: 3; Scherer 299: 4; Pröhle 158: 4).
will ich haben (Meinert 22: 5 = Mittler 585: 5; Erk 3, 47: 6 = Firmenich I 156: 6).

möcht ich gern haben (Hoffmann-Richter 144: 3 = Mittler 586: 3).
du bist recht dran (Meier 152: 9; Birlinger 12: 7).
strenge mich fleißig an (Kretzschmer I 210: 3).
der's tanzen kann (Bender-Pommer 156: 4).

Vergleichen wir mit dieser Übersicht Gerhards Gedicht, so ergibt sich: Str. 1, das Kleid ist belegt, die Antwort der Tochter nicht belegt; Str. 2 das Hemd ist belegt, die Antwort nicht zu belegen; Str. 3 enthält zwei Motive: in der Frage den Schuh (belegt), in der Antwort die Strümpfe mit Zwickeln (belegt), Motive, die im Volkslied in zwei Strophen auftreten; Str. 4 der Hut ist belegt, die Antwort ebenfalls, wenn auch nicht in dieser Ausführlichkeit; Str. 5 das Kettlein samt Antwort nicht belegt; Str. 6 der Mann samt Antwort belegt. Die Gerhard vorgelegene Fassung enthielt daher einiges, was uns nicht erhalten ist.

12. Weihnachtslied: De nativitate Domini.

In Arnim-Brentano, *Des Knaben Wunderhorn* III (1808) Anhang S. 29 f., und bei F. M. Böhme, *Deutsches Kinderlied und Kinderspiel* (1897) 322 Nr. 1585 (Ingolstadt 1758), steht ein Weihnachtslied, das in erweiterter Fassung bei K. Simrock, *Deutsche Weihnachtslieder* (1865) 131 ff. zu finden ist. Aus Oberösterreich brachte dann W. Pailler, *Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol* I (1881) 219 f. Nr. 210, eine Variante bei, während A. Schlossar, *Deutsche Volkslieder aus Steiermark* (1881) 88 Nr. 65, eine solche aus Steiermark und A. Hofer, *Weihnachtslieder aus Niederösterreich* (1890) 29 Nr. XX, eine solche aus Niederösterreich mitteilte. Nach einem fliegenden Blatte aus Graz druckte es K. Weinhold, *Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien* (1875) 401 ff. Nr. III, ab. Dieses Lied ist in der Hs. 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek in einer erweiterten bayerischen Fassung aus ca. 1760 erhalten, die auch dadurch interessant ist, daſs sich deren sechste Strophe, die in den übrigen Texten, auſser in dem aus der Iglauer Sprachinsel (J. Stibitz, *Das deutsche Volkslied* VI [1904] 162 f.), nicht enthalten ist, als zweite Strophe in einem gleich beginnenden oberbayerischen Liede findet (A. Hartmann und H. Abele, *Volkslieder I. Volksthümliche Weihnachtlieder* [1884] 220 Nr. 135), das sonst die Erscheinung der heiligen drei Könige behandelt; diese sechste Strophe paſst organisch nicht recht in unser Lied und scheint zu beweisen, daſs schon um 1760 zwei Lieder gleichen Anfanges existierten, wovon das eine die Erscheinung der Engel (unsere Fassungen), das andere die heil. drei Könige und ihre Anbetung (Text Hartmanns) behandelte. Da das Lied auch sonst beachtenswerte Varianten bietet, so möge es einen Abdruck finden.

[83[a]] De pastoritia (de nativitate Domini).

1. boz hundert, liebe bue,
mein, los a wenig zue,
wa i da will verzehlen,
das heut in aller frue
ist gschehen auf der haid;
wie i d' schaff han gweid,
da kom in hui a bot hergrent,
den i mein lebta ha nit kent.
boz hundert etc.

2. Er hat a botschafft bracht,
das mir das herz hat glacht,
das unsa hergott sey,
zunagst drinna in da stodt
a klaina bue sey worn,
aff dise welt gebohrn;
droff sein ma alle hingrent
auf betlhaim, so hat ers gnent.
boz etc.

3. ma suechten überall,
in ain orth offt 2 mohl,
wies umadum ist kema,
so lag er in an stall
in aina alten pfaidt,
ist nur 3 spana braith;
a klaina bue, a großer gott
ligt in an stall, ist schier a spott.
boz etc.

4. dort ligt er afn heü,
2 thier seind a dabey:
den ochsen ken i wohl,
wais nit, was anda sey.
es ist wie a ros,
ist aba nit so gros,
steht dorten, wo die muetta sizt
und hat 2 lange ohrn gspizt.
boz etc.

[83[b]] 5. der alte zimamo,
der schaut uns alle on,
wie er den klainen kind
so herzli schein hat thon,
a hatas ja dabust,
das grad ist gwest a lust;
schafft ihms brod, ist selba mit,
ist do kain rechta votta nit.
boz etc.

6. ma sagt, es sey a fest
in himmel heüt nacht gwest;
mei bue, dös war a gspaß
und war nos alleböst,
glei wie i haim wolt gehen,
so sachi a liecht angehen,
wie a große wunderstern
oder gar ain, 2 latern.
boz etc.

7. und wars nu nit so weith,
i that dirs zaigen glei!
war i nit gwösen dort,
gar offt hatts mi schon greit.
hatt i nu eh dran denckht,
i hattn kind was gschenckht,
2 öpfl han i gschenckht mit brodt,
das kind hat glacht, es gfiell ma grad.
boz hundert, lieba bue,
die höll ist iezt schon zue.

13. Volkslieder in Heyses 'Weltuntergang'.

Paul Heyses fünfaktiges Volksschauspiel 'Weltuntergang' (erster Druck: *Deutsche Dichtung,* hg. von K. E. Franzos, V [1888/89] 81—93, 120—123, 141—146, 163—167) spielt in einer kleinen rheinisch-westfälischen Stadt, wo die Spaltung in zwei Lager (Katholiken und Protestanten) streng durchgeführt ist, zur Zeit der Glaubenskämpfe (1649). Mitten in diese Gegensätze tritt Rochus, der früher in dieser Stadt als Mediziner gewirkt hatte, dann bei den schwedischen Reitern diente, ein, der nach Beendigung des Dreifsigjährigen Krieges wieder in seine Heimat in der Uniform eines schwedischen Reiters zurückkehrt und ein keckes Reiterliedlein vor sich hinsingt (I. Akt, 2. Szene, S. 82[b]):

Und komm' ich wieder ins alte Quartier,
Feinsliebchen schaut aus dem Fenster herfür.
'Wer da?'
Ein schwedischer Reiter. —
'So reit' Er nur weiter!
Der Riegel ist fest an der Kammerthür.'

Das Vorbild für dieses Lied ist in 'Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus, ade!' (F. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder*[2] [1865] 604 f. Nr. 878) zu suchen.

Ein feuriger Komet, der am Himmel sichtbar ist, erregt bei den Leuten Besorgnis und auf Befragen eines Bauern verkündet der gelehrte Arzt Cornelius, daſs der Jüngste Tag nahe sei, wobei er von der Ansicht ausgeht, daſs er durch diese Verkündigung eine Aussöhnung der beiden feindlichen Lager bewirken könne. Nun gebärden sich, der menschlichen Natur gemäſs, einige verzweifelt, während andere, darunter auch der erste Bürger, des Lebens Lust noch auskostend, im Wirtshause trinken. Für sie singt der erste Bürger (I. Akt, 8. Szene, S. 88[b]):

'Wir haben ein Schiff mit Wein beladen,
Damit woll'n wir nach Engelland fahren —'

und trotzdem er unterbrochen und an ein christliches Ende gemahnt wird, singt er ruhig weiter:

'Laſst uns fahren, fahren, fahren, fahren
Nach Engelland und in den Himmel hinein!'

Diese vier Zeilen sind bekanntlich die erste Strophe des aus dem 17. Jahrhundert stammenden Volksliedes 'Das Schifflein' (Mittler a. a. O. 839 Nr. 1373 Str. 1), wobei der Dichter gemäſs der Situation in die vierte Zeile 'und in den Himmel hinein' einschob, wodurch dieselbe metrisch zu lang wurde, daher er von der Volksliedzeile 'Last vns fahrn nach Engelland zu' nur, weil das übrige schon in der dritten Zeile zu finden ist, 'nach Engelland' beibehielt.

Diese Spaltung in Nachtschwärmer, die das Leben noch auskosten wollen, und in Andächtige, die Reue und Leid erwecken, kommt auch noch später (II. Akt, 9. Szene, S. 93) zum Ausdruck; die Nachtschwärmer singen die zweite Strophe des obigen Volksliedes (Mittler 839 Nr. 1373 Str. 2) mit der schon bemerkten Abweichung in der letzten Zeile und Einschiebung der zweiten Zeile der ersten Strophe als dritte Zeile:

'Der Wein ist aus der Maſsen gut,
Er macht uns frischen, freien Mut,
Damit woll'n wir nach Engelland fahren —
Laſst uns fahren, fahren, fahren
Nach Engelland und in den Himmel hinein!' (S. 93[a]),

worauf der Chor der Andächtigen erklingt:

'Ich hab' mein' Sach' auf Gott gestellt,
Der wird's wohl machen, wie's ihm gefällt,
Dem thu' ich mich befehlen.
Mein Leib und Seel', mein Ehr' und Gut,
Das hält er stets in seiner Hut,
Hie und im ewigen Leben.' (S. 93[a].)

Dies ist die erste Strophe eines schon im 16. Jahrhundert bekannten geistlichen Volksliedes (Goedeke-Tittmann, *Liederbuch aus*

dem sechzehnten Jahrhundert[2] [1881] 234 Nr. 29 Str. 1; Mittler 763 Nr. 1256 Str. 1). Die Trinker singen sofort darauf die vierte Strophe (Mittler 839 Nr. 1373 Str. 4) des 'Schiffleins':

'Schenk ein, schenk ein den kühlen Wein!
Das Gütlein muſs verschlemmet sein.
Laſst uns fahren' usw. (S. 93[b]),

worauf die Andächtigen mit der zweiten Strophe des geistlichen Liedes (Goedeke-Tittmann 234 f. Nr. 29 Str. 2; Mittler 763 Nr. 1256 Str. 2) einsetzen:

'Was alle Welt verloren acht't,
Das hält Gott stets in seiner Macht,
Wenn's ihm gefällt zu wenden.
Ich geb' mich in den Willen sein,
Er führt mich als der Vater mein
Zu meinem seligen Ende.' (S. 93[b].)

Eine andere Wirkung der Prophezeiung des Doktor Cornelius kommt in der alten, blinden Bettlerin Bärbe zum Ausbruch. Ihr Geist verwirrt sich, und sie gibt sich selbst den Tod. Als sie mit ihrer Führerin Lisbeth über den Platz, wo der Marienbrunnen steht, zieht, singt sie eintönig das Lied vom Jüngsten Tage vor sich hin (IV. Akt, 1. Szene, S. 141):

1. Wenn der jüngste Tag will werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Beugen sich die Bäumelein,
Schweigen die lieben Waldvögelein.

2. Kommt der liebe Gott gezogen
Mit dem schönen Regenbogen,
Spricht: Ihr Toten sollt auferstehn,
Sollt vor Gottes Gerichte gehn.

3. Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Englein sitzen.
Ihr sollt treten auf die Bahn,
Unsern Herrn Jesus beten an!

4. Ich bin von Gott, ich will zu Gott.
Der liebe Gott hat mir ein Licht beschert,
Das wird mir leuchten
Bis in die ewigen Himmelsfreuden.

Bruchstücke dieses Liedes kehren auch in der Beschreibung wieder, welche Laurentia dem Doktor Cornelius vom Tode der Bärbe gibt, als man diese auf einer Bahre daherträgt (IV. Akt, 10. Szene, S. 145[a]):

Wer über die niedere Mauer [des Friedhofs] schaut,
Sieht unten grad in den Fluſs [Rhein] hinein
Und droben saſs die Bärbe und rief:
'Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Englein sitzen —'
Ein Schauer mir durchs Gebeine lief.
Mutter Bärbe, sagt' ich, was fällt Ihr ein?
Erst morgen kommt ja das jüngste Gericht.
Da schüttelte sie den Kopf: 'Nein, nein!
Hört Ihr denn die Posaunen nicht?
Der Himmel ist so blutig rot —
Ich bin von Gott — ich will zu Gott —
Hab gute Nacht, du arme Welt!' —
Und eh das letzte Wort verklungen,
Hatt' sie sich schon hinabgeschwungen
Kopfüber auf die Kiesel am Strand ....

Auch dieses Lied ist bei Mittler 371 Nr. 474 aus Kurhessen überliefert und entsprechen die obigen vier Strophen, wenn auch nicht ganz genau, der ersten, zweiten, dritten und sechsten Strophe Mittlers. Bekanntlich legte auch Cl. Brentano dieses Lied in seine 'Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl' ein (s. R. Sprenger, *Zeitschrift für den deutschen Unterricht* XVI [1902] 253). Die Vorstellungen, die darin zum Ausdruck kommen, sind uralte (vgl. G. Nölle, *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* VI [1879] 413 ff., besonders 432—34, 441 f., 448).

14. Die Schindershochzeit.

Die Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek enthält ein bisher nicht bekanntes bayerisches Volkslied aus ca. 1760, das in launiger Weise über die Hochzeit eines Schinders zu Nürnberg berichtet.

[63[b]] Schindershochzeitlied.

1. wo wird des schinders hochzeit werden?
schenckh frisch ein!
zu Niernberg beyn schwarzen bärn,
da wird des schinders hozeit wärn.
schenckh frisch ein!

2. wo gibt man sie zusamen?
schenckh etc.
zu Niernberg auf den branga,
da gibt man [sie zusama].
schenckh etc.

3. wer gibt sie dan zusama?
schenckh etc.
ein prædicant in grauem har,
er ist a schelm und ist a nar.
schenckh etc.

4. was hat der schinder für hochzeitleith?
schenckh etc.
schergen, schinder und bett[l]leith
seind des schinters hochzeitleith.
schenckh etc.

5. was gibt ma ihnen für die erste richt?
schenckh etc.
kutteldreckh und schnepfenfleckh,
fressen d' naren alles weckh.
schenckh etc.

6. was gibt ma ihnen für die ander richt?
schenckh etc.
[64[a]] fleh, leiss und wanzen,
da kennen d' schelmen danzen.
schenckh etc.

7. was gibt ma für die dritte richt?
schenckh etc.
hundsköpf und oxengrind
seind für dises lumpengsind.
schenckh etc.

8. was gibt man für die vierte richt?
schenckh etc.
rossbeigl[1], kazenschlögl
ist guet gnue für dise flegl.
schenckh etc.

9. was gibt man für die lezte richt?
schenckh etc.
kraut für d' narn sezt man auf,
legt an gselchten fuxen drauff.
schenckh etc.

10. was haben sie aber zu trinckhen?
schenckh etc.
bier, most und blemplbier[2]
ist der Sauköpf Malvasier.
schenckh etc.

11. So sauffns dan wies liebe vieh,
schenckh etc.
sie gschwelln auf wie d' brozen[3],
bald fressens, bald wider kozens.
schenckh etc.

[1] Haufen Roßdreck [2] schlechtes Bier [3] Hände; wenn man sich dieselben erfriert, so schwellen sie auf

12. was gibt es für ein daflmusic?
schenckh etc.
der schinder nam den sauschneider beim har;
da sprach der hiessl, a sey kan nar!
schenckh etc.

13. so fangen sie an zu musicieren.
schenckh etc.
die heüt beysam wohl geigen,
den zeigt man morgen die feigen[4].
[schenckh etc.]

[64[b]] 14. wan khern d' hochzeitleith nach haus?
schenckh etc.
gegn abend kimbt der schinderkarrn,
da wirfft ma drauff die volln narrn.
schenckh etc.

[4] man macht die Feige. damit man nicht verschrien werden kann, damit einem kein Unglück zustößt

15. Mörike und das Nachtwächterlied.

Ed. Mörikes Gelegenheitsgedicht 'An Gretchen' (erster Druck: *Deutsche Dichtung*, hg. von K. E. Franzos, X [1891] 265), das er am 10. Juni 1852 morgens 3 Uhr dichtete, beginnt mit den Worten:

'Wohlauf im Namen Jesu Christ!
Der helle Tag erschienen ist!'
So hört' ich um die Dämmerzeit
Den Wächter unten singen heut.

Dies ist der Anfang eines nur aus alemannischem Sprachgebiet zu belegenden Tagansingeliedes des Nachtwächters, für welches Jos. Wichner, *Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter*, 1897, eine grofse Anzahl von Belegen bietet (Baden: Beuren bei Meersburg S. 31; Elsafs: Ammerschweier, Dammerkirch, Orschweier und Westhalten S. 66; Dorlisheim S. 67; — Schweiz: Mayenfeld in Graubünden S. 221; — Vorarlberg: Bregenz S. 161; Dornbirn S. 165; — Württemberg: Balingen S. 114; Binsdorf S. 118; Bühl a. d. Rottenburg S. 121; Endingen S. 127; Ostdorf S. 146). Dieses Tagansingelied kann Mörike wirklich 1852 in Stuttgart, wo er sich damals aufhielt, gehört haben oder noch aus einer seiner Pfarrgemeinden (Oberboihingen, Möhringen, Köngen am Neckar, Pflummern, Plattenhardt, Owen bei Kirchheim, Eltingen bei Leonberg, Ochsenwang, Weilheim, Öthlingen und Cleversulzbach) in Erinnerung gehabt haben.

16. Der Italiener.

Alfred Tobler (*Das Volkslied im Appenzellerlande* [1903] S. 18 ff.) teilte einige 'Tschinggelieder' (Lieder auf die Italiener) mit, die sich an italienische Melodien anschliefsen und das Wesen des Deutsch sprechenden Italieners zur Anschauung bringen wollen. Ein solches Lied aus Bayern enthält auch die Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760. Darin wird ein mit Drahtwaren hausierender Italiener und sein deutscher Kauderwelsch zur Darstellung gebracht.

[48 b]

Italus.

1. I bin si braff kerl, bin wärli kein narr,
I bring si aus welschland vil hübsch und schön wahr,
gut hacherl[1], mausfall, der welschen kunst, dran
der Teütschland nit kan.

2. I bin si braff kerl, kan handwerckh wohl fein,
hab glehret 3 wochen, bis i han ergriffen;
er macht dir, läst geld und ist dir schön kunst;
lehr niemand umbsunst.

3. Du hast dir daheimb beym teüffl vil meus,
sie stilt dir vil korn und frißt dir vil speil[2],
gauff nur den mausfall und bsin dir nit lang;
wirst warli maus fang.

4. du thust ihr darein ein bisserl speckh,
kombt nacher der maus, macht alleweil schmeckh,
gröbl[3] über, gröbl ummer, bis endli kombt drein;
nacher ist er schon dein.

5. und wan wir dein weib will teüfflbös sein,
kanst machen der fozen[4], in mausfall spör ein,
gib nacher zu freß nicht, das hunger leiden thuet;
wird warli bald guet.

[1] Hechel [2] Splitter, Späne [3] zu grappeln, greifen, tasten, auch groppen in gleicher Bedeutung (vgl. Schmeller-Frommann, *B. Wb.* I 1006 und 1007) [4] fig. für Frau (s. Schmeller-Frommann, *B. Wb.* I 782 s. v. fotzen 4)

17. Ein Gedicht von Fr. Kind und seine Beziehung zum Volksliede.

Friedrich Kind hat in seiner Novelle 'Die Jägersbräute' (erster Druck: *Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1811*, Leipzig [1810], S. 1—52) das 'Waidmannslied vom ungetreuen Mädchen, das nach dem Junker äugelte' eingelegt. Dasselbe wird in der Krähenhütte vom Greise zur Harfe gesungen und hat folgenden Wortlaut:

[37] 1. Es thät ein Jäger wohl jagen
Zwei Stündelein vor dem Tagen
Einen Hirsch, einen Hasen, ein Reh.
Er jagte auf rosiger Haide
Ein Mägdlein im fliegenden Kleide,
Das wollt' er nehmen zur Eh.

2. Er zog sie mit flüchtigen Schritten,
Er zog sie zur Tannenreißhütten,
Ließ all seine Hündlein los;
Sie saßen mit stillem Verlangen,
Mit schneeweißen Armen umfangen,
Auf Klee und duftendem Moos.

3. Und als nun dahin eine Stunde,
Da bollen die spürenden Hunde;
Es blies ein Schäfer ins Rohr.

[38] 'Zieh hin, zieh hin mit den Schaafen,
Mein Jäger, du hast es verschlafen;
Ich bin noch Jungfrau, wie vor!'

4. Sie thät den Jäger wohl fragen,
Ob sie ein Perl-Kränzlein dürft' tragen
In ihrem schwarzbraunen Haar?
'Feines Mägdelein! laß dir sagen,
Ein grün Hütlein mußt du tragen,
Wie andre Jägersfrau'n gar!'

5. 'So will ich meine Haare lassen fliegen,
Einen schmucken Junker zu kriegen,
Dem Jäger zu Spott und Schand!'
Das thät den Jäger verdrießen;
Er lud die Flinte zum Schießen;
Sie starb von des Liebsten Hand.

Inhaltlich gehört dieses Gedicht zu den von Arnim und Brentano, *Des Knaben Wunderhorn* I (1806) 292 f., und Büsching und von der Hagen, *Sammlung deutscher Volkslieder* (1807) 134 ff. Nr. 51, veröffentlichten Volksliedern, doch sind dieselben nicht die Quellen, aus denen Kind schöpfte. Das Wunderhornlied ist zu kurz, enthält daher vieles nicht. Das Lied bei Büsching und von der Hagen enthält ebenfalls einiges wichtige nicht, so fehlt die entsprechende Schilderung zu Kind 2_{4-6} und 5_{1-3}. Kinds Quelle, wohl eine mündliche Fassung, die er wahrscheinlich irgendwo in Sachsen vernahm, stand jedoch dem Liede aus dem Kuhländchen (J. G. Meinert, *Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens* I [1817] 203 f., danach F. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder*[2] [1865] 179 f. Nr. 201) sehr nahe, was die Übereinstimmungen zeigen. So entsprechen sich ziemlich genau: 1 K. = 1, 2 M.; 2 K. = 3, 4 M.; 3_{4-6} K. = 5 M.; 4 K. = 8, 9 M.; 5_{1-3} K. = 10 M.; 5_{4-6} K. = 6 M. Ganz durch Kind hineingebracht ist 3_{1-3} samt den sich daraus ergebenden Schafen (3_4), ebenso sind 2_3 und 2_6 Kindsche Ausschmückungen. 5_{4-6} K. wurde von Kind zum Abschlufs genommen, das Volkslied kennt diesen Schlufs nicht, denn dort will der Jäger das Mädchen erschiefsen, als sie ihm sagt, dafs sie noch Jungfrau ist, unterläfst es jedoch auf ihre Bitte hin. Im Volkslied währt der Schlaf vom Abend bis zum Morgen, bei Kind ist der Zeitraum von einer Stunde angenommen.

18. Der Torwart.

Die Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760 enthält ein aus Bayern stammendes, sehr frisches Lied auf den Flurwächter und Gutsaufseher, der seine alten Tage als Torwart verbringen will. Das Lied ist sehr humorvoll gehalten und verdient, da es bisher nicht bekannt war, einen Abdruck.

[23 a] **Officialis militaris.**

1. Kent ihr nit den bluethund,
wie er nicht[1] turniert[2],
wie er mit den steckhen,
den bauern tribuliert[3].

2. er hat a bissl pulver,
er hat a bissl a bley,
ein rostigen carbiner[4],
kein pfanner[5] ist dabey.

[23 b] 3. er tragt an seiner seithen
den spratspiß[6] doll[7] daher,
vors Hannibals sein zeiten
und etli jahr no mehr.

4. mit disen feindla meßer
schlagt er dapfer drein
und masacriert vil 1000,
das no lebendi seyn.

5. er ist ein braffer officier,
wans frid ist in dem land,
drumb heist man ihn hans friderich,
in ganzer welt bekhant.

6. beim blageren[8] ist er so köckh
und steht an d' mauer on,
statt[9] offen und stuehlweißenburg
dei[10] reden no dervon.

7. ein offna helm als ritter
tragt er mit si herum,
zerrißnes hemet und wames
verlumpet um und dum.

8. iezt will er si begeben
ganz gloreich in die ruhe
und kinfftig als thorwartl
sein leben bringen zue.

9. braunegg[11] und buechhorne[12],
die streitten umb die ehr,
wer immer ihn bekhema thuet,
hat umb ein narren mehr.

[1] hier keine Verneinung, sondern, dem bayerischen Dialekt gemäfs, etwas Fragendes ausdrückend [2] lärmt [3] neckt, sekiert [4] Karabiner [5] Pulverpfanne [6] für pratspieß = Säbel (verächtlich) [7] zum Verwundern schön [8] belagern [9] Stadt [10] dö = die [11] Brauneck, eine Einöde der Pfarre Harsdorf im Bezirksamt Kulmbach, Oberfranken [12] vielleicht Buchschorn, ein Weiler der Pfarre Hohenpeifsenberg im Bezirksamt Schongau, Oberbayern

19. Die drei Röslein in Linggs 'Marodeure'.

Die Ballade 'Die Marodeure' von Hermann Lingg (erster Druck: *Deutsche Dichtung,* hg. von K. E. Franzos, IX [1891] 162), im Ton eines echten Landsknechtliedes, worin vier Landsknechte, anstatt an der Schlacht teilzunehmen, sich mit Tanz unterhalten, wofür sie gehängt werden, spricht in der dritten Strophe:

Die Knöchel, Krüg' und Karten
Sind aller Landsknecht' Not,
Drei Röslein rot
Blühn drunten in dem Garten,
Dahinter steht der Tod —

von drei Röslein, hinter denen der Tod lauert. Die Röslein symbolisieren die lebenslustigen Landsknechte. Der Dichter hat übersehen, dafs eigentlich vier Röslein entsprechend den vier Landsknechten nötig gewesen wären, doch hat er, da das Volk die ungeraden Zahlen besonders liebt (O. Weise, *Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten* I [1900] 34 f.), die Dreizahl beibehalten. Das Motiv der drei Röslein hat er aus dem Volkslied entlehnt (vgl. M. E. Marriage, *Alemannia* XXVI [1898] 111 und 117).

20. Das Fest der Schneider.

Von den Schneidern, die einen Schmaus halten und dabei echt schneidermäfsige Heldentaten verrichten, berichten eine grofse Anzahl von Liedern (vgl. die Literaturzusammenstellung bei Köhler-Meier, *Volkslieder von der Mosel und Saar* I [1896] 453 Nr. 331). Eine bemerkenswerte bayerische Variante, die der leider bei Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* III (1894) 450, nicht vollständig mitgeteilten Berliner Fassung aus 1855 sehr nahe zu stehen scheint, bietet die Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760.

[46 a] **Festum sartorum.**

1. Die schneider fügeten ein dinzltag[1],
   S. Florian mit nam
   und komen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   der schneiderböckh zusam.

2. und als sie nun beysamen waren,
   da hieltens einen schmaus
   und assen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   zusam ein braten laus.

3. und als sie dis geessen hatten,
   so hattens no nit gnue
   und frassen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   ein mugenfueß darzue.

4. und als sie schon ersöttiget waren,
   da warens voller mueth
   und trankhen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   aus einen fingerhuet.

5. und da sie gnue gesoffen hatten,
   da stig der wein in kopf
   und danzten nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   auf einen glessern knopf.

6. und als sie ausgedanzet hatten,
   da warens voller hiz
   und hupfen nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   auf einen nadlspiz.

[46 b] 7. und als sie dort geschlaffen hatten,
   da kam ein sießer wind
   und bliese nein und neinzig
   neinmahl nein und neinzig
   [in] ein spinengweb dahint.

[1] Tag der feierlichen Zusammenkunft der Genossenschaft

8. und als sie dran gehangen waren,
hätts bald ein spinne verschluckht,
wan nit all nein und neinzig
neinmahl nein und neinzig
ein fliegen hätt verdruckht [2].

[2] erdrückt

Gegenüber allen übrigen Fassungen bieten die Strophen 3, 5, 7 und 8 Neues.

21. Henneke Knecht.

Von diesem niederdeutschen Liede des 16. Jahrhunderts sind bisher zwei Übersetzungen ins Lateinische bekannt geworden. Eine steht bei Dan. Eberh. Baringius in dessen *Descriptio Salae principatus Calenbergici,* Lemgo 1744, II p. 155—157 (danach abgedruckt bei O. L. B. Wolff, *Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen* [1830] 767 ff.), die andere aus 1646 bei Hoffmann von Fallersleben, *Henneke Knecht. Ein altes niederdeutsches Volkslied,* Berlin 1872. Eine dritte lateinische Übersetzung aus 1679 erwähnt F. M. Böhme, *Altdeutsches Liederbuch* (1877) S. 580. Dazu kommt noch eine vierte aus 1603, welche die Handschrift M. 297 der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden aufbewahrt, und die einiger Abweichungen wegen hier abgedruckt werden mag.

[202] Cantion. de Henning.

1. Henninge, serve! si voles
Mercede prisca servies
Messem per hanc aestivam.
Novos tibi do calceos
bene scis movere stivam.

2. Henningus inquit: ilicò]
Servire nolo villico,
Res sperno villicorum.
Maris petam fluctus, opum
Spe nempe largiorum.

3. Hera mox ad hanc sententiam:
miror tuam dementiam
tum nauta navigabis?
Agrum ligone citius
stivaque praeparabis.

4. Henningus ipsi neutiquam
Parens, avenae copiam
Arcu statim mutabat;
Curtasque vestes militum
de more comparabat.

5. Arcu premente pendulo
Tergum, pharetram cingulo
Costis adhaerit ensem,
et cursitans illoc et hoc
Vrbem petit Bremensem.

[203] 6. Bremam sed intrans inclytam
compellat hisce navitam:
mi navium magister,
tuos fac inter remiges
ad transita sim minister.

7. Respondet ille: remigem
temet libens conducerem,
Nisi rudem meorum
Te proderet vox rusticum
Et inscium laborum.

8. Novi, refert, per Herculem,
Me promptiorem neminem
Quamvis ad actionem
Et aequo mentis robore
Et corporis Draconem.

9. Sed navigans in aequore
Fugacis instar capreae
Obmutuit repente,
Multum voluta[n]s pectore
Mortis metu tremente.

10. Se fulciens ad marginem
Erructat farraginem,
Ab ore brachialem
Hera, quae monebat exitum
Habere cerno talem.

[204]

11. Cucurrit ales, flat notus
  Trux, aëris furit status
Ferociuntque fluctus
  Ait, mihi, stivae magis
pareret, hisce ductus.

12. Ah, me quis hunc ad Nobiles
  Modo reducet Saxones
Dyistrum inter atque Lainum,
  Quo surgit inclyti Ducis
Arx celsa Lawenstainum.

13. Ah! me quis hoc nunc ex salo
  Brunsvigio reddet solo?
habebit, inde dignum
  Satus avenae premium,
Et cum fabis medimnum.

14. En! hujus autor cantici
  Eduxit Henningum Mari,
Nec lendibus periret,
  Sed hoc ut elatos malo
Edoctus erudiret.

7 3 rutem *Hs.* — 7 5 *Hs.* laborem. — 8 4 *Hs.* ad aequo. — 14 3 *Hs.* lentibus.

Die 15. Strophe ist auch plattdeutsch in folgender Gestalt gegeben:

De Vnß düt ledeken hefft erdacht,
Hatt Hennecken van der See gebracht,
Dat ëhne de lüse niht freten,
sundern he warnet alle gute gesellen,
datt sy nicht sindt vermeten.

22. Zwei Bauernlieder.

In der Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760 finden sich zwei bayerische Liedchen, wovon das eine von einem lustigen Bauernsohn, das zweite von einem Bauern, der ein Herr werden will, und seiner Frau handelt. Das erste, ganz im Metrum und Ton dem Schnaderhüpfel gleich, kann auch als Beleg für das Alter dieser Volksliedgattung gelten, dessen ältestes auf den Grafen Paar aus 1600 (s. J. Zahn, *Steiermärkische Geschichtsblätter* IV [1883] 56; H. Grasberger, *Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels* [1896] S. 25 f.), dessen zweitältestes aus Appenzell 1754 (T. Tobler, *Die deutschen Mundarten* IV [1857] 379) überliefert ist.

[64 b]

a) Filius rustici.

1. unter mein huet
  stekht aller mein mueth.

2. frey di, mein mutter,
  i thue dir kain guett.

3. und wan ma mei mutta
  halt wida so thuet,

4. so wird i a tragona
  und thue halt [a] guet.

[45 b]

b) Rusticus et mulier.

1. Rusticus:

i mues no wern zum gstrengn hern,
i mag kain baur bleiben.

2. Mulier:

will kain hern, i ma[1] kan hern,
a baur must ma bleiben.

3. Rusticus:

offtn ge i mit kain bauerbuben,
i friß weda kraut no rueben.

4. Mulier:

jacet.

[1] mag

23. 'Die Försterin und das Rotkehlchen' von F. Dahn.

Die Vögel sind im deutschen Volksliede oft allwissend, besonders verkünden sie Todesfälle und Mordtaten (vgl. M. E. Marriage, *Alemannia* XXVI [1898] 166—168, 173). Dieses Motiv verwendet Felix Dahn in seinem Gedichte: Die Försterin und das Rotkehlchen (*Sämtliche Werke poetischen Inhalts* XVI [Leipzig 1898] 109 f.). Die Försterin fragt das wegfliegende Rotkehlchen, ob es sich an einem Dorn ritzte, da es mit Blut bespritzt ist:

[109] 3. 'Mich hat kein Dorn geritzt!
Bin ich mit Blut bespritzt,
So ist's von Menschenblut: —
Först'rin, du kennst es gut.' —
'Trägst du zum Neste dein
Die Blätter im Schnäbelein?'

4. 'Mein Nest, das bau ich nit!
Ich flieg zum Bühl damit,
Dafs ich dem blassen Mann
Sein Auge decken kann.' —
'Liegt Einer am Bühl erschlagen?
Wer schlug ihn, kannst du's sagen?'

[110] 5. 'Horch, ob ich's sagen kann:
Erschlagen liegt dein Mann,
Er liegt im Blute rot
Und dein Buhle schlug ihn tot.' —
'Schweig' still! — Flieg' fort, Rotkehlchen!
Wär' ich rein wie du, Liebseelchen!'

24. Zu 'Du Glöckerl im Thurm'.

R. H. Greinz und J. A. Kapferer (*Tiroler Volkslieder* [1889] 188 f.) bringen ein Volkslied mit diesem Anfange, das sich, seines ganzen Inhaltes wegen, als ein volkstümliches Lied erweist, und tatsächlich ist dessen Verfasser J. Kartsch (*Feldbleameln* [*Gedichte in österreichischer Mundart*]. Zweiter Busch'n, Wien 1847, S. 44 f.). Auch F. F. Kohl (*Echte Tiroler-Lieder* [1899] S. XIX) erwähnt dieses Lied für Tirol. Ich gebe hier den Originaltext und die Tiroler Varianten.

[44] 's Hoamathglöckerl.

1. Du Glöckerl aum Thurn
Bist a Ding ohni Herz,
Kånnst a'n oanzigi Språch,
Für d' Freud und für'n Schmerz.

2. Kånnst nix åls zwoa Tön
Und mit dö sågst so viel,
Als häst in dein Züngerl
A Herz und a G'fühl.

3. Oft klingst ma so liab
Und so hell und so fein
Als ruafad'n d' Engerln:
In d' Kirch'n geh 'nein!

4. Oft schållst ma voll Trost,
Wånn mein Tågwerch vollbrächt;
Als wünscha's 'd ma herzli
A ruahsåmi Nächt.

5. Oft sågst ma: Hiazt san
Wied'r glückli a Påår!
Sö schwör'n sih dö Treu, so
Lång s' leb'n bein Åltår.

[45] 6. Oft måhnst mi, dass ållas
Auf der Welt vageht;
Daß wied'r a Nåchb'r
Bein Leb'nspförtl steht.

7. Oft singst oan, der d'rin liegt
In hölzana Schrein,
Wia d'Muada ihr Kindl
Zun letzt'nmål ein.

8. Für den, den's 'd då einsingst,
Für den schållst går schön;
Åb'r trauri für dö,
Dö nåch müaß'n gehn. —

9. D'rum kummst ma-r oft für,
Åls wanns'd Herz häst und G'fühl,
Åls müaßas'd ob'n los'n
Aum Thurn in da Still;

10. Åls müaßt' as dein Nåchb'rn
'n Himml Åll's sâg'n;
Åls müaßas'd mit uns herunt,
Lach'n — und klàg'n. —

Zunächst hat das Tirolerlied die Strophen 7 ff. als zu reflexiv mit richtigem Gefühl ausgelassen. Die übrigen Abweichungen sind gering:

1 1 im; — 2 2 du viel; — 2 3 hätt'st; — 2 3 dei'm; — 3 4 geh' ein; — 5 2. 3 Treu' für's Leben ...; — 6 2 auf Erden.

Besonders hervorzuheben ist nur noch, daſs eine Strophe des Tirolerliedes aus je zwei des Originaltextes besteht, also 1 G. = 1, 2 K.; 2 G. = 3, 4 K.; 3 G. = 5, 6 K.

25. Zu 'Wer immer annehmliche Freuden will genießen'.

Ditfurth (*Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts* [1872] 194 f. Nr. 157) bewahrt uns nach einer alten Handschrift ein Lied obigen Anfanges, das er auch nach mündlicher Überlieferung des 19. Jahrhunderts in *Fränkische Volkslieder* II (1855) 218 f. Nr. 286 in einer vielfach abweichenden Fassung mitteilen konnte. Eine ebenfalls ziemlich abweichende bayerische Fassung aus ca. 1760 steht in der Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek.

[11 b] Deliciae venatoriae.

1. Wer immer will freiden genießen,
verfiege sich eilends in wald
und falle Dianae zu füeßen,
ergebe sich ihren gewalt.
sie wird ihn ergezen mit jagen und hezen
in ihren griensameten saal,
wo allerhand thierlein, füx, hasen und rehlein,
anstellen ein lustigen baal.

2. Kaum fanget mit guldenen strahlen
an Phoebus, nachdem er erwacht,
die gipfl der berg zu bemahlen,
zum jagen wird anstalt gemacht.
der jäger blasts horn, die hund spizen d' ohrn,
gschwind wie der wind lauffen sie trauf,
bis das sie erdappen, ein wildbret erschnappen
und fangen in völligen lauff.

3. nit minder die andere jäger,
versechen mit pulver und bley,
erwarthen auf ihren grien läger,
bis flieget ein thierlein vorbey.
der feyrrohr knallet, das wildpret schon fallet,
weils frisch ist, da weid man es aus;
wer aber so troffen, das es durch geloffen,
den machen die schizen ein blaus[1].

[1] vom frz. applaudir 'Beifall klatschen', aber im Bayerischen im verspottenden Sinne, also verspottendes loben, lachen, klatschen, spöttischer Beifall

4. wan gehet zu gaden[2] die Sonne
und Hesperus ziechet auf d' wacht,
bey einen crystallenen bronen
die jägerbursch[3] lustig sich macht.
[12a] da klingen die lauten, waldhorn und flauten,
Diana fiert selbsten den Chor,
man pfeiffet, man singet, man danzet, man springet,
bis Phoebus zuschließet das thor.

[2] zu mhd. gaden 'Gemach, Kammer'; gehet zu gaden = zieht sich in ihr Gemach zurück, geht unter [3] die bursch sing. im Bayer. die Bezeichnung für die Gesamtheit der Burschen, daher die jägerbursch = die Jägerburschen

26. I håb amåhl a Ringerl kriagt.

Als Verfasser dieses Liedes hat John Meier (*Kunstlieder bekannter Verfasser im Volksmunde* [1898] Nr. 413) den bekannten Dialektdichter Anton Freiherrn von Klesheim nachgewiesen. Als ersten Druck gibt Meier '*'s Schwarzblatl aus'n Weanerwald* [4] 1 (Wien 1858) 106 f.' an, doch findet sich das Gedicht schon in *'s Schwarzblätl aus'n Weanáwald* I (Wien 1844) S. 62. K. H. Prahl (Hoffmann von Fallersleben, *Unsere volkstümlichen Lieder,* [4] besorgt von K. H. Prahl [1900] 146 Nr. 686) zitiert die dritte Ausgabe des Schwarzblatls von 1856. Aufzeichnungen aus dem Volksmunde liegen vor aus Tirol (Greinz-Kapferer, *Tiroler Volkslieder* I [1889] 45 f.; erwähnt bei F. F. Kohl, *Echte Tirolerlieder* [1899] S. XX) und aus der badischen Pfalz (M. E. Marriage, *Volkslieder aus der badischen Pfalz* [1902] 132 f. Nr. 85). Dazu kommt eine Fassung aus Niederösterreich, die mein Freund R. Zoder dem geschriebenen Liederbuche der Marie Labner zu Kirchberg an der Pielach (Bh. St. Pölten, Bg. Kirchberg a. d. Pielach) 1900 entnahm und mir freundlichst überließs. Hier der Text:

Ringerl und Rose.

1. I hab amal a Ringerl kriagt
von meiner herzliaben Dirn,
I hab ihr drauf a Rösal gebm,
so wia's im Fruhjahr blühn [1].

2. Sie hat das Rösal voller Freud
in ihr Gebetbuch glegt
Und i hab mir das Ringerl gleich
an meinen Finga gsteckt.

3. Es war halt no koan Jahr verbei[2],
wars Resal nimma roth
Und's Dirndl, was mein anzigs war,
wohnt drobm beim liabm Gott.

4. Bevor's gstorben is, hats na gsogt zu mir:
Geh, woan dir [d'] Augen net aus,
Wir werden uns bald wiedersehn,
da drobm im Vatershaus.

5. Und kommst du einst ins Himmelreich,
an den Ring erkenn ich dich
und an den Röserl an mein[3] Herz,
an den erkennst du mich.

[1] für dial. frúajåhr blían [2] dial. vəʿbei [3] Hs. dein

Zum Vergleich setze ich den Originaltext Klesheims bei:

[62] Ringerl und Röserl.

1. I hab ámahl á Ringerl kriágt
Von meiner Herzens-Dirn,
Und i hab ihr á Röserl gebn,
Wiá's halt in Summer blüáh'n.

2. Si hat das Röserl voller Freud
In ihr Bethbüácherl glegt,
Und i, i hab das Ringerl mir
An mein klán Finger g'steckt.

3. Drauf hám mir uns gar zärtli küßt
Und das Vásprechn gebn,
Das mir uns herzli liáb'n woll'n
Durch's ganzi Erdnlebn.

4. 's war no nöt ganz á Jahr vábey,
War's Röserl nimmer roth,
Und's Deánderl dö mei All's is gwest,
War obn beyn liáb'n Got!

5. Und eh's no g'storbn is hat's gsagt:
'Geh wán dir d'Augn nöt aus,
Mir wer'n uns ja bald widersegn,
Dort obn in Vaterhaus!

6. Und kumst Du h'nauf in's Himmelreich,
An'n Ring erkenn i Di,
Und an dein Röserl an mein Herz,
An den erkennst Du mi!'

Das Verhältnis der Aufzeichnungen aus dem Volksmunde zum Original stellt sich folgendermaſsen dar:

1 = 1 GK., M., B.; — 2 = 2 B.; — 3 = 2 GK., M.; — 4 = 3 GK., M., B.; — 5 = 4 GK., M. (mit guter Änderung von Z. 2), B.; — 6 = 5 GK. (mit guter Änderung von Z. 3), M., B.

27. Zu 'Warumb thustu mich kräncken, Amor'.

Das '*Venusgärtlein*' aus 1656 enthält auf S. 164 ff. (Neuausgabe von M. Freiherrn von Waldberg [1890] 122 f.) dieses Lied in einer an manchen Stellen ziemlich verderbten Fassung. Das Lied selbst kann Waldberg (a. a. O. XXXIII Nr. 81) nicht weiter nachweisen. Eine ältere und bessere Fassung aus 1603 findet sich in der Handschrift M. 297 der kgl. öffentl. Bibliothek in Dresden und gelangt dieselbe hier, strophisch gegliedert, zum Abdruck, wobei das Abweichende durch Kursivdruck hervorgehoben ist.

[67]
1. Warumb thust du mich krencken,
Amor, du schwere last?
was thustu doch gedencken,
dass du mich also hast
mit solcher schmertz vnd Pein
verwundt das hertze mein!
was *wil* man dir doch schencken
zu dem Siege dein.

2. Weinig wirstu gewinnen,
das *ich* meine junge *tag*
in trauren muß zubringen
in so schmertzlicher klag,
in solcher tyranney
der schmertzen mangerley;
mein kindt, sey doch zufrieden,
das ich Dein Diener sey.

3. *Hettstu* mich gelaßen
Marti, dem *Krieges* Gott,
ihm zu dienen ohne *ablaßen*,
wehr ich nicht in *dem* spott
gerathen, wie ich bin;
ach, *ihr mein betrübte sin*,
waß hat *euch* doch betöhret?
mein *freudt* ist gantz dahin!

[68] 4. Ach, ach, es ist geweßen,
ach, ach, ich weiß es woll,
ein *Mägdlein* außerleßen,
die mir *gefiel* so woll,
so *hüpsch* vnd so lieblich,
zu schertzen so freundlich;
Galliarda vber die maßen
tantzt sie, dran verlibt ich mich.

5. Gleich wie die *fische* im *mehr*
praesentiren ihre gestalt
an *einem* felßen scharfe;
alßdan so *fliegen* sie baldt,
wen *dan* der fischer *kompt*,
ihr gestaldt alda vernimbt,
thut er das netz zerreißen,
in stücken es dahin schwimbt.

6. Also ist auch zerrißen
das netz der hoffnung mein;
alß ich *thett erst anschauen*
die *höffliche schönheit* dein,
meint ich zu fangen dich,
betrog aber *selber* mich,
etwas *vom Spiegel* zu greiffen;
wie sehr man irret sich!

[69] 7. Aber wie den *dem* Allen,
ob ich *schon* habe fallirt
vnd es hat nicht (hat) sein sollen,
nach dem, wie *ich* petirt,
so bitte ich *nur* allein,
du *wolst* zufrieden sein,
daß ich dir *möchte* dienen
nach *günstigen* willen dein.

8. Hier mit wirdt *gtentiret*
mein hochbetrübtes hertz
vnd auch recompensiret
der *langwirige* schmertz,
den ich so manches Jahr
an deiner lieb fürwar
Vnschuldig *hab* erlitten,
erduldet gantz vnd gar.

9. *Sollestu* aber zürnen,
das ich so liebe dich
vnd *mich* darüber erwürgen,
ach mein, was *hulff* es *mich*!
der verlust, der were zwar klein,
doch würdt es so viel sein,
verlohren *würdestu* haben
den *getreuesten* Diener dein.

Dem *Venusgärtlein* gegenüber ergeben sich Besserungen in $1_{5,6}$ und 9_6; der Reim wird hergestellt in 2_2 und 3_3; die Strophen 4 und 5 bieten eine klarere Fassung, während Strophe 6 und 9_4 im *Venusgärtlein* besser sind.

28. Ein Volkslied in Heyses 'Jungfer Justine'.

Paul Heyses vieraktiges Schauspiel 'Jungfer Justine' (erster Druck: *Deutsche Dichtung,* hg. von K. E. Franzos, XIV [1893] 9—13, 41—48, 64—72, 88—94) spielt zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, im Oktober 1758, teils in Dresden, teils im Lager bei Hochkirch. Im dritten Akt, der in Friedrichs Hauptquartier zu Rodewitz sich abwickelt, singt einer der jungen Grenadiere, welche zu Friedrichs Leibwache gehören, zeitig in der Frühe, nachdem er vom Schlafe erwacht und längere Zeit ins Feuer gestarrt hatte, mit heiserer Stimme:

Morgen früh müssen wir marschieren
Zu dem hohen Thor hinaus.
O du schwarzbraunes — (III. Akt, 1. Sz., S. 66^{b}),

wird jedoch vom Unteroffizier unterbrochen, der ihm befiehlt, still zu sein. Dieses Lied scheint Heyse F. L. Mittler, *Deutsche Volkslieder* ² (1865) 895 Nr. 1454, entnommen zu haben, wo es nach mündlicher Überlieferung aus Hessen mitgeteilt ist.

29. Weicht ihr Nachtgespenster.

Die Handschrift 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek aus ca. 1760 enthält auch folgendes, mir bis jetzt noch nicht untergekommene bayerische Lied:

[101 a]
1. weicht ihr nachtgespenster,
stöhrt mich nit in meiner rueh,
dorten an den fenster, fenster
schauet mir mein schäzgen zue.
und ihr helle sterne,
die ihr leuchtet bey der nacht,
gebet dan von ferne. ferne, ferne,
ferne auf mein schäzgen acht.

[101 b]
2. geh ich auf und nider, nider
mit der pfeifen in der handt,
denckh ich halt gleich wider, wider
an das gelobte landt,
alwo nichts als freuden,
ja die allergröste lust,
so uns allen beyden, beyden,
beyden ist gar wohl bewust.

3. guete nacht, mein schäzgen, schäzgen,
weils die zeit nit lasset zue,
das [ich] auf mein pläzgen, pläzgen
mit dir reden thue;
schlafe ohne sorgen,
dan was heunt nit kan sein,
werd ich ja gleich morgen, morgen,
morgen doppelt bringen ein.

30. Grillparzer und das deutsche Volkslied.

Grillparzer ist in allem ein echtes Wienerkind, ein Abbild des Wieners, der sich an allem und jedem seinen Schnabel wetzen muſs und zwar besonders an Neuerungen, die sein konservativer Sinn nicht verträgt und nicht begreifen will. Nicht treffender hätte Grillparzer sich und die echten Wiener zeichnen können als mit den Worten: ‘Da muſs ich nun vor allem einen Fehler eingestehen, der mir im Leben viel Schaden getan hat: Etwas Einsames in meiner Natur und ein Widerwillen gegen alles Öffentliche und Gemeinsame, letzteres um so mehr, als ich selten mit der Menge und den Vielen übereinstimme’ (*Sämtliche Werke*, hg. von A. Sauer, 5. Ausgabe, Stuttgart [1892], XVIII 75). Daraus wird uns auch sein Haſs gegen die erst durch die Romantiker aufgekommene germanische Philologie und alles damit Zusammenhängende klar, denn er, der in den Gefilden der griechischen und spanischen Dichter und Denker wandelt, dem die deutsche Klassizität (Goethe und Schiller) das Höchste ist, kann nicht begreifen, wie man sich den ‘faden’ mittelhochdeutschen Dichtungen und den Volksliedern, die ihm, von seinem klassischen Standpunkte aus, freilich nichts bieten konnten, aber doch auf so viele unserer groſsen Dichter (Uhland, Heine, Eichendorff und andere) befruchtend wirkten, zuwenden kann. Er verstand als Städter nicht den Wert des Volksliedes, er begriff von seinem klassischen Standpunkt aus, im Gegensatz zu Goethe, der hier doch seine Stürmer- und Drängerschaft nicht verleugnen kann, dessen Wesen nicht, und so verlegte er sich als echter Wiener aufs Schimpfen, ohne jedoch die Sache totschimpfen zu können, denn mehr als je erkannte und erkennt man das Volkslied als Macht. Ihm gilt die Volkspoesie nichts, und so konnte er 1852 sagen:

Die Volkspoesie, die eu're Jünger
Lobpreisen mit soviel Emphatik,
Steht gleich mir mit der Volksmathematik,
Die eben nichts als die zehn Finger. (A. a. O. III [5] 183.)

Deutlich ergibt sich aus den letzten Zeilen, daſs er das Wesen der Volkspoesie nicht erfaſste, und so konnte auch von ihm jener verhängnisvolle Irrtum, der übrigens auch heute noch nicht ganz aus der Welt geschafft ist und noch immer spukt, daſs das Volk im ganzen der geistige Urheber der Volkslieder sei, nicht umgangen werden, und höhnisch ruft er 1853:

Wenn unsere Zeit keine Dichter zählt,
Vermag das nicht uns einzuschüchtern;
Damit es nie an Poeten fehlt,
Erheben wir das Volk zu Dichtern. (III [5] 186.)

Nicht das Volk im ganzen dichtet, sondern immer nur ein einzelnes Individuum, und erst der Erfolg eines Liedes macht es zum Volkslied, an dem dann das Volk seine glättende und umarbeitende Tätigkeit versucht.

Er selbst gesteht es ja 1849 ein, daſs er sich nie vom Volkslied angezogen fühlte (a. a. O. XVIII [5] 161), doch auch bei ihm kommt zeitweilig, so 1846, der Gedanke zum Durchbruch, daſs das Volkslied nicht so verächtlich sei, sondern daſs es an seinem Platze entzückt und erfreut, nur dürfe es von dort nicht verpflanzt werden: 'Volkslieder sind wie die Wiesenblumen, die, wenn man sie im Felde ohne Pflege und Kultur aufgewachsen antrifft, erfreuen, ja entzücken; in den Gärten, zwischen Rosen, Nelken und Lilien versetzt, sind sie nicht viel besser als Unkraut' (XVIII [5] 36). Doch kann dem Nachsatze entgegengehalten werden, daſs es auch wahre Perlen von Volksliedern gibt, die ruhig in die Gärten verpflanzt werden können, und daſs gerade jene Lieder, die auf Volksliedern aufgebaut sind, groſse Wirkungen erzielten, was besonders von der Heineschen Lyrik gilt. Gerade jenem Manne, der so viel dem Volkslied in seiner Dichtung verdankt, dem Begründer der wissenschaftlichen Volksliedforschung, Ludwig Uhland, wirft Grillparzer seine Volksliedersammlung 1837 mit den Worten vor:

Was führst du selber Mörtel und Sand,
Zu höhern Werken berufen und schönern?
Wer bauen kann, bau' auf eig'ne Hand
Und lasse den Karren den Tagelöhnern. (III [5] 116),

vergessend, daſs gerade die Beschäftigung mit dem Volksliede Uhlands beste Gedichte hervorrief. Daſs man sich mit dem Volksliede beschäftigt, daran ist nur die germanische Philologie schuld, welche die poetische Begabung für überflüssig erachtet und das Volk zu Dichtern macht, wie Grillparzer das ca. 1860 anläſslich der Besprechung der germanischen Philologie und Alter-

tumskunde ausdrückt: 'Die Volkslieder, die niemand gemacht hatte, wurden der rohen Masse in die Schuhe geschoben, und man bedurfte von nun an nur das Volk und ein paar Pedanten, um jede poetische Begabung überflüssig zu machen' (XVI ^{5} 25). Noch einmal wendet er sich, veranlafst durch Karajans Funde, ca. 1853 (?), gegen die germanistischen Studien der Brüder Grimm und deren Mitarbeiter, wenn er zu Sachsengang im Marchfelde ein Pergamentblatt entdeckt, auf dem folgendes geschrieben steht:

'Da ob'n auf'm Bergl
Da sitzen zwei Hasen,
Der eine tut Zithern spiel'n,
Der and're tut blasen.

Also ein Volkslied. Ein Volkslied, das, wie alle Volkslieder, niemand gemacht hat, das naturwüchsig, wie einige von der Welt behaupten, von selbst entstanden ist. Ich war glücklich. Zwar schien das Lied sehr abgeschmackt, das sind aber die meisten Volkslieder, bis ein Gelehrter den tieferen Sinn und die Bedeutung derselben herausarbeitet. Für jeden Fall war deutscher Humor darin, Hasen, die Zither spielen und blasen! Vielleicht ein Bruchstück aus einem viehischen oder Tier-Epos!' (XIII ^{5} 183.) Wenn sich hier Grillparzer gegen die Auswüchse der germanischen Philologie wandte, so hatte er vollständig recht, doch hat nicht jede Wissenschaft und auch die Dichtkunst Auswüchse, ist ein übertriebener Klassizismus, ein Nichtachten des eigenen Volkes nicht auch ein Auswuchs? Das Wichtige dieser Mitteilung liegt darin, dafs uns hier Grillparzer ein Kinderlied mitteilt, das heute noch im Viertel unterm Manhartsberg in Niederösterreich fortlebt (s. Blümml, *Der niederösterreichische Landesfreund* IX [1900], S. 3; vgl. auch J. A. und J. Lux, *Deutsche Kinderreime* [1904] 140; Ziska-Schottky, *Österreichische Volkslieder* [1819] 24).

Grillparzer will bei der alten Kunst bleiben und nicht die neue volkstümliche Richtung pflegen (1861):

Bleib nur der alten Kunst getreu,
Sie ist zu allen Zeiten eine:
Wer sich unter die volkstümlichen Kleien mischt,
Den fressen die patriotischen Schweine.[1] (III ^{5} 223.)

Wohl gibt es nur eine Kunst, aber bei jedem Volke äufsert sie sich anders, und das vergifst Grillparzer. Nicht nur die Fremden bieten uns Poesie, auch das eigene Volk hat solche, doch Grillparzer ist zu sehr Kosmopolit, um das einzusehen, und so schimpft er 1837 frisch darauf los:

---

[1] S. auch *Grillparzers Briefe und Tagebücher*, hg. von K. Glossy und Aug. Sauer, II (Stuttgart 1903) 51 unterm 19. Februar 1825 (anläfslich der Aufführung des Ottokar): 'Wer sich unter die volkstümlichen Kleien mischt, dem geschieht recht, wenn ihn die patriotischen Schweine fressen!'



Mit Mittelhochdeutsch und Volkspoesie
Weiſs ich fürwahr nichts zu machen!
Wer trinkt auch, solange es Brunnen gibt,
Aus Wegspur gern und Lachen?

Und fragst du mich, wo der Brunnen sei —
Hast du Homer nicht gelesen?
Fällt dir der groſse Brite nicht bei?
Was Spanien und Welschland gewesen?

Dort lösche deinen brennenden Durst,
Dort aus dem vollen dich letze!
Der Pöbel erzeugt das Schöne nicht,
Noch gibt er dem Schönen Gesetze. (III [5] 115.)

Für Grillparzers Dramen konnte das Volkslied nichts bieten, jedoch der Lyrik bietet es viel, und hätte da Grillparzer nicht so verächtlich darüber hinweggesehen, so hätten wir innigere, bessere Gedichte von ihm.

Aber der groſse Volksliedfeind Grillparzer konnte sich doch einige Male dem Einflusse des Volksliedes nicht entziehen. Das sehen wir besonders an einer Stelle in 'Des Meeres und der Liebe Wellen' (1840), wo Hero im 5. Aufzuge, nachdem Leander tot aufgefunden wurde, sagt:

So laſst an unser'm Ufer ihn begraben,
Wo er erblich, wo er, ein Toter, lag,
Am Fuſse meines Thurms. Und Rosen sollen
Und weiſse Lilien, vom Tau befeuchtet,
Aufsprossen, wo er liegt. (VII [5] 100.)

Das sind die berühmten Unschuldslilien des 'Grafen Friedrich' und 'des Ritters und der Magd', Lieder, die im *Wunderhorn* und Uhlands Sammlung reichlich vertreten sind (vgl. auch M. E. Marriage, *Alemannia* XXVI [1898] 127 ff.).

Zu einer besonders bissigen Abfertigung seines Feindes Friedrich Schlegel und dessen Lucinde verwendet er das Schnaderhüpfelmetrum und benennt seine beiden Vierzeiler 'Oberländer Lieder' (mitgeteilt von A. Sauer im *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* VII [1897] 166):

D'Luzind' hat mir g'schrieben,
Will jetzt sich beker'n;
Wann d'Hurn amal alt seyn,
Thans Betschwestern wer'n.

Du wass'riger Hiesel,
Was trinkst denn kan Wein?
Wie soll a Geist in dein Kopf seyn?
Giesst niemals an 'nein.

Auch im Satzbau zeigt sich zweimal deutlich Volksliedeinfluſs, nämlich in der behäbigen, breiten Aufzählung der Personen. So im 'Willkommen bei der Ankunft der vierten Gemahlin Kaiser Franz I.' (1816):

Ja, staunet nur, staunet!
Ich stand dort am Rain
Und trieb meine Gänse
Ins Wasser hinein.

Und wie wir so stehen,
Ein jedes für sich
Und schauen, der Entrich,
Mein Pudel und ich ... (II [5] 112.)

Ebenso im Gedichte 'Zum Namenstag für Anna Fröhlich' (26. Juli 1821):

Auch steh'n auf dem Anger
Musikanten noch drei;
Ein kurzer, ein langer,
Ein dicker dabei. (I 5 252.)

Auch das Kinderspiel wird herbeigezogen, so wenn in 'der Zauberflöte zweiter Teil' (1826) die Tiere, an deren Spitze der Elefant steht, singen:

Im Dunkeln ist gut munkeln;
Ich bin müd', mein Schatz.
Ist nirgends ein besserer Platz?
Frau Gevatterin, leih' mir d' Scher',
Wo steht's leer? (XIII 5 130.)

Sie führen dann ein Ballett auf, das Kinderspiel: 'Gevatterin, leih' mir die Schere', aus dem oben der Spielreim wörtlich entlehnt ist (vgl. Jos. M. Wagner, *Die deutschen Mundarten* VI [1859] 111 Nr. 19; F. M. Böhme, *Deutsches Kinderlied und Kinderspiel* [1897] 649 f. Nr. 567; Vernaleken-Branky, *Spiele und Reime der Kinder in Österreich* [1876] 95 Nr. 21), nachahmend, wobei eins den Platz des anderen zu erhaschen sucht.

Aus dem Ganzen geht hervor, dafs Grillparzer, trotz der steten Bekämpfung des Volksliedes, auch an sich, wenn auch in geringem Umfange, woran hauptsächlich seine dramatische Beschäftigung schuld war, die Macht desselben erlebte, so dafs er sich nicht ganz dessen Einflufs entziehen konnte. Für das Volkslied gilt auch ebendas, was Grillparzer 1822 über die Poesie und Religion sagte: 'Mit der Poesie ist es wie mit den Religionen Wenn beide einmal ihre Ächtheit durch Wunder bewährt haben, mufs man über die einzelnen Sätze keine Beweise mehr fordern, sondern an sie glauben' (XV 5 70). Denn auch das Volkslied ist echte Poesie.

Wien. E. K. Blümml.

Über den Hymnus Cædmons.

Der berühmte Hymnus Cædmons, wie er in der Handschrift der Cambridger Universitätsbibliothek KK. V. 16 erhalten ist, ist bekanntlich nicht nur sprachgeschichtlich, sondern vielleicht in noch höherem Grade literärgeschichtlich von gröſster Wichtigkeit, und deshalb wird die Frage, wie dieser kostbare Rest ältester altenglisch-christlicher Dichtung in die Handschrift der *Historia Ecclesiastica* gekommen, den Literarhistoriker stets beschäftigen und zu allerhand Vermutungen anregen. Dazu ist es vor allem wünschenswert, festzustellen, wie sich der altenglische Hymnus zum übrigen Inhalt der Handschrift verhält. Zupitza hat vor mehr als 27 Jahren in seiner klaren, scharfsinnigen Weise zuletzt darüber gehandelt in der *Zs. d. A.* 22, 210 ff., besonders 213—215; ich rekapituliere, auf Grund einer Prüfung der Handschrift am 19. Juni d. J., ergänzend den Tatbestand: das letzte Blatt der gleichmäſsig, d. h. in gleicher Schriftgröſse und Zeilenzahl geschriebenen Handschrift führt auf der Vorderseite mit ... *semper ante faciem tuam. Explicit* ... die *Historia Ecclesiastica* zu Ende, danach folgt noch in derselben Hand und Schriftgröſse die Stelle bei Plummer, p. 361, *Ante DCCXXX Ceoluulf* ... bis *ad lucem propriam reuersa,* womit ebenso tief herabgehend wie sonst, also mit dem Seitenschluſs, die Vorderseite schließt. 'Die Rückseite 128ᵛ' — ich lasse jetzt Zupitza reden, wobei ich das mir Wichtigscheinende gesperrt drucke —, 'gegenwärtig die letzte Seite der Handschrift, beginnt mit dem Hymnus. Die Hand, die ihn schrieb, ist nach meiner Ansicht eine andere als im vorhergehenden: aber nach der Form der Buchstaben und dem Gesamteindruck kann nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, daſs es eine gleich alte Hand ist ... (folgt Abdruck des Hymnus und der Glossen). ... Dann kommt wieder von einer anderen, aber ebenfalls gleichzeitigen Hand die Reihe der nordhumbr. Könige ...' Nun, bei dem bekannten Scharfsinn und der groſsen Gewissenhaftigkeit Zupitzas muſs man da wieder einmal mit Wehmut beklagen, daſs der unvergeſsliche Meister nicht mehr unter den Lebenden weilt, daſs man ihn nicht mehr fragen kann, warum er der Ansicht war, daſs die Hand, die den Hymnus geschrieben, eine andere gewesen sei als die, die den vorhergehenden lateinischen Text geschrieben! Was mir den Mut gibt, trotz Zupitza die Hand, die den Hymnus und auch die darauf folgenden Notizen

geschrieben, für dieselbe zu halten, die den vorhergehenden lateinischen Text geschrieben, ist die Beschreibung der Handschrift von Bradshaw, dem nun leider auch nicht mehr unter den Lebenden weilenden trefflichen Bibliothekar der Cambridger Universitätsbibliothek, in *The Palæographical Society. Facsimiles of Manuscripts and Inscriptions. Edited by E. A. Bond and E. M. Thompson, Vol. II. London* 1873—1883. *Plate* 139, 140. Bradshaw sagt, wobei die Sperrschrift wieder von mir herrührt: *then on the succeeding page the scribe closes his work with* (1) *the original Anglo-Saxon of the song of Cædmon, followed by four glossed words,* (2) *a list of Northumbrian kings down to 737* (*but not including Ceoluulf's abdication and Eadberct's succession in that year*), *and* (3) *a calculation of several events backwards from the year 737.*[1] Danach folgt in einer Hand des 10. Jahrhunderts *Sententia Hysidori* ... bis zum Seitenschlufs.

Man hat früher bei Beschreibung der handschriftlichen Überlieferung des Hymnus mehrfach die Angabe gemacht, er wäre an den Rand geschrieben — Zupitza nicht, er sagt, die Seite beginnt mit dem Hymnus. Dem gegenüber scheint es mir nützlich, auf Grund der eigenen Prüfung der Handschrift die nicht unwichtige Erläuterung hinzuzufügen, dafs der die Rückseite beginnende Hymnus in der gleichen Zeilenhöhe wie die Vorderseite und die vorhergehenden Seiten der Hs. geschrieben ist, dafs also der ganz logische Ausdruck Zupitzas: 'beginnt' so zu verstehen ist, dafs der betreffende Schreiber — wer immer er gewesen, mit gutem Vorbedacht zu Beginn der leergebliebenen letzten Seite die altenglischen Verse nicht wie eine beiläufige Randnotiz, sondern wie etwas zu dem Vorhergehenden Gehöriges ordnungsmäfsig hingeschrieben hat. Warum aber frühere Berichterstatter die Angabe machen konnten, der Hymnus sei an den Rand geschrieben, macht ebenfalls der Augenschein der Handschrift begreiflich. Wenn man nämlich das Blatt nicht durchs Licht betrachtet und so die Vorderseite nicht durchschimmern sieht, macht der Hymnus allerdings den Eindruck, als wäre er an den oberen Rand gekritzelt, denn die danach folgende, in gröfserer Schrift geschriebene Königsliste *Ida regnare cœpit* ... reicht weiter an die seitlichen Ränder und gleicht in ihrer Regelmäfsigkeit mehr der vorhergehenden *Historia Ecclesiastica,* obwohl die Buchstaben etwas kleiner als in dieser sind. Wer blofs diese Rückseite betrachtet, mag allerdings den Eindruck bekommen, dafs der Hymnus erst nach diesen lateinischen

[1] Sweet, *OET* p. 148, sagt von der Schrift der Königsliste: *in a hand which may well be the same as that of the History,* und über den Hymnus ebenda: *It is not impossible that the hymn may have been written later than the List, to fill up the blank space. But the hand is evidently contemporary.*



Königslisten auf den darüber befindlichen oberen Rand geschrieben worden sei; dieser obere Rand müfste freilich etwas breit gewesen sein, doch das fiele nicht auf, wenn man die Gröfse des Randes auf der Vorderseite und den vorherigen Seiten nicht beachtete.[1] Die erwähnte Tatsache aber, dafs der Hymnus in derselben Zeilenhöhe wie die erste Zeile der lateinischen Vorderseite, also nicht auf den in der Handschrift üblichen oberen Rand geschrieben ist, beweist meines Erachtens mit Sicherheit, dafs der Hymnus zuerst geschrieben wurde und später erst daran anschliefsend die Königsliste. Der Schreiber des Hymnus, wenn er, wie ich mit Bradshaw annehme, auch der der *Historia Ecclesiastica* war, hatte nach getaner Arbeit noch eine ganze freie Seite übrig. Da schrieb er denn als eine Art erläuternden Zusatz noch den Hymnus dazu; danach aber, da er schon am Zusetzen war und schon zum Schlufs der Vorderseite des letzten Blattes den bei Plummer, S. 361, abgedruckten Zusatz gemacht hatte, noch die Königsliste und weitere Notizen hinzu, und zwar diese beiden Zusätze in etwas gröfserer Schrift. Den Rest der Seite liefs er frei, denn diesen hatte später ein Schreiber des 10. Jahrhunderts noch verwertet. Der seelische oder gemütliche Prozefs, der in dem Schreiber des Hymnus vorgegangen, und den der Literarhistoriker sich in seiner Phantasie zurechtlegen mag, war vielleicht auch kein anderer, wenn der Schreiber ein anderer als der der *Historia Ecclesiastica* war. Ob er derselbe war oder nicht, diese Frage möchte ich doch noch anderen, in altenglischen Handschriften Erfahrenen bei Gelegenheit zur Erwägung geben; die verschiedene Schriftgröfse scheint mir doch kein Grund für oder wider zu sein. Aber ob er derselbe oder ein anderer zeitgenössischer Schreiber war, zur Beurteilung der Niederschrift des Hymnus müssen noch die vier Glossen herangezogen werden, die doch mit dem Hymnus und dem übrigen Inhalt der Hs. nichts zu tun haben. Solche Glossen finden wir, sei es als Federproben oder aus sonstigen Gründen, häufig an leergebliebenen Stellen am Schlusse von altenglischen Handschriften. Dies scheint mir darauf hinzudeuten, dafs der Schreiber den Hymnus nicht aus dem Gedächtnisse, sondern aus irgendeiner handschriftlichen Vorlage, die Altenglisches und wohl auch diese Glossen enthielt, niedergeschrieben habe. Es würde dies durchaus nicht gegen das Fortleben der Verse in mündlicher Tradition, die ja doch durch König Alfreds Wiedergabe sogar für anderthalb Jahrhunderte später erwiesen ist, sondern nur für ihre Verbreitung im 8. Jahrhundert sprechen.

[1] So heisst es auch bei Sweet, *OET* p. 148, an der in vorhergehender Fufsnote angeführten Stelle: ... *to fill up the blank space.*

Cöln a/Rh, Juni 1905. A. Schröer.



Noch einmal die Quelle des 'Monk'.

Im Band CXIII des *Archivs* (p. 56 ff.) hat O. Ritter einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er sich gegen meine früher (Band CXI, p. 316) aufgestellte Behauptung wendet, daſs der *Monk* von Lewis auf einen deutschen Roman als Quelle zurückgehe, und seinerseits das umgekehrte Verhältnis annimmt. Ich kann mich nicht davon überzeugen, daſs seine Gründe durchweg stichhaltig sind, und möchte daher mit einigen Worten auf den Gegenstand zurückkommen.

Für die Wahrscheinlichkeit meiner Annahme, daſs Lewis von dem deutschen Roman abhängig ist, liefert mir Ritter selbst (in einem früheren Aufsatz [Bd. CXI, 166 ff.]) einiges Beweismaterial. Er zeigt dort, wie schon die ältere Kritik auf Lewis' Manier, ganze Stücke anderen Werken zu entlehnen, aufmerksam geworden ist. Hierher gehört das Räuberabenteuer bei Straſsburg, das übrigens auch im *Gil Blas* seine Parallele findet; hierher auch der Schluſs, der wörtlich aus Veit Weber entnommen ist (a. a. O. p. 115, Anm. 2 und 3). Durchschlagend erscheint mir aber das Zitat aus A. W. Schlegel, wonach 'einige der beliebtesten, anmaſslichen Originale aus schlechten deutschen zusammengeborgt und nachgeahmt sind [*the monk*]!' Spricht doch hier ein Mann, der genau Bescheid wuſste, der gewiſs den deutschen Roman vor sich hatte und nur zufällig genauere Angaben zu machen unterlieſs.

Diese Abhängigkeit des Engländers von seinen deutschen Vorbildern ist gerade der Punkt, auf den ich das gröſste Gewicht legen möchte, und ich habe zwei bisher unbekannte Beispiele davon angeführt (*Feudal Tyrants, Romantic Tales:* Bd. CXI, 319. 320). Ich muſs hier mein Bedauern ausdrücken, daſs Ritter auf meine Argumente so gut wie gar nicht eingegangen ist. Dagegen werde ich mich im folgenden an die seinigen halten und sie, soweit es möglich ist, zu entkräften suchen.

Zunächst scheint es mir nicht gar so auffallend, daſs von dem deutschen Roman (falls er, wie ich immer noch annehme, zu Anfang der neunziger Jahre erschienen ist) die kritischen Zeitschriften und die Literaturgeschichten keine Notiz genommen haben. Dazu war die Masse derartiger Produkte damals doch

viel zu grofs, und der Roman wäre nach wie vor im Dunklen geblieben, wenn nicht in den letzten Jahren die Forschung sich seiner bemächtigt hätte. Wenn dann Ritter auf die zahlreichen literarischen Vorbilder hinweist, die der *Monk* unzweifelhaft gehabt hat, so hätte er gleichzeitig beweisen müssen, dafs sie für DR ebenfalls in Betracht kommen; denn bekanntlich sind ganze Partien des *Monk* ohne Entsprechung im Deutschen. Übrigens leugnet Lewis, den *Diable amoureux* des Cazotte vor Abfassung seines Romans gekannt zu haben. Die Stelle steht, wenn ich nicht irre, in der Vorbemerkung zur vierten Auflage, in der übrigens die Änderungen nicht so geringfügig sind, wie Ritter (p. 61) zu glauben scheint. Der grofse Unterschied zwischen Cazotte und Lewis ist der, dafs bei jenem Biondetta Don Alvare wirklich liebt, und dafs dieser schliefslich den Schlingen des Teufels entgeht, während Matilda nur eben ein Werkzeug des Dämons ist, dem der Mönch am Schlufs zum Opfer fällt.[1]

Dafs von *DR* eine frühere Ausgabe existiert als aus dem Jahre 1816, hat Ritter jetzt auch zugeben müssen (Bd. CXIV, 167). Mir war die Tatsache schon längst durch eine gütige Mitteilung von Prof. Sauer bekannt. Sie folgt notwendig aus dem von mir Bd. CXI, 318 hervorgehobenen Umstande, dafs Grillparzer schon im Sommer 1813 den Stoff zu seinem Drama gestaltete, daher die Ausgabe von 1816 nicht benutzt haben kann. Aber auch eine weitere Behauptung Ritters erweist sich als irrig. Er kennt als erste nichtmusikalische Publikation aus dem Verlage von Franz Haas, (Wien und) Prag, ein Buch aus dem Jahre 1807. Nun besitze ich aber aus demselben Verlage: a) *Veleda, ein Zauberroman*, 1796; b) *Graf Rosenberg, oder das enthüllte Verbrechen: eine Geschichte aus der letzten Zeit des dreifsigjährigen Krieges* (von B. Naubert), 1792.[2] Beide Bücher stammen also gerade aus den Jahren, in denen, wie ich glaube, *DR* zum erstenmal erschienen ist; speziell der zweite Roman zeigt in einigen seiner Motive Ähnlichkeit mit *DR*.[3]

Auf S. 58 ff. hat dann Ritter eine Reihe von Sätzen aus Lewis und *DR* einander gegenübergestellt, um zu zeigen, dafs *DR* von Lewis abhängig ist. Der Beweis scheint mir nicht erbracht zu sein. Vieles ist ja gewifs in *DR* ungeschickt und undeutsch ausgedrückt; das liegt an der geringen Bildung des Verfassers und ist ein Nachteil, den er mit vielen anderen Autoren der Zeit gemein hat. Die kritischen Journale dieser Periode sind daher voll von Klagen der Rezensenten über den schlechten Stil gerade dieser Romane. Anderseits ist nicht zu

[1] Vgl. auch Rentsch, *M. G. Lewis* p. 133.
[2] Vgl. Goedeke V, 497, 16.
[3] Natürlich ist auch die Angabe in Schwetschkes *Codex Nundinarius* falsch.



übersehen, dafs der Verfasser von *DR* die Sprache seiner Zeit (untermischt mit einigen Provinzialismen) redet, die für uns natürlich einiges Auffällige bietet. Ich lasse hier eine Anzahl Stellen folgen, die ich mit Parallelen aus Werken derselben Zeit versehe:

DR p. 6: (Die Hütte) war klein, aber nett; vgl. Sanders, *D. Wb.* II, 430a: Das Schiff war zierlich und nett (Goethe). — Wieso 'bequeme Stühle' ein undeutscher Ausdruck sein soll, sehe ich nicht ein (vgl. Adelungs Wörterbuch II, 854). — Ibid.: Der Waldmann (engl. woodman). Aber beides bedeutet nicht nur 'Holzfäller', sondern überhaupt und speziell 'Waldbewohner'; vgl. *Cent. Dict.* 6967—69 und Sanders II, 232c. (übrigens schon so im Mhd: Benecke-Müller II, 1, 47). — p. 8: würde der Herr dich nicht so alt geglaubt haben. Vgl. Lessings *Nathan* 3, 7: so glaube jeder sicher seinen Ring den echten. — p. 11: alle diese Umstände blitzten ihm in die Seele. Vgl.: es blitzte mir ein Gedanke durch die Seele (Eichendorff bei Sanders I, 169b). Ähnlich auch: sie blitzen Höllenflammen in mein Herz (Schiller, *Kab. u. L.* II, 2). — p. 12: wenn ... der Wind in den Ästen rasselte. Annette von Droste spricht von rasselndem Winterlaub, Bürger von einem Lager von rasselndem Laube (Heyne s. v.). — p. 17: er floh nach der Tür; sie flohen gleich dem Blitze fort. Vgl. hierzu, was in Grimms *D. Wb.* III, 1780 über die Berührung zwischen den Begriffen des Fliehens und Fliegens gesagt ist. Andere Beispiele bei Sanders I, 463c. — p. 44: eine Nachtlampe schofs einen schwachen Strahl, vgl. die Sonne schiefst Strahlen (Grimm, *D. Wb.* IX, 41): drauf schiefst die Sonne die Pfeile von Licht (Schiller). Es wird hiernach klar sein, dafs auch weniger gewöhnliche Ausdrücke noch nicht beweisen, dafs *DR* aus dem Englischen übersetzt ist. Der Beweis dagegen würde noch vollständiger geführt werden können, wenn wir ein Spezialwörterbuch über die Sprache des 18. Jahrhunderts besäfsen.

Ein anderer Punkt, der hierher gehört, betrifft die Druckfehler. Ritter hat selbst zwei recht ergötzliche auf S. 61, A. 2 verzeichnet. Es sind natürlich nicht die einzigen. Ritter hat zunächst einen solchen in einer der von ihm zitierten Stellen (p. 59 unten) übersehen. Es mufs da (*DR* p. 165) natürlich heifsen: dafs es einem Weibe kaum verdienstlich ist (statt verdriefslich; bei Lewis *scarcely a merit*). Dafs die Lyrica auf S. 60, von denen gewifs nicht viel Rühmens zu machen ist, durch Druckfehler stark entstellt sind, hat R. richtig bemerkt. Einer scheint ihm auch hier entgangen zu sein, Str. 3 v. u. lies: dort ein Alter, voller Trug (entsprechend dem engl. *vicious man and crafty devil*), wodurch der Sinn der Stelle klar wird. Ich sehe aber auch in diesem Falle nicht ein, warum es unge-

reimt sein soll anzunehmen, Lewis habe als gewandter Verskünstler aus schlechtem Material etwas Besseres gemacht.

Wenn dann R. (p. 62) sich darüber aufhält, dafs in *DR* Ambrosio diesen seinen Namen führt, obwohl er Böhme ist, so ist zu entgegnen, dafs dieser spanisch-italienische Name in dem sprachlich so stark gemischten Österreich keineswegs auffallend ist. Auch der Duft der Orangenblüten in einem Garten zu Prag mag als eine Nachlässigkeit des Verfassers von *DR* hingehen. Anders steht es freilich mit den Namen Claude und Baptiste, die sich in dieser Umgebung merkwürdig genug ausnehmen. Aber aus diesem nebensächlichen Umstande kann man, wie mir scheint, keine weitergehenden Schlüsse ziehen. Darf man vielleicht an eine französische Quelle für *DR* denken?

Nach allen diesen Ausführungen glaube ich bei der Behauptung stehen bleiben zu dürfen, dafs Lewis' Abhängigkeit von *DR* mindestens ebenso wahrscheinlich ist wie das umgekehrte Verhältnis. Hoffentlich bringt uns bald ein weiterer glücklicher Fund die Entscheidung.

Zum Schlufs noch zwei bibliographische Notizen: a) die hiesige Königl. Bibliothek besitzt ein Büchlein, betitelt: *Die Räuber im Elsafs, oder die Abenteuer Don Alfonsens von ihm selbst erzählt* (Gera u. Leipzig 1799). Es ist dies eine wörtliche Übersetzung der Erzählung Raymonds im dritten Kapitel des *Monk*. b) Der Romantiker Charles Nodier gab im Jahre 1822 ein Buch heraus unter dem Titel: *Infernaliana ou anecdotes, petits romans, nouvelles et contes sur les revenans, les spectres, les démons et les vampires.* Gleich die erste Geschichte, *La nonne sanglante,* ist eine stark verkürzte Wiedergabe der Erzählung bei Lewis.

Berlin. Georg Herzfeld.

Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez.

In meinem Besitze befindet sich eine beträchtliche Zahl schon von dem Empfänger geordneter Briefe deutscher und ausländischer Gelehrter an Friedrich Diez. Ihrer zwölf rühren von Gaston Paris her und sollen nachstehend denen zur Kenntnis gebracht werden, die von dem wirklichen geistigen und Gemütsverhältnis des jüngeren Forschers zu seinem um fünfundvierzig Jahre älteren Lehrer eine zutreffende Vorstellung gewinnen wollen. Hat G. Paris 1876 in der *Romania* V, 412 und später in dem bekannten Aufsatze des *Journal des Débats* vom 2. März 1894 seiner Verehrung und Dankbarkeit für den Meister und für den Menschen rührenden Ausdruck gegeben — dem akademischen Lehrer, den er als ein urteilsfähiger Zuhörer nicht kennen gelernt hatte, wird er freilich nicht gerecht —, so haben die erst im Jahre 1904 durch Rajnas inhaltreichen Nekrolog für den französischen Meister bekannt gewordenen Briefe des siebzehn- oder achtzehnjährigen, noch dazu des Deutschen kaum kundigen Bonner Studenten an seinen Schulkameraden Durande die kurzen, früher bekannt gewordenen Kundgebungen wohl etwas zurückgedrängt; und es scheint billig, auch der Stimme Gehör zu verschaffen, die aus den Briefen des reiferen Schülers und denen des Mitforschers zur Nachwelt spricht. Das oft bewährte Wohlwollen der Witwe des verewigten Freundes hat mich instand gesetzt, aus den gut aufgehobenen Antworten Diezens einiges beizubringen, was zu besserem Verständnis gewisser Äufserungen seines Korrespondenten dienen konnte.

Paris, ce 6 octobre 1861.

Monsieur et illustre maître,

Voilà bien longtemps que je n'ai eu de relations avec vous et que je me suis fait le tort de me priver de vos nouvelles et de votre commerce. J'ai même laissé passer sans vous en féliciter votre nomination à l'Académie, comptant il est vrai sur mon père pour vous dire combien j'étais heureux de vous voir un lien de plus avec nous en même temps que de voir la France comprendre et honorer votre mérite. J'espère cependant que vous ne me garderez pas rancune de mon long silence et que vous vous retrouverez un bon souvenir pour votre ancien auditeur qui sera toujours votre disciple. Je m'occupe beaucoup de philologie en ce moment, et cette étude

m'a naturellement ramené vers vous, d'autant plus que vos admirables livres m'ont été et me sont tous les jours du plus grand secours. Je fais pour l'Ecole des Chartes une thèse sur ce sujet: du rôle de l'accent latin dans la formation de la langue française. Vous avez dit excellemment: Der Accent in der romanischen Sprachbildung ist der Angelpunkt, um welche[n] sie sich dreht. C'est cette phrase que je veux développer par un travail de détail et une étude minutieuse des cas où l'accent a persisté, de ceux où il s'est déplacé et des causes des exceptions qu'a subies la règle générale. J'espère que vous prendrez quelque intérêt à ce travail; s'il ne rencontre pas à l'École des Chartes, où il sera discuté, des critiques trop vives, je le ferai imprimer et je vous demanderai la permission de vous le dédier, comme au créateur et au maître de la philologie romane. Peut-être cet opuscule pourra contribuer à répandre parmi les érudits français les principes encore trop peu connus chez nous, sur lesquels vous avez construit votre système.

Si je ne craignais d'abuser de votre bonté, je vous demanderais votre opinion sur quelques points qui m'arrêtent et m'embarrassent. Pensez-vous par exemple que les accusatifs en ain *(Evain, nonnain) soient une imitation de l'accusatif en* am*? L'm latin, il me semble, ne sonnait plus du tout à la fin des mots, et on prononçait Eva au nominatif et à l'accusatif. N'est-ce pas plutôt une forme diminutive* employée *pour l'accusatif, et n'en est-il pas de même de la forme* on *dans Pierron, Charlon, ou cet* on *est-il l'imitation des formes Huon, Guion etc.? — La 1e pers. plur. des verbes de la 3e conjugaison, nous lisomes ou lisons, nous courons etc. suppose-t-elle une forme legīmus, currīmus, ou faut-il voir dans* ons *une terminaison appliquée là par analogie (les formes* faimes *et* dimes *semblent le prouver)? — Faut-il admettre des formes comme* currire, quærire *ou voir dans les infinitifs quérir, courir, l'application purement romane et non déjà faite en latin vulgaire de la terminaison* ir*? La terminaison* escere *ne peut s'appliquer qu'aux verbes qui ont la 1e pers. plur. en* issons. *Je vous demande bien pardon de vous faire ces questions, mais votre autorité me déciderait sans doute pour l'une ou l'autre des solutions qu'on peut leur donner, et je ne suis pas sûr, par exemple pour la première, que vous persistiez dans l'opinion exprimée dans votre grammaire. Enfin, si vous aviez quelques observations nouvelles sur le sujet dont je m'occupe, je vous serais bien reconnaissant de m'en faire part.*

Nous avons eu pendant quelque temps ici Adolf Tobler, qui est aussi un de vos élèves et avec qui nous avons beaucoup parlé de vous. Il s'occupe surtout maintenant de littérature italienne et néglige la philologie romane; c'est dommage, car il a un esprit juste et net.

J'espère, Monsieur, que vous ne m'en voudrez pas de vous avoir dérangé pendant quelques instants, et que vous me croirez bien sincèrement

Votre très-dévoué serviteur et écolier
Gaston Paris
10, place royale.

Über persönliche Berührung oder brieflichen Verkehr, die zwischen Diez und G. Paris seit des letzteren Abgang von Bonn im Herbst 1857 bis zum Oktober 1861 stattgefunden hätten, ist mir nichts bekannt. Dafs Diez zum korrespondierenden Mitgliede der Académie des Inscriptions ernannt worden sei, teilt ihm Paulin Paris in einem bei mir liegenden Briefe vom 25. Januar 1861 mit, aus dem man auch erfährt, dafs neben Diez noch Schaffarik und Diefenbach in die Wahl gekommen

waren, und dafs ganz besonders Leclerc sich bemüht hatte, Diezens Wahl durchzusetzen. Die Vermutung, die Gaston in dem obenangeführten Artikel der Débats ausspricht, es sei solche Ehrung auf Littrés Einflufs zurückzuführen, stimmt mit des Vaters bestimmter Aussage nicht überein. Vermutlich sind die beiden französischen Gelehrten in gleicher Richtung tätig gewesen, und, wie Diez im Entwurf eines Dankschreibens vom 31. Januar an Paulin Paris äufsert, wird auch dieser es an freundschaftlichen Bemühungen nicht haben fehlen lassen.

Die Schrift über den Akzent, von der noch öfter die Rede sein wird, trägt in der Tat die Widmung *A Monsieur Frédéric Diez, professeur ..., correspondant ..., cet essai d'un de ses disciples est respectueusement dédié.* Die von Diez in der zweiten Auflage des zweiten Bandes (1858) über die afz. Feminina auf *-ain* vorgetragene Ansicht ist noch in der dritten (1871) im Texte festgehalten; eine lange Anmerkung stellt aber einen anderen Sachverhalt als möglich hin, der jetzt als der wirkliche meist anerkannt ist, mit dem von G. Paris für möglich gehaltenen jedoch nicht zusammenfällt.

Dafs ich 'auch einer von Diez' Schülern' sei, ist jedenfalls richtiger als, was Paris nach Rajnas Zeugnis (S. 56) an diesen geschrieben hat, ich sei *le seul vrai élève de Diez.* Jeder von uns beiden — und aufser uns würde denn doch noch an manche andere zu denken sein — hat zwei Semester in Bonn studiert und daselbst neben anderen vortrefflichen Männern auch Diez gehört, ich allerdings insofern im Vorteil, als ich die Landessprache nicht erst zu erlernen brauchte, vier Jahre älter war, vier Semester akademischen Studiums an meiner Heimatuniversität hinter mir und Diezens bis dahin erschienene Werke fleifsig durchgearbeitet hatte. Wie mein schon damals liebgewonnener Freund den Tasso, so habe ich ein Semester zuvor Dante durch Diez erklären hören, schlicht und so, wie es für Schüler angemessen war, die sich meist auf der Stufe erster Bekanntschaft mit dem Italienischen befanden. Daneben habe ich seine Vorlesung über Gotisch gehört, ein Muster besonnener Auswahl des Wichtigsten, strenger Ausschliefsung alles dessen, was die Aufmerksamkeit von der Sache ab und etwa auf den Lehrer hätte lenken können, immer gleichmäfsig vorbereitet, ruhig fortschreitend und dabei fesselnd durch das unverkennbare, wenngleich nie zur Schau getragene Interesse, das der Gegenstand für den Lehrer selbst besafs. Jede Woche einmal durfte ich auf eine Stunde allein zu Diez in die Wohnung kommen und nach eigener Wahl dieses oder jenes Stück aus Mahns Werken der Troubadours übersetzen, so gut ich es vermochte, und bin dadurch, vielleicht mehr weil ich mich zu sorgsamer Vorbereitung verpflichtet fühlte, als durch unmittelbare Belehrung, ohne Zweifel

ebenfalls gefördert worden. Diez war als Lehrer auch im mündlichen Unterrichte höher zu schätzen, als man nach G. Paris' frühesten Briefen denken möchte, und auch er würde jenen in dieser Hinsicht anders beurteilt haben, hätte er ihn völlig verstehen können. Aber was er und ich an Wissen, an Sicherheit im Forschungsverfahren, kurz an Erlernbarem von Diez empfangen haben mögen, das haben wir, denk' ich, mehr aus seinen Büchern als sonstwie gewonnen, und gleiches wird so ziemlich von allen denen gelten, die neben und nach ihm romanische Philologie gepflegt haben und insofern seine Schüler sind. Den unauslöschlichen Eindruck einer unendlichen Güte, einer vollen Reinheit und höchsten Adels der Gesinnung konnte wohl nur persönlicher Umgang hinterlassen. Dafs in dieser Hinsicht G. Paris auf den Spuren seines Lehrers gewandelt ist, bei manchen Verschiedenheiten seines Wesens, das wissen, so viele ihn gekannt haben; dafs man mich in solchem Zusammenhang einmal *aussi un élève de D.* nenne, darf ich nicht zu hoffen wagen, sonst würde ich es innig wünschen. Einen Versuch, Diezens Persönlichkeit zu kennzeichnen, habe auch ich 1894 gemacht, s. *Archiv* XCIII, 154.

Paris, ce 23 janvier 1861 (l. 1862!).

Monsieur,

Je vous remercie de la très-aimable lettre que vous avez bien voulu répondre à la mienne, et de l'amitié que vous m'y témoignez. J'ai terminé il y a un mois environ le travail dont je vous ai parlé; il va passer à l'École des Chartes, où je le soutiens comme thèse, lundi prochain, et je compte le livrer aussitôt à l'impression. J'espère que vous y trouverez quelque intérêt et que vous ne serez pas humilié de voir votre nom sur la première page. Vous me pardonnerez aussi de me trouver sur quelques points en désaccord avec vous; je pense que vous serez de mon avis sur un ou deux petits détails, et spécialement sur ce que je dis des parfaits forts et faibles et des formes anormales comme nourresimes, choisisistes etc. Je me permettrai de vous signaler d'avance une étymologie qui m'est venue en tête, et qui me paraît assez heureuse, c'est celle de derver. Votre très-ingénieuse explication, dissipare, me semble avoir été réfutée avec assez de justesse par Gachet; outre les raisons qu'il donne, ne pensez-vous pas que desver est un adoucissement de derver et que cette dernière forme est la plus ancienne? L'étymologie que Gachet substitue à la vôtre est certainement inadmissible; pour moi je crois que derver vient de derogare, et la comparaison avec corrogata = corvée et interrogare = enterver m'a paru donner une bien grande vraisemblance a mon opinion, que je vous soumets. Puisque je vous parle d'étymologies, croyez-vous possible que calfar, chauffer, viennent de calefacere? Ce verbe n'aurait-il pas donné chauffaire? et la conjugaison ne serait-elle pas tout autre? Je pense que ce verbe vient du bas-latin caleficare, qu'on trouve dans du Cange. — Nobile, forme de noble fréquente dans les chansons de geste, m'a paru être, non pas un déplacement de l'accent qui serait sans analogie et sans vraisemblance, mais un dérivé de nobilis, dérivé qui aurait été

en b. l. **nobilicus** *ou* **nobilius**; *j'en ai eu une preuve dans la chanson de Roland, qui écrit toujours* **nobilie**.

Je vous écris surtout, Monsieur, pour vous demander la permission d'accoler nos deux noms sur la première page d'un travail que je vais faire. M. Herold, qui dirige actuellement la librairie Franck, à Paris, voulant donner à cette maison une direction spécialement philologique, a l'intention de publier une série d'opuscules de linguistique. J'ai cru, ainsi que lui, que rien ne pourrait mieux recommander ces publications que si elles débutaient par quelque chose de vous, et il a été convenu que je lui traduirais l'Introduction de la Grammaire des Langues Romanes (V. I, p. 1—132). Je l'ai assuré que vous verriez ce travail avec plaisir, et il espère que de son côté M. Weber, à qui il va en écrire d'ici à quelques jours, n'y mettra pas d'opposition. Pour moi ce sera un grand plaisir de contribuer à faire connaître en France vos travaux et votre nom et de payer ainsi autant qu'il est en moi la dette que j'ai contractée envers vos ouvrages, où j'ai puisé tout le peu de science que je puis avoir. Je vous serai obligé, si ce projet a votre approbation, de vouloir bien m'envoyer une réponse là-dessus.

Je vais envoyer au **Jahrbuch** *de Ebert une épître farcie pour le jour de S. Etienne, dont les deux premières strophes étaient seules connues: il y en a douze. Elle est du commencement du XII*[e] *siècle, et offre quelques particularités philologiques assez intéressantes. Je la crois écrite en Touraine; elle offre un mélange de formes normandes et bourguignonnes qui indique un pays où les deux dialectes se rencontraient. J'y ai vu des formes que je n'ai rencontrées nulle part, comme* **escotet**, **seet**, **avet** *à la 2*[e] *pers. plur. de l'indicatif présent,* **haierent**, **baterent** *à la 3*[e] *pers. plur. du parfait. Je crois que M. Ebert la publiera volontiers.*

Mon père a été bien sensible à votre bon souvenir, Monsieur; il me prie de (se) vous rappeler l'affection qu'il a pour vous et l'estime qu'il fait de votre mérite. Paul Meyer me prie de vous dire qu'il est l'auteur d'un petit article publié dans la Chronique de la Bibliothèque de l'Ecole des Chartes sur votre nouvelle édition; c'est aussi un de vos admirateurs convaincus.

Pour moi, Monsieur, ce n'est pas seulement parmi vos disciples, mais bien parmi vos amis, que je me range, et c'est à ce titre que je vous prie d'agréer l'expression de ma respectueuse et sincère affection.

Gaston Paris
10, place royale.

Die Jahreszahl 1861 im Datum des Briefes ist irrtümlich und mit 1862 zu vertauschen. Der *avant-propos* der zu Anfang als vor einem Monat zum Abschluſs gebracht erwähnten Arbeit trägt das Datum des 29. Januar 1862. — Die von G. Paris in der Schrift über den Akzent S. 74 gegebene und nachmals auch von Chabaneau (1868) gutgeheiſsene Erklärung der Perfektendungen *-esís, -esímes, -esístes* bei inchoativen Verben aus Nachbildung starker Perfekta hat Diez merkwürdigerweise in der dritten Auflage der Grammatik nicht angenommen und doch auch in seiner Rezension nicht angefochten; heute wird sie wohl von niemand angezweifelt. Warum Diez die etymologischen Deutungen seines Schülers von *derver* S. 83, *chauffer* S. 39 ablehnte, hat er im *Etymol. Wb.* ausgesprochen.

Die hier erwähnte Übersetzung der ersten 132 Seiten der *Grammatik der Romanischen Sprachen* ist wohl unmittelbar

nach des Verfassers Gutheifsung in Angriff genommen worden; erschienen ist sie erst 1863; es ist von ihr in den späteren Briefen noch öfter die Rede.

Die *Epître farcie,* die G. Paris im *Alexius* S. 130 Anm. 2 etwas später ansetzt, ist noch 1862 im vierten Bande des *Jahrbuchs* S. 311 ff. gedruckt worden, seitdem öfter wieder, bei Stengel, *Ausg. u. Abh.* I (1882), Foerster u. Koschwitz, *Übungsb.* (1884), Bartsch, *Langue et littér.* (1887) usw.; s. Gröber in seinem *Grundrifs* II a 478.

Der erwähnte Artikel von P. Meyer füllt die Hälfte der Seite 77 in der *Biblioth. de l'Ecole des Chartes* von 1862 und bespricht den ersten Band der zweiten Ausgabe des *Etymolog. Wörterbuches.* Der Rezensent rühmt, dafs die seit der ersten Ausgabe ans Licht getretene etymologische Literatur fleifsig verwertet sei, begrüfst mit Freuden auch die Benutzung der in der Zwischenzeit erschienenen Bände der *Anciens Poètes de la France* und äufsert seine Befriedigung darüber, dafs in kaum zehn Jahren eine zweite Auflage des trefflichen Werkes nötig geworden sei; er hofft, dafs Frankreich recht viel dazu beigetragen habe.

Paris, ce mercredi 14 mai [1862].

Monsieur,

Vous recevrez sans doute à peu près en même temps que cette lettre quatre exemplaires de mon Etude sur le Rôle de l'accent latin; je vous serai fort obligé si vous voulez bien en offrir un de ma part à M. Delius et un autre à M. Monnard. J'espère que vous ne trouverez pas cet essai tout-à-fait indigne de l'illustre patronnage sous lequel il s'est placé et que vous y retrouverez avec plaisir la plupart de vos idées et avec indulgence quelques objections. Je ne puis vous dire combien je serais heureux s'il vous était possible d'en dire un mot dans un journal allemand, et plus particulièrement dans le Jahrbuch de Ebert; mais je n'ose me flatter de l'espoir que vous trouviez le loisir de vous en occuper.

La traduction de l'Introduction à la Grammaire des Langues romanes est achevée; elle commencera à s'imprimer dès que M. Herold, le successeur de Franck, sera revenu d'Allemagne, où il est en ce moment. J'y ferai moi-même une Introduction où je m'efforcerai peut-être d'établir la part que vous avez dans la création de la philologie romane et la valeur de vos divers travaux. Peut-être aussi me bornerai-je à une courte notice sur le livre et l'auteur; cela dépendra du temps que j'aurai.

J'en ai pour le moment fort peu, et c'est ce qui me fait vous prier, Monsieur, d'excuser l'extrême brièveté de cette lettre. Je vous écrirai dans quelque temps pour vous demander divers petits éclaircissements sur quelques points qui m'ont embarrassé dans ma traduction. Je suis, Monsieur, avec les sentiments de la plus vive et respectueuse affection

Votre bien dévoué serviteur
G Paris

Mon père me charge de tous ses compliments pour vous.

Von Beziehung, in die G. Paris schon als Student zu Nicolaus Delius (geb. 1813, gest. 1888) getreten wäre, ist mir nichts

bekannt. In dem Nachruf, den er ihm in der *Romania* XVIII, 337 gewidmet hat, heifst es: *il y a 32 ans, quand celui qui écrit ces lignes suivait les cours de l'université de Bonn, ce n'était pas Diez — chose qui surprend aujourd'hui — qui enseignait la grammaire romane. Diez faisait un cours public, — peu suivi —, de philologie germanique, un cours privé dans lequel il expliquait un texte allemand, et un privatissimum où on lisait la Gerusalemme liberata; mais Delius faisait quatre leçons par semaine sur la grammaire comparée des langues romanes. On ne peut pas dire qu'il exerçât une grande action sur ses auditeurs, ni qu'il exposât des idées très originales, mais il possédait bien son sujet et il le traitait avec une grande conscience.* Er gedenkt dann der Arbeiten des Gelehrten und seiner liebenswerten Persönlichkeit. Dafs er ihn selbst gehört hätte, glaube ich nicht. In dem Briefe vom 17. Juni 1870 ist von einem kurz zuvor erfolgten Besuche Delius' in Paris die Rede.

Auch mit dem trefflichen Charles Monnard (geb. 1790, gest. 1865) hat Paris, glaube ich, nicht in engerer Verbindung gestanden. Seine Vorlesungen bezogen sich vorzüglich auf die französische Literatur des 17. Jahrhunderts; und der von ihm veranstalteten Übungen im Sprechen und Schreiben des Französischen, in denen willige Schüler wohl Förderung finden konnten, und an denen ich mich gern beteiligte, bedurfte der junge Franzose nicht. Doch könnte wohl sein, dafs die Studenten aus der französischen Schweiz, mit denen wir beide viel verkehrten, Paris wohl mehr, als für sein Erlernen des Deutschen zuträglich war, ihn mit dem von ihnen wie billig hochverehrten Landsmann in Verbindung gebracht hätten. Im Jahre 1862 erschien übrigens Monnards *Chrestomathie des prosateurs français du XIVe au XVIe siècle avec une grammaire et un lexique de la langue de cette période, une histoire abrégée de la langue française depuis son origine jusqu'au commencement du XVIIe siècle et des considérations sur l'étude du vieux français,* Genf 1862. Was ich über das Buch gesagt habe (*Neues schweiz. Museum* II, 287—295), deucht mich nicht unbillig, doch hätte es auszusprechen einem anderen vielleicht besser angestanden als mir, der ich erst sechs Jahre zuvor Monnards Schüler gewesen war und immer noch manches von ihm lernen konnte, wenn auch nicht gerade Altfranzösisch. Aber Rezensenten für derartige Bücher waren damals noch nicht so leicht zu finden wie später, und ich konnte mich der Aufgabe nicht leicht entziehen.

Die gewünschte Besprechung von Paris' Schrift über den Akzent hat Diez 1864 im fünften Bande des *Jahrbuchs* erscheinen lassen; sie ist dann wieder gedruckt in der von Breymann besorgten Sammlung von Diez' *Kleineren Schriften*

S. 197—205 (1883). Sie enthält einige wohlbegründete Einwendungen gegen das vom Verfasser Vorgetragene, daneben aber viel Anerkennendes. Paris spricht seinen Dank aus in den Briefen vom 22. März 1864 und vom 8. Juli 1865.

Die Vorrede des Übersetzers zu Diezens Einleitung ist kurz ausgefallen; warum, erfährt man aus dem Briefe vom 8. September 1862. Die folgenden Briefe kommen noch öfter auf sie zurück. Dagegen ist die Bitte um Aufklärung über zwei, wie es scheint, Paris nicht recht verständlich gewordene Einzelheiten auch später nicht ausgesprochen.

Ce 8 septembre 1862.

Monsieur,

La traduction de votre Introduction s'imprime rapidement et sera sans doute publiée le mois prochain. L'annonce de la publication de M. Scheler ne m'a pas découragé, parce que j'aurai d'abord l'avantage de le prévenir, et ensuite parce que l'Introduction, plus générale et plus restreinte, trouvera sans doute un public plus considérable. Ce qui me peine seulement, c'est que mon éditeur a naturellement désiré que je ne misse plus de retard à la publication, ce qui m'empêche de faire une préface aussi considérable que je l'aurais voulu. Jusqu'à la fin d'août, des examens juridiques très-étrangers à la philologie ont complètement absorbé mon temps; et maintenant je suis dans un village où il m'est impossible d'avoir les livres dont j'aurais besoin. Je dois donc renoncer à faire, comme j'en avais l'intention, une étude approfondie de la philologie comparée des langues romanes telle qu'elle s'est créée, principalement par vous, depuis trente ans en Allemagne, et de la rattacher à la direction générale des travaux historiques et philologiques allemands. Je voudrais compenser ce qui me manquera, — étant obligé de travailler ici loin de toute espèce de matériaux, — par quelques détails sur vos ouvrages, votre personnalité et votre influence. J'ai lu quelque part que c'était Goethe qui vous avait indiqué la voie que vous avez si glorieusement suivie; pourrais-je vous demander de me dire ce qui en est? En un mot, et pour vous dire clairement l'objet de ma lettre, j'ai pensé que ce ne serait pas trop présumer de votre bienveillance pour moi et pour une tentative qui a eu, — quand je l'ai conçue au moins, — le mérite d'être la première de ce genre, que de vous demander quelques détails sur l'esprit général de vos travaux et les idées qui vous ont amené à les faire et vous ont guidé(s) dans leur accomplissement. Ce sera donner à mon essai une valeur que je ne puis lui donner moi-même: car vous me flattez bien en me disant que vous attendez de moi des notes et des critiques. A peine trouverez-vous quatre ou cinq observations très-insignifiantes sur des détails. C'est dans la Préface que je comptais me développer à mon aise, et c'est encore là que grâce à vous j'espère mettre tout le mérite de ce qui m'est personnel dans ce travail.

Pardonnez-moi de vous importuner de la sorte; vous m'avez toujours témoigné tant de bon vouloir et d'amitié que j'ai cru pouvoir me permettre cette demande, et que j'ai l'espoir que vous me l'accorderez.

Je vous en remercie par avance, et je vous supplie bien de me croire avec autant d'affection que de respect, Monsieur et cher maître

Votre tout dévoué disciple et ami,
G Paris

Mon père se rappelle à votre bon souvenir. — Ecrivez-moi, je vous prie, à cette adresse: à Avenay — par Aï (Marne).

Das Erscheinen der übersetzten Einleitung hat sich doch wohl etwas weiter hinausgezogen, als Paris gedacht hatte. Wenigstens bedankt sich Diez erst am 26. März 1863 aus Bonn für ein schön gebundenes und mehrere geheftete Exemplare des kleinen Buches. In dem nämlichen Briefe liest man:

'Von Hrn. P. Meyer habe ich einen freundlichen Brief erhalten. Seine Arbeiten interessieren mich ungemein. Seine Kritik, deren Lectüre ich noch aufschieben mufs, wird gewifs recht schöne Beiträge und Berichtigungen enthalten. Ich würde sie später in einem Supplement zur Roman. Gramm. mit Dank benutzen. Wenn Sie mir, theurer Freund, einmal schreiben, so bitte ich, mir bemerken zu wollen, aus welcher Gegend von Frankreich und aus welchem Orte Hr. M. ist.'

Inzwischen aber hatte Scheler sich mit folgendem Briefe an Diez gewandt:

Brüssel, den 10. Mai 1862.

Hochgeehrtester Herr und Meister,

Ich trage mich seit längerer Zeit mit dem Plane herum, Ihre romanische Grammatik für das französische Publikum zu bearbeiten. Diese Arbeit entspricht einem wirklichen Bedürfnisse und würde sich, wie mir dünkt, lohnen. Ich habe mich neulich defsfalls an Didot in Paris gewendet; derselbe würde wohl den Verlag gerne übernehmen, wenn augenblicklich das wissenschaftliche Interesse nicht gar so abgestumpft wäre. Er bemerkt dazu, dafs der Absatz in Frankreich 200 Exempl. kaum übersteigen würde. Da ich berechnet habe, dafs circa 250 feste Abonnenten die Herstellungskosten decken, und ich nicht verzweifle, im nichtdeutschen Europa diese Zahl aufzutreiben, vorzüglich mir schmeichle, dafs Didot, der 500 Ex. meines Dictionnaire angekauft, wohl etwa 150 Ex. Ihrer Grammatik übernehmen würde, glaube ich den Gedanken noch nicht aufgeben, im Gegentheil die Ausführung desselben um so ernstlicher betreiben zu müssen.

Dafs ich mich aber der Aufgabe nicht unterziehen will, ohne die Befriedigung zu haben, dafs ich es mit Ihrer Einwilligung und unter Ihren Auspicien thue, brauche ich Ihnen nicht zu versichern.

Die Franzosen müssen endlich in die offen gelegten Geheimnisse der neueren Sprachwissenschaft gewaltsam eingeweiht und zur gerechten Würdigung der deutschen Forschung und besonders Ihrer hohen Verdienste getrieben werden.

Mein Freund Grandgagnage ermuthigt mich ganz besonders zur Verwirklichung meines Planes, u. ich glaube, dafs, nach Eintreffen Ihrer Zusage, ich die besagte Uebersetzung in den Vordergrund meiner literarischen Arbeiten schieben werde.

In der Erwartung Ihrer freundlichen Antwort und mit der Versicherung der aufrichtigsten Hingebung

Ihr ergebenster Schüler
Dr. Aug. Scheler,
Bibliothekar des Königs.

Diez scheint, da ja Paris die Absicht, das ganze Werk zu übertragen, nie geäufsert hatte, seine Zustimmung gegeben und Scheler daraufhin eine vorläufige Anzeige seines Unternehmens veröffentlicht zu haben; von einem davon offenbar verschiedenen förmlichen *prospectus* Schelers spricht Paris in dem undatierten Briefe vom Sommer 1863.

Die juristischen Prüfungen, denen er sich zunächst zu unterwerfen hatte, sind die, in denen er den Grad eines *licencié en droit* erwarb; die Thesen, die er bei diesem Anlafs am 28. August 1862 verteidigte, sind die beiden bei Jouaust in diesem Jahre gedruckten *De tutela* und *De la tutelle,* die man in der *Bibliographie des travaux de G. Paris p. p. J. Bédier et M. Roques* unter Nummer 1195 findet.

Das Dorf Avenay, etwa 20 Kilometer von Reims, war der Geburtsort des Vaters und des Sohnes, und da pflegte der Sohn seine Ferien zu verbringen; siehe darüber in der Schrift von Rajna S. 49 Anm. 4 und 5. Dafs der Vater während des Krieges 1871 sich inmitten deutscher Truppen dort aufhielt, ohne von ihnen zu leiden, wird man dem Briefe des Sohnes vom 7. Mai 1872 glauben dürfen oder müssen.

Dafs Diez sich nicht in umfänglichen Darlegungen über seine Persönlichkeit, seine Werke, seinen Einflufs, über die Gedanken auslassen würde, die ihn bei seinen Arbeiten geleitet hätten, war zu erwarten; doch hat er die dringende Bitte seines jungen Freundes auch nicht ganz unerfüllt lassen wollen, und in der Vorrede zu der Übersetzung findet man zwei kurze Stellen, die Paris als von Diez herrührend bezeichnet: '*Ce qui m'a poussé à entreprendre mes travaux philologiques et ce qui m'a guidé dans leur exécution, c'est uniquement l'exemple de Jacob Grimm. Appliquer aux langues romanes sa grammaire et sa méthode, tel fut le but que je me proposai. Bien entendu, je n'ai procédé à cette application qu'avec une certaine liberté*' (S. XVI); und '*Si je pouvais suivre mon goût, je voudrais mettre tout à fait de côté les études grammaticales, et m'occuper plutôt d'histoire littéraire; mais il n'est pas facile de se retirer d'un champ où on a travaillé tant d'années*' (S. XVIII). Gleich darauf führt Paris (S. XIX) eine schriftliche Äufserung seines Lehrers an, die dieser aus Anlafs einer Meinungsverschiedenheit über eine grammatische Einzelheit getan habe; man könnte dabei an die in dem Briefe vom 14. Mai 1862 in Aussicht gestellte Bitte um Aufklärung über einige Punkte denken, wenn nicht jener Brief aus dem gleichen Jahre stammte wie die im Oktober 1862 geschriebene Vorrede, in der es heifst: '*Etudiant, l'année dernière, un point sur lequel je me trouvais un peu en désaccord avec sa grammaire, je lui écrivis pour lui demander son avis; et je reçus cette réponse: Voici mon conseil, mon cher ami. Si vous êtes en doute de ce que j'avance, suivez votre inspiration et n'allez pas surfaire une autorité étrangère. Nous nous trompons tous, et les vieilles gens sont spécialement sujets à ce défaut de se tenir attachés à une idée à laquelle ils se sont accoutumés. La jeunesse est plus vive et plus libre; elle trouve souvent ce qui nous échappe.*

Si vous me découvrez des fautes, dites-le sans hésiter, je vous en remercierai.'

Wo schon vor 1862 etwas über den folgenreichen Besuch Diezens bei Goethe zu lesen gewesen sein mag, weiſs ich nicht. Später ist er oft erwähnt worden. Da Diez auf den Brief vom 8. September noch vor dem Abschluſs der *préface* geantwortet hat und in dieser S. XIV erzählt ist, wie Diez in Jena durch Goethe auf Raynouards Arbeiten hingewiesen worden sei, so ist an der Tatsache nicht zu zweifeln.

Die Bemerkungen des Übersetzers zu dem in der Vorlage Enthaltenen sind in der Tat weder zahlreich (etwa fünfzehn) noch von sonderlichem Belang; Diez hat denn auch später nichts davon in die dritte Ausgabe der Grammatik herübergenommen, obgleich er in einem Briefe an Paris vom 6. August 1863 freundlich urteilt: 'Ihre Noten zur *Introduction* sind kurz, aber treffend und niemals überflüssig.' Er hatte damals, da die Übersetzung der Einleitung in die nun beabsichtigte Übertragung der gesamten Grammatik übergehen sollte, jene genau durchgesehen und eine sehr beträchtliche Zahl von Druckfehlern darin gefunden, auf die er nun aufmerksam machte, damit sie in dem neuen Druck nicht wiederholt würden. S. 147, wo der Übersetzer übrigens ein paar nicht unwesentliche Zeilen des Originals (über den Leodegar) vermissen läſst, hatte er, während Diez 1856 dies mitzuteilen versäumt hatte, angegeben, Passion und Leodegar seien seit 1852 von diesem herausgegeben. Diez hat nicht einmal von diesem kleinen Nachtrage Gebrauch gemacht.

Monsieur et cher maître,

Vous devez être surpris de mon long silence, et bien que j'en sois un peu coupable, vous me feriez tort de l'attribuer uniquement à ma négligence. J'étais en Italie, où je viens de faire un fort agréable voyage, quand votre lettre est arrivée à Paris, et je ne suis de retour que depuis assez peu de temps. J'espère que vous avez passé heureusement le temps qui s'est écoulé depuis que j'ai eu de vos nouvelles, et que vous êtes occupé de quelque travail agréable pour vous et utile pour nous autres. Pour moi, je n'ai pas beaucoup travaillé cette année, et j'ai besoin de rattraper le temps perdu par un effort vigoureux cet hiver. Je m'occupe pour le moment d'un travail d'histoire littéraire qui me prendra bien du temps et que j'ai du reste commencé depuis plusieurs mois. J'espère qu'il vous offrira de l'intérêt: c'est l'Histoire poétique de Charlemagne. Si vous connaissiez sur ce sujet quelque document qui ait échappé à Bartsch et aux autres chercheurs, ou si vous aviez vous-même quelque renseignement intéressant, vous savez que je recevrais vos indications avec la plus grande reconnaissance.

Mais pour parler de choses qui vous intéressent plus directement, vous avez sans doute appris que la grande affaire de la traduction de la Grammaire est décidément en bonne voie. Il a été convenu que M. Scheler enverrait sa traduction ici, que je reverrais les épreuves et à l'occasion que je pourrais changer ou annoter, et que le tout serait imprimé chez Herold,

l'aimable et intelligent éditeur de l'Introduction. Vous donneriez à cette entreprise une valeur bien grande, cher Monsieur, si vous aviez quelque addition ou quelque changement à nous envoyer; cependant la dernière édition est si récente que vous ne devez guère avoir de modifications à y faire. Mais ce que je vous demanderai instamment, c'est de me communiquer les observations que vous avez pû faire sur l'Introduction, qui va reparaître dans l'ensemble de l'ouvrage; je connais déjà par un article de Mussafia un lourd contre-sens (die längste Grenze = qui fut le plus longtemps la frontière); j'ai peur qu'il n'y en ait encore d'autres, et je compte sur vous pour me signaler toutes les fautes que vous avez remarquées tant dans le texte que dans les quelques notes. La Préface sera considérablement changée, tout en restant à peu près dans le même ton, mais avec un peu plus de détails sur l'ensemble de votre méthode et des résultats que vous avez inébranlablement établis. Vous pensez que pour tout cela votre concours sera le bien-venu; je voudrais que la traduction fût digne du livre; j'espère que notre entreprise réussira bien. Au moins l'Introduction se vend-elle bien et a-t-elle déjà assez bien préparé le terrain.

Je viens de recevoir le prospectus de M. Scheler pour la traduction qu'il préparait à lui seul l'an dernier; il pense qu'on pourrait l'utiliser pour la nouvelle. Je suppose que vous l'avez vu. Pour moi, je crois qu'il vaudrait mieux en faire un autre. D'abord le style de M. Scheler est lourd et un peu embarrassé; puis il parle de ses peines et de ses sacrifices ce qui est d'assez mauvais goût à mon sens et ce que je ne voudrais pas prendre pour moi. Il y a beaucoup de petites observations de ce genre qui me feraient rejeter ce prospectus. En outre, il intitule votre livre: Exposé de la Formation et de la Grammaire des Langues Romanes. Je crois qu'il vaut mieux mettre simplement: Grammaire (ou Gr. comparée?) des Langues Romanes. Je serais content de savoir quel est le titre qui vous conviendrait le mieux.

Sur tout cela, cher maître, j'attends avec impatience votre réponse. Je serai bien heureux de lire dans le Jahrbuch un mot de vous sur mon Accent latin; si vous ne l'avez pas trouvé tout-à-fait indigne de votre école, c'est le plus bel éloge que vous puissiez lui donner.

Mon père se rappelle à votre souvenir. Vous aurez lu dans la Bibl. de l'Ecole des Chartes le premier article de Meyer sur l'Histoire de la Langue Française (ainsi nommée bien improprement) de M. Littré; je crois que vous en aurez été assez content. Je serais curieux de connaître votre opinion sur le Dictionnaire de Littré et aussi sur celui de Scheler, que je ne connais pas. Vous me demandez la patrie de Paul Meyer; je ne sais pas bien quel intérêt cela offre pour vous; enfin il est de Paris: c'est un jeune homme intelligent, instruit, philologue sérieusement et qui par conséquent vous admire comme il le doit.

Adieu, cher Monsieur, croyez-moi toujours bien sincèrement

Votre tout dévoué serviteur et ami
G Paris.

Dem vorstehenden Briefe fehlt die Datierung; es kann aber, da Diez am 6. August 1863 darauf geantwortet hat, keinem Zweifel unterliegen, daſs er im Sommer 1863 geschrieben ist, nach einem Schweigen, das seit dem 8. September 1862 gedauert hatte. Diez hatte am 26. März 1863 für Exemplare der *Introduction* gedankt und bei diesem Anlaſs auch nach dem Heimatsorte P. Meyers gefragt (s. oben S. 82). Über G. Paris'

erste Reise nach Italien wie auch über die sechs späteren, die ihm das schöne Land immer teurer machten und ihn mit einer grofsen Zahl hervorragender Menschen in persönliche Berührung brachten, gibt Rajna S. 40 und Anm. 90 erwünschte Auskunft.

Die *Histoire poétique de Charlemagne* hat ihren Verfasser natürlich lange beschäftigt; er spricht davon auch im März 1864, und erst im Juli 1865 sieht er sich am Ziele.

Zu einer gemeinsam auszuführenden Übersetzung der *Grammatik der romanischen Sprachen* hatten sich inzwischen Scheler und Paris zusammengetan und hatten in Herold, dem Inhaber der Firma A. Franck in Paris und Leipzig, der auch die *Introduction* gedruckt hatte, einen Verleger gefunden. Jeder der beiden Genossen scheint angenommen zu haben, der andere habe Diez von der Übereinkunft in Kenntnis gesetzt; denn auch Scheler schreibt:

Brüssel, 3 Okt. 1863.

Hochgeehrtester Herr Professor,

Dafs es mir gelungen ist, die Franck'sche Buchhandlung in Paris dazu zu bewegen, meine Uebersetzung Ihrer Romanischen Grammatik in Verlag zu nehmen, ist Ihnen vielleicht durch H. Gaston Paris, der sich mehr oder weniger an meiner Arbeit betheiligen wird, kekannt geworden. Der Druck des Werkes sollte eben beginnen, als ich von meinem Verleger benachrichtigt wurde, dafs der Ihrige, H. Weber, Einsprache gegen das Erscheinen der Uebersetzung bei ihm eingelegt habe.

Sofort schrieb ich H. Weber, dafs ich nicht nur, bereits im Mai 1862, von Ihnen als Verfasser zur Ausführung meines Vorhabens ermächtigt worden sei, sondern dafs Sie mir in demselben Briefe, auch die Erlaubnifs des Verlegers notifizirt hätten.

In seiner Antwort bestätigte H. W. ganz einfach seinen Protest u. nahm von jenem erwähnten Briefe gänzlich Umgang. Auf die umgehend am 10ten Sept. an ihn gerichtete Anfrage, ob er den Inhalt Ihres Briefes vom Mai 1862 anerkenne oder nicht, habe ich bis jetzt keine Antwort. Er ist natürlich in die unangenehme Lage versetzt, entweder sich selbst oder Ihnen ein Dementi zu geben.

Ich hielt es für meine Pflicht, Sie von dieser eben so unerwarteten als leidigen Ungelegenheit in Kenntnifs zu setzen. Vielleicht sind Sie im Stande, durch ein vermittelndes Einschreiten, die Schwierigkeit zu lösen.

Ich kann mir nicht vorstellen, dafs H. Weber bei vernünftiger Ueberlegung des durch seinen Protest, der Anerkennung ihres Verdienstes, der Belohnung meiner mühsamen Arbeit, seinem eigenen merkantilischen Rufe, u. vor Allem den Interessen der Wissenschaft erwachsenden Schadens, bei seinem Widerstande verharrt.

Vielleicht werden mich bald einige Zeilen von Ihrer Hand hierüber beruhigen. Einstweilen genehmigen Sie, werther Meister, die neue Versicherung meiner tiefen Verehrung.

Dr. Aug. Scheler
62 rue Mercelis

Man sieht hier zugleich zum erstenmal die Schwierigkeiten auftauchen, die der Durchführung des Unternehmens sich so lange in den Weg stellen sollten, und von denen nachher zu reden sein wird. Was die Beteiligung des Verfassers an etwaigen

Zusätzen der Übersetzung gegenüber dem deutschen Werke betrifft, so schreibt Diez am 6. August 1863 an Paris:

'Buchhändler Weber protestiert gegen meine Theilnahme an der französischen Ausgabe der Grammatik und man kann ihm dies nicht übel nehmen, aber dieser Protest ist überflüssig. Was den Prospectus von Hrn. Scheler betrifft, so bin ich in allen Puncten Ihrer Meinung. Der passendste Titel scheint auch mir *Grammaire des langues rom.* Vielleicht aber ist *Gr. comparée etc.* mehr nach französischem Geschmack. Die Stelle: *avec le concours de l'auteur* mufs ich bitten zu unterdrücken sowohl mit Rücksicht auf meinen Verleger wie auch auf das richtige Sachverhältnis. Ebenso die Worte *avec l'assentiment de l'éditeur*; ich glaube wenigstens nicht, dafs dies Statt gefunden hat.'

Was jenes Sachverhältnis betrifft, so war Diez, wie er in demselben Briefe vorher ausgeführt hat, zwar willens, später etwa nötig werdende neue Ausgaben der Grammatik und des Wörterbuches um einiges zu erweitern (s. oben Bemerkungen zum Briefe vom 8. September 1862), hatte aber davon noch nichts ausgearbeitet, so dafs er zur Übersetzung Zusätze zu geben nicht in der Lage gewesen wäre, auch wenn er das für schicklich gehalten hätte. In bezug aber auf die Zustimmung des Verlegers hat ihm, wie der anzuführende Brief Schelers vom 29. Oktober 1863 zeigt, das Gedächtnis nicht treu gedient.

Die Besprechung der *Introduction* hat Mussafia laut Elise Richters Verzeichnis seiner Schriften in der *Katholischen Literatur-Zeitung* X, 85—86 (1863) erscheinen lassen. Ob die Vorrede zu der Übersetzung in dem Neudruck wirklich eine eingreifende Umgestaltung erfahren hat, vermag ich nicht festzustellen.

Mit der Besprechung der Schrift über den Akzent war Mussafia in der *Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben*, 1862, Nr. 26, S. 207, Diez zuvorgekommen.

Der Artikel P. Meyers über Littrés *Histoire de la langue française* steht in der *Biblioth. de l'Ecole des Chartes*, Ve Série, T. 5. Das Wörterbuch Littrés, von dem in der Vorrede der *Introduction* S. XIII als von einem Denkmal die Rede ist, das sich den bewundernswerten französischen lexikalischen Arbeiten seit dem 16. Jahrhundert würdig anreihen werde, hat 1863 zu erscheinen begonnen. Schelers *Etymologisches Wörterbuch* war zum erstenmal 1861 herausgekommen. Diez beantwortet die ihm hier vorgelegten Fragen am 6. August 1863 wie folgt: 'Was Schelers Dictionn. étym. betrifft, so scheint es mir ein brauchbares Buch. Der Verfasser zeigt überall ein bescheidenes und besonnenes Urtheil. Eine Kritik davon hat Diefenbach geschrieben, sie steht in der Zeitschrift für vergleichende Sprachwiss. (Kuhn). Er nennt den Verfasser gelehrt, aber grade die Gelehrsamkeit, d. h. die Quellenkunde vermisse ich. Littré's Wörterbuch habe ich noch nicht genau angesehen. Was den Artikel

des Hrn. Meyer über Littrés *Hist. de la langue franç.* betrifft, so bedaure ich sehr, das neueste Heft der *Bibl. de l'Ecole des Chartes* noch nicht gesehen zu haben ... Ich freue mich aber nicht wenig auf diese Lecture, denn in Hrn. Meyer verehre ich einen Forscher im vollen Sinne des Wortes. Er hat mich vor einigen Wochen mit seinem angenehmen Besuche überrascht, der aber leider nicht lange gedauert hat. Gegenwärtig befindet er sich in Soden ...'

Die Antwort auf Diezens Frage (s. oben zu dem Briefe vom 8. September 1862) nach der Gegend und dem Orte Frankreichs, woher P. Meyer stamme, scheint mit einiger Ungeduld gegeben, beinah so, als käme sie von diesem selbst. Der Name, dessen provenzalischer Ursprung nicht einmal für Herrn Mistral in seinem Trésor festzustehen scheint, legte eben die Vermutung irgendeines Zusammenhanges mit Deutschland oder doch mit Elsafs-Lothringen nahe, und ob ein solcher bestehe, durfte Diez wahrlich fragen, ohne dafs darin eine Kränkung lag.

Paris, ce samedi 31 octobre 1863.

Monsieur et cher maître,

Je ne sais si vous êtes au courant des négociations qui sont intervenues depuis quelque temps entre M. Weber, M. Scheler et M. Herold à propos de la traduction de votre Grammaire des langues romanes. J'étais absent de Paris, et vous l'étiez de Bonn, pendant que s'échangeaient la plupart des lettres de ces messieurs, depuis la première où M. Weber a notifié à la librairie Franck (Herold) son refus de consentir à la traduction jusqu'à une lettre de M. Scheler à M. Herold qui vient de m'être communiquée et qui me jette dans la plus grande surprise. Je n'ai pas douté jusqu'ici de la bienveillance que vous m'avez toujours témoignée; j'ai plus d'une lettre de vous où vous m'en donnez les assurances; je sais, et par votre conversation et par votre correspondance, que vous désirez vivement voir votre livre traduit en français; et quand je vous ai écrit que je me décidais à m'associer à M. Scheler pour atteindre ce but, vous m'avez répondu, le 9 août dernier, que cette nouvelle vous était extrêmement agréable, que vous ne doutiez pas de l'heureux succès de notre entreprise, et quant à ma traduction de l'Introduction, que vous la trouviez très-réussie. Après de pareilles assurances, que votre loyauté et votre caractère me rendaient et me rendent encore parfaitement au-dessus de tout soupçon, jugez de mon étonnement en lisant ce matin dans une lettre de M. Weber à M. Scheler, dont celui-ci reproduit des passages, les phrases suivantes (celui-ci rappelait à M. Weber que dans une lettre de mai vous l'aviez assuré du consentement de ce libraire): 'Nur so viel ist mir gegenwärtig, dass, als ich vor ca 6 Wochen. vor seiner Abreise, mit ihm (Prof. Diez) in Bezug auf Ihre Aüsserung darüber sprach, er doch in Abrede stellte, Ihnen meine Einwilligung dazu mitgetheilt zu haben, sich aber über das ganze Unternehmen, wie es sich nun Ihrerseits und seitens des Hn Gaston Paris und Franck jetzt herausstellen soll, nicht eben in sehr befriedigender Weise aüsserte. Ich habe daraus wenigstens nicht entnehmen können dass es ihm besonders angenehm sei. — Ob er in seiner Antwort auf ein Schreiben des Hn Gaston Paris, das ich ihm entziffern half, dies auch angedeutet hat, weiss ich nicht zu sagen.'

Vous comprendrez assurément que j'invoque en réponse à cette insinuation toute la franchise de votre témoignage: je compte d'autant plus sur une déclaration contraire à l'interprétation de M. Weber que la lettre à laquelle il fait allusion, et dont j'ai rappelé le fond tout-à-l'heure, lui est complètement opposée. J'en ai aussi le plus grand besoin; car je me suis résolu à accepter les propositions qui me sont faites, pour cette traduction, surtout par le désir de vous être agréable en réalisant un vœu que je sais que vous formez depuis longtemps. Sans cette idée et celle de servir la science je n'aurais certainement pas consenti à me charger d'un travail qui sans doute ne me rapportera rien et qui me dérange au milieu d'occupations nombreuses et très-différentes. Aussi n'hésiterais-je pas à en abandonner la pensée si je croyais que M. Weber eût raison, et que vous ne vissiez pas cette entreprise avec plaisir; j'ai donc le plus grand intérêt à savoir ce qui en est. Je désire aussi, si vous donnez raison à mes espérances, que vous fassiez bien nettement part de vos dispositions à M. Weber; il ne pourra plus ainsi cacher des refus dont le but pécuniaire me paraît assez clair derrière une prétendue répugnance de votre part. Oserai-je vous demander, Monsieur et cher maître, de me donner sans retard une réponse? Si M. Weber a dit vrai, ne croyez pas que je vous en veuille pour cela; vous aurez sans doute pensé que votre livre gagnerait à attendre un traducteur plus digne, et je sais trop quelle est mon insuffisance pour ne pas comprendre cette manière de voir, qui me surprendrait seulement en ce qu'elle contredirait toutes vos assertions précédentes et m'enlèverait une illusion qui m'était précieuse, celle de votre sympathique approbation pour mes travaux.

Pardonnez-moi, cher Monsieur, d'avoir pû supposer que vous ne m'eûssiez pas dit la vérité tout entière; au fond je ne doute pas que Weber n'ait ou mal compris ou mal rendu vos paroles, et je me persuade que vous me regardez toujours comme votre disciple. Veuillez donc m'en donner promptement la bonne assurance; je pense que votre intervention auprès de Weber ne pourrait nous être que d'un très-bon secours.

Croyez-moi bien, cher maître,

Votre tout dévoué,
G Paris.

J'ai vu que votre livre sur la poésie portugaise avait paru; je serais heureux de le lire. — Meyer m'a donné de vos nouvelles, et fort heureusement de bonnes.

Etwas früher als vorstehenden Brief wird Diez den folgenden, auf die nämlichen Dinge bezüglichen Schelers erhalten haben:

Brüssel, den 29 Okt. 1868.

Hochgeehrtester Herr Professor,

Meinen vor etwa drei Wochen an Sie abgesandten Brief, worin ich Ihnen die von H. Weber gegen das Erscheinen der franz. Ausgabe Ihrer Grammatik erhobene Einsprache gemeldet, werden Sie bei Ihrer Rückkunft vorgefunden haben.

Es liegt mir nun um so mehr daran Ihre Ansicht über diese leidige Angelegenheit zu kennen, als H. Weber mir in seinem Briefe vom 14. Okt. schreibt, er überlasse es Ihnen sich über die Erlaubniſs auszusprechen, die Sie mir in Ihrem Schreiben vom 28. Mai 1862, betreffend die Uebersetzung des Werkes, in Ihrem u. des Verlegers Namen, ertheilt haben. Er beruft sich darauf, daſs Sie die Richtigkeit meiner Aussage bezweifelt, als er Ihnen davon gesprochen, u. überhaupt sich über das Unternehmen Francks in Paris nicht in sehr befriedigender Weise ausgesprochen hätten.

Bis ich hierüber von Ihnen selbst ins Klare gesetzt werde, erlaube ich mir den betreffenden Passus Ihres Briefs vom Mai 1862 hier beizufügen:

„Meine Zustimmung also, wegen deren Sie bei mir anzufragen die Güte hatten, haben Sie hiemit. Zum Ueberflusse habe ich auch die des Verlegers noch eingeholt. Ich fand Herrn Weber mehrmals nicht, mit welchem Umstand ich die verzögerte Antwort zu erklären und zu entschuldigen bitte."

Sie sehen, daſs ich es nach so bestimmter Genehmigung mir nicht einfallen lassen konnte, von Bonn aus auf Hindernisse zu stoſsen. Ich bin aus Liebe zur Sache ans Werk gegangen, habe Vieles auf die Seite geworfen, um es schnell zu Ende zu führen, und soll nun mit dem Verdachte belohnt werden, mich unrechtmäſsiger Weise fremden Eigenthums haben bemächtigen zu wollen.

Ich hoffe noch immer, daſs Ihre Dazwischenkunft die Sache auf gütlichem Wege lösen wird.

Mit ausgezeichneter Verehrung
Ihr ganz ergebener
Dr. Aug. Scheler.

Über dem, was Ursache gewesen war zu diesen beiden Briefen, und was leicht nicht bloſs die Fortführung der begonnenen Arbeit hätte in Frage stellen, sondern auch das Einvernehmen zwischen Diez und seinen Übersetzern gefährden können, liegt einiges Dunkel. Diez scheint insofern nicht ganz ohne Schuld gewesen zu sein, als er, wie aus Schelers Brief vom 29. Oktober 1863 sich ergibt, letzterem im Mai 1862 geschrieben hatte, er habe die Zustimmung des Verlegers eingeholt, während er dieser Zustimmung doch so wenig sicher war, daſs er am 6. August 1863 an Paris schrieb: 'ich glaube wenigstens nicht, daſs dies (*assentiment*) Statt gefunden hat.' Leider fehlen hier Briefe, die gewechselt worden sein müssen: von Scheler liegt mir überhaupt kein weiterer mehr vor; der nächstfolgende von Gaston Paris, vom 22. März 1864, spricht zwar noch von Schikanen des deutschen Verlegers, erwähnt aber nicht mit der leisesten Andeutung des früheren, jetzt offenbar völlig geschwundenen Miſstrauens gegenüber dem Meister, und Diezens darauf antwortender Brief vom 23. April 1864 spricht gegen Ende von einem letzten Schreiben, in welchem er Paris auf ein neues französisches Gesetz und die Deutung des darin vorkommenden Ausdruckes *contrefaçon* aufmerksam gemacht habe, und dieser Brief fehlt im Nachlaſs. Bis auf weiteres wird man glauben müssen, wenn irgendwo man es an der wünschenswerten Geradheit habe fehlen lassen, so sei es beim deutschen Verleger gewesen.

Das Buch über die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie ist in Bonn bei Eduard Weber 1863 erschienen; in den folgenden Briefen ist seiner mehrmals noch gedacht. — Daſs P. Meyer in Bonn Diez besucht hatte, ergibt sich aus einer oben (zu Paris' Brief vom Sommer 1863) erwähnten Briefstelle. Meyer

selbst in einem mir gehörenden Briefe an Diez vom 27. Juli 1864, in welchem er sich für die Zusendung des Buches über die portugiesische Kunstpoesie bedankt, sagt: *vous avez pu juger par vous-même, lors de la visite que j'eus l'honneur de vous faire l'an dernier, de ma faiblesse en allemand.*

Cannes, ce 22 mars 1864.

Monsieur et cher maître,

Voilà longtemps que je ne vous ai écrit, et je dois commencer cette lettre par de doubles remerciements. J'ai reçu ce matin une lettre de M. Ebert, qui me dit avoir entre les mains un article de vous sur mon Accent latin; il m'assure que vous avez bien voulu vous exprimer sur mon compte d'une manière très-favorable. Il est inutile de vous dire combien j'en suis flatté et reconnaissant; qui pourrait m'être plus doux que le suffrage de celui qu'on reconnaît universellement pour le maître des études auxquelles se rattache mon travail? M. Ebert me dit aussi que vous ajoutez beaucoup de détails nouveaux sur le sujet de l'accent; je m'en réjouis beaucoup, et j'espère bien y trouver de quoi compléter et améliorer beaucoup la théorie que j'ai développée d'après vous. Il serait fort à souhaiter qu'on fît sur l'ensemble des langues romanes le travail que j'ai essayé sur le français; mais ce ne sera pas en France qu'on entreprendra quelque chose d'aussi malaisé; nous attendrons cela de l'Allemagne.

*J'ai d'autres remerciements à vous faire pour l'envoi de votre petit livre sur l'ancienne lyrique portugaise. Il m'est arrivé justement la veille de mon départ pour le Midi, où la mauvaise santé de ma mère nous a fait passer l'hiver. Je l'ai lu ici avec d'autant plus d'intérêt que ce sujet m'était tout-à-fait inconnu, et que votre excellente critique le place maintenant en pleine lumière. Cette poésie artificielle qui a gardé un ton populaire est vraiment un phénomène curieux et qui dorénavant a sa place marquée dans l'histoire littéraire du moyen-âge. A propos d'une note de votre ouvrage, permettez-moi de vous soumettre une opinion un peu différente de la vôtre. Vous proposez (p. 36, note *) une explication de la forme orthographique* lh, nh, *qui me paraît, si j'ose le dire, un peu forcée. On trouve dans les Serments de 842, comme vous savez,* adjudha, cadhuna, *et il est bien vraisemblable que l'usage de l'*h *après une consonne pour en marquer sans doute l'amollissement (dh = d doux) ou l'aspiration (dh = th anglais) est emprunté aux langues germaniques. Le texte allemand des Serments en offre plusieurs exemples. Or il me semble que l'ancien allemand* solhe, welhe *etc. offre une grande analogie de sons avec le* lh *provençal (welher, melhor), dont la prononciation pouvait bien être un peu plus rude et aspirée qu'elle ne l'est maintenant. Je crois donc que ce groupement de lettres pour exprimer l'*l *que nous appelons mouillé est emprunté à l'allemand. Le* nh *aurait la même origine (manhe, etc.). C'est une pure hypothèse, que vous trouverez peut-être admissible.*

J'admire dans votre ouvrage l'exactitude et la beauté de vos traductions en vers; voilà qui sera à tout jamais impossible dans notre langue. Il y a un romancero *portugais d'Almeida-Garrett que je ne connais pas. Les romances qu'il contient sont-elles anciennes, et croyez-vous que j'y trouverais quelque chose à prendre pour mon* Histoire poétique de Charlemagne? *C'est là mon unique occupation pour le moment, et j'ai bien de la peine à y travailler beaucoup ici, où je manque de livres; c'est un sujet qui précisément ne peut se traiter qu'à l'aide d'une multitude de volumes en toutes langues; je suis obligé de laisser dans mon travail bien des blancs que je remplirai plus tard.*

Mon départ pour Cannes, qui a été tout-à-fait imprévu et subit, et qui coïncidait avec celui de M. Herold pour Alger, a suspendu pour quelque temps l'affaire de la traduction. Mais nous sommes décidés à passer outre et à ne tenir aucun compte des chicanes de M. Weber, qui ne nous semblent aucunement fondées. Avez-vous fait avec lui un traité dans lequel vous lui cédiez votre droit d'autoriser une traduction? Si vous ne l'avez pas fait, il vous reste plein et entier, et votre permission nous suffit pleinement pour être dans notre droit. D'ailleurs, le titre du livre ne contient aucune prohibition de traduction, et dans ce cas-là la loi prussienne, m'a-t-on assuré, ne donne aucun droit à l'éditeur original. Il est impossible qu'un éditeur prussien ait en France un droit qu'il n'a pas dans son pays. Nous sommes donc résolus à imprimer. Dès que je serai de retour à Paris, c'est-à-dire dans trois semaines, nous allons mettre sous presse, et je tâcherai de faire marcher la chose rondement, une fois commencée.

Portez-vous bien, cher Monsieur, continuez à nous réjouir de temps à autre par un beau livre, et croyez-moi bien entièrement à vous

G Paris

Diezens Erklärung der portugiesischen Darstellung des mouillierten *l* durch *lh* geht bekanntlich dahin, es sei zunächst z. B. das aus lat. *meliorem* entstandene Wort *mellior* geschrieben worden mit doppeltem *l* zur Andeutung der Kürze des vorangehenden Vokals; da aber diese Schreibung zu der irrigen Auffassung hätte verleiten können, als sei das Wort dreisilbig, so habe man das obere Ende des *i* durch ein horizontales Strichlein mit dem vorangehenden *l* verbunden, und die so verbundenen zwei Buchstaben hätten dann ein *h* ergeben, das so entstandene *h* aber wäre dann auch zur Andeutung entsprechenden Sachverhaltes nach *n* verwendet worden.

Der Romanceiro von Almeida-Garrett ist, soweit er ursprüngliche Volksdichtung enthält, 1851 erschienen und in Deutschland durch F. Wolfs Abhandlung und Übersetzungen in den *Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie*, Bd. XX (1856), bekannt geworden. Durch Wolf, der mit P. Paris befreundet war, mag auch Gaston von dem Werke erfahren haben, das ihm in Cannes wohl nicht zur Verfügung stand. In der *Histoire poét. de Charlemagne* sind den portugiesischen Romanzen nur wenige Zeilen (S. 216) gewidmet.

Diezens Brief aus Bonn vom 23. April 1864 an G. Paris:

Theuerster Freund!

Ihren mir sehr erfreulichen Brief vom 21.[1] März empfieng ich nach meiner Rückkehr von einer Reise nach Giefsen vor 9—10 Tagen. Das gegenwärtige Schreiben wird Sie nun wieder in Paris finden. Hoffentlich hat der Aufenthalt im Süden auf die Gesundheit Ihrer Frau Mutter den besten Einflufs gehabt!

Ich ersehe aus Ihrem Briefe, dafs Hr. Ebert Ihnen einiges aus meiner Recension Ihrer Schrift *De l'acc. lat.* mitgetheilt hat. Es versteht sich,

[1] Genauer 22.



dafs sie nicht anders als sehr günstig sein konnte. Wenn aber Hr. E. sagt, dafs ich viele neue Details über den Gegenstand mitgetheilt habe, so werden Sie sich sehr getäuscht finden, wenn der Aufsatz, welcher 6—7 Seiten füllen wird, Ihnen zu Gesicht kommt. Ich habe nur über den Accent in der provenz. Mundart einige neue Bemerkungen gemacht. Aufserdem habe ich einige Fälle berührt, worin ich andere Ansichten habe als die von Ihnen ausgesprochenen: ob diese Ansichten die richtigen sind, wissen die Götter. Andere Ihrer Bemerkungen hoffe ich bei andern Gelegenheiten, ich glaube fast immer beistimmend, berühren zu können. Dafs Ihre Arbeit für die Sprachwissenschaft bedeutend ist, habe ich, nach meiner Überzeugung, entschieden ausgesprochen.

Ich habe mit Vergnügen gelesen, dafs Sie sich für mein Werkchen über altportugiesische Poesie interessiert haben. Mir selbst war diese Litteratur fremd geworden, als ich diese Arbeit anfieng, daher hat sie viel Zeit gekostet. Möchte das Büchlein den Erfolg haben, dafs ein tüchtiger Kenner den ganzen *Codex vaticanus* herausgäbe! — Sie fragen, ob der Romanceiro von Garrett auf Karl d. Gr. Bezügliches enthalte. Mir ist das Buch nicht zur Hand, ich ersehe aber aus Bellermanns portugiesischen Volksliedern (Leipz. 1864) p. 268, dafs die port. Romanzen dieses Cyclus aus Spanien eingeführt und spanisch vorhanden sind. Dahin gehören auch die beiden bei Bellermann abgedruckten von Gaiferos u. D. Beltran. — Was Sie mir mittheilen über die Schreibung *lh*, *nh*, nehme ich mit Dank an und werde es zu seiner Zeit überlegen. Das Sprichwort sagt *docendo discimus*; ich glaube, man würde mit mehr Wahrheit sagen *dubitando discimus*. Wenigstens macht die Wissenschaft auf dem letzteren Wege gröfsere Fortschritte als auf dem ersteren.

Es ist ein schöner Entschlufs, dafs Sie die Übersetzung der Rom. Gramm. nicht aufzugeben gedenken. Was Ihre Frage betrifft, so bemerke ich, dafs ich Herrn Weber das Recht, eine Übersetzung zu autorisieren, nicht abgetreten habe. Dieses Recht gehört nämlich in Preussen und ohne Zweifel in ganz Deutschland, dem Verleger, nicht dem Verfasser; ich konnte es ihm also nicht cedieren. Der Ausländer aber ist an dieses Recht des deutschen Verlegers nicht gebunden, und wenn er den deutschen Verleger oder Verfasser um ihre Einwilligung ersucht, so ist dies eine blofse Sache der Höflichkeit. Weber gab Hrn. Scheler diese Einwilligung, weil er juristisch kein Mittel gegen die Übersetzung hatte, denn er glaubte, das Buch sollte in Belgien erscheinen. Ob aber ein deutscher Buchhändler eine Übersetzung in Frankreich hindern kann, ist eine andere Frage. Dafs der Titel des Originals in diesem Falle das Verbot der Übersetzung enthalten müsse, ist, so viel ich weifs, nicht nöthig. Eine Hinterlegung (*consignation*) von 2 Exemplaren des Originals bei einem der Ministerien zu Paris (ich weifs nicht bei welchem?) ist genügend, und dies hat W. gethan. Alles kommt darauf an, was in dem neuen französischen Gesetz unter *contrefaçon* zu verstehen ist. Doch darauf habe ich Sie in meinem letzten Schreiben bereits aufmerksam gemacht; ich wünschte auch, dafs Sie Hrn. Herold darauf aufmerksam machten, damit er in keinen Schaden käme, denn ich halte es für möglich, dafs W. deshalb eine Klage bei den französischen Gerichten anstellen könnte.

Leben Sie nun recht wohl, lieber Freund, und behalten mich in gutem Andenken. Ganz der Ihrige

Friedr. Diez.

Paris, ce samedi 8 juillet [1865]

Voilà bien longtemps que je ne vous ai écrit, mon cher maître, et depuis ma dernière lettre j'ai été frappé par un bien grand malheur; j'ai perdu ma pauvre mère, que vous avez connue. Voilà plus de quatre mois mainte-

nant, et je commence à me relever de ce coup terrible. Je ne doute pas que vous ne preniez part à notre affliction.

Je remets ce mot à un jeune homme qui désire beaucoup vous voir et vous exprimer son admiration pour vos travaux. C'est l'auteur d'une petite plaquette sur Bruneau de Tours, qu'il vous a envoyée. Je lui ai dit qu'il pouvait compter sur un bon accueil de votre part, et je vous assure qu'il le mérite à tous égards.

Mon Charlemagne va enfin paraître; il m'a pris bien du temps et de la peine; je suis ravi d'en être enfin débarrassé. Nous donnerez-vous bientôt quelque chose?

Je ne sais plus, dans ce long silence, si je vous ai remercié de votre article sur mon Accent. En tout cas, vous jugez combien il m'a été précieux; vos critiques sont d'une valeur qui donne plus de poids à vos éloges, et je donne les mains à presque toutes. Combien j'ai été heureux et fier de lire ces lignes signées d'un tel nom! Une partie de l'éloge était dûe sans doute à l'amitié, mais cette amitié aussi était pour moi une grande joie.

Si je puis faire ce que je veux (chose rare!), j'irai vous voir vers la fin de septembre; j'ai envie de faire un tour de votre côté, et d'aller au congrès des philologues, qui se tient, je crois, à Heidelberg.

Adieu, mon cher maître; portez-vous bien et faites-nous jouir de temps en temps de quelque production nouvelle.

Tout à vous,
G Paris.

Die Jahreszahl fehlt, kann aber nur 1865 sein, in welchem Jahre der 8. Juli in der Tat ein Sonnabend war. G. Paris' Mutter, deren Tod er hier beklagt, hatte Diez 1857 kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, wo sie zusammen mit einer Tochter einen Aufenthalt von über drei Monaten in Bonn machte; s. P. Rajnas vor der Akademie der Crusca am 27. Dezember 1903 gehaltene Rede S. 58 Anm. 41 und S. 38 des Sonderdrucks.

Der junge Mann, der empfohlen wird, ist Auguste Brachet. Die Broschüre *Etude sur Bruneau de Tours, trouvère du XIIIe siècle* war 1865 bei Franck erschienen; s. den Nekrolog, den ihm 1898 P. M. widmet, in *Romania* XXVII, 517. Auch von ihm besitze ich eine Anzahl an Diez gerichteter Briefe (1867—71). Über den freundlichen Empfang, den er bei Diez fand, s. Paris' Brief vom 21. November 1865.

Einen Dank für die Besprechung der Schrift über den Akzent hatte Paris im Briefe vom 22. März 1864 ausgesprochen, aber ohne sie noch gelesen zu haben.

Paris, ce 21 novembre [1865].

Cher maître,

Vous avez sans doute reçu mes deux thèses; j'espère que l'Histoire poétique de Charlemagne méritera votre suffrage. J'ai été souffrant, bien que sans gravité, pendant les vacances, au moment où je voulais aller faire un tour en Allemagne; je me promettais un grand plaisir à vous voir; j'espère que mon projet de voyage, pour être différé, n'est pas perdu.

Le jeune Brachet m'a donné de bonnes nouvelles de vous; il a été touché et très-reconnaissant de la réception que vous lui avez faite.

Avez-vous reçu la circulaire que je vous ai fait envoyer au nom de la Revue Critique dont je suis un des fondateurs? Nous voulons essayer de répandre en France les bonnes méthodes scientifiques et pour cela commencer par faire à la fausse science une guerre acharnée. Il faut que la critique déblaie le terrain avant que la production se développe. Nous serions bien flattés si vous nous permettiez de vous inscrire parmi les collaborateurs. Vos articles, si vous nous en envoyiez, seraient traduits en français avec soin.

A ce propos, l'affaire de la traduction de votre Grammaire revient sur l'eau. Herold, le libraire, est mort, ainsi que Scheler; mais Vieweg, successeur d'Herold, est dans les mêmes idées, et je compterais m'associer précisément Brachet, qui serait heureux de prendre part à une œuvre si honorable et si utile. Vieweg a dû écrire ces jours-ci à Weber pour savoir définitivement le prix qu'il demanderait pour autoriser la traduction; c'est là en somme le nœud de la question. Je n'ai pas besoin de vous dire que je compte, si vous êtes consulté, que vous userez de votre influence en notre faveur.

J'ose m'étonner, cher maître, de n'avoir pas reçu votre opuscule sur les Glossaires romans. *Je l'ai vu chez le libraire, et ce que j'en ai lu excite mon intérêt au plus haut point; je vous serais bien obligé de me l'envoyer au plus tôt; j'en rendrais compte dans la* Revue Critique.

Je ne vous en écris pas plus long, parce que je sais que mon écriture vous fatigue les yeux. Croyez-moi bien entièrement, cher maître et ami,

Votre dévoué,
G Paris.

*Meyer, qui est en Angleterre, m'écrit un mot où je lis ceci: 'Comment se fait-il que M. Diez n'ait pas reçu d'exemplaire de la traduction de l'*Introduction*?' Je dis à mon tour: comment se fait-il que Meyer croie cela, puisque je sais très-bien que M. Diez en a un exemplaire?*

Mon adresse est actuellement 44, rue du Cherche-Midi.

Die zwei Thesen siud bekanntlich die *Histoire poétique de Charlemagne* und die Schrift *De Pseudo-Turpino,* beide 1865 erschienen. Die *Revue critique,* über deren Gründung Rajna S. 31 ff. handelt, hat 1866 zu erscheinen begonnen und besteht bekanntermaſsen in geachteter Stellung fort, übrigens seit längeren Jahren ohne Beteiligung Paris' an der Redaktion. Charles Morel, geboren den 20. März 1837 in Lignerolles (Kanton Waadt), einer der ersten vier Herausgeber, gehörte zu dem Kreise schweizerischer Freunde, mit denen G. Paris schon 1856 in Bonn gern verkehrte; er starb am 26. Februar 1902 in Genf, wo er einer der Redaktoren des *Journal de Genève* war. Siehe über sein Leben und seine vielfache Tätigkeit einen Nekrolog im Bulletin Nr. VIII der *Association pro Aventico,* Lausanne 1903.

Die *Altromanischen Glossare* berichtigt und erklärt von Friedrich Diez sind in Bonn bei Weber 1865 erschienen. G. Paris' Besprechung des kleinen Buches steht im ersten Bande der *Revue critique* S. 85—88.

Der Verleger Herold war laut dem Brief vom 22. März 1864 krankheithalber nach Algier gereist und nunmehr gestorben. Scheler aber war nichts weniger als tot, hat im Gegenteil noch jahrelang eine sehr rührige und verdienstliche Tätigkeit

entfaltet und bis 1890 gelebt (s. den Nekrolog in der *Romania* XX, 180). Wenn Paris hier von ihm als einem Verstorbenen spricht, so meint er damit wohl nur, daſs er für das geplante Unternehmen ein Abgeschiedener sei. Was seinen Zurücktritt veranlaſste, vermag ich nicht zu sagen. Daſs G. Paris wenig Wohlgefallen an Schelers Schreibweise hatte, erhellt aus dem Briefe ohne Datum vom Sommer 1863; vielleicht war auch in Fällen von Meinungsverschiedenheit mit dem zwanzig Jahre älteren Gelehrten weniger leicht fertig zu werden als mit dem 1844 geborenen Brachet. Übrigens war auch mit diesem Mitbearbeiter des ersten Bandes Paris laut dem Briefe vom 1. Februar 1875 weit weniger zufrieden als mit Morel-Fatio, der die beiden anderen Bände übertragen half. Die ganze Sache zog sich sehr lange hinaus: während am 22. März 1864 Paris geglaubt hatte, in drei Wochen mit dem Drucke des ersten Bandes beginnen zu können, erschien dieser erst 1872; der zweite und der dritte wären nach der Bibliographie 1874 ausgegeben worden, und nach dem Briefe vom 7. Mai 1872 sollte gemäſs dem Vertrage mit dem Ministerium bis zum 1. Januar 1874 alles erschienen sein; aber am 1. Februar 1875 war der sechste Bogen des dritten Bandes noch nicht abgezogen. Dafür konnte freilich die dritte Ausgabe des Originals zur Grundlage dienen.

Mon cher et vénéré maître,

Ma sœur, qui est mariée à Moscou, vient nous voir cette année et je vais après-demain la chercher à Cologne. Je ne veux pas passer si près de vous sans aller vous voir; je compte arriver à Cologne dimanche matin, aller vous dire bonjour à Bonn, puis retourner attendre ma sœur au train qui arrive de Berlin à Cologne à 8 heures du soir, je crois. J'espère voir aussi M. Delius, dont la récente visite à Paris nous a fait tant de plaisir.

Pour être sûr de vous trouver, j'ai cru bien faire de vous écrire ce mot d'avance; attendez-moi donc, suivant toutes les vraisemblances, dimanche avant midi, et croyez que je serai bien heureux de vous assurer une fois de plus de mon vif et respectueux dévouement.

Gaston Paris.

Paris, le 17 juin 1870.

Daſs Paris Diez auch vorher einmal wiedergesehen hatte und zwar in Gieſsen ersieht man aus dem schon oben erwähnten, im *Journal des Débats* 1894 gedruckten Aufsatz zur hundertsten Wiederkehr von Diezens Geburtstag, wonach 1866 ein solcher Besuch stattfand. Der Tatsache gedenkt auch Diez in einem Brief an Bartsch vom 28. Oktober 1866, den Stengel in seinen *Diez-Reliquien,* Marburg 1894, S. 23 abgedruckt hat. Daſs er auch 1870, unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges, in Bonn mit seinem Lehrer zusammengetroffen sei, erwähnt Paris in jenem Aufsatze nicht. Sollte der hier so bestimmt in Aus-

sicht gestellte Besuch gar nicht erfolgt sein? Auf der Reise zu der geliebten Schwester in Moskau war er auch 1874, als er auf kurze Zeit in Misdroy bei mir einkehrte und bei dieser Gelegenheit durch mich auch Karl Müllenhoff persönlich kennen lernte. Von der Frau, die die letzten Jahre seines Lebens beglückt hat, war er begleitet, als ich ihn und sie 1900 auf ein paar Tage in Berlin beherbergen durfte, wohin er zum Jubiläum der Akademie der Wissenschaften als einer der Vertreter der französischen Akademie entsandt war.

Paris, ce 7 mai 1872.

Mon cher maître,

Enfin nous avons conclu avec le Ministère un traité qui assure la traduction de votre Grammaire. Le premier volume paraîtra le 1er août (ce ne sera qu'un demi-volume); les trois volumes doivent avoir paru avant le 1er janvier 1874. Il n'est que temps, car si nous avions tardé nous aurions sûrement été devancés par les Italiens. Il est vrai que ceux-ci trouvent une sorte de compensation dans l'abrégé de Fornacciaro; ce qu'il a ajouté de son cru est rare et mauvais: c'est étonnant que les théories extravagantes de Nannucci n'aient pas encore été absolument déracinées en Italie.

J'ai été profondément touché et je vous suis bien reconnaissant de ce que vous me dites d'amical dans votre lettre. Pour ce qui concerne l'Alexis, la critique allemande l'a jugé en général avec une bienveillance extrême et même exagérée. J'y vois à présent bien des erreurs et bien des lacunes; il s'en faut que j'aie encore atteint cette Einsicht et cette Umsicht qui permettent d'embrasser d'emblée toutes les faces d'une question, et grâce auxquelles vos ouvrages ne vieillissent pas.

J'espère que c'est par un simple oubli que vous ne me dites rien du premier numéro de la Romania; s'il ne vous était pas parvenu, je vous demanderais de m'en prévenir par un simple mot; au reste, vous devez maintenant avoir reçu aussi le second. Nous vous prions, Meyer et moi, de vouloir bien accepter cet hommage. Je n'ai pas besoin de vous dire que si vous trouviez dans vos papiers quelques lignes inédites, nous serions heureux et honorés de les insérer.

Quand vous me dites, mon cher maître, que vous avez ihr Geschäft geschlossen, j'espère bien que ce n'est pas tout à fait exact. Bauer m'a dit que vous lui aviez écrit que vous prépariez un remaniement des Glossaires; ce serait là un travail bien précieux, car à mes yeux c'est un de vos écrits les plus utiles et les plus admirables. Combien j'ai senti, en essayant d'y joindre quelques notes, quelle est notre infériorité à tous! Quand il n'y aurait que cette érudition si vaste et si variée, à laquelle le spécialiste le plus laborieux peut à peine ajouter çà et là quelque chose, ce serait un avantage incommensurable; et pourtant ce n'est que la matière, qui est mise en œuvre avec une pénétration et une ingéniosité sans égales.

Je me permets cependant de vous contredire quelquefois, bien qu'en tremblant. Sur faîte je ne doute pas de votre approbation, mais j'en suis moins sûr pour navrer; pourtant, je l'avoue, nabagêr me paraît inadmissible.

J'ai, non pas une demande, mais une exposition fort indiscrète à vous faire. Je n'ai acheté ni la troisième édition de la Grammaire ni celle du Dictionnaire, pensant que peut-être vous en auriez eu un exemplaire à m'envoyer. Pour la Grammaire, Vieweg m'a fourni des feuilles de la troisième édition (tome I), qui ont servi à l'impression de la traduction et sont fort

incomplètes. Je n'ai aucunement l'idée de ne pas acheter ces deux ouvrages, mais il me serait désagréable de les acheter si vous aviez peut-être l'intention de me les donner, et vous seriez sans doute aussi contrarié. C'est ce qui m'enhardit à vous parler de cet incident, auquel je vous supplie de n'attacher aucune importance quelconque. Si votre éditeur ne vous donne pas d'exemplaires, voilà la chose finie; mais dans le cas contraire peut-être vous reste-t-il dans un coin quelque exemplaire dont vous ne faites rien, et qui me serait doublement précieux s'il portait un mot de votre main.

Mon père a été bien sensible à votre souvenir; il se porte très-bien et travaille à un ouvrage de longue haleine sur les romans de la Table Ronde. Il a passé le temps de la guerre en Champagne, et n'a pas eu matériellement à souffrir, bien que les Allemands aient occupé et occupent encore notre village d'Avenay.

Je vous demande réellement pardon de fatiguer vos yeux par un si long griffonnage, mais il me faut encore répondre à une question que vous m'adressez. Je suis maintenant professeur suppléant au Collège de France et directeur-adjoint à l'Ecole pratique des hautes Etudes. Mais si vous me faites le grand plaisir et le grand honneur de m'écrire, il est inutile de mettre ces titres sur l'adresse; ce n'est pas ici un usage comme en Allemagne. Quant à mon adresse actuelle, c'est rue du Regard, 7; mon père demeure au nº 3 de la même rue avec ma sœur, chez laquelle je prends mes repas, de sorte que sans être marié j'ai une véritable vie de famille, ce qui est bien doux pour un travailleur.

Je vous prierais de saluer pour moi M. Delius et M. von Sybel si je ne savais que vous les voyez rarement. Pardonnez-moi mon indiscrétion à laquelle vous ferez bien de ne faire aucune attention, et permettez-moi, mon cher et vénéré maître, de me dire une fois de plus, ou pour mieux dire de plus en plus

Votre respectueusement dévoué,
G Paris.

Der Name des italienischen Bearbeiters lautet richtig Raffaello Fornaciari und der Titel des Buches *Grammatica storica della lingua italiana estratta e compendiata dalla grammatica romana di Federigo Diez. Parte I. Morfologia. Torino, Firenze e Roma, Loescher.* 1872. 16⁰. 128 S.

Die deutsche Kritik hat den Alexis nicht anders als mit wärmster Anerkennung besprechen können; ich erwähne die Äufserungen von Mussafia im *Lit. Centralblatt* 1872 Sp. 335—337, von J. B. (Baechtold) in der *Augsburger Allgem. Zeitung* 1872, 1. Mai, und meine eigene in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen* 1872, Stück 23 S. 881—903, die nach *Romania* I, 398 meinem Freunde offenbar Freude bereitet hat.

Bauer, Alfred, ist der Verfasser der 1870 erschienenen französischen Übersetzung der *Altromanischen Glossare,* zu welcher Rönsch und Paris Anmerkungen, letzterer aufserdem eine Vorrede beigefügt hatten. Seine Bedenken gegen Diezens Erklärungen von *faîte* und von *navrer* hat Paris in der *Romania* I, 96 und 216 eingehender dargelegt und ebenda die eigenen Ansichten kennen gelehrt und gerechtfertigt (s. dazu Baist in *Gröbers Zeitschrift* V 556 und *Romania* XXIII 493).

Von dem 'Schlufs des Geschäftes' spricht Diez auch in einem



an mich gerichteten Briefe vom Juni 1873, dessen hergehörige Stelle in der *Zts. f. rom. Philol.* VII, 489 Anm. 1 zu lesen ist.

Das Werk, mit dem Paris, der Vater, 1872 beschäftigt war, trägt den Titel *Les romans de la Table Ronde, mis en nouveau langage et accompagnés de recherches sur l'origine et le caractère de ces grandes compositions,* Paris 1868—77, fünf Bände. Über den reichen Ertrag des langen und arbeitsamen Lebens (1800—1881) handelt der Sohn in *Romania* XI, 1—21 (1882).

Paris, ce 1er février 1875.

Mon cher et vénéré maître,

J'ai été bien heureux d'apprendre par M. Andresen que non-seulement vous êtes en bonne santé de corps et d'esprit, mais vous avez entrepris un nouveau travail, sur le rapport, m'a-t-il dit, des langues romanes au latin. Cette question, que vous avez volontairement omise dans la Grammaire, préoccupe actuellement beaucoup de vos élèves; mais tous reconnaîtront que c'est au maître à la résoudre. Ne pensez-vous pas que ce travail devrait figurer dans le quatrième volume de la traduction française, qui doit contenir un supplément à tout l'ouvrage? Mais je ne sais si votre manuscrit est prêt à être imprimé. Au reste on pourrait traduire directement sur le manuscrit, si vous vouliez me l'envoyer. La Romania serait aussi, naturellement, fort honorée de le publier.

Je vous écris surtout pour vous demander un éclaircissement avant de donner le bon à tirer de la sixième feuille du tome III de cette traduction. Vous dites à la p. 98 que le nominatif ne peut être régi par aucun autre mot. Puis vous ajoutez: 'Da er indessen zu dem Accus. in einem Wechselverhältnisse steht, und logisches Subject werden kann, so darf er in diese Lehre mit aufgenommen werden.' Je ne comprends cette phrase qu'en changeant Subject en Object. Si j'ai raison, il est inutile de me répondre; mais si je me trompe, et que le texte tel qu'il est soit bon, je vous serai bien obligé de me le faire savoir par un simple mot.

Au reste, ce 3e volume offre des difficultés de traduction toutes particulières. La langue française est si peu habituée à traiter ces sujets qu'il faut à tout moment créer des mots ou trouver des équivalents; et nous serons bien loin d'arriver à rendre ce style si concis et en même temps si animé.

Je vous en écrirais plus long si je ne craignais de vous fatiguer. Laissez-moi seulement vous dire que je vous serais bien reconnaissant de m'indiquer les fautes que vous aurez remarquées dans les deux volumes imprimés. Elles doivent surtout être nombreuses dans le premier, pour lequel j'avais un collaborateur moins exact et moins attentif que pour les deux autres.

Je serai bien heureux d'apprendre de temps en temps de vos bonnes nouvelles, et j'espère bien un jour ou l'autre aller vous voir. Rappelez-moi au bon souvenir de votre sœur, si elle est auprès de vous, et croyez-moi bien, mon cher et vénéré maître,

Votre tout dévoué élève et ami,
G Paris.
7, rue du Regard.

L'Académie de Bavière m'a fait l'insigne honneur de me nommer votre confrère. Elle a maintenant pour associés étrangers deux romanistes, mais ... les extrêmes se touchent.

Paul Meyer, qui sort de chez moi, me charge de vous présenter ses respects.

Mit der von Diez noch in Angriff genommenen Arbeit, deren Hugo Andresen bei G. Paris erwähnte, kann nur die noch 1875 erschienene '*Romanische Wortschöpfung*' gemeint sein. Sie trägt übrigens auch den Nebentitel '*Grammatik der Romanischen Sprachen. Anhang*'.

Wenn Paris darüber klagt, dafs die einleitenden Zeilen des fünften Kapitels im ersten Abschnitte der Syntax (III³, 96) nicht verständlich seien, so kann man ihm nicht ganz unrecht geben. Es scheint mir aber nichts gewonnen zu werden, wenn man 'logisches Subjekt' mit 'logisches Objekt' vertauscht. Diez hat hier den Ausdruck 'logisches Subjekt' blofs in etwas anderem Sinne gebraucht, als gewöhnlich geschieht. Er denkt an solche Fälle, wo das, was in einem Satze Objektsakkusativ ist, durch abweichende Gestaltung des nämlichen Gedankeninhalts zum Subjekt gemacht werden kann (*me laudant* = *ego laudor*); dem Gedanken nach (logisch) ist dann Subjekt, was zuvor Objekt war, ist freilich auch dem sprachlichen Ausdrucke nach (grammatisch) Subjekt; und wir pflegen die beiden Ausdrücke 'grammatisch' und 'logisch' sonst da zu gebrauchen, wo grammatischer und logischer Sachverhalt nicht übereinstimmen. Diez hat wohl vorzugsweise an die Fälle gedacht, von denen er unter Nr. 7 des dem Akkusativ gewidmeten zweiten Abschnittes (S. 121) jenes fünften Kapitels spricht (*corsero la strada* neben *la strada fu corsa*).

Berlin. Adolf Tobler.

Phonetik und Semantik in der etymologischen Forschung.[1]

Die romanischen Idiome bieten uns ein Beobachtungsfeld von seltener Ausdehnung und wunderbarer Mannigfaltigkeit: seit 2000 Jahren ertönt die Sprache Roms von Lissabon bis Bukarest und von Syrakus bis Brüssel, und je weiter hinunter wir sie verfolgen, um so verwickelter wird ihre dialektische Verzweigung.

Diese unübersehbare Differenzierung desselben Sprachstammes ist ein linguistisches Schauspiel, wie es uns keine andere Sprachgruppe in so durchsichtiger Weise vor Augen führt; denn nicht nur gehen sieben romanische Schriftsprachen und unzählige Dialekte auf ein und denselben Mittelpunkt, auf Rom, zurück, sondern -- was andere sprachliche Disziplinen so schmerzlich vermissen — dieser gemeinsame Ausgangspunkt ist uns in sprachlicher und kultureller Hinsicht ungewöhnlich gut bekannt.

So dürfte wohl die romanische Sprachwissenschaft ganz besonders dazu angetan sein, die Fragen nach dem Wesen der Sprachentwickelung fördern zu helfen.

Die sprachwissenschaftlichen Probleme zerfallen in allgemeine und spezielle. Unter allgemeinen verstehe ich hier solche, die mit dem Wesen der Sprache direkt zusammenhängen, unter speziellen solche, die eine Eigentümlichkeit einer engeren Sprachgenossenschaft behandeln. Da wir nun, nach moderner Auffassung, das Wesen der Sprache auf keinem anderen Weg als auf dem empirischen erforschen können, und da dieser empirische Weg uns notgedrungen durch die Einzelsprache hindurchführt, so folgt daraus einerseits, daſs es im Grunde keine allgemeine Sprachwissenschaft geben darf, die nicht die Erforschung der Einzelsprache zum Ausgangspunkt nimmt, und anderseits, daſs jede einzelne Sprache oder Sprachgruppe Probleme allgemeiner Natur enthält, die der betreffende Fachmann im Zusammenhange mit den Grundfragen des Sprachlebens zu behandeln die Pflicht hat. Demzufolge erscheinen die Spezial-

[1] Nachfolgende Arbeit ist die erweiterte Form der akademischen Antrittsrede, die Verfasser am 28. Oktober 1904 an der Universität Basel gehalten hat. Was sich darin an allgemeiner Orientierung und dem Romanisten Allbekanntem vorfindet, möge der Fachmann durch den erwähnten Anlaſs gütigst entschuldigen.



forschungen auf dem Boden der Einzelsprache den Wurzeln und Fasern eines gewaltigen Baumes vergleichbar, dessen Stamm die allgemeine Sprachwissenschaft darstellt, und dessen Knospen und Blüten uns den erwünschten Aufschlufs über das Wesen der Sprache hoffen lassen. Der Stamm ist die Fortsetzung der Wurzeln, kein Teil des Ganzen hat Existenzberechtigung ohne den anderen. Der einzelsprachliche Forscher darf nicht das gemeinsame Ziel aufser Augen verlieren, er darf mit seinen Studien nicht — um im Bilde zu bleiben — sich unter der Erde verborgen halten, er mufs hinauftrachten, er mufs dem Stamme, und womöglich der Krone, seine Kräfte zufliefsen lassen.

Wie der eine nach oben streben soll, so darf der andere, der mehr spekulativ angelegte Sprachphilosoph, niemals den Boden unter den Füfsen verlieren; je tiefer er im Boden der realen Verhältnisse wurzelt, je überzeugender werden seine Schlufsfolgerungen sein.

In dieser Beleuchtung betrachtet, erscheint die allgemeine Sprachwissenschaft als selbständiges Fach wie ein übermenschliches Unterfangen. Wo wird sich das Gehirn finden, das imstande wäre, alle uns bekannten Sprachen und Dialekte wissenschaftlich zu bewältigen? Zwar tauchen da und dort derartige Sprachengenies auf, die, mit ungewöhnlichem Wortgedächtnis versehen, erstaunliche Leistungen aufweisen: ich erinnere z. B. an den erst vor einiger Zeit entdeckten Italiener Trombetti, der sich mit dem Wagemut des Autodidakten an das Rätsel aller Rätsel, der Frage nach dem 'Ursprung der Sprache', herangewagt hat. Dazu brauchte es die ganze Kühnheit und Energie eines aufserhalb der Zunft Stehenden, denn bereits hatte die reguläre Sprachwissenschaft auf die Lösung dieses Grundproblems verzichtet. Ob die kühnen Hoffnungen, die Italien auf die Forschungen Trombettis setzt, in Erfüllung gehen, wird erst die Veröffentlichung seines Werkes lehren.

Nach wie vor darf gesagt werden, dafs solche umfassenden Geister selten sind, und solange die Wissenschaft auch auf die Mitarbeit gewöhnlicher Sterblicher angewiesen ist, so lange wird der Grundsatz *non multa sed multum* zu gelten haben.

Tatsächlich wird es auch so gehalten. Die Vertreter der allgemeinen Sprachwissenschaft — oder, wie sie unzutreffenderweise auch heifst, der 'vergleichenden' Sprachwissenschaft —, sie beschäftigen sich durchaus nicht ausschliefslich und direkt mit den Grundproblemen, sie sind auf ihrem Gebiet ebensogut Spezialforscher wie Germanisten, Romanisten oder Orientalisten, nur hat ihr Gebiet viel weiteren Umfang sowohl in räumlicher wie in zeitlicher Beziehung. Sie haben es sich zur Hauptaufgabe gemacht, die indogermanischen, besser indoeuropäischen, Sprachen in grofsen Zügen zu vergleichen, insbesondere jene grofse Brücke zu schlagen vom Lateinischen, Griechischen, Germanischen, Keltischen und Slawischen hinüber zu den indischen und iranischen Sprachgruppen.

Doch ihre Tätigkeit beschränkt sich nicht auf die historisch belegten Sprachen, sie nehmen sich immer mehr der allzulange vernachlässigten Idiome der sogenannten Naturvölker an.

So sehen wir denn, daſs auch die Sprachvergleicher in ihren Beobachtungen auf die einzelnen Sprachen und Dialekte zurückgehen, um auf Grund möglichst eingehender Einzelkenntnisse der Sprache ihre ewigen Gesetze abzulauschen.

Es kann demnach auch kein wesentlicher Unterschied in Ziel und Forschungsmethode bestehen zwischen Indogermanisten einerseits und den Vertretern engerer Sprachgruppen wie germanische und romanische Sprachen anderseits. Alle zusammen, die einen nicht mehr als die anderen, sind Sprachvergleicher, die an der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit der Formen und der Bedeutungen die für alles postulierte Gesetzmäſsigkeit ergründen und so ihre Einsicht in den Gang der Sprachdinge mehren wollen.

An und für sich eignet sich jede Sprache, jeder Dialekt in gleichem Maſse zum Studium ebendieser immanenten Entwickelungsgesetze. Tatsächlich aber verdienen naturgemäſs diejenigen Sprachen den Vorzug, deren Entwickelungsgang wir durch mehrere Jahrhunderte hindurch verfolgen können, und deren Wort- und Formenmaterial uns jederzeit und in vollem Umfange zur Verfügung steht. Wie sollen wir Lautgeschichte treiben an literaturlosen Negersprachen, deren ältere Sprachformen ein für allemal spurlos verklungen sind?

Um so mehr gewinnen die Kultursprachen an linguistischem Wert. Aus ihrem Schoſse sind die meisten Probleme hervorgewachsen, die heute den Sprachforscher beschäftigen.

Es sei heute einem Vertreter der romanischen Sprachwissenschaft vergönnt, ein Problem allgemeiner Natur aufzuwerfen und mit Beispielen aus seinem Wissensbereich zu beleuchten.

Was ich vorbringen möchte, betrifft die Methode der etymologischen Forschung. Die Wissenschaft hat die Autorität abgeschafft. An ihre Stelle ist die wissenschaftliche Methode getreten, die jedoch, im Gegensatz zur früheren Autorität, stets der Nachprüfung bedarf. Im folgenden soll ein Teil dieser neuen Autorität in Wiedererwägung gezogen werden. Es handelt sich um die prinzipielle Frage: welche Bedingungen müssen erfüllt sein, um von einer Etymologie sagen zu können, sie sei richtig?

Die erste Antwort des heutigen Linguisten wird lauten: eine Etymologie ist dann richtig zu nennen, wenn nachgewiesen werden kann, daſs der vorgeschlagene Entwickelungsgang sich mit den Lautgesetzen im Einklang befindet.

Aber dürfen wirklich die Lautgesetze allein den Ausschlag geben? Ist das Wort auf seinem langen Wege durch die Jahrhunderte nur lautlichen Veränderungen ausgesetzt? Geschieht es nicht sehr oft, daſs auch sein Inhalt sich umgestaltet, daſs sein Sinn sich

trübt, ja bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wird? Wer vermöchte auf den ersten Blick im frz. *truie* 'Mutterschwein' die glorreiche Hauptstadt Kleinasiens, Troja, wiederzuerkennen? oder was hat eine Briefmarke mit einer Pauke gemeinsam? Und doch kommt das frz. *timbre* vom griech.-lat. *tўmpanŭm* 'Handpauke'.

Um solche Dinge glaubhaft zu machen, genügen die kabalistischen Formeln der Lautgesetze nicht mehr. Da braucht es anderer Argumente für den Uneingeweihten, denn nicht am Lautwandel dieser Wörter nehmen wir Anstoſs, sondern an dem sonderbaren Wandel ihrer Bedeutung.

Damit sind wir am strittigen Punkt unserer Frage angelangt: bedarf nicht auch die begriffliche Seite einer Etymologie des ausdrücklichen Nachweises? Und ist nicht etwa dieser begriffliche Nachweis ebenso notwendig zur Richtigkeit der Etymologie wie der lautliche Nachweis?

Auf die erste dieser Fragen wird jeder Etymologe ohne weiteres mit ja antworten, selbstverständlich, wird er sagen, erst wo die Bedeutungsentwickelung möglich erscheint, ist die vorgeschlagene Herkunft des Wortes gesichert.

Über die zweite Forderung aber, daſs lautliche und begriffliche Prüfung der Etymologie mit gleicher Strenge durchgeführt werden soll, darüber herrscht Meinungsverschiedenheit, darüber gibt es einen längeren literarischen Handel, der sich in den letzten Jahren von 1899—1903 zwischen zwei hervorragenden Vertretern der romanischen Sprachwissenschaft abgespielt hat; die beiden Opponenten heiſsen Antoine Thomas und Hugo Schuchardt.

Unsere Aufgabe wird also in folgenden Punkten zu bestehen haben:

Zuerst haben wir über den Verlauf der Kontroverse zu berichten, dann das Dafür und Dawider des neuen Postulates abzuwägen und endlich unsere persönliche Stellung dazu Ihrem Urteil zu unterbreiten.

Bevor wir jedoch an diese eigentliche Aufgabe herantreten, sei es mir gestattet, einige Erwägungen allgemeiner Art vorauszuschicken.

Der Hang zum Etymologisieren, worüber sich kürzlich Rudolf Thurneysen in einer trefflichen Schrift[1] geäuſsert hat, ist eine psychologische Erscheinung von besonderem Interesse, erstens weil er sehr alt und zweitens in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet ist. Der Herkunft der Wörter nachsinnen ist wohl die älteste Form des Nachdenkens über die Sprache und zugleich auch diejenige linguistische Tätigkeit, die auszuüben jeder ein göttliches Recht zu haben glaubt.

Wie keck oft der Volksgeist dabei zu Werke geht, das zeigt

[1] *Die Etymologie, Prorektoratsrede vom 11. Mai 1904.* Freiburg i. B.

uns jene eigenartige Umbildung der Wörter, die man Volksetymologie nennt: 'Abendteuer' aus mhd. *aventiure* und Armbrust aus *arcubalista* sind allbekannt. Einleuchtender als diese beiden Umdeutungen ist, was der Volkswitz aus dem Philosophen Leibniz gemacht hat: er nannte ihn in Hannover Lövenix, der 'nichts glaubt'.[1] Wir alle sind Zeuge gewesen der drolligen Verstümmelungen des Wortes *Influenza,* das die moderne Medizin vor einigen Jahren unbedachtsamerweise ihrem geheimen Dossier hat entschlüpfen lassen. In Frankreich geht es den medizinischen Ausdrücken nicht besser. Die *lésion interne* 'innere Verletzung' wird im Volksmunde zu *légion d'internes*; die *potion opiacée* 'der opiumhaltige Trank' zu *la potion à pioncer*; das *delirium tremens* zu einem wenig einleuchtenden *délire d'homme très mince.* Den 'Tramway' nennt der Pariser gern *le traîne-moi.*

Oft begegnet man recht sinnreichen Deutungen: die Orange heifst frz. *orange,* ital. dagegen *arancio*; die ital. Form ist die ursprüngliche, das Wort ist arabischer Herkunft. Das *o* von *orange* ist ein Anklang an *or* 'Gold', offenbar im Gedanken an die goldgelbe Farbe der Frucht. — Der Deutsche sagt *Admiral,* der Franzose *amiral*; die letztere Form ist die etymologisch richtige, auch dieses Wort ist arabisch. Trotzdem kommt unser *Admiral* aus dem Französischen, wo es im 16. und 17. Jahrhundert so hiefs in Anlehnung an *admirer.*

Sicherheit in etymologischen Dingen ist erst eingetreten durch die Entdeckung der Lautgesetze: d. h. seit dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, wo die drei grundlegenden Grammatiken von Bopp, Grimm und Diez erschienen sind, der erste der Begründer der indogermanischen, der zweite derjenige der germanischen und der dritte, Diez, der Gründer der romanischen Sprachwissenschaft.

Diese Entdeckung spaltet die ganze etymologische Forschung in zwei Perioden: in eine unkritische vor dem 19. Jahrhundert und in eine kritische oder wissenschaftliche in und nach dem 19. Jahrhundert.

Das Verfahren der unkritischen Etymologen ist allbekannt: es ist dasjenige des Volkes und der Kinder, denen sich gelegentlich auch ein Reimkünstler beigesellt; da wird auf gut Glück aus äufserlicher Ähnlichkeit zweier Wörter auf ihre innere Verwandtschaft geschlossen, und will die Deutung nicht recht plausibel erscheinen, so werden ganz willkürlich einige Mittelglieder erfunden. Ein typischer Vertreter dieser Methode in Frankreich ist Ménage, ein Zeitgenosse Molières. Berüchtigt ist seine Ableitung von *haricot* 'Bohne', das in allem Ernst vom lat. *faba* stammen soll, und zwar auf folgende Weise: von *faba* 'Bohne' wird gebildet *fabaricus,* dann *fabaricotus* und durch Aphärese *aricotus, haricot.* Kein Wunder, dafs derselbe

[1] Siehe L. Feuerbach, *Sämtliche Werke* 6 S. V.

Hexenkünstler es fertig bringt, frz. *rat* vom lat. *mūs* herzuleiten über die Zwischenglieder: *muratus, ratus, rat*!

Wir können uns nicht enthalten, dabei an das bekannte ἀλώπηξ 'Fuchs' erinnert zu werden, und begreifen, wie Voltaire von dieser Pseudowissenschaft sagen konnte: *c'est une science où les voyelles ne font rien et les consonnes fort peu de chose.*[1]

Solchem planlosen Tasten gegenüber war die Begründung der Sprachwissenschaft für die Etymologie eine erlösende Tat. Erst seit dieser Zeit haben sich wieder ernste Geister ihr zugewandt. Man hat unter dem Einflufs der naturwissenschaftlichen Methode erkannt, dafs auch die Wortveränderungen nicht ein Spiel des Zufalls sind, sondern dafs sie gesetzmäfsig verlaufen, dafs also die erste Aufgabe des Linguisten darin besteht, diese Sprachgesetze aufzufinden. Nur an der Hand dieser Gesetze können wir die Richtigkeit einer aufgestellten Etymologie ermessen, und wenn noch hie und da die alte etymologische Kunst ihr Wesen treibt, so wird sie ebensowenig ernst genommen wie die astrologische neben der astronomischen Wissenschaft.

Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, vom Inhalt eines Wortes auszusagen, er müsse im Lauf der Jahrhunderte in dieser oder jener Richtung sich verändern, wie wir es von der Lautform eines Wortes leidlich behaupten können. Das wäre das Ziel einer wissenschaftlichen Bedeutungslehre; wir stehen kaum in den ersten Anfängen. Das einzige, was man erreicht hat, ist die Abgrenzung der verschiedenen Arten von Bedeutungswandel, wie sie Darmesteter, Paul, Wundt (*Völkerpsychologie* I, 2, 487 ff.) u. a. aufgestellt haben.[2] 'Die 'Semasiologie ist ein Stiefkind der Grammatik' (man lese: Linguistik), beginnt Hey seinen bemerkenswerten Artikel (*Arch. f. lat. Lexikographie* 9, 193). Darüber haben sich viele Forscher beklagt, so Curtius, Heyse, Schleicher, Geiger, Steinthal, Lazarus, L. Tobler, Heerdegen u. a. (siehe darüber Hecht, *Die griechische Bedeutungslehre,* Leipzig 1888).

Ich mufs hier einen wichtigen Unterschied andeuten: all den genannten Semasiologen liegt daran, die Arten und die Ursachen des Bedeutungswandels zu kennen und sie mit möglichst vielen Beispielen zu belegen. Für die Etymologie wäre ein anderes Verfahren

[1] Weniger begreiflich ist, dafs der grofse *Dictionnaire encyclopédique* von Larousse in dasselbe Horn bläst und sagt: *quand une étymologie est savante, il y a cent à parier contre un qu'elle est fausse.* – Man sieht, wie lange begangene Sünden nachwirken, man sieht aber auch, wie lange es geht, besonders in Frankreich, bis sprachwissenschaftliche Erkenntnis in solchen Sammelwerken Eingang findet.

[2] Was gewisse Sprachforscher wie Whitney und von der Gabelentz noch bezweifeln, ist doch wohl nicht, wie Wundt (*Völkerpsychologie* I, 2, 4) anzunehmen scheint, die Gesetzmäfsigkeit der Bedeutungsveränderungen an sich, sondern die Möglichkeit, die in Frage stehenden Erscheinungen in Gesetze zu fassen.

ersprießlicher: nämlich statt vom Wort vom Begriff auszugehen und zu zeigen, mit welchen Mitteln irgendein Begriff ausgedrückt worden ist, folglich ausgedrückt werden kann.

Vergegenwärtigen wir uns, daß jedes Wort aus zwei Elementen besteht, einem lautlichen und einem begrifflichen, und daß diese Elemente gleichwertig sind, weil weder ein Wort ohne Bedeutung noch eine Bedeutung ohne lautlichen Halt bestehen kann, so folgt daraus, daß Lautwandel und Bedeutungswandel bei der Etymologie gleichmäßig berücksichtigt werden müssen.

Ein Beispiel mag das veranschaulichen: die romanische Sprachwissenschaft behauptet, das frz. *chétif* 'armselig, schwächlich' komme vom lat. *captivus* 'der Gefangene'.

Worauf gründet sich diese Behauptung? Sie gründet sich auf zweierlei Erwägungen:

Erstens wird gesagt: das neufrz. *chétif* ist die lautgesetzliche Entsprechung des lat. **cactivus* für *captivus,* was so viel bedeutet als: die Lautverbindung **cactivu* konnte im Neufranzösischen nichts anderes ergeben als *chétif,* denn

1) der Nexus *ca* erscheint regelmäßig nfrz. als *che*: *caballu* zu *cheval, capillu* zu *cheveu* auch unter dem Ton: *caput* zu *chef, carus* zu *cher* und nach dem Ton: *manica* > *manche, dominica* > *dimanche*;

2) der Nexus *act* wird regelmäßig zu *ait,* daher afrz. *chaitif,* prov. *caitiu,* man vergleiche: *factu* frz. *fait, lacte* frz. *lait, tractu* frz. *trait*; endlich wird

3) *-ivu(s)* zu *if*: so *vivu* zu *vif, tardivu* zu *tardif,* **restivu(s)* zu *rétif* 'widerspenstig'.

Damit ist die lautliche Entwickelung von **cactivus* zu *chétif* bewiesen, willkürlich bleibt nur noch der Schritt von *captivus* zu **cactivus.* Diese Vertauschung — *kt* für *pt* — ist noch nicht genügend aufgeklärt; am einleuchtendsten ist der Vorschlag Thurneysens, der keltischen Einfluß annimmt (s. *Keltoromanisches* S. 16), dadurch erklärt es sich auch, weshalb das ital. *cattivo* 'schlecht' und das span. *cautivo* 'gefangen', wo ja keltischer Einfluß fast ausgeschlossen ist, auf *captivus,* nicht auf **cactivus* zurückgehen.

Trotz dieser letzteren Schwierigkeit darf man also die Etymologie, *chétif* aus *captivus,* vom lautlichen Gesichtspunkt als gesichert hinstellen.

Was sagt zweitens nun die Semasiologie zu unserer Aufstellung? *Captivus* heißt gefangen, *chétif* bezeichnet ein armseliges, kränkliches Wesen, ein erbärmliches Ding. *La chétive pécore* nennt Lafontaine den unverständigen winzigen Frosch, der es dem dicken Ochsen an Leibesfülle gleichtun wollte. *Il a chétive mine* sagt man von einem, dessen Äußeres unansehnlich ist, *une chétive récolte* ist eine magere Ernte.

Damit sind wir ziemlich weit von der ursprünglichen Bedeutung 'gefangen' abgekommen, die sich, wie bekannt, im gelehrten *captif*



erhalten hat, und müssen zugeben, dafs, wenn uns nicht die Lautgesetze kategorisch auf *captivus* hingewiesen hätten, wir kaum darauf verfallen wären, ein Wort von der Bedeutung 'gefangen' zu suchen.

Und so geht es bei den meisten etymologischen Versuchen: die Lautgestalt des Wortes bringt das Gedächtnis des Forschers in Bewegung, er sucht nach einem ähnlich klingenden in der älteren Sprache — er braucht dazu ein gutes Stück Phantasie —, glaubt er ein Etymon gefunden zu haben, so gilt es, an Hand von vielen Beispielen die lautliche Nachprüfung vorzunehmen, fällt diese günstig aus, so sucht man nachträglich auch die Bedeutungsveränderung, falls eine solche vorhanden, durch ein paar mehr oder weniger zutreffende Definitionen plausibel zu machen, und — die Etymologie ist fertig.

Was wir in unserem Falle haben sollten, ist ein semasiologisches Gesetz, das da sagt: bedeutet ein Wort 'gefangen', so geht es innerhalb eines gewissen Zeitraumes und innerhalb eines gewissen Sprachgebietes in die Bedeutung 'armselig' über. Ein solches Gesetz dürfte sich ebenbürtig unseren Lautgesetzen an die Seite stellen und gäbe für jede Etymologie die erwünschte Kontrolle. Doch das ist Zukunftsmusik, vorläufig haben wir keine solchen Gesetze, und es ist auch keinerlei Aussicht vorhanden, dafs wir je den Bedeutungswandel mit dieser Präzision in Formeln fassen können.

Kehren wir zu unserem 'Gefangenen' zurück.

Worauf stützt sich — so fragen wir auch hier — die Behauptung, 'gefangen' sei zu 'elend' geworden? Sie stützt sich, abgesehen von ihrer logischen Möglichkeit, auf eine bis jetzt verschwiegene Tatsache: das Altfranzösische hat nämlich seinem *chaitif* die ursprüngliche Bedeutung noch bewahrt, und bis ins 15. Jahrhundert hinein lebt die Bedeutung 'gefangen' neben der neufranzösischen fort, diese erscheint jedoch ihrerseits schon im Rolandsliede, wo es von der um ihren Gatten trauernden Heidenkönigin Bramimonde heifst (V. 2596):

trait ses chevels si se cleimet caitive

'sie rauft ihr Haar und klaget jämmerlich'. Wir konstatieren somit, dafs dieselbe Lautform während mindestens drei Jahrhunderten unsere beiden Bedeutungen 'gefangen' und 'elend' in sich vereinigte.

Da diese Bedeutungen sich begrifflich so nahe stehen, wäre es ebenso sinnlos, anzunehmen, *chaitif* 'gefangen' sei ein anderes Wort als *chaitif* 'elend', wie dies auf der Hand liegt bei *cousin* 'Vetter' und *cousin* 'Stechmücke' und durch die verschiedene Etymologie — das eine von *consobrinus,* das andere von *culicinum* — bestätigt wird.

Wenn nun dasselbe Wort mehrere Bedeutungen aufweist, so ist logischerweise nichts anderes denkbar, als dafs die eine von der anderen abgeleitet ist, es mufs sich somit auch die allgemeinere Bedeutung 'armselig' aus der spezielleren 'gefangen' herausentwickelt haben.

Sie haben sich vielleicht schon längst gewundert, dafs ich mit einem ganzen Apparat von Tatsachen und Überlegungen aufrücke, während doch die Dinge so einfach lägen, und sind vielleicht an jene ersten Geometriestunden erinnert worden, wo man angehalten wird, Dinge zu beweisen, deren Evidenz man deutlich vor Augen sieht.

Es sei ja leicht begreiflich, werden Sie sagen, es liege ja in der Sache begründet, dafs das Wort 'Gefangener' den Sinn 'armselig' annehme, da der meist schlecht behandelte Gefangene sich in einem kläglichen Zustande befinden müsse.

Darauf erlauben Sie mir wohl zu antworten, dafs der gesunde Menschenverstand zwar eine unentbehrliche Eigenschaft jedes wissenschaftlich Arbeitenden sein soll, dafs aber dieser sogenannte gesunde Menschenverstand nicht bei jedem gleichgeartet ist und deshalb nicht immer das zuverlässigste Mittel sein dürfte, um die Wahrheit zu erforschen.

In unserem Fall, ich gebe es zu, streifen die Dinge an Evidenz. Sobald ich Ihnen aber mitteile, dafs *captivus* im Italienischen 'schlecht' (*un uomo cattivo*) und *captiva* im Sardischen 'Witwe' bedeutet, so werden Sie im ersten Augenblicke kopfschüttelnd einwenden, das müsse ein anderes Wort sein, es seien doch nicht alle Gefangenen 'schlechte Menschen', noch werden alle gefangenen Frauen zu Witwen.

Was uns zu trennen scheint, ist der Unterschied zwischen historischer Argumentation und logischer Argumentation, zwischen einem Tatsachenbeweis und einem Deduktionsbeweis. Letzterer mag oft geringere Mühe kosten, denn

Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stofsen sich die Sachen,

aber in jeder empirischen Wissenschaft gilt der Grundsatz: eine einzige sicher beobachtete Tatsache besitzt mehr Beweiskraft als die schönste aprioristische Deduktion.

Wir stehen noch am Bedeutungswandel: 'gefangen' zu elend. Sehen wir uns nach weiteren semasiologischen Beweismitteln um. Da liefert uns das Keltische ein frappantes Analogon (Thurneysen, *Op. cit.* p. 16 Anm. 1): altirisch *cacht* aus lat. *captus* hat ebenfalls die Doppelbedeutung 'gefangen' und 'unglücklich, elend', wobei die erstgenannte gleichfalls die ursprünglichere ist.

Fügen wir dazu das deutsche 'elend', ahd. *eli-lenti*, in anderem, fremdem Lande befindlich, 'ausländisch', auch 'gefangen' bedeutend, so können wir mit ruhigem Gewissen sagen: der Bedeutungsübergang 'gefangen' zu 'elend' ist nicht nur logisch wahrscheinlich, sondern — was mehr wert ist — historisch gesichert, und zwar durch drei Sprachen, französisch, keltisch und deutsch, die sich in der Hauptsache unabhängig voneinander entwickelt haben.

Summa summarum, die Etymologie, *chétif* aus *captivus*, ist lautlich und begrifflich kaum anfechtbar, und Sie werden nach

dem Gehörten der romanischen Sprachwissenschaft, die sie aufstellt, recht geben.

Ich war bemüht, Ihnen für dieses Beispiel das ganze Beweismaterial vorzuführen. Es geschah in der Absicht, Ihre Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheit der Beweisführung zu lenken, die besteht zwischen lautlichem und begrifflichem Nachweis.

Jenem stehen Lautgesetze zur Verfügung, die eine fast absolute Kontrolle ermöglichen, während diesem, dem Bedeutungsnachweis, nichts Ähnliches zu Gebote steht.

Wir sind in semasiologischer Hinsicht auf dreierlei Hilfsmittel angewiesen:

1) auf Belegstellen aus der Übergangszeit,
2) auf Parallelentwickelungen aus anderen Sprachen,
3) auf aprioristische Erwägungen.

Bei der Etymologie *chétif* — *captivus* waren wir in der glücklichen Lage, die beiden ersten Mittel mit Erfolg anwenden zu können, und so konnten wir dem gefährlichen dritten, der bloſs logischen Konstruktion, aus dem Wege gehen. Sehr oft aber ist dieses dritte Mittel die letzte Zuflucht der Etymologie.

Wir kehren zu unserer Streitfrage zurück und berichten zuerst, was über dieselbe geschrieben worden ist.

Der erste, der meines Wissens auf diese Ungleichheit in der Beurteilung aufmerksam machte, ist der französische Sprachvergleicher Michel Bréal, der das grundlegende Werk von Bopp: *Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen* ins Französische übersetzte und dadurch die vergleichende Sprachforschung in Frankreich begründete.

Michel Bréal schrieb im Jahre 1889 einen kurzen Aufsatz, betitelt: *De l'importance du sens en étymologie et en grammaire* (*Mém. de la Soc. de linguistique* VI, 163 ff.). Gleich am Anfang heiſst es: *il y a, en étymologie, un guide dont on ne tient pas assez compte: c'est le sens du mot.* Darin erzählt er, wie Stowasser das lat. *meridies* 'Mittag' aus *merus dies* 'heller Tag' ableitet, entgegen der gewöhnlichen Etymologie von *medius dies* 'die Mitte des Tages'. Diese letztere Ableitung hält Bréal mit zweierlei semasiologischen Gründen aufrecht.

Erstens verweist er auf andere Sprachen, wie wir es bei *chétif* aus *captivus* getan haben. Der Begriff 'Mittag' wird in den meisten Sprachen durch 'Mitte des Tages' wiedergegeben.[1]

Zweitens führt er die logische Wahrscheinlichkeit ins Feld. Es ist in der Tat von vornherein wahrscheinlicher, daſs, um die Mitte des Tages auszudrücken, sich *dies* mit *medius* zu einem Worte ver-

[1] Nur das Baseldeutsche macht hiervon eine bemerkenswerte Ausnahme, indem es *dr zimmis* 'zum Imbiſs' sagt.

binde als mit *merus,* das seiner Kernbedeutung 'rein, unvermischt' nach überhaupt schlecht zum Begriff *dies* paſst.[1]

Auch Schuchardt spricht sich für *medius dies* aus, er meint geradezu, einem anderen Ursprung nachsinnen sei *chercher midi à quatorze heures!*

Wir können uns hier nicht darauf einlassen, die lautlichen und begrifflichen Schwierigkeiten, die beide Vorschläge bieten, gegeneinander abzuwägen, der Fall *meridies* ist für uns hier lediglich von prinzipieller Bedeutung. Lautlich ist *merus dies* vorzuziehen, begrifflich ist *medius dies* zu erwarten.

Darf in einem derartigen Falle, wo lautliche Bedenken bestehen, die Semasiologie den Ausschlag geben? So lautet die Frage. Bréal sagt ja, er drückt sich folgendermaſsen aus: *on a bien tort de repousser, au nom des lois phoniques, des étymologies qui s'imposent.*

Diesen Grundgedanken nimmt ein Jahr später, 1890, Hugo Schuchardt in einem seiner zahlreichen etymologischen Artikel wieder auf. Wir werden uns im folgenden hauptsächlich mit ihm zu beschäftigen haben.

In dem erwähnten Artikel fragt sich Schuchardt, weshalb so viel Etymologien nicht befriedigen, ohne daſs man ihnen einen eigentlichen Verstoſs gegen die Herleitungskunst nachweisen könne. Er sieht den Grund hierfür in der Unvollkommenheit der Kunst, die auf die lautliche Prüfung mehr Gewicht lege als auf die begriffliche. Schon hier argumentiert er mit demjenigen romanischen Worte, das unbestreitbar am meisten Tinte hat müssen über sich ergehen lassen, mit it. *andare,* fr. *aller,* prov. *anar,* span. *andar,* nach Schuchardt aus lat. *ambulare.*

Dieses berühmte *andare*-Problem ist allerdings ein treffliches Beispiel zugunsten seiner These. Wenn *ambulare* das richtige Etymon ist, so hat die Phonetik einmal glänzend unrecht, und die Semantik feiert einen seltenen Triumph. Denn man mag *ambulare* drehen und wenden wie man will, um zu *andare* oder zu *aller* zu gelangen — nie werden die gestrengen Lautgesetze ihre Zustimmung geben; begrifflich aber gehört diese Herleitung, auch für unser Dafürhalten, zu jenen *étymologies qui s'imposent,* von denen Bréal spricht. Wo eben so starke Gleichheit der Bedeutung vorliegt, wie romanisch 'gehen' und lateinisch 'wandeln', da müssen die Lautgesetze den kürzeren ziehen, d. h. als uns noch unvollständig bekannt angesehen werden. Vgl. E. Bovet, *Ancora il problema andare,* Roma 1901.

[1] In einem Punkte hat Bréal unrecht. Er sagt: *quand il s'agit d'expressions aussi précises, on ne doit pas les expliquer par des à peu près.* Dem widersprechen die Tatsachen: z. B. gerade die Bedeutungsentwickelung von *imbis,* das zuerst irgendeine Mahlzeit ohne nähere Zeitbestimmung bezeichnet, dann das Mittagessen, und schlieſslich wird es auch, gerade in Basel, für Mittagszeit ohne Bezug auf das Essen gebraucht.



Vorderhand bleibt die Schuchardtsche Anregung unbeachtet. Nur gelegentlich fällt eine Bemerkung in seinem Sinne: so sagt z. B. Brugmann im Jahre 1895 (*Anzeiger f. idg. Sprach- u. Altertumskunde* V, 17): 'Es gibt nicht nur Gesetzmäſsigkeiten im Lautwandel, sondern auch gewisse Regelmäſsigkeiten in den Bedeutungsverschiebungen. Wie jene, so hat der Etymologe auch diese zu berücksichtigen.' Bemerkenswert ist die Abstufung im Ausdruck: der Bedeutungswandel zeigt nur 'gewisse Regelmäſsigkeiten'!

Ähnlich äuſsert sich ein anderer Indogermanist, Osthoff. In der Vorrede zu seinen *Etymologischen Parerga* I (Leipzig 1901) sagt er, er habe 'die lautliche und morphologische und vor allen Dingen auch die begriffsgeschichtliche Seite der in Rede stehenden Fragen ... erörtert.' Er wird seinen guten Grund haben, weshalb er gerade die semasiologische Seite so stark betont.

In den Jahren 1898 und 1899 erschienen die '*Romanischen Etymologien*' von Schuchardt, die den Kampf eröffnen sollten. Dieser Kampf erstreckt sich über einen Zeitraum von vier Jahren, er spielt sich ab in den zwei angesehensten romanistischen Zeitschriften, von denen die eine in Deutschland (*Zeitschr. f. rom. Phil.*), die andere in Frankreich (*Romania*) erscheint. Den einen Gegner kennen wir bereits, es ist Schuchardt. Der andere ist Antoine Thomas. Es sind somit zwei gewiegte Etymologen, die aneinander geraten. Wir wollen versuchen, sie in Kürze zu skizzieren.

In der erwähnten Sammlung von romanischen Etymologien finden sich zwei prinzipielle Erörterungen. In der ersten verwahrt sich Schuchardt dagegen, daſs bei etymologischen Fragen der persönliche Geschmack des Forschers mitspielen dürfe. Ein solcher Protest sollte überflüssig sein, auch scheint er mehr als Veranlassung zu einigen etymologischen Grundsätzen zu dienen, von denen ich zwei hervorhebe:

1) 'Es sei bei jeder Etymologie die lautliche und die begriffliche Entwickelungsreihe in ihrer Kontinuität zu verfolgen.' Darauf folgen drei Wortuntersuchungen. Neu ist an seiner Darstellung die scharfe Trennung der lautlichen von der begrifflichen Besprechung des Wortes. Beiden Elementen wird gleich gründliche Behandlung zuteil.

2) Es sei erste Aufgabe des Etymologen, die Bedeutung des Wortes möglichst genau zu ermitteln.

Beide Ratschläge sind alt und selbstverständlich. Neu und originell ist bei Schuchardt nur die Art ihrer Befolgung. Den ersten haben wir durch *chétif* — *captivus* zu veranschaulichen versucht; wie er den zweiten verstanden wissen will, soll uns das Wort *gilet* zeigen.

Das franz. *gilet* wird gewöhnlich abgeleitet von *Gilles*, lat. *Ægidius*, deutsch *Gilgen*, z. B. *Sankt Gilgen* eine Sommerfrische im Salzburgischen. *Gille(s)* ist in Frankreich der Name einer komischen

Figur des Jahrmarkttheaters — ein Hanswurst, der eine kurze, ärmellose Weste getragen haben soll, daher *gilet* 'Weste', gerade wie das neufranzösische Wort für 'Hose' *pantalon* ganz sicher von einer italienischen Theaterfigur herrührt, dem *Pantalone*, der lange Hosen trug.

Bis dahin scheint bei *gilet* alles sehr einleuchtend. Doch Schuchardt will der Sache auf den Grund gehen, er sagt sich: wenn die Weste nach diesem *Gille* benannt wurde, so mufs jene Theaterweste von besonders auffallender Gestalt gewesen sein. Es drängt ihn, eine solche wirklich zu sehen. Er sucht also in umfangreichen Kostümwerken und findet nichts, er durchblättert drei Bände von Stichen Watteaus und findet nichts, endlich schreibt er an den Kostümverwalter des Théâtre français, der ihm freundlichst einen *Gille* von Watteau zuschickt. Und was findet er? Das so mühsam gesuchte *gilet* entpuppt sich als gewöhnlicher langärmeliger Pierrotrock, der bei niemandem den Eindruck einer Weste erweckt.

Diese Etymologie ist also sachlich sehr schlecht gestützt. Ihr gegenüber steht nun erstens das türkische Wort *yelek*, das ebenfalls 'Weste' bedeutet und begrifflich keinerlei Schwierigkeiten macht, zweitens die kulturhistorische Tatsache, dafs verschiedene Völker die türkische Weste entlehnt und *yelek* oder ähnlich benannt haben. So die Griechen, die Albaner, die Rumänen, die Slawen, ferner die Italiener (*giulecco*) und die Spanier (*gileco, jaleco,* auch *chaleco*). Das Wort für die türkische Weste wurde sodann auf ähnliche Kleidungsstücke übertragen, unter anderen auch auf die in Paris aufkommende moderne Weste, die von da an bald die zivilisierte Welt eroberte.[1]

Wir müssen also wohl auf die Ehre verzichten, in einem Hanswurstkostüm herumzugehen, und müssen uns mit einem *gilet* türkischer Abstammung zufrieden geben!

Ein anderes Gebiet, in das sich Schuchardt, der Etymologie zuliebe, hineingearbeitet hat, ist das der Fischerei. Er hat dabei einen kostbaren Fang getan, den er uns ebenfalls in seinen '*Romanischen Etymologien*' vorführt: es handelt sich um die Herleitung von frz. *trouver*, it. *trovare,* prov. *trobar* (daher *Troubadur* eig. 'der Versfinder'). Dem schon erwähnten *andare*-Problem stellt sich das *trovare*-Problem würdig zur Seite. Da es zum Hauptzankapfel zwischen Schuchardt und Thomas wurde, mufs ich Sie kurz darüber unterrichten.

Das Lateinische hat zwei Wörter für 'finden': *reperire* und *invenire,* beide sind in den romanischen Volkssprachen spurlos verschwunden. An ihre Stelle getreten ist das romanische *trovare.* Woher mag es gekommen sein? Es stehen sich in der Hauptsache nur zwei Ableitungen gegenüber: die alte von Diez aus *turbare* 'verwirren', dann 'durchstöbern', 'durchsuchen' und von da 'finden', und die neuere von Gaston Paris aus einem hypothetischen **tropare,* vom

[1] Lautlich ist das zu erwartende **gilec* durch Suffixvertauschung zu *gilet* umgewandelt worden. Man vergleiche it. *albercocco* mit frz. *abricot.*

griech. τρόπος 'Art und Weise', das bedeutet hätte: 'Melodien erfinden', 'komponieren', dann 'finden' überhaupt. Lautlich ist **tropare* einwandlos, begrifflich fehlt ebenfalls nichts als der Nachweis, daſs es so gegangen.

Schuchardt nun nimmt die Diezsche Ableitung aus *turbare* wieder auf. Dabei ist ihm zweierlei gelungen: erstens hat er die lautlichen Bedenken bedeutend reduziert, und zweitens hat er den Bedeutungsübergang von 'verwirren' zu 'finden' in hohem Maſse wahrscheinlich gemacht.

Auf die lautliche Seite kann ich hier nicht eintreten. Ganz neu ist nur die Begriffsentwickelung; sie ist ein Muster von Gründlichkeit und überzeugender Darstellung. *Turbare* 'verwirren' wurde in der Fischersprache gebraucht: *turbare aquam* hieſs das Wasser verwirren, das Wasser durchwühlen, trüben, um die Fische aufzuscheuchen und in die Netze zu treiben, eine bestimmte, weitverbreitete Art des Fischfanges, die man deutsch 'Pulsen' nennt. *Turbare* verlor den allgemeinen Sinn 'verwirren' (worin es bald durch *turbulare*, *troubler* ersetzt wurde) und wurde ausschlieſslich Fischerausdruck; daher die Schwierigkeit, das Wort literarisch zu belegen. Das Pulsen nun ist eine Art des Fischesuchens, und Fische s u c h e n ist, wenigstens für einen Fischer von Beruf, meist mit einem Fische f i n d e n verbunden. — S u c h e n und F i n d e n stehen in einem eigentümlichen Verhältnis zueinander; bald g e g e n s ä t z l i c h, wie z. B.: ich habe ihn lange gesucht, aber nicht gefunden, bald e n g v e r w a n d t, wie im Sprichwort: wer sucht, der findet, bald i d e n t i s c h, denn man kann ebensogut sagen 'er s u c h t überall Schwierigkeiten' wie 'er f i n d e t überall Schwierigkeiten', oder Quellen s u c h e r und Quellen-f i n d e r. Jedes Finden ist nichts anderes als ein mit Erfolg betriebenes Suchen; da das in der Fischerei die Regel ist — wie könnte es auch ohne diese Bedingung ein Lebensberuf sein? —, so ist die Vertretung von 'suchen' durch 'finden' naheliegend, und Schuchardt ist theoretisch unwiderlegbar. Der letzte Schritt endlich von 'Fische finden' zu 'finden' überhaupt läſst sich durch viele Analoga belegen. So heiſst frz. *gagner* ursprünglich 'durch Weiden (dial. durch Säen, aspan. durch Mähen) erwerben', dann überhaupt 'erwerben, gewinnen'; *arracher* ist zuerst 'Wurzeln ausreiſsen', dann 'ausreiſsen' schlechthin; *bechern* früher nur: 'aus Bechern trinken', heute von jedem Trinkgelage gebraucht.

Was ich oben über den Begriffsübergang von 'verwirren' zu 'finden' wiedergegeben habe, umfaſst in der Schuchardtschen Abhandlung allein 131 wohldurchdachte Druckseiten! Um über das Fischtreiben in den verschiedenen Ländern genau unterrichtet zu sein, hat er die Mühe nicht gescheut, sieben vielbändige, in sechs verschiedenen Sprachen geschriebene Spezialwerke über Fischerei durchzusehen. Wir begreifen, daſs ihm daran gelegen ist, daſs ein so ungewöhnlich zähes Suchen nun auch zum Finden geführt habe.

Die französischen Gelehrten Gaston Paris und Antoine Thomas waren nicht dieser Ansicht. Thomas äufserte sich 1900 in einer Rezension der Schuchardtschen Schrift (*Rom.* XXIX, 438). Darin interessieren uns zwei Punkte: seine prinzipielle Stellung und seine Ablehnung der Schuchardtschen Etymologie: *trouver* aus *turbare.*

Nachdem er dem Grazer Gelehrten nach französischer Art ein Kränzchen gewunden hat, kritisiert er seine Methode folgendermafsen: er behauptet 1) *M. Sch. revendique fièrement la liberté de traiter l'étymologie à sa guise,* 2) *il fait trop bon marché de la phonétique* und 3) *La sémantique a trouvé en lui un brillant champion: j'ai bien peur qu'en voulant conquérir le monde pour sa dame, il ne sème les ruines sur sa route,* was so viel heifst als: Herr Schuchardt geht in etymologischen Dingen eigenmächtig vor, er nimmt es zu leicht mit den Lautgesetzen, er wird statt Rosen nur Dornen ernten. Diese drei Gedanken zusammen — eine ungünstige Charakteristik, ein methodischer Vorwurf und eine schwarze Prophezeiung — liefsen natürlich die lobenden Worte am Anfang als Zucker für die Pille erscheinen.

Nach so schwerwiegenden Anschuldigungen hätte man eine eingehendere Kritik der Schuchardtschen Etymologien erwarten dürfen. Auf eine Diskussion über *turbare* läfst er sich vorläufig gar nicht ein; er sagt nur kurz am Schlufs: *je ne crois pas du tout à turbare,* et *pour rien au monde je ne déserterais *tropare,* que *la phonétique peut seul avouer.*

Noch im selben Jahr erfolgt Schuchardts Erwiderung: 'die Kritik einer Kritik', ein scharfer Artikel. Schuchardt hatte die Pille trotz der Versüfsung nicht verschluckt, er antwortet: seine Methode sei nicht willkürlich, aber er, Thomas, trete dogmatisierend auf; sein Dogma sei die Superiorität der Lautgesetze über die Gesetze des Bedeutungswandels, während doch Laut und Begriff sich aufs innigste im Worte verbänden und beide der allgemein postulierten Gesetzmäfsigkeit unterworfen seien. Deshalb habe er, Schuchardt, sich der Dame Semantik angenommen, die wie ein Aschenbrödel behandelt werde, und wenn auch diese seine Dame nicht durch äufsere Reize glänze wie die Dame Phonetik, die sich Thomas auserkoren habe, so habe sie dafür innere Vorzüge, die ihre Verehrer reichlich entschädigen.

Daraufhin wird Thomas etwas alttestamentlich und sagt: *à mon avis la science a parlé par la bouche de Gaston Paris* (*Rom.* XXX, 154), wie wenn es in der wissenschaftlichen Forschung Priester und Propheten gäbe!

Doch damit ist der Streit nicht beigelegt. Schuchardt ruht nicht, bis Thomas antwortet. Dieser Zähigkeit verdanken wir eine weitere prinzipielle Erörterung (*Zeitschrift f. rom. Phil.* XXV, 244 ff.). Sie hebt an mit dem seither oft zitierten Satze: 'Lautgesetze' werden nicht unter Donner und Blitz verkündigt! Mit anderen Worten: was wir als 'Lautgesetze' proklamieren, ist menschlichen

Ursprungs, und was Menschen geschaffen, darf nicht auf Unfehlbarkeit Anspruch erheben, also sei eine jeweilige Nachprüfung dieser 'Lautgesetze' geboten. Der Philologe erkennt darin den Autor der bekannten Streitschrift gegen die Junggrammatiker *'Über die Lautgesetze'* (Berlin 1885).

Neben diesen noch sehr revisionsbedürftigen Lautgesetzen ständen die 'Bedeutungsgesetze', die, wie auch Wundt annehme, in gleichem Maſse die Sprachentwickelung beherrschten wie die Lautgesetze. Er faſst sein Postulat in folgendem Satz zusammen: Bei jeder etymologischen Untersuchung sind Lautwandel und Bedeutungswandel miteinander in Einklang zu bringen, unkritisch verfährt, wer den einen über dem anderen vernachlässigt.[1]

Diese erneute Proklamation drückt Thomas wieder die Feder in die Hand. In seinen *'Problèmes étymologiques'* (*Rom.* XXXI, 1 ff.) beharrt er auf seinem Standpunkt von der Allmacht der Phonetik. Bezeichnend ist folgende Stelle, worin er die Unmöglichkeit von *turbare — trouver* darzutun sucht; er sagt: *si turbare ne peut pas supporter l'examen phonétique, il ne compte plus, il est mort. Il peut avoir beaucoup de qualités par ailleurs, comme la jument de Roland; rien ne pourra compenser ce terrible défaut;* (car) *on ne peut rien prétendre en étymologie sans l'aveu de la phonétique; mais la phonétique ne suffit pas à tout.*

Nach Thomas äuſsert sich G. Paris, der Autor der von Schuchardt bekämpften Etymologie **trŏpare.* Auch er hält an seiner Idee fest, folgt aber Schuchardt auf das ihm eigene Gebiet des Bedeutungswandels, was Thomas nicht tut, und stellt folgendes fest: Zur Evidenz der Gleichung *turbare* = *trouver* fehlen noch zwei Dinge:

1) der historische Nachweis, daſs *turbare* im romanischen Sprachgebiet den Sinn von *pulsen* angenommen habe; die jetzigen Sprachen und Dialekte brauchen andere Wörter;

2) der semasiologische Nachweis, daſs ein Wort für 'suchen' vollständig — nicht nur gelegentlich — die Bedeutung 'finden' angenommen hat.

Inzwischen war eine interessante Sammlung wohlerwogener Etymologien von Thomas erschienen unter dem Titel: *Mélanges d'étymologies françaises* (Paris 1902), deren Vorrede eine Art sprachwissenschaftliches Glaubensbekenntnis enthält. Es heiſst da u. a.:

Pour échapper à l'erreur, nous avons deux guides très précieux,

---

[1] Diese Forderung steht im Gegensatz zur herkömmlichen Auffassung, wie sie sich z. B. bei Diez ausspricht. Diez schreibt im Jahre 1853 (*Vorrede zum Etym. Wörterbuch* p. XVII): 'Die Etymologie hat ihre wissenschaftliche Grundlage in der Lautlehre', oder p. XV: 'Die Form bietet dem Etymologen überall den sichersten, von subjektiver Auffassung unabhängigsten Anhalt.' Daſs die Bedeutung einigermaſsen stimmen muſs, ist selbstverständlich. Daſs sie aber eine entscheidende Rolle spielen könnte, scheint für Diez ausgeschlossen zu sein, wenigstens berührt er diesen Punkt mit keinem Wort.

qui sont comme les yeux de l'étymologie: la ***phonétique*** *et la* ***sémantique.***

Bis dahin ist jedermann, auch Schuchardt einverstanden; denn daſs die Etymologie mit einem ihrer Augen schielen könnte, daran denkt niemand! Nun fährt aber Thomas fort:

J'attache un prix particulier au concours de la phonétique; je me suis appliqué à vivre en bon accord avec elle; je la vénère et j'observe ses lois religieusement, denn, sagt er weiter unten, (*ces*) *lois une fois élaborées ont un caractère absolu,* was Schuchardt und viele mit ihm energisch bestreiten.

Mit weniger Wärme spricht er von der Semantik.

La sémantique est inséparable, elle aussi, de la recherche étymologique, ... je ne crois pas cependant qu'elle puisse jouer un rôle aussi actif, aussi décisif, que la phonétique ... à cause de l'extrême fluidité des éléments sur lesquels portent ses spéculations.

Noch deutlicher wird die Stellung der beiden Mächte im Schluſssatz markiert, wo es heiſst:

La sémantique est appelée à rendre de grands services a l'étymologiste; mais il faut qu'il sache la discipliner et lui inspirer l'esprit de **subordination** *vis-à-vis de la phonétique.*

Da haben wir's mit unzweifelhafter Deutlichkeit ausgesprochen: **der Bedeutungswandel hat bei der Beurteilung einer Etymologie vor dem Lautwandel zurückzutreten.**

Diese Schrift samt Vorrede veranlaſst Schuchardt 1902 zu einer vierten (und nicht letzten) Auslassung. *Etymologische Probleme und Prinzipien* heiſst der Artikel (*Ztschr. f. rom. Phil.* XXVI, 385—427). Er bringt nicht viel Neues für **uns**, die wir hier auf eingehende Diskussion der Beispiele verzichten müssen. Nur eine Stelle sei ihrer Prägnanz wegen erwähnt. Thomas zitierend, sagt Schuchardt: 'Wenn *turbare* die lautliche Prüfung nicht bestehen kann, so ist es tot.' Gewiſs, aber ebenso gewiſs ist **tropare* tot, wenn es die begriffliche Prüfung nicht bestehen kann. — Ob aber die begriffliche Prüfung mit gleicher Sicherheit durchgeführt werden kann wie die lautliche, das sagt uns Schuchardt nicht. Wir werden auf diesen Punkt zurückzukommen haben.

Die Thomassche Theorie von der Unterordnung des Bedeutungswandels widerlegt Schuchardt treffend durch das Beispiel *cousin* 'Vetter' und 'Mücke'. Er sagt: Wenn wir nicht wüſsten, was die beiden *cousin* bedeuten, so würden wir nie und nimmermehr das eine auf *consobrinus,* das andere auf **culicinus* 'Schnake' zurückführen; die Phonetik arbeitet hier unter Oberleitung der Semantik.

Damit freilich gibt Schuchardt seiner eigenen Methode unrecht, die beide, Phonetik und Semantik, **gleichstellt.**

Schuchardt könnte seinen Artikel und damit seine Polemik mit Thomas nicht besser beschliefsen, als er es tut, nämlich mit einem **Arbeitsprogramm.**

Die wissenschaftliche Arbeit hat sich stets zu verjüngen, so ungefähr führt er aus: Was tun, um den Gesetzen des Bedeutungswandels beizukommen? Das Auseinanderweichen der Laute darf die Sprachgeschichte nicht ausfüllen; das Auseinanderweichen der Bedeutungen (und der Ausdrucksweisen) verdient nicht minder eine systematische Betrachtung. Frisch auf denn zur Arbeit, ruft es uns aus seinen Worten zu. Das Feld liegt brach, es ist in doppelter Richtung zu durchpflügen: einmal sind innerhalb der einzelnen Sprachgemeinschaft die Wörter nach Begriffsgruppen zusammenzustellen, um so die gegenseitige Beeinflussung in lautlicher und begrifflicher Hinsicht ermessen zu können, und anderseits sind die Ausdrücke für die gleichen Begriffe in den verschiedenen Idiomen zu sammeln, um so für die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines vorgeschlagenen Bedeutungswandels einen Maſsstab zu bekommen.

Dieser Vorschlag deckt sich auffallend mit dem, was Brugmann sieben Jahre vorher gesagt hat (*Idg. Forsch.* V [1895], Anz. S. 17). Brugmann äuſsert sich etwa folgendermaſsen: 'Eine systematische Bearbeitung der Bedeutungslehre ... ist notwendig für die gedeihliche Weiterentwickelung der wissenschaftlichen ... Etymologien.' Und weiter unten: 'Durch semasiologische Untersuchungen (nach Begriffsgruppen) gewinnt der Etymologe nicht nur Kriterien zur Entscheidung über Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit von vorliegenden Versuchen, sondern solche Forschungen haben auch heuristischen Wert für die Auffindung der Grundbedeutung der Wörter.'

Beide Gelehrten kommen so in ganz verschiedenem Zusammenhang zum gleichen Schluſs: nur eine systematische Behandlung des Bedeutungswandels kann zur gewünschten Sicherheit im Urteil führen.

Was sagen nun die französischen Gelehrten zu diesem versöhnlichen Ausblick in die Zukunft?

Thomas (*Rom.* XXXI, 625 ff.) lenkt etwas ein. Auf die 62 Seiten der '*Etymologischen Prinzipien*' Schuchardts antwortet er mit einer halben Seite, auf der er die prinzipielle Forderung Schuchardts mit den Worten abtut: *des considérations bonnes à méditer!* — G. Paris beschränkt sich auf die Diskussion des Bedeutungswandels von *turbare.* In einer späteren Notiz (*Rom.* XXXI, 646) bekennt er Farbe; er steht auf dem Standpunkte, den Thomas in seiner Vorrede einnimmt. Die Semantik wirkt wie ein heimtückischer Sirenengesang. '*On doit souvent,*' sagt er, '*boucher ses oreilles aux plus séduisantes propositions de la sémantique.*

Was von da an noch hüben und drüben geschrieben wird, ist für uns belangloses Nachspiel. Schuchardt wundert sich über die 'starre Einseitigkeit' von G. Paris (*Zeitschr. f. rom. Phil.* XXVII, 97), und darauf folgen ein paar rein referierende Zeilen in der *Romania* (XXXII, 5) über den Artikel Schuchardts.

So endet der mit einem stattlichen Bande begonnene Prinzipienkampf in ein paar Einzelbemerkungen.

Wir haben einem 'richtigen Gelehrtenstreit' beigewohnt, bei dem es nicht ohne Menschlichkeiten abging. Er hat auch das Typische an sich, daſs, wenn auch der Streit selber fertig ist, die Streitfrage deshalb noch lange nicht zum Abschluſs gekommen ist.

Koordination oder Subordination der Semantik? so tönt es durch die ganze Polemik hindurch. Der deutsche Gelehrte verlangt gebieterisch das erstere, die französischen das letztere. Wer hat recht? Bis jetzt hat meines Wissens niemand direkt zur Schuchardtschen Alternative Stellung genommen. So wollen wir denn unserseits eine Lösung versuchen.

Ich sagte vorhin absichtlich zur Schuchardtschen Alternative, denn er, nicht Thomas, hat sie aufgestellt. Thomas hat sich erst auf das Drängen seines Gegners hin über das Rangverhältnis geäuſsert, mehr 'der Not gehorchend als dem eigenen Triebe'.

Bevor wir uns für Koordination oder für Subordination entscheiden, muſs die Vorfrage gestattet sein, ob überhaupt Phonetik und Semantik Dinge seien, die unbedingt in einem Rangverhältnis stehen müssen.

Vergessen wir nicht, daſs Phonetik und Semantik Sammelnamen sind für alle diejenigen Argumente, die der Etymologe der Lautgeschichte und der Bedeutungsgeschichte entnimmt. Besteht ein Rangverhältnis, z. B. das der Subordination, so heiſst das im konkreten Falle: jedes lautliche Argument hat von vornherein mehr Beweiskraft als das begriffliche. Anders kann ich mir die Unterordnung nicht vorstellen.

Greifen wir auf *captivus* zurück. Das Palatalisierungsgesetz — *k* zu *ch* — ist eins der wichtigsten Lautargumente, wenn bewiesen werden soll, daſs *chétif* auf *captivus* zurückgeht. Halten wir daneben ein begriffliches Argument: z. B. daſs Gefangene meist elend dran sind. Wer möchte hier entscheiden, ob das lautliche Argument stärker, gleich stark oder weniger stark ins Gewicht falle als das begriffliche? Denn hätten wir statt *chétif* z. B. **pétif*, so käme *captivus* ebensowenig in Betracht, wie wenn es nicht wahr wäre, daſs Gefangene meist elend dran sind. Stellen wir aber dem Palatalisierungsgesetz eine andere semasiologische Tatsache gegenüber, z. B. daſs *chétif* noch im Altfranzösischen 'gefangen' heiſst, so wird man zugeben müssen, daſs dieses letztere Argument seinem lautlichen Partner an Beweiskraft erheblich nachsteht. Denn wäre uns auch zufälligerweise diese altfranzösische Bedeutung nicht überliefert, wir würden doch an *captivus* festhalten.

Anders liegen die Dinge bei *ambulare* — *aller*. Da erscheinen alle lautlichen Bedenken untergeordneter Art vor der einen groſsen Tatsache, daſs *ambulare* annähernd die gleiche Bedeutung hat wie das Verbum für 'gehen' in den romanischen Sprachen. Da hat die

Phonetik zu schweigen vor der Allgewalt der Semantik, ein einziges begriffliches Argument kann hier die bestbelegten Lautgesetze übertönen. Also nicht mehr Koordination, sondern Subordination, nur im umgekehrten Sinne.

Ist auch Thomas mit *aller* aus *ambulare* nicht einverstanden, so ist er es doch mit dem schon berührten *cousin* aus *consobrinus*, wo Schuchardt ausdrücklich die Oberleitung der Semantik feststellt.

Aber auch die starke Betonung des Begrifflichen hat ihre Gefahren. So sagt Bréal (*Op. cit.* p. 165): ... *l'allemand elf, zwölf doit cacher le nom de nombre 'dix' dans ton lf final,* goth. *lif. Quelque difficulté qu'on puisse avoir avec la phonétique en presence de l'équation taihun = lif, je penche a priori pour l'affirmative, en vertu d'une certitude qui a bien sa valeur aussi, la certitude mathématique.* Bréal hat zwar mathematisch richtig gerechnet, aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die moderne Forschung weifs nichts von einer Bedeutung 'zehn'; zu einem sicheren Grundwort ist sie allerdings auch nicht gekommen. Das *Schweiz. Idiotikon* (I, 283) sieht in dem *lif* den Stamm von mhd. *beliben* 'bleiben', *elf* wäre somit = eins bleibt noch, eins noch übrig (von den zehn, über die man bereits hinweggezählt hat). Eine onomasiologische Studie über die Zahlwörter könnte hierüber Aufklärung bringen.

Wir sehen, dafs das Verhältnis der beiden Argumentationen kein konstantes ist; bald sind die lautlichen Gründe stichhaltiger, bald die begrifflichen, einen absoluten Mafsstab für beide gibt es nicht, somit auch kein absolutes Rangverhältnis.

Es möchte sich damit ähnlich verhalten wie bei der pädagogischen Streitfrage, ob die körperliche Ausbildung wichtiger sei als die geistige. Wer wollte darauf ohne konkrete Vorlage antworten? Fragt man aber, was einem englischen Sportsman oder einem überarbeiteten Gymnasiasten not tue, so wird man sofort jenem die geistige, diesem die körperliche Betätigung anempfehlen.

Wenn nun wirklich zwischen Phonetik und Semantik kein Rangverhältnis besteht und sowohl die Thomassche Subordination als die Schuchardtsche Koordination illusorisch sind, worin besteht dann eigentlich die Differenz zwischen beiden?

Wir müssen hier unterscheiden zwischen Theorie und Praxis. Theoretisch stehen Thomas und Schuchardt weit auseinander, praktisch stehen sie sich viel näher. Wenn die etymologische Arbeit mit dem Betrieb eines Bergwerks verglichen werden darf, so stehen sie beide seit langen Jahren in den untersten Stollen und dort wieder in den vordersten Reihen. Ihre Funde sind mit Erfolg gekrönt, ihre etymologische Kunst wird allgemein anerkannt. Wie wäre es denkbar, dafs beiden zugestimmt würde, wenn der eine von ihnen auf ganz falscher Fährte wandelte? Die Übereinstimmung im Urteil der Fachgenossen deutet an, dafs ihre Methode im ganzen und grofsen dieselbe ist. Ihre Divergenz in der Theorie tritt nur in einzelnen

Fällen zutage, wie z. B. bei den vielbesprochenen Verben *turbare* und *ambulare,* wo man auch ohne prinzipielle Gegensätze in guten Treuen verschiedener Meinung sein kann.

Es wäre psychologisch interessant, zu wissen, ob die Theorie bestimmten Etymologien ihren Ursprung verdankt bezw. ihnen zuliebe erfunden worden ist, oder ob sie durch bloſse logische Deduktion entstanden ist.

Eins sehen wir deutlich aus dem Verlaufe der Polemik: Schuchardt ist der alleinige Urheber der Streitfrage. Thomas wird fast gegen seinen Willen zu einem Bekenntnis gedrängt. So wird aus dem linguistischen Problem ein psychologisches.

Die Polemik hat zwischen Thomas und Schuchardt eine Kluft geschaffen, die bei näherer Betrachtung auf einen Gradunterschied hinausläuft: Thomas legt mehr Gewicht auf das Lautliche, Schuchardt mehr auf das Begriffliche. Diese Divergenz kann keine wesentliche genannt werden.

Wie kommen aber die beiden Gelehrten dazu, eine so schroffe Alternative wie Subordination oder Koordination aufzustellen?

Mir scheint, sie gehen von verschiedenen Voraussetzungen aus: Schuchardt erscheint Thomas gegenüber als Idealist, ihm schwebt ein Wortmaterial vor, das räumlich und zeitlich lückenlos ist und bereits lautlich und begrifflich verarbeitet vor ihm liegt. Diesem Idealzustande hat er seine Methode angepaſst, und da gilt ohne jeden Zweifel der Satz: eine Etymologie hat nicht nur den Lautgesetzen, sondern auch den Bedeutungsgesetzen zu genügen.

Diese in die Zukunft blickende Auffassung liegt Thomas fern. Er treibt Realpolitik, wenn ich so sagen darf; er sagt als praktischer Etymologe: beim gegenwärtigen Stande der Forschung sind die Lautgesetze ein zuverlässigerer Führer als die uns noch so wenig bekannten Bedeutungsgesetze. Er huldigt dem Grundsatz: 'Das Bessere ist der Feind des Guten'. Bis jetzt sind wir mit der lautlichen Methode nicht übel gefahren, wie leicht könnten wir in der elastischen Welt der Begriffe auf Abwege geraten?

Mit anderen Worten: Schuchardt stellt ein ideales Postulat auf, Thomas ein reales. Aber indem die Thomassche Forderung der Wirklichkeit angepaſst ist, hört sie eigentlich auf, eine Forderung zu sein. *Summa summarum*: Schuchardt sagt, was man tun sollte, Thomas sagt, was man tut. Schuchardt empfindet einen Mangel, Thomas nicht. Schuchardt strebt höher, Thomas bleibt stehen. Wir werden nicht zögern, uns dem Höherstrebenden anzuschlieſsen.

Die Vorliebe Schuchardts für das Begriffliche hat noch einen anderen Grund. Jeder Linguist kennt seine skeptische Haltung den 'Lautgesetzen' gegenüber. Sie zeigt sich äuſserlich darin, daſs er das Wort 'Lautgesetze' gern unter Anführungszeichen setzt. Die Kritik hat seinen Zweifeln im groſsen und ganzen recht geben müssen.

Nun geht es ihm, wie es schon manchem skeptisch veranlagten

Idealisten gegangen ist, der den Glauben verloren hat. Er wirft sich mit jugendlichem Eifer auf ein neues Gebiet, in der Hoffnung, hier einen Ersatz für das Verlorene zu finden. Die Enttäuschung, die ihm die Lautgesetze gebracht haben, sucht er durch das Studium der begrifflichen Vorgänge allmählich auszumerzen.

Ganz anders denkt Thomas: während Schuchardt eine Schrift verfaſst gegen die Ausnahmslosigkeit der gefundenen Lautgesetze, beteuert uns Thomas in seiner Vorrede, daſs er als Etymologe diese Lautgesetze verehre und sie gewissenhaft beobachte (*je vénère* [*la phonétique*] *et j'observe ses lois religieusement*). Wer von einer Sache dergestalt erfüllt ist, ist begreiflicherweise weniger geneigt, sich für eine andere begeistern zu lassen.

Versuchen wir zum Schluſs das Gesagte zusammenzufassen, so können wir etwa sagen: was die drei Sprachvergleicher Bréal, Brugmann und Osthoff mehr gelegentlich betont haben, das hat Schuchardt in die Form eines kategorischen Imperativs gekleidet, der da lautet: die etymologische Forschung hat ebensogut mit der Gesetzmäſsigkeit des Bedeutungswandels zu rechnen, wie sie es bisher mit derjenigen des Lautwandels getan hat.

Dieser seiner Mahnung hat Schuchardt die Tat folgen lassen. Seine unter diesem neuen Gesichtspunkte durchgeführten Untersuchungen haben fast allgemein Anerkennung gefunden.

Wenn sein Fachgenosse Thomas jene idealistisch gedachte Forderung nicht anzuerkennen vermag, so scheinen ihn zwei Dinge davon abzuhalten; einerseits die Rücksicht auf das gegenwärtig Erreichbare und anderseits das groſse Vertrauen in die Verwertbarkeit der Lautgesetze. Jene Rücksicht ist gewiſs praktisch berechtigt, sein groſses Vertrauen in die Lautgesetze aber halten wir für gefährlich.

Wenn wir auch zugeben müssen, daſs beim jetzigen Stand der Forschung die Lautgesetze im allgemeinen immerhin noch die zuverlässigeren Ratgeber sind, so schlieſsen wir uns mit voller Zuversicht der Schuchardtschen These an, soweit sie eine von der Gegenwart absehende, ideale Forderung aufstellt, die zu ihrer Verwirklichung einer vorbereitenden Periode bedarf.

Über die Vorarbeiten zum Ausbau einer semasiologischen Wissenschaft lieſse sich ein ganzes Buch schreiben. Ich muſs es mir versagen, näher darauf einzugehen. Nur eins sei bemerkt: es sind bereits deutliche Ansätze vorhanden, indem der eine Hauptteil des Schuchardtschen Arbeitsprogramms schon in Angriff genommen worden ist, ja sich schon einen eigenen Namen zugelegt hat, ich meine die *Lehre von der Begriffsbezeichnung* oder die Onomasiologie, wie sie Zauner (*Die romanischen Namen der Körperteile* in *Rom. Studien* 1902) treffend genannt hat. Die Grundlage jeder onomasiologischen Studie ist die: wie wird ein gegebener Begriff in verschiedenen Sprachen und Dialekten ausgedrückt?



Unter diesem Gesichtspunkte sind bereits einige Begriffsgruppen und viele Einzelbegriffe untersucht worden: so im weitesten Umfange die Verwandtschaftsnamen, nämlich auf indogermanischem, romanischem und deutschem Sprachgebiet, dann im Romanischen allein die Körperteile, die Jahreszeiten und die Monate. An Einzelbegriffen seien beispielsweise erwähnt: das Wiesel, die Fledermaus, der Haspel, das Alpdrücken in romanischen Dialekten u. v. a.

Die reichhaltigste Ausbeute dieser Art bietet der gegenwärtig erscheinende Dialektatlas Frankreichs, der *Atlas linguistique de la France* von Gilliéron und Edmond.

Statt Ihnen die romanische Sprachwissenschaft im Sonntagsgewande positiver Ergebnisse vorzustellen, habe ich es vorgezogen, Sie in eine der Werkstätten romanistischen Schaffens einzuführen. Sollten Sie dabei den Eindruck erhalten haben, als sei diese etymologische Werkstätte eine Art Versuchslaboratorium, so haben Sie nicht ganz unrecht, denn es hat in der Tat mit der Etymologie seine besondere Bewandtnis. Sie ist von allen Betätigungen des Linguisten diejenige, bei der das subjektive Empfinden des Forschers am ehesten zum Durchbruch kommt.

So vollständig auch unsere Nachschlagewerke sein mögen, so sicher unsere Methode scheint — unser Suchen und Tasten nach der Wahrheit mahnt uns immer wieder daran, daſs die Etymologie nicht ein Handwerk, sondern eine Kunst ist.

Wissen und Methode sind unentbehrliche Vorbedingung, aber es braucht dazu noch Eigenschaften, die oft von der Wissenschaft unterschätzt werden: es braucht Findigkeit und Phantasie. Wem die Natur die glücklichen Einfälle versagt hat, der wird es auf etymologischem Gebiete schwerlich zum Meister bringen.

Jeder Etymologe ist einem Dichter vergleichbar, dem das Ideal eines Reimwortes so lange im Kopfe herumgeht, bis ein erlösender Genius ihm das Gesuchte auf die Zunge legt. Beide, Dichter und Etymologe, sind Wortsucher, die darauf bedacht sein müssen, daſs Form und Inhalt sich harmonisch ineinander fügen. Was sie so finden, ist jeweilen eine schöpferische Tat, und wie der Dichter zu seinen Schöpfungen in ein persönliches Verhältnis tritt, so mischt sich auch oft in die wissenschaftliche Forschung des Etymologen ein subjektives Element, das ihn daran erinnert, daſs die Sprache nicht, wie Tier, Pflanze und Stein, der Auſsenwelt angehört, sondern daſs sein Untersuchungsobjekt aufs engste mit seinem geistigen Organismus verwachsen ist.

Basel. E. Tappolet.



Beiträge zur französischen Stilistik und Syntax.

(Vgl. Archiv CV, 48 f.)

IV.

Ich habe Archiv CV, 48 f. von einer im Deutschen recht häufigen Art von Satzverbindung gesprochen, in der einem Subjekte drei verschiedene Prädikate beigelegt werden, und festgestellt, daſs die fast regelmäſsige Form solcher Sätze mit dreigliederigem Prädikat im Deutschen ist: Sie plünderten die Dörfer, stiegen wieder auf ihre Pferde und schleppten die Beute in die Wüste hinein, d. h. das Prädikat enthält drei Glieder, die gleichförmig nebengeordnet sind, wobei dann das dritte Glied mit 'und' an die beiden vorhergehenden gefügt wird. Ich habe dann weiter darzutun versucht, daſs eine der entsprechenden typischen Formen dieser Sätze im Französischen ist: ils pillaient les villages, et remontant sur leurs chevaux, emportaient leur butin dans le fond du désert, d. h. das mittlere Glied ist in Gestalt eines appositiven Partizipiums eine bloſse Satzbestimmung geworden, das Prädikat ist also nicht dreigliederig, sondern nur doppelgliederig, und das et steht gleich nach dem ersten Gliede.

Es lag mir nun daran festzustellen, ob auch der deutsche dreigliederige Nebensatz im Französischen ebenso häufig in der gekennzeichneten Form auftrete wie der dreigliederige Hauptsatz; und da muſs ich bekennen, daſs ich ihr in diesem Falle überhaupt noch nicht begegnet bin. Nebensätze mit dreigliederigem Prädikat sind ja naturgemäſs nicht so häufig wie die entsprechend gebauten Hauptsätze, aber sie finden sich doch auch. Dann entspricht entweder, wie ja nicht selten auch im Hauptsatze, die französische Aussageform der deutschen, z. B. *pendant que la tante sautait, tournait autour de nous et criait: vive le roi,* Erckmann-Chatrian, *Waterloo,* oder aber es wird nunmehr das erste (nicht das zweite) Glied appositive Satzbestimmung in Form eines Partizipialsatzes; von den beiden anderen Gliedern ist entweder das erste dem letzten Gliede nebengeordnet und mit ihm durch 'et' verbunden, oder es tritt gleichfalls als Partizipialsatz auf, so daſs nur noch das letzte Glied ein Verbum finitum enthält. Wir denken uns folgenden deutschen Satz: Einmal war es der junge Graf von Chalais, *welcher dem geheimen Wunsche dieses Fürsten nachgab, gegen das Leben Richelieus konspirierte und*

auf einem Schafott umkam. Dieser Satz heifst bei Lamé-Fleury, *Histoire de France*: ... Tantôt c'était le jeune comte de Chalais ... *qui, cédant au désir secret de ce prince, conspirait contre la vie de Richelieu et périssait sur un échafaud.* Oder ich habe folgenden deutschen Satz: Murad Bei schleuderte auf diese lebenden Zitadellen 1000—1200 unerschrockene Reiter, *die unter lautem Geschrei vorsprengten, ihre Pistolen abschossen und sich dann auf die Front der Karrees stürzten.* Er heifst bei Thiers, *Egyptische Expedition,* Weidmannsche Sammlung, 4. Aufl., S. 51: Murad Bey lança sur ces citadelles vivantes mille à douze cents cavaliers intrépides, *qui, se précipitant à grands cris, déchargeant leurs pistolets, vinrent se jeter sur le front des carrés.*

Ein Satz der ersten Form würde noch folgender sein, der ebenfalls aus Lamé-Fleury, *Histoire de France,* entnommen ist: Mais voyant s'avancer le connétable de Bourbon *qui, brouillé avec le roi de France, était sorti du royaume et avait embrassé le parti de ses ennemis;* ein Satz der zweiten Form aber folgende Verse aus V. Hugos *L'Expiation* (Engwer, Anthologie des Poètes Français, Velh. u. Klas., S. 93, 23):

La Déroute — — — — — — — —
Qui, pâle, épouvantant les plus fiers bataillons,
Changeant subitement les drapeaux en haillons ...
Se lève grandissante au milieu des armées.

Wenn nun im Nebensatze mit dreigliederigem Prädikat die eben besprochene Satzform eher beliebt wird als die, welche wir als besonders gebräuchlich für den Hauptsatz mit dreigliederigem Prädikat kennen gelernt haben, so geschieht das nach meiner Ansicht unter Einflufs der französischen Aussageform, die dem deutschen Nebensatze mit zweigliederigem Prädikat entspricht. Wir kommen damit zu einer weiteren typischen Art von Satzverbindung im Französischen. Es heifst Racine, Britannicus, V. 17:

Vous qui déshéritant le fils de Claudius
Avez nommé César l'heureux Domitius.

Wir würden sagen: *Du, die du den Sohn des Claudius um sein Erbe gebracht und den glücklichen Domitius zum Cäsar ernannt hast.*

Es heifst bei Erckmann-Chatrian, *Histoire d'un Conscrit*: Le vent secouait les peupliers, *dont les feuilles jaunes, voltigeant autour de nous, annonçaient l'hiver.* Wir würden sagen: Der Wind schüttelte die Pappeln, *deren gelbe Blätter um uns herum flatterten und den Winter ankündigten.*

Es liefsen sich leicht Hunderte solcher Beispiele anführen. Es ist dabei ganz gleich, ob der Nebensatz von einem Bindewort oder von einem rückbezüglichen Fürwort eingeleitet wird, ob wir es also mit einem Konjunktionalnebensatz oder mit einem Re-

lativnebensatz zu tun haben. Eine Auswahl von Beispielen wird ausreichen.

Fangen wir mit dem allgemeinsten Bindewort an, mit que (dafs). Mais crains *que l'avenir détruisant le passé Il ne finisse ainsi qu'Auguste a commencé,* Racine, Brit. V. 33; Bonaparte soutenait *que l'entreprise d'Egypte, étant tout à fait imprévue, ne rencontrerait point d'obstacles,* Thiers, S. 14; Il vit *que l'artillerie, n'étant pas sur affût de campagne, ne pourrait se porter dans la pleine,* eb. S. 55 (kurz vorher [S. 53] war derselbe Gedanke bei relativischer Verknüpfung folgendermafsen ausgesprochen worden: des batteries immobiles, *dont les pièces, n'étant pas sur affût de campagne, ne pouvaient être déplacées*); Les lettres qu'il écrivait étaient si désolées *que Cicéron, oubliant qu'il avait éprouvé les mêmes regrets pendant son exil, lui reprochait doucement ce qu'il appelait ses sottises* ('dafs Cicero vergafs und ihm vorwarf'), Boissier, Cicéron et ses Amis,[1] S. 246; On nous avait prévenus *que M. Thiers, mettant au service du gouvernement nouveau sa longue expérience et sa grande autorité, était parti pour porter des propositions aux divers cabinets,* Sarcey, Siège de Paris.

Nach si. Cher ami, *si mon père un jour désabusé Plaint le malheur d'un fils faussement accusé,* Rac., Phèdre V, 4; Qui voudrait passer sa vie en de stériles contemplations, *si chacun, ne consultant que les devoirs de l'homme et les besoins de la nature, n'avait de temps que pour la patrie, pour les malheureux et pour ses amis,* J.-J. Rousseau, Emile; S'il avait dès l'abord tenu un langage ferme, ou *si, se fiant au bon sens de la population parisienne, il avait tout de suite accordé les élections, nous n'aurions pas vu les scènes attristantes qui nous restent à conter,* Sarcey, Siège de Paris, usw.

Nach lorsque und quand. Les noces du jeune Henri avec Marguerite de Valois étaient près de se conclure, *lorsque la reine Jeanne d'Albret, atteinte d'un mal subit et inconnu, expira en peu d'instants entre les bras de son fils inconsolable,* Lamé-Fleury, Histoire de France; Quelques-uns parlaient déjà de prendre la fuite, *lorsque Henri, reparaissant tout couvert de poussière, leur cria* ..., eb.; Quelques années auparavant, Caton venait de leur rendre un éclatant hommage, *lorsque, ne sachant à qui se fier, il l'avait chargé de recueillir et de porter à Rome le trésor du roi de Chypre,* Boissier, Cic. et ses Am., S. 334; Et *quand un membre de la gauche, impatienté de ce silence, s'avisait de demander à la Chambre quelques renseignements plus positifs,* Sarcey, eb.

Nach parce que. 'En fait de récits de bataille, lui dit-il, je me fie surtout aux plus peureux'; probablement *parce que, s'étant tenus loin du combat, ils en ont mieux pu voir l'ensemble,* Boissier, Cic. et ses Am., S. 247, usw.

[1] Paris, Hachette, 9. Aufl., 1892.



Man sieht, daſs das appositive Partizipium sich immer an das Subjekt anlehnt. Damit hängt denn wohl zusammen, daſs sich die besprochene Satzform besonders häufig nach dem relativen Nominativ 'qui' findet, in Fällen also wie: Il voulait s'emparer de cette île *qui, commandant la navigation de la Méditerranée, devenait importante pour l'Egypte,* Thiers, S. 26. Thiers ist eben auch im Satzbau der Nationalfranzose par excellence.

Wenn das Prädikat nicht ein Geschehen, sondern ein Sein ausdrückt, so tritt an Stelle des Partizipiums natürlich ein Adjektiv, z. B. an Stelle von *oubliant* ein *oublieux.* Auch hierfür einige Beispiele: Est-ce *qu'oublieuse de sa naissance et de son rang, elle partagerait la passion qu'elle inspire,* Sandeau, M[elle] de la Seiglière III, 1; Ils frappèrent à coups redoublés sur des esprits déjà émus *qui, mécontents des choses et d'eux-mêmes ..., ne savaient à qui s'en prendre* (die unzufrieden waren und nicht wuſsten), Sarcey, Siège de Paris, usw.

Um zu zeigen, wie häufig die besprochene Satzform überhaupt ist, will ich die Beispiele zusammenstellen, die mir allein in Racines Brit. aufgestoſsen sind.

V. 17. *Vous qui déshéritant le fils de Claudius*
Avez nommé César l'heureux Domitius.
V. 33. Mais crains *que l'avenir détruisant le passé*
Il ne finisse ainsi qu'Auguste a commencé.
V. 43. Que m'importe, après tout, *que Néron plus fidèle*
D'une longue vertu laisse un jour le modèle.
V. 297. Sans doute on ne veut pas *que mêlant nos douleurs*
Nous nous aidions l'un l'autre à porter nos malheurs.
V. 1073. Souffrez *que de vos cœurs rapprochant les liens,*
Je me cache à vos yeux, et me dérobe aux siens.
V. 1149. C'est alors *que chacun, rappelant le passé,*
Découvrit mon dessein déjà trop avancé.
V. 1430. Sur les pas des tyrans veux-tu que je m'engage,
Et *que Rome, effaçant tant de titres d'honneur,*
Me laisse pour tous noms celui d'empoisonneur?

Die beiden Glieder, die im Deutschen einander nebengeordnet, im Französischen mit Vorliebe einander untergeordnet auftreten, stehen in den einzelnen Aussagen dieser Art nicht immer im gleichen inneren Verhältnis zueinander. Hinsichtlich ihres inneren, logischen Verhältnisses nun lassen sich vor allem folgende Hauptfälle feststellen: 1) die beiden Glieder sind auch dem Gedanken nach nebengeordnet; 2) das durch das zweite Zeitwort ausgesagte Geschehen liegt zeitlich nach dem Geschehen des ersten Gliedes; 3) das erste Glied drückt inhaltlich die Begründung zu dem im zweiten Gliede ausgesagten Geschehen aus.

Im ersten Falle sagen wir einfach 'und', im zweiten 'und nun', 'und dann', im dritten 'und so', 'und daher'. Beispiele zu 1: ce gouvernement *qui ramassant un pouvoir tombé à terre, avait usurpé la redoutable mission de réparer tant de malheurs* (welche

... aufgerafft und gewaltsam die furchtbare Aufgabe übernommen hatte), Sarcey, Siège de Paris; oder: Le roi consentit à le livrer à des juges *qui, lui appliquant toute la rigueur des lois, le condamnèrent à mort,* Lamé-Fleury, Histoire de France; zu 2: D'un côté sont les dissipateurs *qui, ayant consumé leur patrimoine, ne peuvent souffrir ceux qui en ont un* (... und nun ...), Taine, Origines de la France Contemporaine; oder: Et en effet ces soldats sont les mêmes *qui, mourant de faim à Dyrrhachium, déclaraient qu'ils mangeraient l'écorce des arbres plutôt que de laisser échapper Pompée,* Boissier a. a. O., S. 256; zu 3: Il voulait s'emparer de cette île, *qui, commandant la navigation de la Méditerranée, devenait importante pour l'Egypte* (... und daher ...), Thiers, S. 26; oder: il lui refusait le miri, c'est-à-dire l'impôt foncier, *qui, représentant le droit de la conquête, appartenait à la Porte,* eb. S. 43.

Hierzu ist noch folgendes zu bemerken: Soll ausdrücklich hervorgehoben werden, daſs das erste Geschehen dem zweiten vorangeht, so wird es lieber mit *après avoir* ... untergeordnet, z. B. M. Ducrot était un général *qui, après avoir été fait prisonnier à Sedan, avait eu le bonheur de s'échapper,* Sarcey, Siège de Paris. Soll aber die Gleichzeitigkeit des zweifachen Geschehens betont werden, so wird das erste Geschehen nicht durch das Partizipium, sondern das Gerundium mit en ausgedrückt, das noch durch tout verstärkt werden kann (... und dabei ...), z. B.: on se relève à ses propres yeux *quand, en se confessant, on croit confesser le genre humain,* Taine, eb.; Les cafés ... débordaient de consommateurs *qui, tout en buvant des liqueurs, suivaient des yeux cette scène inouïe,* Sarcey, eb., usw.

Nicht selten auch gibt bei dieser Aussageform das erste Geschehen das Mittel an, durch welches das im zweiten ausgedrückte Geschehen erst möglich wird. Dann ist die normale deutsche Aussageform ... und dadurch ..., z. B.: L'humanité y avait moins de part que l'intérêt bien entendu, *qui, en s'imposant quelque retenue dans le présent, ménage l'avenir,* Boissier, S. 334, usw.

Ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, daſs auch die deutsche Satzform dem Französischen durchaus nicht fremd ist und sich Sätze wie: Aucun remords n'atteint plus l'âme *qui érige sa barbarie en patriotisme et se fait des devoirs de ses attentats* nicht gerade selten finden. Aber es steht doch fest, daſs dem Französischen, dank der Tatsache, daſs sein System von Partizipien sich volle Lebenskraft erhalten hat, noch eine weitere Ausdrucksweise zur Verfügung steht, die durch Fluſs, Lebendigkeit und Klarheit ausgezeichnet ist. Dagegen nimmt sich die andere Formgebung des Gedankens, die dem Deutschen zu Gebote steht, ungeschickt aus, ich meine die, wonach das erste Glied als attributive Bestimmung vor das Hauptwort gesetzt wird, also z. B. anstatt zu sagen: Und als ein Mitglied der Linken über dieses Schweigen *unge-*

duldig wurde und sich einfallen liefs, die Kammer um bestimmtere Auskunft zu bitten, zu sagen: *'Und als ein über dieses Schweigen ungeduldig gewordenes Mitglied der Linken sich einfallen liefs, ...'* (franz.: *Et quand un membre de la gauche, impatienté de ce silence, s'avisait de demander à la Chambre des renseignements plus positifs*).

Ich will zum Schlusse die Gelegenheit benutzen, um noch auf einen anderen Fall hinzuweisen, in dem der deutschen Nebenordnung zweier Satzglieder im Französischen häufig subordinierende Ausdrucksweise gegenübersteht, und zwar dieselbe subordinierende Ausdrucksweise, die schon aus dem Lateinischen bekannt ist, hier allerdings von den Lehrbüchern der Stilistik als für Hauptsätze geltend angeführt wird. Wenn wir sagen: Aristides *war zwar verbannt, aber er nahm doch* an der Schlacht bei Salamis teil, so kann dieser Satz im Lateinischen folgende Form annehmen: Aristides, *obgleich er verbannt war, nahm er doch* an der Schlacht bei S. teil, d. h. mit quamquam ... tamen gebildet werden; s. Nägelsbach, Latein. Stilistik, 8. Aufl., S. 624. Damit vergleiche man französische Sätze wie: Murad-Bey, *qui, quoique sans instruction, était doué d'un grand caractère et d'un coup d'œil pénétrant,* devina sur-le-champ l'intention de son adversaire, Thiers, eb. S. 56; und: Cicéron avait bien prévu que, quoique César en écrivant ses Commentaires n'annonçât d'autre prétention que de préparer des matériaux pour l'histoire, la perfection de cet ouvrage empêcherait les gens sensés de le recommencer, Boissier, eb. S. 255, usw.

V.

Archiv CV, 55 ff. hatte ich auseinandergesetzt, dafs der Franzose einen Satz von folgender Bauart: 'Wenn Sie wüfsten, welchen Schmerz Sie mir bereiten', gern in folgender Form ausspricht: *Si vous saviez le mal que vous me faites.* D. h., im Gegensatz zum Deutschen und noch mehr zum Lateinischen mit seinem 'novi qua via ad felicitatem perveniatur' (s. Nägelsbach a. a. O., S. 171) stellt der Franzose aus einem indirekten Fragesatz mit dem adjektivischen 'welcher' als Fragewort das zu 'welcher' gehörige Substantiv heraus und macht dieses zum Objekt des Zeitwortes des Denkens und Sagens, zu welchem im Deutschen (und im Lateinischen) der indirekte Fragesatz als Objektsatz gehört, wodurch dann der Fragesatz ein auf dieses Objekt bezüglicher Relativsatz wird. An Stelle also zu sagen: 'Er sieht, in welchem Zustande wir sind', sagt der Franzose gern: Er sieht den Zustand, in welchem wir sind.

Ich sagte mir nun von vornherein folgendes: Wenn die französische Sprache wirklich die Neigung hat, sich solchergestalt auszudrücken, so mufs sich das auch zeigen in solchen abhängigen Fragesätzen, die im Deutschen mit 'was alles' anfangen, d. h. in solchen abhängigen Fragesätzen, in welchen von dem neutralen

substantivischen Frageworte 'was' das neutrale, ursprünglich genetivische 'alles' abhängt. Es muſs im Französischen also auch hier 'alles' als Objekt zum Zeitwort des Obersatzes treten und was' als Relativum darauf bezogen werden können. Mit anderen Worten: Ein Satz von folgender Bauart 'Ich habe vergessen, was er alles versprochen hat' muſs im Französischen in folgender Form auftreten können: 'Ich habe alles vergessen, was er versprochen hat', *j'ai oublié tout ce qu'il a promis.*

Und so ist es auch wirklich. In Racines Britannicus fragt V. 1022 Brit. seine Junie: *Et savez-vous pour moi tout ce que vous quittez?* Dem ganzen Zusammenhange nach kann das nichts anderes heiſsen als: Weiſst du auch, *was du alles* für mich hingeben willst? Ebenso liegt die Sache V. 1464, wo Narcisse zu Néron sagt: Quoi donc? *ignorez-vous tout ce qu'ils osent dire?* Was? Weiſst du denn nicht, was sie alles zu sagen sich herausnehmen? Tout ce que heiſst was ... alles auch an folgenden Stellen von Rostans L'Aiglon (I, 1): On ne peut *pas savoir tout ce qu'on perd;* (II, 2) J'admire ce 'mais'; *Sentez-vous tout ce que ce 'mais' veut dire?* Aus der Prosa führe ich folgende Stellen an: *Vous êtes-vous quelquefois demandé tout ce que ce titre de grand professeur dramatique suppose* de qualités contradictoires? Legouvé, L'Art de Lecture, S. 213; Qui *ne sentirait tout ce que cette succession de termes, éloignement, organe, instrument, mis en relief par les vers donnent de force et je dirai volontiers de noblesse au dernier* vers, eb. S. 221; Corneille *ne nous dit rien de tout ce qu'on peut dire* pour la défense de ce rôle, L. Petit de Julleville, Einleitung zum Cid, Paris, Hachette, 10. Aufl., S. 43.

Es ergibt sich nun die bemerkenswerte Erscheinung, daſs tout ce qui, tout ce que vom deutschen Standpunkte aus gesehen doppeldeutig ist, daſs es heiſsen kann: 'alles, was' und 'was alles'. Offenbar ist der Sinn nicht ganz derselbe. Wenn ich sage: 'Ich werde dir alles sagen, was ich weiſs', so kann dies 'alles' an und für sich wenig sein; aber dieses Wenige werde ich ohne Rest sagen. Wenn ich aber sage: 'Ich weiſs nicht mehr, was er alles gesagt hat', so liegt in dieser Ausdrucksweise unter allen Umständen die Vorstellung einbeschlossen, daſs 'er' recht viel, eigentlich zu viel gesagt habe. Ich erinnere hier an eine andere französische doppelsinnige Satzform, in der tout eine Rolle spielt: *tout ce qui reluit n'est pas or,* und was Tobler darüber *Vermischte Beiträge* 1[1], S. 162 sagt.

VI.

Mit *tout* hat es auch die dritte Frage zu tun, die hier behandelt werden soll.

Wenn wir von einer Allgemeinheit von Menschen oder einer Menschengruppe ein Sein, Tun oder Erleiden aussagen wollen, es uns aber nicht genügt zu sagen: alle, alle Menschen, alle

Franzosen, alle Untertanen, sondern wir den Körperteil, den Sinn, das geistige Vermögen bezeichnen wollen, der bei dem Tun oder Leiden (einer Gesamtheit von Menschen) besonders beteiligt oder in Mitleidenschaft gezogen war, so pflegen wir das auszudrücken, indem wir zu der speziellen Bezeichnung des Sinnes oder des Seelenvermögens den Wesfall von 'alle' hinzufügen, indem wir also sagen: 'aller Augen', 'aller Herzen', 'aller Gesichter'. In all solchen Fällen setzt nun der Franzose fast regelmäſsig *tous, toutes* nicht als genetivisches, sondern als adjektivisches Attribut zum Hauptwort, er sagt also nicht *'les yeux de tous'* usw., sondern *'tous les yeux, tous les cœurs, tous les visages'*. Aus der Fülle von Beispielen, die zu Gebote stehen, führe ich folgende an:

1. Aus Racine, Brit.:

V. 720. *La foi dans tous les cœurs n'est pas encore éteinte.*
(Nicht in aller Herzen ist die Treue erloschen.)
V. 923 f. J'irai semer partout ma crainte et ses alarmes
Et *ranger tous les cœurs du parti de ses larmes.*
V. 1330. *Néron dans tous les cœurs est-il las de régner.*
V. 1633. *Jugez combien ce coup frappe tous les esprits.*

Bei Thiers a. a. O.:

S. 31. *La possibilité de rencontrer les Anglais était présente à tous les esprits.*

S. 72. *Le débarquement en Egypte, l'occupation d'Alexandrie, la bataille des Pyramides, frappèrent toutes les imaginations en France et en Europe.*

S. 87. *Une sombre tristesse dévorait tous les cœurs.*

Bei Erckm.-Chatr., Waterloo: *La fureur et l'indignation étaient peintes sur toutes les figures.*

Bei Victor Hugo:

L'Expiation, a. a. O., S. 93, 30: *Toutes les bouches criaient.*

Burggraves, Préface: *Dans une famille pareille, ainsi développé à tous les regards, à tous les esprits ...*

Eb. I, 2: *Loin de tous les regards.*

Bei Boissier a. a. O.:

S. 87: Une cause si éclatante, *qui avait attiré sur lui tous les regards.*

S. 325: *Aussi tous les yeux étaient-ils fixés sur ce grave jeune homme* qui ressemblait si peu aux autres.

Bei Sarcey, Siège de Paris: *La consternation était sur tous les visages; L'allégresse était peinte sur tous les visages; Au fond de tous les cœurs, il y avait comme un secret espoir* que les choses s'arrangeraient; *Cela flamboyait à tous les yeux,* usw.

Zu *'tout'* lieſse sich noch vieles andere sagen. Ich will zum Schlusse nur noch auf einen Punkt hinweisen. In zurückbezüg-

lichen Sätzen, die mit *'dont'* eingeleitet werden, und in denen von einer Allgemeinheit, Gesamtheit etwas ausgesagt werden soll, stellt der Franzose *'tous, toutes,* alle' regelmäfsig attributiv vor das Hauptwort, der Deutsche aber ebenso regelmäfsig 'alle' prädikativ zum Zeitwort. Taine sagt in seinen Origines: Il leur est impossible d'entretenir la vie et ce mouvement du vaste corps *dont tous les membres sont paralysés,* wo wir sagen müfsten: *'dessen Glieder alle gelähmt sind'.* Vergl. folgende Beispiele aus Sarcey, a. a. O.: De cette lanterne *dont tous les châssis vitrés peuvent s'ouvrir, tombe un jour splendide. — Une position, dont on lui avait avec tant de complaisance énuméré tous les avantages.*

Noch deutlicher wird uns der Unterschied, wenn der Begriff der Allgemeinheit durch *presque* eingeschränkt wird, wie in folgender Stelle von Erckm.-Chatr., Histoire d'un Conscrit: *Le maître de poste du village, dont presque tous les chevaux avaient été mis en réquisition pour notre cavalerie* ('dessen Pferde fast alle requiriert worden waren').

Man wird hier mit Recht sagen, die Verschiedenheit der Satzstelle, an der die Allgemeinheit zum Ausdruck gebracht wird, hängt damit zusammen, dafs *dont* doch eigentlich gar nicht 'dessen, deren' heifst, überhaupt eigentlich kein Relativwort, sondern (aus *de unde* entstanden) ein Umstandswort ist, und dafs sich die Stellung von *tous, toutes* ungezwungen auf diese Weise erklärt. Aber so erklärt sich auch die regelmäfsige Wortstellung nach *dont,* so auch die Beibehaltung des bestimmten Artikels bei dem Satzteil, der durch *dont* mit dem Beziehungswort relativisch und possessivisch verknüpft wird. Wird in den Grammatiken von der regelmäfsigen Wortstellung und der Beibehaltung des Artikels beim Hauptwort in besonderen Paragraphen gesprochen, so verdiente auch wohl die verschiedene Stellung des zu diesem Hauptwort gehörenden 'alle' eine Erwähnung in einer Anmerkung.

Friedenau b. Berlin. Emil Mackel.

Cyrano de Bergerac (1619—1655),
sein Leben und seine Werke.
Ein Versuch.
(Schluſs.)

Der zweite Teil des Romans, die Reise nach der Sonne, schlieſst sich unmittelbar an das Ende des ersten Teiles an, wie wir diesen aus dem Manuskript wiederhergestellt haben. Cyrano kommt zu Schiff in Toulon an und nimmt Abschied von seinen Reisegefährten. Der Pilot begnügt sich, da der Mondreisende kein Geld hat, mit der Ehre, einen Mann in seinem Schiffe transportiert zu haben, der vom Himmel gefallen ist. Er reist nach Toulouse zu seinem Freunde, Monsieur de Colignac, der sehr erfreut ist, ihn wiederzusehen, weil er ihn in Kanada mit jenem Drachen verbrannt glaubte. Cyrano erzählt ihm seine Rettung und seine Abenteuer im Monde. De Colignac fordert ihn auf, sie niederzuschreiben. Cyrano tut es nach einigem Zögern, und sobald er ein Heft fertig hat, bringt es de Colignac in Toulouse unter die Leute. Der Autor wird schnell berühmt. 'Die Kupferstecher stachen, ohne mich gesehen zu haben, mein Bildnis, und die Stadt ertönte auf jedem Platze von dem heiseren Geschrei der Kolporteure, welche aus vollem Halse schrien: *Voilà le portrait de l'Autheur des Estats et Empires de la Lune.*' Aber bald schlägt die Stimmung um. Der mit Unwissenheit gepaarte Aberglaube sieht zuerst in dem Werke nur kindische Fabeleien (*des peaux d'asnes*): '*Tel n'en connoist pas seulement la sintaxe qui condamne l'Autheur à porter une bougie à St-Mathurin.*' Der Streit zwischen den *Lunaires* und den *Antilunaires* trägt zur Verbreitung der Schrift bei. Die Exemplare des Manuskripts werden unter der Hand verkauft ('*se vendirent sous le manteau*'). Aber die Sache wird allmählich schlimmer. Eine Deputation von neun oder zehn Mönchen ('*barbes à longue robe*') erscheint im Schloſs und verlangt die Herausgabe des Hexenmeisters. Aus Rücksicht auf den Schloſsherrn werde man ihn ohne Skandal verbrennen. Colignac lacht sie aus und verspricht Cyrano, der ängstlich geworden ist, seinen Schutz. Mit einem gebildeten Nachbarn, dem Marquis de Cussan, zusammen führen sie ein genuſsreiches Leben mit Jagd, Promenade, Besuchen, Lektüre und wissenschaftlichem Gespräch, bald in Cussan, bald in Colignac. Unterdessen hetzt

aber ein Pfaffe, *Messire Jean,* dem wir schon in den *Lettres* begegnet sind, gegen Cyrano. Dieser wird durch seinen Dämon, der auch den beiden Freunden gleichlautende Träume eingibt, gewarnt. Diese Träume werden ausführlich erzählt und erinnern ebenfalls an die Träume in den Briefen.

Bei der Übersiedelung nach Cussan wird Cyrano von einer Bande von Bauern unter der Führung des Pfarrers (*Messire Jean*) aufgehoben. Die Schilderung des Überfalls ist ein Muster grotesker Komik und gehört wie die ganze Zwischenerzählung, welche die beiden Reisen verbindet, zu dem Besten, was aus Cyranos Feder geflossen.[1]

Unter den Büchern, die bei dieser Gelegenheit in die Hände der Bauern fallen, befindet sich *La Physique de Monsieur des Cartes*[2] mit den Kreisen, welche die Planetenbewegung darstellen, und vor welchen die Bauern samt dem Pfarrer einen abergläubischen Schrecken bezeugen. Das Reitpferd Cyranos, der allein ist, reifst aus, das Maultier mit den Büchern wird in den Pfarrhof getrieben, unser Autor in einem benachbarten Flecken in das Gefängnis geschleppt. Von diesem wird eine haarsträubende Schilderung entworfen. Immerhin gelingt es dem Gefangenen durch Bestechung des Kerkermeisters und seines Knechtes, sich etwas Essen und eine Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. Er erfindet, dafs ihm ein Engel den Besuch der Kirche mit dem Knecht empfohlen habe, und macht sich während der Messe davon nach Toulouse. Unglücklicherweise stöfst er beim Umherirren auf den Kerkermeister, der ihn erkennt und verfolgt. Es gelingt Cyrano zwar durch eine List, diesen verhaften zu lassen, aber auf der Flucht gerät er immer wieder in feindliche Hände. Die Verkleidung als Bettler, die Vermummung als Aussätziger helfen nur für kurze Zeit. Den Häschern der Stadt wird er von denen des Grofsprofosen entrissen; während beide Parteien sich um die Beute streiten, flüchtet er sich wieder, aber zu seinem Unglück in das Gefängnis selbst und wird zum Gefangenen des Königs erklärt. In diesem Turme wird er einer Art von gerichtlicher Anthropometrie unterworfen. *'Chaque Guichetier l'un après l'autre, par une exacte dissection des parties de mon visage, venoit*

---

[1] Die Bibliotheca Bodleiana in Oxford enthält, unter Nummer V 38 der Kollektion Douce, mit zwei anderen Flugschriften des 17. Jahrhunderts zusammengebunden einen in Köln bei Pierre Marteau MDCXCIX gedruckten anonymen *Sermon du Curé de Colignac,* der von La Monnaye, *Menagiana* vol. III, p. 68/69, und von Ch. Etienne Jordan, *Recueil de Littérature, de Philosophie et d'Histoire* (Amsterdam 1730) p. 44, unserem Cyrano zugeschrieben wird. Bestimmte Beweise liegen nicht vor, aber die burleske Predigt verdiente an sich publiziert zu werden, und ich habe mir dies vorgenommen.

[2] Gemeint sind die *Principia Philosophiae,* Amsterdam 1644, in welchen das System der *tourbillons* entwickelt ist.



tirer mon tableau sur la toille de sa mémoire.' Da er kein Geld mehr hat, wird er für die Nacht in ein schreckliches unterirdisches Loch geworfen. Aus diesem wird er zwar durch die Intervention von Colignac und Cussan, die seine Spur aufgefunden und jenes Gefecht zwischen den Häschern veranlaſst hatten, befreit, aber sie können nur erreichen, daſs er bis zur Beendigung der Untersuchung im 'Groſsen Turm' interniert wird. Von ihnen erfährt er auch das Ende, welches der Pfarrer von Colignac, *'norman de nation et chicaneur de son mestier'* verdientermaſsen erfahren hat. Er ist durch den Hufschlag von Cyranos Pferd, das er für sich einfangen wollte, getötet worden. Cyrano läſst sich in sein Turmzimmer mit flachem Dach Bücher und Instrumente bringen und fabriziert eine Flugmaschine, die in der Amsterdamer Ausgabe von 1710, vol. II, p. 79, abgebildet ist und so beschrieben wird: 'Es war eine groſse, sehr leichte und gutschlieſsende Kiste (*boite*), sechs Fuſs hoch und drei bis vier Fuſs breit; im Boden und in der Decke waren Öffnungen angebracht. In der oberen steckte genau eingepaſst das Rohr eines zwanzigeckigen Kristallgefäſses, welches einen Brennspiegel bildete, da jede Fläche (*facette*) konvex und konkav war. In der Kiste war eine kleine Sitzbank angebracht.'

Nachdem er die Abwesenheit seiner Wächter dazu benutzt hat, diese Maschine auf der Terrasse seines Turmes der Sonne auszusetzen, fliegt er eines Morgens nach neun Uhr auf. Die Sonne erhitzt und verdünnt durch den ikosaedrischen Helm der Maschine die Luft, und die von unten nachdrängende kalte Luft hebt sie in die Höhe. In dem Innern seines Schreins (*châsse*) entwickelt sich ein prächtiges Farbenspiel. Das rasche Aufsteigen verhindert es, daſs er mit einem angebrachten Segel steuern kann, um nach Colignac zu kommen. So gibt er das Segel preis. Auch oberhalb der mittleren Region bleibt die Aufwärtsbewegung konstant, weil der Äther zum Luftzug wird. In der mittleren Region, wo Kälte und Hunger ihn plagen, stärkt sich Cyrano mit einer Flasche Lebensessenz. In gröſserer Höhe läſst die steigende Sonnenwärme die niederen Bedürfnisse des Organismus nicht mehr aufkommen. Da die radikale Feuchtigkeit (*humeur radicale*) im Grunde identisch ist mit der Körperwärme (*chaleur naturelle*) oder durch sie ersetzt werden kann, so entsteht in der Zusammensetzung des Körpers kein Defekt bei zunehmender Sonnenwärme. *'Je n'avois garde d'en manquer dans une région où de ces petits corps de flame qui font la vie il s'en réunissoit davantage à mon estre qu'il ne s'en détachoit.'* Daſs die Sonnennähe ihn nicht verzehrt, kommt davon, daſs es eigentlich nicht das Feuer ist, welches brennt, sondern ein gröberer Stoff, welchen das Feuer vor sich herstöſst. 'Dieses Funkenpulver (*poudre de bluettes*), welches ich Feuer nenne, durch sich selbst

beweglich, verdankt wohl alle seine Bewegung (*action*) der Rundheit seiner Atome, denn sie kitzeln, erhitzen, verbrennen je nach der Natur der Körper, welche sie mit sich ziehen.' Als Beweis wird das Verhalten von Strohhalm, Holz, Eisen gegenüber dem Feuer betrachtet. Auch die Freude und das Fieber sind im Grunde ein Feuer.

Während seines Fluges beobachtet er die Erde, welche sich von Osten nach Westen (sic) um die Sonne dreht. Zuerst kommt nach Frankreich Italien, Griechenland, der Bosporus, das Schwarze Meer usw. in Sicht. Bei weiterem Aufstieg erscheinen andere ungenannte Erden (*terres*), die etwelche Attraktion auf ihn ausüben, aber ohne die Kraft seines Aufstieges brechen zu können. Den Mond passiert er, während dieser zwischen Erde und Sonne steht. Er läſst Venus zur Rechten. Nach neueren astronomischen Theorien hebt er ihre Planetennatur hervor. 'Ich beobachtete immerhin, daſs während der ganzen Zeit, wo Venus diesseit (*au deça*) der Sonne erschien, um welche sie sich dreht, sie beständig im Wachsen schien.' Daſs die Planeten nur reflektiertes Licht haben und abgeben, beobachtet er auch an Merkur, ebenso sieht er die Monde der Planeten. Er sucht nach kosmologischen Gründen, um diese zu erklären. Im Anfang der Schöpfung einigten sich die ähnlichen Körper nach dem Prinzip, daſs jedes Ding seinesgleichen sucht. Die Ähnlichkeit besteht aber in der Form der Atome. So entstand die Luft. Andere, denen die Gestalt möglicherweise eine Kreisbewegung verlieh, bildeten, indem sie sich vereinigten, die Gestirne, welche sich nicht nur um ihre Achse drehten, sondern sich auch von der Masse trennten und anderen kleineren Kugeln, die in ihre Sphäre gerieten, die rotierende Bewegung aufzwangen. Der Übergang der Erde, der Venus, des Merkur, des Jupiter, des Saturn aus Sonnen in Planeten wird durch Erkälten erklärt. Die Sonnenflecken beweisen, daſs auf der Sonne mit dem Abgeben des Lichtes eine Verminderung der Wärme verbunden ist, und daſs vielleicht die Sonne einst ein dunkler Körper wie die Erde sein wird. Zur Zeit, wo die Erde noch eine Sonne war, war sie bewohnt von höheren Wesen, den Dämonen des Altertums, den Engeln der Heiligen Schrift.

Nach viermonatlicher Reise landet Cyrano auf einem der Sonnenflecken; sein Kopf ist umgeben von der Helligkeit der Himmel. Er läſst seine Maschine mit verdecktem Hut auf einem hohen Berge; durch Erosionsrinnen verschwundener Gewässer steigt er in eine mit Schlamm bedeckte Ebene hinunter, kommt dann in eine Kiesgrube (*fondrière*), wo er einen kleinen Menschen ganz nackt auf einem Steine sitzen sieht. Sie unterhalten sich sogleich mit vollem Verständnis in einer Sprache, die Cyrano nie gehört hat und doch versteht. Der Kleine erklärt ihm das durch den Satz, daſs es in den Wissenschaften eine Wahrheit

gebe, aufserhalb welcher man immer vom Verständnis entfernt bleibe. Das nämliche gelte auch von der Musik. Sie unterhalten sich nun über diese Ursprache der Menschheit, welche ein Instinkt der Natur ist und einst auch von den ersten Menschen auf der Erde gesprochen wurde und deren intimen Verkehr mit den Tieren ermöglichte.

Der Kleine erklärt Cyrano die Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie stehen. Diese Kosmologie sieht antik aus. Das Eigentümliche daran ist die dreifache *'coction'*, welcher die Materie ausgesetzt wird, um den Menschen hervorzubringen. Die vorhergehenden Stadien sind: das Meer (feucht und salzig) und das Vegetative. Die drei *coctions* entsprachen der vegetativen Seele (Leber, Fähigkeit zu wachsen), der Lebenskraft (Herz, Sitz der Tätigkeit) und dem Intellekt (Gehirn, Sitz des Denkens). Daher braucht der Mensch auch neun Monate zur Entwickelung. Wenn das Pferd zehn bis vierzehn braucht, so kommt das nicht von höherer Organisation, sondern von kälterem Temperament, weshalb auch das Pferd nur an geschwollener Milz oder anderen Übeln stirbt, die von Melancholie kommen. Wenn jetzt auf der Erde keine Menschen mehr aus dem Schlamm entstehen, so kommt das davon, dafs die kalte Feuchtigkeit fehlt; die zweite oder die dritte Umkochung fällt fort, es entsteht eine Pflanze (*végétal*) oder höchstens ein Insekt. Auch habe er bemerkt, dafs der Affe, welcher, wie wir, seine Kleinen neun Monate lang trägt, uns nach so viel Seiten ähnelt, dafs viele Naturforscher uns als Art nicht unterschieden haben, und der Grund dafür ist, dafs ihr Samen, der ungefähr gleich temperiert ist wie der unserige, während dieser Zeit ungefähr die Mufse gehabt hat, diese drei Umformungen (*digestions*) durchzumachen.

Dafs der kleine nackte Mann so gut Auskunft weifs über Dinge im Weltall, auch auf der Erde, erklärt sich leicht; denn in einer der Sonne benachbarten Gegend wie die seinige sind die Seelen voll Feuer und viel heller, viel feiner und durchdringender als andere Geschöpfe auf entfernteren Sphären; ihre bewegliche Vernunft bewegt sich ebenso leicht rückwärts als vorwärts, und sie ist imstande, die Ursache durch die Wirkung zu erreichen, da sie ja durch die Ursache zu den Wirkungen zu gelangen vermag.

Die Diskussion wird dadurch unterbrochen, dafs der Kleine als Hebamme funktionieren mufs bei der Geburt eines Bruders, der, wie er selbst vor drei Wochen, geboren werden soll aus einem von der Sonne befruchteten Erdklofs. Cyrano sucht seine Maschine auf, die im Begriff ist, ohne ihn davonzufliegen. Nach einer aufregenden Jagd gelingt es ihm, sie wieder einzufangen und in ihr zur Sonne aufzusteigen. Die Erde verschwindet dabei. Auf der Reise braucht er weder Nahrung noch Schlaf. Das

Körperliche, auch seiner Maschine, fällt in Gestalt eines schwarzen Nebels von ihm ab, und er wird durchsichtig wie seine Maschine. Er sieht sich selbst, aber nicht seine Loge, weil die Sonne anders wirkt auf Belebtes als auf Unbelebtes. Seine Bewegung wird langsamer, weil die Verdünnung der Luft immer gröſser wird. Er fürchtet daher zu fallen, aber als er in der äuſsersten Not die Augen zum Himmel erhebt, hebt die Glut seines Willens ihn selber samt der Maschine. Da diese seinem dagegendrängenden Kopfe unangenehm wird, öffnet er tastend die Türe und stürzt sich hinaus, und da er instinktiv, um sich zu halten, den Ikosaeder berührt, springt dieser in Stücke, die Maschine fällt hinunter, vereinigt sich in der unteren Region mit dem dunklen Nebel, den sie abgesondert hat, und gelangt zur Erde, in der Äquatoriallinie, auf Borneo, wo ein Insulaner sie findet, ein portugiesischer Kaufmann sie erwirbt, bis sie von Hand zu Hand an einen polnischen Ingenieur kommt, der sich ihrer zum Fliegen bedient. Cyrano hat sie selbst in ihrem ursprünglichen Zustand in Polen wiedergesehen.

Sein weiterer Flug zur Sonne wird nur durch seinen Willen, dorthin zu kommen, gefördert. Darin liegt nichts Unverständliches, wie an dem Beispiel des Sprunges expliziert wird. Wenn ein solcher nicht immer zum Ziele führt, so kommt dies davon, daſs die allgemeinen Prinzipien in der Natur die besonderen überwiegen. Da nun die Macht des Willens eine besondere Eigenschaft der empfindenden Dinge ist, die Eigenschaft nach dem Zentrum zu fallen aber allgemein in der ganzen Materie verbreitet ist, so ist mein Sprung gezwungen, aufzuhören, sobald die Masse, nachdem sie den Einfluſs des sie überraschenden Willens überwunden hat, sich dem Punkte nähert, nach welchem sie tendiert.

Nach einer Reise von 22 Monaten kommt er in den 'groſsen Ebenen des Tages' an. Der Boden gleicht dort feuerfarbigen Schneeflocken (*flocons de neige ambrasée*), so leuchtend ist er. Wie Cyrano von dem Augenblick an, wo sein Kasten fiel, nicht mehr unterscheiden konnte, ob er steige oder falle, so ist auch das Gehen auf der Sonne beständig aufrecht, auf welchen Körperteil er sich auch dabei stützt. Er erkannte daraus, daſs die Sonne eine Welt ist, welche kein Zentrum hat, und da er sehr weit von der Anziehungssphäre unserer Welt und aller, welche er begegnet hatte, ist, so war es folgerichtig unmöglich, daſs er noch Gewicht hatte, da die Schwere nur die Attraktion des Zentrums innerhalb der Sphäre seiner Wirksamkeit ist.

Nach einer Reise in der Sonne von ungefähr 14 Tagen, wobei er marschiert wie Gott in den Wolken schwebt, kommt er in eine weniger leuchtende Gegend. Durch das Wiederauftreten der Undurchsichtigkeit (*opacité*), nach der sich sein Körper zu sehnen scheint, wird er müde und empfindet Schlaf, 'diesen

Tyrannen der Hälfte unserer Tage'. Er schläft auf einer ganz nackten Ebene ein und erwacht unter einem Baume mit goldenem Stamme, silbernen Ästen, Smaragdblättern und Blüten und Früchten aus Edelsteinen. Auf diesem Wunderbaume singt eine wunderschöne Nachtigall. Ein Granatapfel, den er aufmerksam betrachtet, verwandelt sich in einen Däumling, der vor ihn tritt und in der Ursprache mit ihm redet. Nachdem ihm Cyrano über seine Person Auskunft gegeben, belebt der Däumling alle Teile des Wunderbaumes zu kleinen Menschen, die seine Untertanen sind. Das Mittel ist, dafs er sich in sich selbst sammelt und alle inneren Federn des Willens hemmt. Alle tanzen einen Reihen um Cyrano, nur die Nachtigall bleibt unverwandelt, 'weil sie ein wirklicher Vogel ist und nur das, was sie scheint.' Auf der Reise zu den 'dunklen Gründen' will der Däumling, auf den Schultern Cyranos stehend, ihm die Geschichte der Nachtigall ins Ohr sagen. Aber er ermüdet zu rasch und schlägt vor, die Nachtigall solle ihre Geschichte singen. Cyrano fürchtet, die Sprache der Vögel nicht zu verstehen, da er von dem Weisen auf dem Sonnenflecken nur die Sprache der vierfüfsigen Tiere (*brutes*) gelernt habe. Der Däumling gibt nach, springt von der Schulter zu Boden und fängt an, mit seinem ganzen Volke in Kreisen, die sich immer mehr verdichten und verringern, zu tanzen. Cyrano empfindet die rhythmische Bewegung mit. 'Es schien die Absicht des Balletts, einen enormen Riesen darzustellen', in der Tat aber entsteht aus diesem Wirbel ein wunderschöner Mann mittlerer Gröfse, der dadurch Leben gewinnt, dafs ihm der König des Baumvolkes in den Mund kriecht. Dieser Jüngling nun erzählt seine eigene Geschichte und die der Nachtigall: Er und sein Volk sind in den leuchtenden Teilen der Sonne geboren und unternehmen grofse Reisen durch die Sonnenwelt. Um langsamer reisen und dadurch besser beobachten zu können, verwandelten sie sich in Vögel, die Untertanen in Adler, der König in eine singende Nachtigall. Auf der Reise durch eine dunkle Provinz (*région opaque*) trafen sie auf eine Nachtigall dieser Gegend, welche sich durch das, was sie sieht, täuschen läfst und den Sonnenkönig-Nachtigall, weil sie ihn in der Gewalt der Adler glaubt, melodisch beklagt. Er findet so sehr Gefallen an ihren Klagen, dafs er sie in ihrem Irrtum bestärkt, und die beiden singen ein Liebesduett der zärtlichsten Art während 24 Stunden. Die Nachtigall der dunklen Welt macht sogar einen heroischen Versuch, ihren Freund aus der vermeintlichen Gefangenschaft zu befreien, und läfst sich auch durch sein Bekenntnis nicht eines anderen belehren. Daher verwandelt er sein Volk zum Teil in einen Flufs mit kleinem Schiff, in welchem die beiden Nachtigallen fahren, während die Adler vorausfliegen. Nach der Wiedervereinigung verwandeln sie sich, um die ungläubige

Nachtigall von ihrem wahren Wesen zu überzeugen, in den Wunderbaum, den Cyrano angetroffen hat. Alle diese Verwandlungen sind nach der Erklärung des Königs-Nachtigall durchaus keine Wunder, sondern rein natürliche Wirkungen aus der leuchtenden Natur der wahren Sonnenbewohner. Sie sind das, was die stumpfsinnigen Menschen der Erde Geister (*esprits*) nennen, tatsächlich keine anderen Wesen als die Menschen, nur dafs ihnen ihre feurige Einbildungskraft die Fähigkeit gibt, die Materie, welche sie völlig beherrschen, in jedem Augenblicke nach ihrem Gutdünken zu verwandeln und zu gestalten durch impulsive Bewegungen. Cyrano denkt, dafs sich so auf der Erde manche Fabel erklären lasse: Cippus, König von Italien, Gallus Vitius, der König Codrus, mehrere schwangere Frauen, welche Ungeheuer gebaren, der berühmte Hypochonder des Altertums, welcher sich einbildete, ein Krug zu sein.

Der Sonnenkönig verwandelt sich wieder in eine Nachtigall, der Jüngling zerfällt, die Adler fliegen davon, und Cyrano folgt der wirklichen Nachtigall in einer dreiwöchentlichen Reise in eine Gegend des Königreiches dieser kleinen Sängerin, wo sie ihn verläfst. Er legt sich an einem mit allen Reizen der Natur geschmückten Plätzchen[1] zum Schlafen nieder.

Er wird geweckt durch das Erscheinen eines wunderschönen Vogels, der ihm zu verstehen gibt: 'Du bist ein Fremder und geboren in einer Welt, der ich entstamme'. Der Vogel setzt ferner auseinander: dafs nicht alle Menschen und Vögel sich gegenseitig verstehen, beweist nichts dagegen, dafs beide Teile sprechen können und vernünftige Wesen sind. Apollonius von Tyana, Anaximander, Äsop und andere haben die Vogelsprache verstanden. Es ist also kein Wunder, wenn einzelne Vögel die Menschensprache verstehen. In jeder Welt hat die Natur den Vögeln den Wunsch eingegeben, zur Sonne zu gelangen, und vielleicht sind ihnen deswegen Flügel gewachsen, wie schwangere Frauen ihren Kindern die Muttermale von Dingen einpflanzen,

[1] Die Ausgabe von 1710, mit welcher nach P. Lacroix p. 207 die Originalausgabe und die von 1761 stimmt, schliefst diesen Abschnitt p. 158 mit den Worten: '*Ce rocher estoit couvert de plusieurs arbres, dont la gaillarde et verte fraicheur exprimoit la jeunesse: mais comme deja tout amoly par les charmes du lieu je commençois de m'endormir à l'ombre.*' Der folgende Abschnitt beginnt in allen mir bekannten Ausgaben mit den Worten: '*Je commençois de m'endormir à l'ombre lors que j'apperceus en l'air un Oiseau*' etc.

Das scheint mir zu beweisen, dafs ursprünglich die Reise in die Sonne eine zusammenhängende Erzählung war und die Unterabteilung *Histoire des Oiseaux* erst von dem Buchhändler hinzugefügt wurde. Für den Vogelstaat fand Cyrano Beispiele bei Aristophanes und Rabelais. Für die sprechenden Bäume eine Stelle bei Sorel (*Francion* p. 97): '*J'ouis un caquet continuel ... il y avoit six arbres qui au lieu de feuilles avoient des langues menues attachées aux branches.*'

nach denen sie begehren, wie man im Traum schwimmen lernt, wie der Sohn des Krösus sprechen lernte, wie jenem Verfolgten aus dem Altertum Hörner wuchsen. In der Sonne angekommen begibt sich jeder Vogel in den Staat seiner Art. Der zu Cyrano sprechende ist ein Phönix, wie es deren auf jeder Welt nur einen gibt, der nach 100 Jahren ein Ei in die Kohlen seines Scheiterhaufens von Aloe, Canelle und Weihrauch legt und sich zur Sonne aufschwingt. Der Phönix ist ein Hermaphrodit, aber unter den Hermaphroditen gibt es noch einen anderen, aufserordentlichen Phönix, denn ... Der Vogel unterbricht hier seine Erklärung, weil er Zeichen des Unglaubens an seinem Zuhörer bemerkt, und fliegt, nachdem er die Wahrheit seiner Aussage eidlich versichert, fort. Cyrano folgt ihm und gelangt nach einem Marsche von 50 Meilen in das Vogelreich.

Er wird gleich von den Vögeln umringt und von vier Adlern durch die Luft mehr als 1000 Meilen weit in einen Wald fortgetragen, wo die Residenz des Vogelkönigs ist. Eine Elster warnt ihn, keinen Widerstand zu leisten. Er wird in den hohlen Stamm einer Eiche gefangen gesetzt und scharf bewacht. Die Wache wird alle 24 Stunden abgelöst. Die Elster teilt ihm mit, dafs die Vögel sehr aufgebracht gegen ihn seien und ihn, als einen Menschen, ein ganz unnützes und abscheuliches Wesen, den Erbfeind der Vögel, umbringen wollten. Sie nennen ihn kahles Tier, gerupften Vogel, Schimäre, Sammelsurium aller Arten von Naturen, das allen Furcht einflöfst. Sehr sarkastisch machen die weisen Vögel sich lustig über den Menschen, der mit seiner hellsehenden Seele Zucker und Arsenik, Schierling und Petersilie nicht unterscheiden kann; 'der Mensch, welcher behauptet, dafs man nur durch die Sinne Verstandesempfindungen hat, und der doch die schwächsten, langsamsten und unzuverlässigsten Sinne unter allen Kreaturen hat.' Die Menge vollends urteilt: 'Wie, er hat weder Schnabel, noch Federn, noch Klauen, und seine Seele sollte geistig (*spirituelle*) sein? Ihr Götter! welche Impertinenz!'

Dennoch wird ihm ein regelrechter Prozefs gemacht. Die Klageschrift wird auf die Rinde einer Zypresse geschrieben, und nach einigen Tagen wird er vor das Vogeltribunal getragen. Als Advokaten, Räte und Richter fungieren nur Elstern, Häher und Stare, welche die Sprache des Angeklagten verstehen. Er wird rittlings auf ein Stück verfaulten Holzes gesetzt und von dem Präsidenten nach Herkunft, Nation und Art befragt. Auf den Rat der Elster gibt er sich für einen Affen aus, der sehr früh von den Menschen seinen Eltern entrissen worden sei. Seine Heimat sei Frankreich, im gemäfsigten nördlichen Klima, wo er seine Muttersprache verlernt und die schlechten Gewohnheiten der Menschen, z. B. auf zwei Füfsen zu gehen, angenommen habe.

Man solle ihn von Experten untersuchen lassen, und wenn er sich als Mensch herausstelle, so wolle er als Ungeheuer (*monstre*) vernichtet sein. Eine Schwalbe wendet ein: In Frankreich erzeugen die Affen nicht, also sei der Angeklagte nicht, was er behaupte. Cyrano repliziert, daſs er eben so jung von Hause fortgekommen sei, daſs er als Heimat nur den Ort angeben könne, dessen er sich am frühesten erinnere. Dieses Argument überzeugt eigentlich niemanden, aber man findet es nützlich, anzunehmen, 'daſs ein so abscheuliches Wesen wie der Mensch überhaupt nicht existiere.' Vor Entzücken schlägt das ganze Auditorium mit den Flügeln. Er wird also zur Untersuchung durch die *syndics* in ein entferntes Gehölz gebracht. Während 24 Stunden machen sie ihm allerhand Kapriolen vor, Prozessionen mit Nuſsschalen auf dem Kopfe, Purzelbäume, graben kleine Gruben, die sie wieder zufüllen, u. ä. Im zweiten Termin geben die *syndics* auf ihr Gewissen an, daſs sie den Angeklagten nicht für einen Affen halten, weil er auf ihre Äffereien (*singeries*) nicht reagiert habe.

Die Abstimmung wird durch Verdüsterung des Himmels unterbrochen, denn im Reiche der Vögel wird ein Kriminalprozeſs nur bei heiterem Himmel erledigt, damit dem Angeklagten kein Unrecht geschehe durch die traurige Stimmung der Richter. Im Gefängnis wird Cyrano durch Königsbrot (*pain du Roy*) genährt, d. h. durch etwa fünfzig Würmer und Grillen, die man ihm von sieben zu sieben Stunden bringt. Nach fünf bis sechs Tagen erfährt er, daſs sein Prozeſs verschoben worden sei wegen einer Klage, welche die Gemeinde der Kohlmeisen (*communauté des Chardonets*) gegen einen der ihren angestrengt hat, dem es seit sechs Jahren nicht gelungen ist, einen Freund zu erwerben. Er wird daher verurteilt, König eines ihm fremden Volkes zu werden. So wird er alle Mühsale und Bitternisse des Königtums erleiden, ohne eine seiner Freuden genieſsen zu können.

Gegen Ende der Woche wird Cyrano wieder vor seine Richter gebracht. Er wird auf die Gabel eines kleinen blattlosen Baumes gesetzt; die Vögel, sowohl die Gerichtspersonen (*de longue robe*) als das Publikum, bedecken die Äste einer groſsen Zeder. Die Elster steht ihm bei, obschon sie zugibt, daſs die Gattung Mensch ausgerottet zu werden verdiente. Sie erinnert sich aber mit Dankbarkeit an ihr Leben unter den Menschen, besonders an die guten weichen Käse.

Cyrano will sich vor einem Adler, der sich auf den nächsten Baum setzt, zur Erde werfen, aber die Elster belehrt ihn, daſs dieses groſse Tier keineswegs ihr König sei. Dieser werde vielmehr unter den schwachen auserwählt, damit er keine Tyrannei ausüben könne. Jede Woche versammeln sich die Stände, um über den König zu richten. Er sitzt auf einer groſsen

Eibe (*yf*) am Rande eines Teiches, Füſse und Flügel gebunden. Wer sich über ihn zu beklagen hat, kann ihn ins Wasser werfen, aber er muſs nachträglich seine Anklage beweisen; sonst stirbt er des traurigen Todes, d. h. er wird mit traurigen Liedern zu Tode gesungen. Gegenwärtig ist eine sanfte Taube König, die nicht begreifen kann, daſs es eine Feindschaft gibt.

Die mitleidige Elster wird selbst als verdächtig verhaftet. Als die Taube-König ankommt, wird Klage geführt gegen die Elster von dem Groſszensor der Vögel. Auf die Frage nach ihrem Namen, und ob sie den Angeklagten kenne, gibt sie an, sie heiſse Margot. Auf der Erde hat sie von dem anwesenden '*guillery l'enrumé*' gehört, ihr Vater heiſse '*Courte queüe*' und ihre Mutter '*Croquenoix*'. Sie weiſs es selber nicht, denn sie ist ganz jung ihren Eltern geraubt worden. Die Mutter starb vor Gram, der Vater ging aus Verzweiflung in den 'Krieg der Häher', wo er durch einen Schnabelhieb in das Gehirn getötet wurde. Die Elster wurde von wilden Tieren geraubt, die man Schweinehirten (*porchers*) nennt, und in ein Schloſs gebracht, wo sie den Angeklagten kennen lernte. Dieser sorgte liebreich für sie, schützte sie vor den Verfolgungen der Dienstboten, besonders eines gewissen Verdelet, der sie der Katze geben wollte aus Rache, weil sie ihn unwillkürlich verraten hat. (Die Anekdote scheint aus Cyranos Leben zu stammen.) Der König-Taube spricht die Elster unter Verwarnung frei und gibt dem Ankläger das Wort.

Es folgt nun das lange 'Plaidoyer vor dem Parlament der Vögel, bei versammelten Kammern, gegen ein Geschöpf, angeklagt, ein Mensch zu sein.' Er vertritt als Zivilpartei 'Guillemette die Fleischige, Rebhuhn von Geburt', welche eben, vom Blei des Jägers verwundet, von der Erde kommt und Rache an den Menschen heischt. Da der Angeklagte zu diesen gehört, so sollte er unschädlich gemacht werden. Aber er soll nicht ungerecht behandelt werden, damit wir Vögel nicht den Menschen gleich werden.

Der Kern (*nœud*) der Streitsache besteht darin, zu wissen, ob dieses Geschöpf ein Mensch ist, und für den Fall, daſs wir erkunden, daſs er es ist, ob er dafür den Tod verdient.

Die Prämisse wird bewiesen 1) durch den Abscheu, welchen Cyrano den Vögeln einflöſst, 2) weil er lacht wie ein Narr, 3) weil er weint wie ein Tor, 4) weil er sich schneuzt wie ein Bauer (*vilain*), 5) weil er kahl ist wie ein Räudiger, 6) weil er den ... vorn trägt, 7) weil er eine Menge kleiner, viereckiger Kiesel im Munde trägt, die er weder den Verstand hat auszuspucken noch zu schlucken, 8) weil er jeden Morgen Augen, Nase und Mund zum Himmel aufhebt, die Hände faltet und die Beine knickt und, nachdem er einige magische Worte gemurmelt, aufsteht, als ob nichts passiert wäre. Das deutet auf Magie, deren nur ein

Mensch fähig ist mit seiner schwarzen Seele; also ist dieser ein Mensch.

II. Soll er darum getötet werden? Ja, denn alle Wesen sind von der Mutter Natur dazu geschaffen, in Gemeinschaft zu leben. Wenn nun der Mensch dazu bestimmt scheint, diese Gemeinschaft der Schöpfung zu stören, so verdient er, dafs die Natur ihr Werk an ihm bereue. Das Fundamentalgesetz jedes Staates (*république*) ist die Gleichheit (*égalité*). Unter nichtigen Vorwänden seiner Superiorität, die nur eine Barbarei ist, ohne die Kraft der Adler, Kondors und Greifen, unterdrückt er die schwächeren Vögel. Ebensowenig gibt ihm seine gröfsere Statur (auch bei den Menschen gibt es Riesen und Zwerge) ein Recht der Herrschaft. Diese ist überhaupt bei den Menschen, den geborenen Sklaven, imaginär. Die Armen dienen den Reichen, die Jungen den Alten, die Bauern den Edelleuten, die Prinzen den Monarchen und diese den selbstgegebenen Gesetzen. Nur um dienen zu können und der Freiheit zu entgehen, schmieden sie sich Götter auf allen Seiten; sie werden solche lieber aus Holz machen als keine haben, und der Redner glaubt sogar, dafs sie sich mit den falschen Hoffnungen auf Unsterblichkeit kitzeln, weniger aus dem Schauer, womit das Nichtsein sie erschreckt, als durch die Furcht, welche sie haben, dafs ihnen nach dem Tode niemand mehr befehlen wird.

Von diesem törichten Hochmut ausgehend, bildet der Mensch sich ein, dafs die Natur alles nur zu menschlichen Zwecken geschaffen habe, wie Vogeljagd als Preis des Adels, Deutung des Vogelflugs und der Eingeweide der Vögel (sic!).

Für die Fehler, welche der Mensch, das arme Tier, das nicht wie die Vögel mit Vernunft begabt ist, aus Unverstand begeht, verdient er zwar nicht den Tod, wohl aber für die aus freiem Willen begangenen Missetaten, wie Vogelmord und Abrichtung der Sperber, Falken und Geier zur Jagd.

Der Redner beantragt den traurigen Tod. Der amtliche Verteidiger verzichtet aus Gewissensgründen auf die Verteidigung eines solchen Untiers (*monstre*).

Die Elster, welche sich hierauf zur Verteidigung meldet, wird recusiert, als zugunsten des Angeklagten voreingenommen, denn im Gerichtshof der Vögel darf ein Advokat nur für die Sache, nicht für den Klienten eingenommen sein.

Bei der Abstimmung wird, weil der König zur Milde neigt, das Urteil dahin abgeändert, dafs Cyrano von den Mücken gefressen werden soll.

Der Angeklagte wird entfernt, weil ein Vogel in Ohnmacht gefallen ist. Vorher wird ihm das Urteil von der Ohreule, welche als Gerichtsschreiber (*greffier criminel*) fungiert, verlesen. Sogleich wird der Himmel schwarz von kleinen Insekten, auch

Flöhen (sic!). Fortgeführt wird Cyrano, auf einem schwarzen Straufs reitend, welche Stellung als schimpflich gilt, von fünfzig Kondors und fünfzig Greifen und gefolgt von einer Schar krächzender Raben. Zwei Paradiesvögel sollen ihn auf dem letzten Gange trösten, und folgendes sind ihre Argumente:

'Der Tod kann kein grofses Übel sein, da Mutter Natur alle ihre Geschöpfe ihm unterwirft. Er ist auch nichts Wichtiges, da er so oft und ohne Veranlassung eintritt. Wenn Leben oder Tod ausgezeichnete Dinge wären, so läge es nicht in unserer Gewalt, sie zu geben. Es ist vielmehr wahrscheinlich, da das Geschöpf durch Spiel (*jeu*) beginnt, dafs es ebenso endet. Das gilt für den Menschen, dessen Seele nicht unsterblich ist wie die der Vögel. Wenn du stirbst, stirbt alles mit dir. Was dir heute widerfährt, geschieht anderen deinesgleichen morgen. Sie sind beklagenswerter als du, denn wenn der Tod ein Übel ist, so steht ihnen dies vielleicht fünfzig bis sechzig Jahre lang bevor, dir nur eine Stunde. Wer nicht geboren ist, ist nicht unglücklich. Einen Augenblick nach dem Tode wirst du sein wie einen Augenblick vor dem Leben oder andere, die vor abertausend Jahren gestorben sind. Ist aber das Leben ein Gut, so ist nicht ausgeschlossen, dafs du ein zweites Mal seiest, wenn die nämlichen Zufälligkeiten der Materie, die dich schufen, sich wieder zusammenfinden sollten. Dafs du dich an dein erstes Leben erinnerst, ist dabei irrelevant, wenn du dich nur leben fühlst, und vielleicht wirst du dich über den Verlust des zweiten Lebens mit den Argumenten trösten, die ich dir jetzt vorhalte. Aber wichtiger ist folgendes, um dich zu veranlassen, diesen Wermut (*absinthe*) in Geduld zu trinken. Du und die anderen materiellen Tiere (*brutes*) werden durch den Tod, welcher die Materie nicht vernichtet, sondern nur verändert, in einen anderen Zustand übergeführt. Wenn du auch nur ein Erdklofs oder ein Kiesel wirst, so ist das immer noch besser als ein Mensch. Aber (und das ist ein Geheimnis), wenn du von den Mücken und kleineren Insekten gefressen wirst, wirst du in ihre Substanz übergehen, und wenn du selbst auch nicht denkst, wirst du sie denken machen.'

Am Hinrichtungsorte warten vier Reiher auf vier Bäumen. Fischadler heben den Cyrano in die Höhe. Die Reiher halten ihn ausgespannt in der Luft, und die kleinen Henker machen sich, jeder an seinem Teile, bereit, als der Ruf: Gnade! Gnade! ertönt, von zwei Turteltauben überbracht. Cyrano fällt, von den Reihern losgelassen, auf einen weifsen Straufs herunter, der ihn im Galopp vor den König bringt. Sein Retter ist Cäsar, der Papagei (*perroquet*) von Cyranos Cousine, dem er einst die Freiheit wiedergegeben hat, und zu dessen Gunsten er so oft den Satz verfochten hat, dafs die Vögel vernünftig seien (*raisonnent*). Weil nun, wie der König-Taube sagt, eine gute Tat bei den

Vögeln niemals verloren ist, und in Anerkennung dessen, dafs er die Vögel richtig beurteilt hat, wird er frei. Der weifse Straufs, geleitet von den zwei Turteltauben, galoppiert mit ihm einen halben Tag lang und verläfst ihn am Eingang eines Waldes, in den Cyrano eindringt und von dem herabträufelnden Honig sich nährt. Aus Müdigkeit am Fufse der Bäume hingestreckt, hört er griechisch reden und vernimmt eine medizinische Konsultation, durch welche eine Eiche für ihren Freund, die Ulme mit drei Köpfen, welche von einem hektischen Fieber und von einem grofsen Moosübel (*mal de mousse*) befallen ist, Hilfe verlangt. Der Rat ist, die Ulme solle aus ihrem Bette möglichst viel Feuchtes saugen, fröhlich sein und sich von den Nachtigallen etwas vorsingen lassen. Wenn der Zustand sich etwas gebessert hat, wird ihr der Storch ein Klistier geben.

Nach einiger Zeit hört Cyrano das Zwiegespräch der gegabelten (*fourchu*) und der frischen Rinde, die einen Menschen in der Nähe wittern. Er ergreift also das Wort und gibt sich als solchen zu erkennen; ebenso ihm die Eichen, die von Dodona stammen. Ein Adler, der von der Erde zur Sonne flog, hat sich einst hier seines Überflusses an unverdauten Eicheln entledigt, und daraus sind die Eichen entstanden. Aber nur diese Eichen sprechen griechisch, die anderen Bäume haben jede Art ihre besondere Sprache, die im Säuseln des Waldes sich äufsert,[1] welches aber die Menschen zu dumm sind zu verstehen. Ebensowenig merken es die Menschen, dafs die Bäume leben und z. B. der Axt des Holzfällers einen bewufsten Widerstand entgegenstellen. Es folgt eine wundervolle Schilderung von dem Liebesleben der Natur. Die Vögel singen das Lob der Bäume, diese beschützen deren Nester vor dem Menschen. Nur die Wohnstätte (*aire*) der Raubvögel, der Zänker und der Abschreckenden, wie die Eulen, lassen sie ungedeckt. Auch die Liebesszene zwischen Baum und Erde im Frühling, von welcher eine sehr weitgehende Schilderung gegeben wird,[2] sehen die Menschen beständig, ohne sie zu begreifen. Der sprechende Baum bricht hier ab, weil ihm der Atem ausgeht. Ein anderer befriedigt die Neugierde Cyranos, indem er ihm die Geschichte der verliebten Bäume (*arbres amants*) erzählt.

Orestes und Pylades fielen in einer Schlacht, sich im Sterben fest umschlingend. Aus der Verwesung ihres Rumpfes erwuchsen zwischen den bleichenden Knochen ihrer Skelette zwei Büsche,

---

[1] Wunderschöne Stelle und frei von dem Preziösen, welches das sonst so hübsche Idyll des Campagnard (s. oben Bd. CXIV, S. 128) entstellt.

[2] Dafs diese Stelle in der Originalausgabe unverkürzt gegeben wurde, scheint mir zu beweisen, dafs Lebret nicht der Redaktor des Textes war. In der Ausgabe von Eugène Müller (s. oben Bd. CXIII, S. 356) ist sie ausgelassen.



die sich in ihren Stengeln, Zweigen und Knospen wieder zu vereinigen strebten und sich ganz gleichmäſsig ernährten. 'Sie zogen beide die Brustwarzen ihrer Amme nach innen, wie ihr anderen sie von auſsen aussauget.' So erzeugten sie Wunderäpfel. Wer von den Äpfeln des einen aſs, verliebte sich in die Person, die von den Äpfeln des anderen gegessen hatte. Unter Personen des gleichen Geschlechtes bewirkt der Genuſs Freundschaft, bei ungleichem Liebe. Wer mehr davon gegessen hatte, wurde auch mehr geliebt. So entstanden die Freundespaare Herkules und Theseus, Achilles und Patroklus, Nisus und Euryalus. Man pflanzte Absenker dieser Bäume im Peloponnes und bei Theben. An letzterem Orte entstand so die Heilige Schar (*bande sacrée*). Aber die Äpfel konnten auch Schaden und Gefahr stiften, z. B. Myrrha und Kinyras (hierbei Wortspiel mit den Folgen dieses Incestes), Pasiphae und der Stier, Pygmalion und die Statue, Iphis und Janthe, Narcissus und Echo, Salmacis und Hermaphrodite. Diese beiden Fabeln werden in einer von der Tradition abweichenden und der These besser entsprechenden Form erzählt. Seltsam ist die Erzählung von der Hochzeit des Cambyses, bei welcher dieser Prinz von den Äpfeln des Orestes iſst. Da die Substanz dieser Frucht sich nach den drei Umbildungen (*coctions*) in einen vollkommenen Keim verwandelt hatte, bildete sie im Leibe der Königin den Embryo ihres Sohnes Artaxerxes, dessen Liebe zu einer Platane, auf welche sein Vater einen Zweig des Orestesbaumes gepfropft hat, geschildert wird. Sein Leichnam wurde auf dem Scheiterhaufen der Platane verbrannt, und ihre beiden Seelen stiegen in einer Feuersäule zur Sonne empor, wo sie den Orestesbaum erzeugten, während der Eigennutz der Mütter diese Pflanzen auf der Erde zerstörte, so daſs man dort keinen wahren Freund mehr findet. Aber aus der von den Regengüssen in die flammenden Bäume kalzinierten Asche entstanden Eisen und Magnet, die sich gegenseitig anziehen. Im Anschluſs an diese Geschichte wird die Natur der Erdpole so entwickelt: 'Die Pole sind die Öffnungen (*bouches*) des Himmels, durch welche er das Licht, die Wärme und die Einflüsse (*influences*), welche er auf der Oberfläche verbreitet hat, wiedergewinnt. Sonst, wenn nicht alle Schätze (*trésors*) der Sonne wieder zu ihrer Quelle aufstiegen, so würde es nicht lange gehen (da ihre Helligkeit nur ein Staub entflammter Atome ist, welche sich von ihrer Kugel [*globe*] ablösen), bis sie erloschen wäre und nicht wieder leuchtete, oder bis dieser Überfluſs kleiner feuriger Körper, welche sich auf der Erde ansammelten, um sie nicht wieder zu verlassen, diese aufgezehrt hätten. Also müsse es im Himmel Luftlöcher (*soûpiraux*) geben, durch welche die Anschoppungen (*replétions*) der Erde und anderer (Weltkörper) sich entleeren, und woraus der Himmel seine Verluste deckt, damit der ewige Kreis-

lauf dieser kleinen Lebenskörper allmählich in alle Kugeln (*globes*) des grofsen Weltalls eindringe. Es wird behauptet, die Alten hätten von einem entschwundenen Heros gesagt, er sei zum Pol aufgestiegen u. ä. Auch die Beobachtung moderner Nordpolfahrer über das Nordlicht während der Polarnacht spreche dafür. Dieses komme von den Strahlen des Tages und von einem grofsen Haufen Seelen, welche, aus leuchtenden Atomen bestehend, zum Himmel zurückkehren.

Der Diskurs wird unterbrochen von dem Geschrei der Bäume: *'gare la peste et passe parole.'* Die Gefahr kommt von der Salamandre, welche das Königreich der Bäume zu verbrennen droht. Cyrano will fliehen, verirrt sich aber und ist nach achtzehn Stunden hinter dem Walde, aus dem er fliehen will. Nach weiteren vierhundert Stadien Marsch wird er Zeuge des Kampfes zwischen der Salamandre und der Remora, auch *animal glaçon* geheifsen. Er trifft dort mit einem Greise zusammen, der durch Assimilation an Cyranos Materie dessen Gedanken errät (hierbei eine aktuelle Erinnerung an Zwillinge in Paris mit unwillkürlich gleichen Gedanken und Erlebnissen). Es ist Thomas Campanella, der ihm alle Auskunft gibt und ihn bis ans Ende der Erzählung begleitet.

Auf der Erde bewohnen die Remoren das Eismeer, sie erzeugen durch Verschlingen des Eises die eisfreien Flächen, welche man gegen den Pol hin beobachtet hat, aber auch durch ihr Ausspeien die Wiederbildung des Eises (hier Anspielung auf Beobachtungen von Piloten um Grönland herum). Auf dem Lande nähren sie sich von Schierling, Fingerhut, Opium und *'mandragore'*. Das stygische Wasser, mit dem man Alexander den Grofsen vergiftete, war Harn eines dieser Tiere. Sie lassen auch die Schiffe, welche nach dem Nordpol wollen, einfrieren, so dafs nur die Hälfte zurückkommt. Die Feuertiere (*bestes à feu*) dagegen wohnen unter dem Ätna, dem Vesuv und dem *Cap rouge.*[1] 'Die Knospen (*boutons*), welche du an den Brüsten (*gorge*) dieses Tieres siehst, und welche von der Entzündung seiner Leber herrühren, sind ... (hier ist offenbar eine Lücke im Text, die auch von der Amsterdamer Ausgabe als solche kenntlich gemacht ist. Was die Auslassung veranlafst hat, ist unklar).

Das Duell endet mit dem Tode der Salamandre. Campanella ergreift ihren Leichnam, nachdem er sich die Hände mit Erde, über welche sie gegangen, eingerieben hat. Er will sie als unverwüstliches Brennmaterial in seiner Küche an dem Koch-

[1] Es gibt ein Vorgebirge dieses Namens zwischen Quebec und Montreal, in einer Gegend, die Cyrano kennt (s. oben Bd. CXIV, S. 377), aber es ist nicht vulkanisch. Vielleicht liegt eine Verwechselung mit Feuerland vor.



kessel (*crimilière* = *crémaillère*) aufhängen. Die Augen sollen ihm zur Beleuchtung dienen. Schon die Alten hätten diese benutzt als *'lampes ardentes'*. Man habe sie in Gräbern gefunden, aber aus Unverstand zerstört. Aus dem Laich der Remoren entstehen, wenn ein Schiff darüber fährt, eine Art fliegender Fische,[1] die man *Maquereuses* nennt, und die eine Fastenspeise sind.

Cyrano und Campanella setzen ihre Reise durch die Sonne fort. Diese ist in Königreiche, Republiken, Staaten und Fürstentümer eingeteilt wie die Erde. Die vierfüſsigen Tiere, die Vögel, die Pflanzen, die Steine haben ihre besonderen Reiche, und nur ein Philosoph darf ungestraft alle besuchen. Campanella erklärt, er sei auf der Reise in die Provinz der Philosophen begriffen. Die Sonne ergänzt sich nämlich durch die Seelen der aus dem Merkur, Venus, der Erde, Mars, Jupiter und Saturn abgeschiedenen Pflanzen, Tiere und Menschen. 'Die gröbsten dienen einfach dazu, das Fett (*embonpoint*) der Sonne zu ersetzen, die feinen schleichen sich an den Platz ihrer Strahlen, aber diejenigen der Philosophen, die in ihrem Exil nichts Unreines angenommen haben, gelangen ganz in die Sphäre des Lichtes (*jour*), um dessen Bewohner zu werden, während die anderen in der Masse der Sonne aufgehen.'

Campanella zeigt sich eilig, um mit dem erst angekommenen Descartes zusammenzutreffen, für dessen Philosophie er eine hohe Verehrung bezeugt. Cyrano macht ihn auf einen Widerspruch in der kartesianischen Lehre aufmerksam, der darin besteht, daſs Descartes an den Anfang aller Dinge ein festes Chaos stellt, das durch Gott in eine unzählige Menge kleiner Würfel aufgelöst wird, deren jedem von Gott eine entgegengesetzte Anfangsbewegung gegeben wird, aus denen durch Reibung kleinste Körper von allen Formen entstehen. Diese Bewegung enthält geometrische Widersprüche und läſst sich ohne Annahme des Vakuums nicht erklären. Campanella meint, Descartes werde diesen Widerspruch leicht durch Erklärung beseitigen. Auch über einen anderen Widerspruch im kartesianischen System[2] geht Campanella etwas

[1] Nach P. Brun p. 298 wäre diese Meinung in Cyranos Zeit allgemein verbreitet gewesen.

[2] Auch hier zeigen Varianten in den Ausgaben, daſs fast von Anfang an am Cyranotext Änderungen vorgenommen worden sind, die ihm nicht zum Vorteil gereichten. In der Diskussion vertritt Campanella den Standpunkt Descartes', Cyrano den Gassendis. Es ist aber nicht ganz leicht, in den Textworten die beiden Sprecher auszuscheiden. Die Kritik Cyranos beruht darauf, daſs es nicht logisch sei, wenn nach Descartes' Meinung unser Verständnis begrenzt, die von demselben zu erfassende Materie aber unbegrenzt teilbar sei. Über die Textvarianten vgl. P. Lacroix I, p. 260 Anm. 1. Die Ausgaben von 1710 und 1761 stimmen auch hier überein. Ob die Originalausgabe ihren Text oder den von P. Lacroix gegebenen fehlerhaften hat, kann ich nicht entscheiden.

oberflächlich hinweg, da sie in dem Wundertal ankommen, welches den See des Schlafes, die fünf Quellen und die drei Flüsse enthält, und dessen Wohltaten sich auf das ganze Universum ausdehnen. Die fünf Quellen sind die fünf Sinne, die nur fünfzehn bis sechzehn Stunden tätig sind und bei der Annäherung an den See immer schwächer werden. Nachdem die Nymphe des Friedens in der Mitte des Sees sie eine Zeitlang gewiegt hat, treten sie auf der anderen Seite des Sees wieder in die Erscheinung und zwar Gehör und Tastsinn zuerst, der Geschmack zuletzt. Die Beschreibung der Grotte des Schlafes ist wie bei Ovid. Hier träumt Cyrano den 'gelehrtesten und geistreichsten Traum der Welt', aus dem der Philosoph ihn weckt, und dessen Erzählung er uns schuldig bleibt, vielleicht nur aus dem Grunde, weil er ihn dem Leser in einem seiner 'Briefe' bereits geschildert hat (s. oben Bd. CXIV, S. 129). Eine Anspielung auf sich selbst ist vielleicht die lobende Bemerkung über die '*philosophes-rêveurs dont nos ignorans se moquent*'. Bei raschem Weitergehen, einer Art Fliegen, kommen sie zu den Flüssen Gedächtnis (*Mémoire*), Einbildungskraft (*Imagination*) und Urteil (*Jugement*).

Die Sonnenbewohner, deren brennende Atome beim Tode durch diese Flüssigkeiten angefeuchtet werden, leben 7—8000 Jahre lang und zerfallen dann in Teilchen roter Asche. Aber dabei bleibt es nicht, sondern nach den Fähigkeiten, welche sie durch Benetzung aus den drei Flüssen etc. erhalten haben, verbinden sie sich in den umliegenden Sphären mit den vorgefundenen Stoffen zu Pflanzen, um zu vegetieren, weiter durch Stoffwechsel zu Tieren, um zu empfinden, und schliefslich zu Menschen, um die drei Funktionen: Gedächtnis, Einbildungskraft und Urteil, auszuüben.

Unter solchen Beobachtungen und Gesprächen reisen sie fünf bis sechs Tage längs der drei Flüsse auf dem Wege zur Provinz der Philosophen. Unterwegs stofsen sie auf einen Sterbenden, dem das Gehirn vom Denken so aufgeschwollen ist, dafs ihm schliefslich der Kopf zerspringt. 'Diese Art zu sterben ist die der grofsen Genies, man nennt das vor Geist platzen (*crever d'esprit*).'

In der Sonne sind einige Provinzen dunkel, andere hell, und diejenigen, welche sie betreten, folgen diesem Zustande. Die Philosophen ziehen aus Erinnerung an die Erde die dunkleren Partien vor. Übrigens können sie durch lebhafte Willenskraft durchsichtig werden und so einander die Gedanken ablesen und Gefühle wie Zuneigung und Hafs ohne Worte mitteilen.

Dieses Gespräch wird durch eine Verfinsterung des Himmels unterbrochen. Ein Käfig fällt aus der Wolke, die ein riesiger Kondor ist, wie sie auf der Insel Mandragora (sic) vorkommen und einen Juchart mit ihren Flügeln bedecken, zu ihren Füfsen.

Ihm entsteigen ein Mann und eine Frau aus dem Königreich der Liebenden, die einen seltsamen Prozefs miteinander haben, den sie vor den Philosophen entscheiden lassen wollen. Die Frau klagt ihren Mann an, ihr jüngstes Kind zweimal getötet zu haben. Im Königreich der Liebe reguliert nämlich ein Gesetz und eine jeden Abend vorgenommene ärztliche Untersuchung die Anzahl der Umarmungen, welche der Ehemann seiner Frau schuldet. Der Angeklagte war auf sieben taxiert worden, hat aber, geärgert durch einige lebhafte Worte der Frau vor dem Zubettegehen, dieselbe überhaupt nicht berührt. 'Gott aber, der die Sache der Betrübten rächt, hat zugelassen, dafs er, von einem Traume gekitzelt, im Schlafe einen Menschen verlor.' So bewirkte der Elende, klagt die Frau, 'dafs mein Kind nicht ist und nicht gewesen ist'.[1] Der Ehemann brachte die Richter durch die Ausrede in Verlegenheit, dafs er, über seine Frau erzürnt, gefürchtet habe, einen Rasenden zu erzeugen. Die beiden wurden deshalb vor ein anderes Gericht verwiesen. Deshalb sind sie nun hier mit ihrem Gefährt, dessen Bespannung, die Kondors, auch die zum Schlafen nötige Dunkelheit hervorbringt. Campanella verweist die Frau an Sokrates, dem man in der Sonne die Oberaufsicht über die Sitten gegeben habe. Sie ihrerseits gibt den beiden Auskunft über das Königreich der Verliebten, welches auf der einen Seite an die Republik des Friedens, auf der anderen an die der Gerechten stöfst.

Im Königreich der Verliebten werden die Knaben mit sechzehn, die Mädchen mit dreizehn Jahren in einen grofsen Palast, Noviziat der Liebe, gebracht. Während des Probejahres suchen sich die Knaben die Zuneigung der Mädchen und diese die Freundschaft der Knaben zu erwerben. Nach Ablauf der zwölf Monate begibt sich die medizinische Fakultät in corpore in dieses Liebesseminar, untersucht die Zöglinge genau und bis ins geheimste und läfst die erste Paarung unter ihren Augen vollziehen. Die Knaben, welche sich zuchtfähig erweisen, erhalten zehn, zwanzig, dreifsig oder vierzig Mädchen zugeteilt, von denen, welche sie lieben und von welchen sie wiedergeliebt werden. Er darf aber je nur mit zweien geschlechtlich verkehren und keine mehr berühren, die schwanger ist. Die Unfruchtbaren werden zu Dienerinnen erniedrigt, die Impotenten zu Sklaven, welche sich mit den Sterilen (*brayhaignes*) fleischlich vermischen dürfen. Sobald eine Frau gebiert, wirft die staatliche Ersparniskasse eine Summe aus für die Erziehung des Kindes. Familien,

[1] Die gleiche burleske Spitzfindigkeit wird auch in einer anderen unedierten Stelle des *Voyage à la lune* erörtert (s. oben Bd. CXIV, S. 387 und Mss. No. 4558, p. 97), wo allerdings der Text durch Schreibfehler weniger klar ist.



die ihre Kinder nicht alle unterhalten können, nimmt der Staat dieselben ab.[1]

Die Frau ladet die beiden ein, ihr Gefährt zu benutzen. Der an einem Seidenfaden hängende schwere Anker wird auf eine sophistische Manier gehoben. Sophistisch ist auch der Grund, warum der Seidenfaden nicht reifst, und die Methode, wie sie selbst den Korb, in dem sie sitzen, an einem Kabel zur Rolle (*poulie*) und zum Vogel hinaufziehen. So fliegen sie etwa zweihundert Meilen, bis sie einem anderen Kondor begegnen, der einen Gefangenen transportiert. Dieser ist zum Tode verurteilt, weil er überführt ist, sich nicht vor dem Tode zu fürchten. Denn in dem Lande, aus dem er kommt, dürfen dies nur diejenigen, welche ins 'Kollegium der Weisen' aufgenommen worden sind; denn 'andere, die nicht fürchten, das Leben zu verlieren, sind geneigt, es allen anderen zu rauben'.

Die Frau kann auf Campanellas Fragen über die *'loix et coustumes du Royaume des Amans'* nicht völlig Auskunft geben, weil sie aus dem 'Königreich der Wahrheit' stammt. Ihre Mutter hatte nur diese Tochter, darum wurde diese, dreizehn Jahre alt, auf Befehl des Königs und der Ärzte in den 'Palast der Liebe' geführt, damit sie fruchtbarer werde als ihre Mutter.

Anfangs hatte sie Mühe, sich einzugewöhnen, und die Gewohnheiten und namentlich die Reden ihrer jungen Liebhaber sind allerdings seltsam genug. Die jungen Männer beklagen sich, dafs die Freundin sie mit ihren Augen töte, mit ihrer Flamme versenge usw. Darüber erschreckt, will sie fliehen, aber man erklärt ihr, dafs der Palast von einer Tränenflut umgeben sei, in der sie alle ertrinken müfsten. Die unglückliche Ursache von so viel Unglück will sich aus der Welt schaffen, aber ihr feurigster Anbeter läfst ihr sagen, dafs die Glut seines Herzens den See bereits ausgetrocknet habe. Um dieser Sündflut zu entrinnen, empfiehlt ihr ein anderer, der Eifersüchtige genannt, sich das Herz aus der Brust zu reifsen und in diesem, in welchem so viele Platz haben, sich auf dem Meere seiner Tränen forttreiben zu lassen von dem günstigen Winde seiner Seufzer. Sie öffnet sich also die Brust mit einem Messer und will sich eben das Herz herausreifsen, als ein neuer Liebhaber dazukommt, sie daran verhindert und den schlimmen Ratgeber vor Gericht zieht. Die Strafe des Eifersüchtigen wird durch das Parlament im Königreich der Gerechten ausgesprochen. Er wird auf ewig verbannt, soll seine Tage als Sklave in der Republik der Wahrheit beschliefsen. Er und seine Nachkommen bis ins vierte Glied dürfen

[1] Diese Beschreibung des Liebesreiches ist durchaus originell, und Cyrano verdankt Sorel (Francion p. 316) nur eine Anregung. Cf. Em. Roy, *La vie et les œuvres de Ch. Sorel*, Paris, Hachette, 1891, p. 386—87.



nicht in die Provinz der Liebenden zurückkehren, und er darf, bei Todesstrafe, keine Hyperbel brauchen. Die Frau vermählt sich nach ihrer Heilung mit ihrem Retter, hat dann aber mit ihm den angeführten Rechtsstreit. Dafs der Angeklagte nicht spricht, kommt von einem ausdrücklichen Verbot. Er darf den Mund erst vor dem Richter wieder öffnen.

Auf eine Entfernung von drei Meilen verkündet Campanella die Annäherung Descartes', und die Zweifel Cyranos werden gehoben durch dessen Erscheinen. Sie verlassen den Kondor und begrüfsen sich. Die Möglichkeit des Vorhersehens einer abwesenden Person erklärt Campanella so: 'Es gehen von allen Körpern Stoffe (*especes*), d. h. körperliche Bilder (*images corporelles*) aus, welche in der Luft herumfliegen. Trotz ihrer Beweglichkeit behalten sie Gestalt und Eigenschaften der Dinge, von denen sie sprechen, und dringen, weil sie sehr subtil sind, durch unsere Organe, ohne sie anzuregen, bis in die Seele, welche sie auch ganz entfernte Dinge sehen machen.' Wie das geschieht, wollen die beiden Cyrano später zeigen.

Hier bricht der Text unerwartet ab, und wir sind ohne Mittel, zu sagen, was und wieviel nachher noch hätte kommen sollen; denn alles spricht dafür, dafs Cyrano selbst den Roman nicht zu Ende führen konnte. Ob sich die mysteriöse *'Histoire de l'Etincelle'* hier oder bei dem Kampf der Remora und Salamandre hätte anschliefsen können, wage ich bei dem Mangel an allem Material nicht zu entscheiden.

Schlufswort.

Und nun? Wird mir gelingen, was der gelehrte P. Brun gegenüber der Tradition und der geistreiche Emile Magne gegenüber dem Theaterstück Rostands erstrebten, nämlich an die Stelle eines Phantoms den wahren, den historischen Cyrano zu setzen? Ich fürchte nein; denn abgesehen davon, dafs es sehr schwer hält, Anschauungen, die auf der poetischen Einbildungskraft von Tradition und Bühne beruhen, mit den nüchternen Vorstellungen, welche uns Urkunden und Manuskripte liefern, zu korrigieren, ist eben der Charakter Cyranos selbst ein so komplexer, dafs auch eindringendstes Studium nicht in alle Falten seiner Seele blicken läfst. Das ist leicht begreiflich, weil er selber in den schwierigsten Fragen, welche Religion und Wissenschaft, oft in Konkurrenz, noch öfter in Konflikt gegeneinander, gerade im 17. Jahrhundert so lebhaft beschäftigten, nicht zu völliger Klarheit in sich zu gelangen vermochte. Und dies nicht nur aus äufseren Gründen, die allerdings viel hemmender wirkten, als man sich dies heutzutage vorstellt, sondern doch hauptsächlich darum,

weil er bei einer ungewöhnlichen Begabung auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiet und trotz einer starken Hingabe an seine Stoffe doch nicht das Genie besafs, welches überall bis ans Ende geht und erst am Ziele Halt macht. Nicht dafs er nur ein Dilettant gewesen wäre oder ein geschickter Macher: im Gegenteil, er hat beinahe überall neue Wege gefunden und neue Forderungen aufgestellt, aber er hat diese nicht selber erfüllen können. Und daran hätte wohl auch ein längeres Leben nicht viel gebessert. Aber zweifellos war er einer der geistvollsten und kenntnisreichsten Franzosen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und sein Ruhm wäre längst fest begründet, wenn das Werk seines Lebens von Freund und Feind nicht so übel behandelt worden wäre. Zu einer vorurteilslosen Würdigung ist jetzt sicher die Zeit gekommen, und wenn meine Schrift ein Verdienst hat, so ist es das, dafs sie die Mittel dazu reiner bietet als die bisherige Literatur. Ich scheide damit für einmal von Cyrano — ungern genug, denn er hat es noch jedem angetan, der sich eingehend mit ihm beschäftigte, dieser ungezogene Liebling der Musen.

Beilage B.[1]

Beschreibung des Manuskripts von Cyranos *Voyage dans la Lune.*

Das in einem alten Einband von geprefstem Leder buchförmig eingebundene Manuskript (Oktavformat) ist sehr schön und gleichmäfsig geschrieben in einer willkürlichen, aber konsequenten Orthographie und Interpunktion. Es weist nur sehr wenige Selbstkorrekturen des Schreibers und nur ganz vereinzelte von späterer Hand auf. Auch offenbare Verschreibungen sind sehr selten, und absichtlich ausgelassen scheint ein einziges Wort (Ortsname) gegen den Schlufs zu. Handschrift und Orthographie weisen auf das 17. Jahrhundert hin. Es enthält 152 auf dem Recto paginierte Blätter und ein unbeschriebenes mit zweimal durchstrichener Pagina 135. Zeilenzahl 21–23.

Auf dem Deckel steht inwendig von alter Hand und in schlechter Schrift:

VI. 11.

~ Livre rare et (unleserlich) il ien a trois Exemplaires en France.

Dann folgt ein Vermerk wahrscheinlich von M. Deullin d'Epernay, welcher das Manuskript 1890 der Bibliothèque Nationale schenkte:

Payé fr. 66. 70 vente Monmerqué n° 3891 mars 1861

Hierauf von der Hand von M. de Monmerqué:

Ce livre a été écrit sous Louis XIII.

Il y est fait mention de Tristan l'Hermite poëte-attaché à Gaston.

Il est de Cyrano de Bergerac, mais je suis étonné qu'il aie été imprimé et qu'il est ici, car il y a des passages bien hardis pour le temps.

[1] Beilage A ist oben, Bd. CXIV, S. 125—7, abgedruckt.

Il a été imprimé dans les œuvres de Cyrano de Bergerac V. 1er p. 288 ed. d'Amsterdam 1710, mais avec de grands retranchements que la hardiesse du livre et plus souvent son impertinence necessitaient.

Cette circonstance donne de la curiosité a ce petit mss. J'indiquerai en les soulignant les passages retranchés a l'impression.

De Monmerqué hat dies anfangs mit [ ] versucht, aber später aufgegeben. Auf der ersten (nicht paginierten) Seite steht aufgeklebt die Bibliotheksnummer

FR.
NOUV. ACQ.
4, 558.

Es folgen fünf leere weifse Seiten, dann folgt am Rande oben rechts mit A bezeichnet:

A Lauteur Des Estats et
Empires de la Lune ou de
L'autre monde.

Epigramme,

Accepte ces six meschans vers
Que ma main tescrit de trauers
Tant en moy La Frayeur abonde
Et permets qu'aujourd'huy J'Euite ton abord
Car autant qu'une affreuse mort
Je crains les vens de Lautre monde

R de P

Darunter wieder:

FR nouv. acq. 4558

Auf der Rückseite von A steht:

Autre du Mesme
au mesme

Ton Esprit qu'en son vol nul Obstacle n'arreste,
Descouure vn autre monde a nos Ambitieux,
Qui tous Esgallement respirent Sa conqueste,
Comme vn noble chemin pour arriver Aux cieux

Mais ce n'est point pour Eux que la palme S'apreste;
Si J'Estois du conseil des destins et des dieux
Pour prix de ton audace on chargeroit ta teste
Des couronnes des Roys qui captiuent ces lieux.

Mais non Je m'endedis L'Inconstante Fortune
Semble auoir trop d'Empire en celuy de la lune
Son pouuoir ny paroist que pr tout renuerser.

Peut estre verrois tu dans ces demeures mornes
des le premier Instant ton Estat s'Eclipser
et du moins chacque mois en retresser les bornes

De P.

Es folgt noch vor dem Text Cyranos ein leeres weifses Blatt, gezeichnet B.

Auszüge.

pag. 22 r°, Z. 3 v. o. Cette terre cy est La Lune que vous voyés de vrē globe et ce lieu
cy ou vous marchés est [le paradis mais c'est le Paradis Terrestre ou
n'ont Jamais entré que six personnes, Adam Eue, Enoc, moy qui suis le
vuieil helie, St Jean L Evangeliste, et vous, vous scaués bien comme Les
deux premiers en furent banis mais vous ne Scavés pas cõe ils arriuerent
en vostre monde. Scachés donc qu'après auoir tasté tous deux de la
pomme deffendue Adam qui craignoit que Dieu irrité par sa presence ne
rengregeast sa punition considera La Lune Vostre terre cõ le seul refuge
ou il se pouuoit mettre a L'abry des poursuittes de Son createur] ores
pag. 22 v° en | ce temps L'imagination chez Lhõe Estoit Si forte pour n'auoir point
Encore esté corrompue ny par les desbauches, ny par la crudité des ali-
mens, ni par Lalteration des maladies, qu'Estant alors Excité du Violent
desir d'aborder cet azile & que toutte Sa masse estant deuenue Legere
par le feu de cet anthousiasme il y fut enleué de la mesme sorte qu'il
s'est veu des philosophes Leur imagination fortem[t] tendue a quelque chose
Estre Emportés en L'air par des rauissemens que vous appeles extatiques.
[Eue] que L'Infirmité de Son Sexe rendoit plus foible et moins chaude
n'auroit pas eu Sans doute L'Imagination assez Vigoureuse pour vaincre
pag. 23. Z. 1 v. o. par la contention de sa volonté le poids de la matiere mais par ce qu'il
y auoit tres peu [qu'elle auoit esté tirée du corps de son mary] La Sim-
pathie dont cette moitiée Estoit encore liée a son tout La porta vers
luy a mesure qu'il montoit cõe Lambre se faict suiure de la paille, cõe
Laimant se tourne au Septentrion, d'ou il a Esté arraché et Adam attira
Louurage de sa coste cõe la mer attire les fleuues qui sont sortis d'elle.
Arrivés qu'ils furent en Vostre terre ils s'abituerent entre la mesopotamie
et L'arabie les hebreux l'ont connu Sous le nom d'adam et les Idolatres
Sous le nom de Promethée que Leurs poetes feignirent auoir desrobé le
feu du ciel a cause de ses descendans qu'il engendra pour ueus d'vne ame
aussi parfaicte que celle dont Dieu L'auoit remply, ainsy pour habiter
pag. 23 v° Vostre | monde, Le premier hõe Laissa celuy cy desert, mais le tout-sage
ne voulut pas qu'vne demeure si heureuse restast sans habitans il permit
peu de Siecles apres qu'Enoc Ennuyé de la compagnie des hommes dont
L Innocence se corrompoit eut Enuie de les abandoner mais ce S[t] Per-
sonage ne Jugea point de retraite asseurée contre L'ambition de ses parens
qui S'esgorgeoient desja pour le partage de vrē monde, si non la terre
bien heureuse dont Jadis Adam son ayeul Luy Avoit tant parlé, toutte
fois comment y aller L'Eschelle de Jacob n'estoit pas Encore inventée
La grace du tres haut y supplea car elle fit qu'Enoc s'avisa que le Feu
du ciel descendoit sur les holocaustes des Justes et de ceux qui estoient
pag. 24 r°, Z. 1 agreab:les deuant la face du Seigneur Selon la parole de Sa bouche,
L'odeur des Sacrifices du Juste est monté Jusques a moy un Jour que
cette Flâme diuine estoit acharnée a consommer une victime, qu'il
offroit a l'Eternel de la Vapeur qui S'Exaloit il remplit deux Grands
vases qu'il luta hermetiquement et se les attacha sous les esseles, La fumée
aussitost qui tendoit a S'Eslever droit a Dieu ce qui ne pouuoit que par
miracle penetrer du metal poussa Les vases en haut et de la sorte En-
leuerent auec eux ce S[t] hõe, quand il fut monté Jusques a La Lune et
qu'il eust Jetté les yeux Sur ce beau Jardin vn epanouissem[t] de Joye
casi surnaturel Luy fit connoistre que c'estoit le Paradis Terrestre ou son
pag. 24 v°, Z. 1 v. o. grand pere auoit autres-fois demeuré, il deslia promptement les vaisseaux
qu'il avoit ceinct cõe des aisles autour de ses Espaules et le fit auec tant
de bonheur qu'a peine estoit il en L'air quatre toises au dessus de La
Lune Lorsqu'il prit congé de ses nageoires, L'eleuation cependant Estoit
assez grande pour le beaucoup blaisser sans le Grand tour de sa robe ou
le vent s'engouffra & L'ardeur du feu de la charité qui le soustint aussy:

pour les vases ilz monterent tousjours jusques a ce que dieu les en-
châssa dans le ciel et c'est ce qu'aujourdhuy vous appellez Les Balances
qui nous montrent bien tous les iours qu'elles Sont Encore pleines des
odeurs du sacrifice d'un | Juste par Les influences fauorables qu'elles in- pag. 25 r°.
spirent sur L'horoscope de Louys le Juste qui Eust les balances pour Z. 1 v. o.
ascendant. il n'Estoit pas Encore toutte fois en ce iardin, il ny arriua
que — quelque temps apres. Ce fut lorsque desborda le deluge, car les
Eaux ou vrē monde S'Engloutit monterent a vne hauteur Si prodigieuse
que L'arche voguoit dans les cieux a costé de la lune, Les humains ap-
perceurent ce globe par la Fenestre mais la reflection de ce grand corps
opacque s'affoiblissant a cause de leur proximité qui partageoit sa lumière
chacun d Eux crut que c'estoit un canton de la terre qui n'auoit pas
Esté noyé; Il ny eust qu vne fille de Noe nommée Achab qui a cause peut pag. 25 v°.
Estre qu'elle auoit pris Garde qu'a mesure que le nauire haussoit ilz ap- Z. 1 v. o.
prochoient de cet astre, Soustint a cors et a cry qu'asseurement c'Estoit
la lune, on eut beau luy representer que la Sonde iettée on n'auoit trouué
que quinze coudées d'Eau. elle respondit que le fer auoit donc rencon-
tré le dos d vne baleine qu'ilz auoient pris pour la terre que quand a elle
qu'elle estoit bien asseurée, que c'estoit la lune en propre personne qu'ilz
alloient aborder. Enfin cōe chacun opine pour son semblable touttes
Les autres femmes se le persuaderent en suitte, Les voila donc malgré
la deffence des hōes qui Jettent L'Esquif en mer Achab Estoit la plus pag. 26 r°.
hazardeuse aussy voulut elle la premiere essayer le peril, elle se lance Z. 1 v. o.
allegrement dedans et tout son sexe L'alloit ioindre sans vne vague qui
separa le bateau du nauire on eust beau crier apres elle, L'appeller cent
fois lunaticque protester qu'elle seroit cause qu'un Jour on reprocheroit
a touttes les Femmes d'auoir dans la teste vn quartier de la lune Elle
se mocqua d'Eux, la voila qui vogue hors du monde les animaux suiui-
rent son exemple car la plus part des oyseaux qui se sentirrent L'aisle
asses forte pour risquer le voyage impatiens de la premiere prison dont
on eust encore arresté | leur liberté donnerent Jusques la, des quadrupedes pag. 26 v°.
mesmes les plus courageux se mirent a la nage il en Estoit sorty pres de Z. 1 v. o.
mille auant que les filz de Noé pussent fermer les Estables que la foulle
des animaux qui s'Eschapoient tenoient ouuertes; la plus part aborderent
ce nouueau monde; pour L'Esquif il alla donner cōre vn costau fort
agreable ou la genereuse Achab descendit et ioyeuse d'auoir connu qu'en
effect cette terre la estoit la lune ne voulut point se rembarquer pour re-
joindre Ses freres, elle s'habitua quelque temps dans une grotte et cōe un
Jour elle se promenoit balançant si elle seroit fachée d'auoir perdu la
compagnie des siens ou si elle en seroit bien aise elle apperceut vn hōe
qui | abbatoit la Gland; La ioye d'vne telle rencontre la fit voler, aux pag. 27 r°.
Embrassements, elle en reçeut de reciproques car il y avoit encore plus Z. 1 v. o.
longtemps que le vieillard n'auoit veu de visage humain c'Estoit Enoch
le iuste, il vesquirent ensemble et sans que le naturel impie de ses En-
fans et L'orgueil de sa femme L'obligea de se retirer dans les bois ils
auroient acheué ensemble de filer leur iours auec toutte La douceur dont
dieu benit le mariage des Justes; La tous les Jours dans les retraittes
les plus sauuages de ces affreuses solitudes ce bon vieillard offroit
a Dieu d'vn esprit espuré son ceur en holocauste, quand de l'arbre
de science que vous scaves qui Est en ce Jardin, vn Jour estant tombé
vne pomme dans la riuiere | au bord de la quelle il est planté elle pag. 27 v°.
fust portée a la mercy des vagues hors le Paradis un vn lieu ou le Z. 1 v. o.
pauure Enoc pour sustenter sa vie prenoit du poisson a la pesche ce
beau fruit fut arresté dans le filet, il le mangea, aussitost il connut ou
estou le paradis terrestre et par des secrets que vous ne scauriés con-
ceuoir si vous n'aués mangé cōe luy de la pomme de science il y vint
demeurer.

Il fault maintenant que Je vous raconte la façon dont J'y suis venu: vous n'auès pas oublié Je pense que ie me nomme helie car ie vous l'ay dit naguere Vous scaurés donc que J'estois en vrẽ monde et que J'abitois auec Elisée vn hebreu cõe moy sur les bords du Jourdain ou ie uiuois
pag. 28 r°, Z. 1 v. o. parmy les Liures | d'vne vie assez douce pour ne la pas regreter encore qu'elle s'escoulast, cependant plus les Lumieres de mon Esprit croissoient plus croissoit aussy La connoissance de celles que ie n'auois point, iamais nos prestres ne me ramenteuoient Adam que le Souuenir de cette philosophie parfaicte qu'il auoit possedée ne me fit souspirer; ie desesperois de la pouuoir acquerir, quand un Jour apres auoir sacrifié pour L'Expiation des foiblesses de mon Estre mortel ie m'endormis et L'ange du Seigr m'apparut en Songe; aussi tost que ie fus eueillé ie ne manqué pas de trauailler aux choses qu'il m'auoit prescrites: ie pris de L'aiman environs deux pieds en carré ie les mis au Fourneau puis lors qu'il fut bien purgé,
pag. 28 v°, Z. 1 v. o. precipité et dissous i'en | tiré L'attractif, calciné tout cet elixir et le reduisis en vn morceau de la grosseur enuiron d'une balle mediocre.

En suitte de ces preparations ie fis construire vn chariot de fer fort Leger et de la a quelques mois tous mes engins estans acheuez i'entre dans mon industrieuse charette: vous me demanderés possible a quoy bon toit cet attirail. Sachés que L'ange m'auoit dit en Songe que si ie uoulois acquerir vne Science parfaicte cõe ie la desirois; ie montasse au monde de la lune ou ie trouuerois dedans le Paradis d'Adam L'arbre de science parcequ'aussitost que J'aurois tasté de son fruit mon ame seroit esclaire de touttes les veritez dont vne creature est capable voila donc le
pag. 29 r°, Z. 1 v. o. voyage | pour lequel i'auois basty mon chariot, enfin ie monté dedans et Lorsque ie fus bien ferme et bien appuyé sur le siege ie rué fort hault en l'air cette boule d'aiman, or la machine de fer que i'auois forgée tout exprés plus massiue au milieu qu'aux extremitéz fut enleuée aussi tost et dans vn parfaict Equilibre a cause qu'elle se poussoit tousjours plus viste par cet endroit La, ainsy donc a mesure que i'arriuois ou l'aiman m'auoit attiré et des que i'estois sauté iusques la, ma main le faisoit repartir: mais L'interrompis-je comment Lanciés vous vrẽ balle si droit au dessus de vrẽ chariot qu il ne se trouuait Jamais a costé, ie ne vois point
pag. 29 v°, Z. 1 v. o. de merueille en cet auanture me dit il, car L'aiman poussoit qu'il estoit en Lair attiroit le fer droit a soy, et par consequent il estoit impossible que ie montasse iamais a costé: ie vous confesseray bien que tenant ma boule a ma main ie ne Laissois pas de monter parce que le chariot couroit tousjours a L'aimant que ie tenois au dessus de luy mais la saillie de ce fer pour embrasser ma boule estoit si Vigoureuse qu'elle me faisoit plier le corps en quatre doubles; de sorte que ie n'osé tenter qu'une fois cette nouuelle experience a la verité c'estoit un spectacle a veoir bien estonnant, car le soin auec lequel iauois polly L'acier de cette maison vo-
pag. 30 r°, Z. 1 v. o. lante reflessissoit de tous costez la Lumiere du Soleil | si viue et si aigue que ie croyois moy mesme Estre emporté dans vn chariot de feu: Enfin apres auoir beaucoup rué et vollé apres mon coup, i'arriué cõe vous aues faict en vn terme ou ie tombois vers ce monde cy, et parce qu'en cet instant ie tenois ma boulle bien serrée entre mes mains mon chariot dont le siege me pressoit pour approcher de son attractif ne me quitta point, tout ce qui me restoit a craindre Estoit de me rompre le col: mais pour m'en Garantir ie regettois ma boule de temps en temps affin que ma machine, se sentant naturellemt rattirée prit du repos et rompit ainsy la force de ma cheute, puis enfin quand ie me vis a deux ou trois cens toises
pag. 30 v°, Z. 1 v. o. pres de terre ie Lancé | ma balle de tous costez a fleur du chariost tantost de ça tantost dela, Jusques a ce que mes Yeux le descouurirent, aussy tost ie ne manqné pas de la ruer dessus et ma machine L'ayant suiuie ie me Laissé tomber tant que ie me Discerné pres de briser contre le Sable car alors ie la ietté seulement vn pied par dessus ma teste, et ce petit

coup la esteignit tout a faict la roideur que luy auoit imprimé le precipice de sorte que ma cheutte ne fut pas plus violente que si ie fusse tombé de ma hauteur. Je ne vous representeray point L'Estonnemt dont me Saisit La rencontre des merueilles qui sont ceans par ce qu'il fut a peu pres semblable a celuy dont ie vous viens de voir consterne, [vous scaurés seulement que ie rencontré des le lendemain. L'arbre de vie par le moyen pag. 31 r°. Z. 1 v. o.
duquel ie m'empeché de vieillir, il consomma bientost et fit exaler le serpent en fumée.

A ces mots venerable & sacré Patriarche: Luy dis-je! ie serois bien ayse de scauoir ce que vous entendés par ce serpent qui fut consommé Lui d'vn visage riant me respondit ainsy.

J'oubliois o mon filz a vous descouurir vn secret dont on ne peut pas vous veoir instruit, vous scaures donc qu'apres qu'Eue et son mary eurent mangé dela pomme deffendue, Dieu pour punir le serpent qui les en auoit tentez le relegua dans le corps de Lhomme il n'est point né depuis de creature humaine qui en punition du crime de son premier pere ne | nourrisse vn serpent dans son ventre issu de ce premier vous le pag. 31 v°
nommes les boyaux et vous les croyés necessaires aux fonctions de la vie, mais aprenés que ce ne sont autre chose que des serpens pliez sur eux mesmes[1] en plusieurs doubles quand vous entendés vos Entrailles crier c'est le serpent qui siffle et qui suiuant ce naturel gloutton dont Jadis il incita le premier hõe a trop manger demande a manger aussy, car Dieu qui pour vous chastier vouloit vous rendre mortel cõe les autres animaux vous fit obseder par cet insatiable affin que si vous luy donniés trop a manger vous vous Estouffassies ou si Lors qu'auec les dents inuisibles dont cet affamé mort vostre Estomach vous luy refusiés sa pitance il criast, il tempestat, il degorgeast | ce venin que vos docteurs pag. 32 r°
appelent La bile, et vous Eschauffast tellemt par le poison qu'il inspire a vos arteres que vous en fussiés bien tost consume, Enfin pour vous monstrer que vos boyaux sont vn serpent que vous aues dans le corps —[2] souvenés vous qu'on en trouua dans les tombeaux d'Esculape de Scipion d'Alexandre de Charles martel et d'Edouard d Angleterre qui se nourrissoient Encore des cadaures de leurs hostes, En Effect luy dis-ie en L'Interrompant i'ay remarqué que cõe ce serpent Essaye toujours a s'Eschapper du corps de Lhomẽ on luy voit la teste et le col sortir au bas de nos ventres mais aussy Dieu n'a pas permis que Lhomẽ seul en fut tourmenté il a voulu qu'il se bandast contre La femme pour luy Jetter son venin et que L Enflure durast | neuf mois apres l'avoir picquée pag. 32 v°
et pour vous monstrer que ie parle suiuant La parolle du seigr c'est qu'il dit au serpent pour le maudire qu'il auroit beau faire trebucher La femme en se roidissant contre elle qu'elle luy feroit enfin baisser La Teste, ie voulois continuer ces fariboles, mais helie m'en empescha songés dit il que ce lieu cy est sainct, il se teut en suitte quelque temps cõe pour se ramenteuoir de l'endroit ou il estoit demeuré puis il prit ainsy La parole.

Je ne taste du fruict de vie qꝫ de cent ans en cent ans son Jus a pour le goust quelque raport auec L Esprit de vin, ce fut ie crois cette pomme qu Adam auoit mangée qui fut cause que nos premiers peres vesquirent si lon temps —[2] pour ce qu'il estoit coulé dans leur | semence pag. 33 r°
quelque chose de son Energie Jusques a ce qu'elle s'esteignit dans les eaux du deluge.

L'arbre de Science[3] est planté vis a uis, son fruict est couuert d'vne pag. 33 r°. Z. 4[3]
Escorce qui produict L'ignorance dans quiconque en a gousté et qui sous L'Espoisseur de cette pelure conserve les spirituelles vertus de ce docte

[1] Zweites s von mesmes von späterer Hand.
[2] — nur um die Linie auszufüllen.
[3] Pag. 33 r° Z. 4 fährt fort wie Brun p. 369.

manger. Dieu autrefois apres auoir chassé Adam de cette terre bien-
heureuse de peur qu'il n'en retrouuast le chemin Luy frotta les Genciues
de cette Escorce, il fut depuis ce temps la plus de quinze ans a radotter
et oublia tellement touttes choses que luy ny ses descendans iusques a
Moyse ne se souuinrent seulement pas dela creation, mais les restes dela
pag. 33 v° vertu de cette pesante Escorce | acheuerent de se dissiper par la chaleur
et La clarté du Genie de ce Grand prophete: Je m'adressé par bonheur
a l'vne de ces pommes que la maturité auoit despouillée de sa peau et
ma saliue a peine L'auoit mouillée qβ la philosophie vniuerselle m'ab-
sorba, il me sembla qu'un nombre infiny de petits yeux se plongerent
dans ma teste et ie sçeus le moyen de parler au Seigneur: quand depuis
J'ay faict reflexion sur cet Enleuement miraculeux ie me suis bien
ymaginé que ie n'aurois pas peu vaincre par les vertus occultes d vn
simple corps naturel La Vigilance du Seraphin que Dieu a ordonné pour
La Garde de ce paradis, mais par ce qu'il se plaist a se seruir de causes
pag. 34 r° secondes ie creus qu'il m'auoit | inspiré ce moyen pour y entrer cõe il
voulut se seruir des costes d'Adam pour luy faire vne femme quoy qu'il
peust Le former de terre aussy bien que luy.

Je demeuré Lon temps dans ce Jardin a me promener sans compagnie
mais enfin cõe L'ange portier du lieu Estoit mon principal hoste il me
prit enuie de le saluer; vne heure de chemin termina mon voyage, car au
bout de ce temps iarriué en vne contrée ou mille esclairs se confondans
en vn formoient vn Jour aueugle qui ne seruoit qu'a rendre L'obscurité
visible; ie n'Estois pas encore bien remis de cette auanture que iapper-
ceux deuant moy vn bel adolescent et Je suis me dit il L'archange que
pag. 34 v° tu | cherche, ie viens de Lire dans Dieu qu'il t'auoit suggeré les moyens
de venir icy et qu'il vouloit que tu attendisse sa volonté il m'Entretint
de plusieurs choses et me dit entre autres.

Que cette Lumiere dont J'auois paru effrayé n'Estoit rien de formi-
dable qu'elle s'alumoit presque tous les soirs quand il faisoit la ronde
par ce que pour euiter les surprises des sorciers qui Entrent partout sans
estre veus il estoit contrainct de iouer de L'Espadon auec son Espée
flamboyante autour du paradis terrestre et que cette lueur estoient Les
Esclairs qu'Engendroit son acier ceux que vous apperceues de vrẽ monde
adjousta-il sont produit par moy. Si quelques fois vous les remarqués
pag. 35 r° bien Loin c'est a cause | que les nuages d'vn climat esloigné se trouuans
disposéz a receuoir cette impression font rejaller jusques a vous ces legeres
images de feu, ainsy qu'vne vapeur autremt située se trouua propre a for-
mer L'arc en ciel, ie ne vous instruiray pas daduantage aussy bien la
pomme de science n'est pas long d'icy, aussi tost que vous en aurés mangé
uous serais docte cõe moy mais sur tout Gardés vous d'vne mesprise, la
pluspart des fruicts qui pendent a ce vegetant sont enuironnez d'vne Es-
corce de laquelle si vous tastés vous descendrés au dessous de lhõe au
lieu que le dedans vous fera monter aussy hault que L'ange.

Elie en Estoit la des instructions que Luy auoit donné le Zeraphin
pag. 35 v° quand vn petit homẽ nous vint Joindre; c'est Icy cet Enoc | dont ie vous
ay parlé (me dit tout bas mon conducteur) cõe il acheuoit ces mots, Enoc
nous presenta un panier plain de ie ne scay quels fruits semblables aux
pommes de grenades qu'il venoit de descouurir ce iour la mesme en vn
boccage reculé i'en serrois quelques vnes dans mes poches par le com-
mandement d'Elie Lorsqu'il luy demanda qui i'estois. C'est vne auanture
qui merite un plus long entretien repartit mon Guide, ce Soir quand nous
serons retirés il nous contera luy mesme les miraculeuses particularitez
de son voyage.

Nous arriuasmes en finissant ce cy sous vne Espece d'hermitage faict
de branches de palmier ingenieusement entrelassées auec des mirthes et
pag. 36 r° des orangers: la | i'apperceus dans vn petit reduit des monceaux d'vne

certaine filoselle si blanche et si deliée qu'elle pouuoit passer pour lame de la nege ie vis aussy des quenouilles respandues ça et la, ie demandé a mon conducteur a quoy elles seruoient, a filer me respondit-il quand le bon Enoc veut se debander de la meditation tantost il habille cette filasse tantost il tisse de la toille qui sert a bailler des chemises aux onze mille vierges, il n'est pas que n'ayés quelque fois rencontré en vrẽ monde ie ne scay quoi de blanc qui voltige en automne Enuiron la Saison des semailles, les paisans appellent cela cotton de nrẽ Dame c'est la bourre dont Enoc purge | son Lin quand il le carde. pag. 36 v°

Nous n'arrestames gueres sans prendre conge d'Enoc dont cette cabane Estoit la cellule et ce qui nous obligea de le quitter si tost fut que de six en six heures il fait oraison et qu'il y auoit —[1] bien cela qu'il auoit acheué la derniere.

Je supplié en chemin helie de nous acheuer L histoire des assomptions qu'il m'auoit entamées et luy dis qu'il en Estoit demeuré ce me sembloit a celle de S[t] Jean L Euangeliste.

Alors Puisque vous n'aués pas me dit-il la patience d'attendre que la pomme de Sçauoir vous enseigne mieux que moy touttes ces choses ie veux bien vous les apprendre scachés donc que Dieu a ce mot ie ne scay pas comme | Le diable s'en mesla tant y a qβ ie ne pus pas m'empescher de L'Interrompre pour railler. pag. 37 r°

Je m'en souuiens luy dis je Dieu fut vn Jour aduerty que L'ame de cet Euangeliste estait si detachée qu'il ne la restenoit plus qu'a force de serrer les dents et cependant Lheure ou il auoit preueu qu'il seroit enleué ceans Estoit presque Expiré de façon que n'ayant pas le temps de luy preparer vne machine il fut contraint de ly faire estre vistement sans auoir le Loisir de l'y faire aller.

[Elie pendant tout ce discours me regardoit auec des yeux capables de me tuer si ieusse Esté en Estat de mourir d'aurẽ chose que de faim: abominable dit-il | en se reculant tu as L'impudence de railler sur les choses sainctes au moins ne seroit-ce pas impunement si le tout sage ne vouloit te laisser aux nations en exemple fameux de sa misericorde, va impie hors d'icy, va publier dans ce petit monde et dans L'autre car tu es predestiné a y retourner La haine irreconciliable que dieu porte aux athées. pag. 37 v°

A peine eut il acheué cette Imprecation qu'il m'empoigna et me conduisit rudement vers la porte: quand nous fusmes arriues proche vn grand arbre dont les branches chargées de fruict se courboient presque a terre voicy Larbre de scauoir me dit-il ou tu aurois puisé des Lumieres inconceuablés sans ton | irreligion. pag. 38 r°

Il n'Eut pas acheué ce mot que feignant de Languir de foiblesse ie me Laissé tomber contre vne branche ou ie derobé adroittement vne pomme il s'en faloit encore plusieurs ajambées que ie n'eusse lepied hors de ce parc delicieux cependant La faim me pressoit auec tant de violence qu'elle me fit oublier que i'estois entre les mains d'un prophette courroucé, cela fit que ie tiré vne de ces pommes dont i'auois Grossy ma poche ou ie caché mes dents mais au lieu de prendre vne de celles dont Enoc m'auoit faict pñt, ma main tomba sur la pomme que iauois cueillye a l'arbre de science et dont par malheur ie nauois pas despouillé L'Escorce.] | i'en auois a peine Gousté qu'une Espaisse nuit tomba sur mon ame ie ne vis plus ma pomme plus d'helie auprés de moy et mes yeux ne reconnurent pas en toutte L'emisphere vne seule trace du Paradis terrestre et auec tout cela ie ne Laissois pas de me souuenir de tout ce qui m'y estoit arriué. pag. 38 v°

[1] — zum Ausfüllen der Linie.

Bern. H. Dübi.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Quellenkunde und Textkritik der altengl. Exodus.

Trotz der vielen Arbeiten und Aufsätze, die bereits der altengl. Exodus gewidmet sind, ist sowohl die Frage nach der eigentlichen Quelle der merkwürdigen Dichtung noch ungelöst, wie auch manche schwierige oder verderbte Stelle unerklärt. Ohne etwas Abschließendes bieten zu können, möchte ich wenigstens einige Beiträge zum Verständnis des Gedichtes veröffentlichen, die vielleicht andere auf den richtigen Weg führen.

a) Zur Quellenkunde.

V. 47. *druron deofolgyld.*

Vgl. dazu Bedas Pentateuch-Kommentar, Exod. Kap. 12 (Migne, Patrol. lat. 91, Sp. 307): *Hebraei autumnant, quod nocte illa, qua egressus est populus Israel, omnia templa Aegyptiorum destructa sunt, sine terrae motu*; und Petrus Comestor, Hist. schol. Exod. Kap. XXVII (Migne 198): *In egressu etiam eorum, terrae motu facto, multa templa Aegypti cum idolis suis corruerunt.* — Bright hat Mod. Lang. Notes XVII, 424 ff. darauf hingewiesen, daſs die Bibelstelle Num. 33, 4: *Nam et in diis eorum exercuerat ultionem* zu dieser Tradition Anlaſs gegeben haben wird; Eusebius[1] von Caesarea, Praep. evang. IX, 27, berichtet nach Artapanus, daſs *fanaque tum plurima corruisse.*

V. 290 ff. erzählt der Dichter, daſs auf die Aufforderung des Moses hin der vierte Stamm, Juda, zuerst durchs Rote Meer gezogen sei, wofür ihm auch die Herrschaft verliehen wurde. Ihm folgten dann die Stämme Ruben und Simeon. Vgl. hierzu Comestor a. a. O. Kap. 31: *Et advocans Moyses singulas tribus secundum ordinem nativitatis suae hortabatur eos, ut ipsum praeeuntem sequerentur. Cumque timuissent intrare Ruben, Simeon et Levi, Judas primus aggressus est iter post eum, unde et ibi meruit regnum.* — Offenbar haben der Dichter und Comestor († 1178) aus derselben Quelle geschöpft, die mir leider trotz alles Suchens bisher nicht zu finden gelungen ist. In der Bibel steht davon kein Wort.

V. 579 ff. wird berichtet, wie sich die Israeliten die Schätze und Waffen der im Roten Meere umgekommenen Ägypter aneigneten. Ähnlich sagt Comestor a. a. O.: *et tulit Israel arma mortuorum.* Dies

[1] Ich zitiere nach der lat. Übersetzung in der Ausgabe von Fr. Vigerus, S. J., Coloniae 1688.



scheint auf Josephus, Antiq. jud. II, 14, zu beruhen, wo es in Ruffins Übersetzung[1] heifst: *Postea vero armis Aegyptiorum per fluctus et violentia ventorum allatis exercitui Hebraeorum, Moses et hoc arbitratus Dei permissione factum, ut neque armis egerent, haec exiit colligens: Hebraeosque his muniens duxit eos per desertum* ... Auch Eusebius a. a. O. Kap. 29 berichtet nach Demetrius: *qui fluctibus obruiti non fuissent, illorum sese armis induisse.*

b) Zur Textkritik.

V. 73. bælce oferbrǣdde byrnende hĕofon,
hālgan nette hātwendne lyft.

Statt *bælce* ist offenbar *bælge* 'mit einem Balge, einem Überzug' zu lesen, vgl. V. 309: *sances* = *sanges*. Auch V. 81: *segle ofertolden* zeigt, wie sich der Dichter die Schutzwolke denkt, vgl. Ps. 104, 39: *expandit nubem in protectionem eorum* und 1. Kor. 10, 1: *quoniam patres nostri omnes sub nube fuerunt*. Johnson übersetzt daher im *Journ. of Germ. Phil.* V, 44 ff. ganz richtig *bælce* mit *'canopy'*.

V. 79 ff. drihta gedrȳmost. Dægscĕaldes hleo
wand ofer wolcnum: hæfde witig god
sunnan siđfæt segle ofertolden.

Das unerklärte *dægscĕaldes hleo* von V. 79b ist wohl in *dægswĕal(o)đes hleo* 'Schutz gegen die Tageshitze' zu bessern; *swĕalođ*, die nebentonige Entwickelung von *swĕolođ* (vgl. Bülbring, Ae. Elemb. § 422), bedeutet in dieser Zusammensetzung dasselbe wie *fǣrbryne* V. 70a, *byrnende hĕofon* 78b, *hātwendne lyft* 74b und *līgfȳr* 77b; nach der Vorstellung des Dichters hat Gott ein Schutzdach zwischen den Wolken und dem oberen Himmel, der Bahn der Sonne, geschaffen, um die Israeliten gegen deren Strahlen zu schützen.

V. 161 ff. ergänze ich:

hreopon herefugolas hildegrǣdige,
deawigfeđere ofer drihtnēum,
[herge on lāste; hræfn ūppe gōl,]
wonn wælceasega. Wulfas sungon etc.

indem ich mit Kluge *on hwæl* vor *hreopon* streiche und mit Bright *hræfn ūppe gōl* nach Elene 52b ergänze. Zu *herge on lāste* vgl. ebd. 30a: *lāđum on lāste*.

Kiel. F. Holthausen.

Zum ae. *gerēfa*.

Obgleich sich die erprobtesten Kräfte um die Aufhellung dieses zuerst von Liebermann *Anglia* Bd. IX gedruckten ae. Textes[2] bemüht haben, ist doch noch manche Stelle der Aufklärung dringend bedürftig geblieben. Ich wage im folgenden einige neue Deutungsversuche.

---

[1] Mir hier in einem alten Kölner Druck von 1583 zugänglich.
[2] Jetzt auch *Gesetze der Angelsachsen* I 453 ff.

1. *bycgan* 'to bear in mind'.

"ic eal geteallan ne mæig, þæt god scirman bycgan sceal" (*Gerēfa* § 12; Liebermann, *Ges. der Ags.* I 454 = Kluge, *Ags. Leseb.*[3] S. 49, Z. 45). Die Bedeutung 'kaufen' ergibt für *bycgan* an unserer Stelle keinen passenden Sinn; man erwartet ein Verb von der Bedeutung 'bedenken, überlegen, bear in mind' (vgl. § 18, Kluge Z. 72 'Hit is earfoðe eall to gesecganne, þæt se beðencan sceal, ðe scire healt'). So hat denn Zupitza (*Anglia* IX 262) bygân emendiert, im besonderen Hinblick auf § 3 (Kluge Z. 13) 'forgyme [he] ða ðing to beganne 7 to bewitanne', etc. Wenn Sweet im *Student's Dictionary* für *bycgan* auch die Bedeutung 'get done, see after' angibt, so stützt er sich offenbar allein auf unsere Stelle.

Erlaubt uns etwa das *booflic* der Lindisfarne Gospels, unser *bycgan* in *behycgan* aufzulösen?[1]

2. *ippingiren.*

"He sceal fela tola to tune tilian ... cimbiren, tigehoc, næfebor, mattuc, ippingiren, scear", etc. (§ 15, *Ges. der Ags.* 455, Kluge Z. 52). Was ist mit dem Worte *ippingiren* gemeint? Zumeist stellt man es zu *yppan* und übersetzt es mit 'Brech-, Hebeeisen'.[2] Kluge allerdings scheint diese Deutung nicht anzuerkennen, da er das Wort im Glossar zu seinem *Ags. Leseb.* einfach mit einem Fragezeichen versieht.

Ich möchte der Vermutung Ausdruck geben, daſs im Original des *Gerēfa* gar nicht *ippingiren*, sondern *cippingiren* gestanden hat: der (auch sonst nicht allzu sorgfältige) Kopist hätte für das mattuc cippingiren der Vorlage mattuc ippingiren geschrieben, sich also einer Haplographie schuldig gemacht. Wir gewönnen damit einen zweiten Beleg für das Verb ae. *cippian*, das Etymon von ne. *chip*, das wir sonst nur aus dem von Lye angeführten Partizip *forcyppod* 'praecisus' kennen. Die Bildung der Zusammensetzung *cippingiren* wäre der von *hunti[n]gspere, scrēadungīsen* usw. zu vergleichen.

3. *timplean.*

Unter den in § 15 aufgeführten Webegeräten erscheint (Kluge Z. 57) ein *timplean*, zu dem Liebermann *Anglia* IX 257 bemerkt:

---

[1] Das Mnld. kennt den Lautübergang *beh-* > *b* in ausgedehntem Maſse: *behaghel* > *baghel*, *behaghen* > *baghen*, *behende* > *bende*, *behoef* > *boef*, *behoren* > *boren* usw.

[2] Ae. *yppan* erscheint nur mit der übertragenen Bedeutung 'eröffnen, offenbaren' (vgl. me. *üppen* 'disclose' und das Adj. *yppe* 'offenbar'); doch hat an. *yppa*, worauf mich Pogatscher freundlichst aufmerksam macht, noch die ursprüngliche Bedeutung 'auf-, in die Höhe heben'. Im Hinblick darauf wäre übrigens (Zusammenhang von *ippingiren* mit *yppan* vorausgesetzt) die Übersetzung 'Hebeeisen' oder 'Ziehhaken' der obenangeführten vorzuziehen; das Wort würde ein ähnliches Werkzeug bezeichnen wie das kurz vorher genannte *tigehoc*.



'Dem Worte *timplean*, das dem Zusammenhange nach einen zur Weberei gehörenden Gegenstand bezeichnet, steht der Übersetzer ratlos gegenüber.' Im Hinblick auf *tum* 'Wolle karden' bei Halliwell (vgl. *Anglia* l. c. 263) gibt er *Ges. der Ags.* 455 die Übertragung 'Karden ..?' Sweets Angabe (*Stud. Diction.*): '*timple once*, *a.* timplean *f.* an implement of weaving' hilft uns auch nicht weiter. Kluge (*Ags. Leseb.*) verzichtet auf jede Erklärung: '*timplean*?'

Ließe sich unser *timplean* nicht in Verbindung bringen mit me. *tempyll* (*Cathol. Anglic.*), ne. *temple*, frz. *temple* (*f.*), *templu* etc., dtsch. *Tempel, Tömpel* 'Sperrrute, Spannstock, Breithalter'?[1] Dem Worte dürfte ein lat. *templa* zugrunde liegen, das bei frühzeitiger Übernahme ins Ae. zu *timp[e]l* (st. F.) oder *timp[e]le* (schw. F.) werden mußte (cf. *gimm* < *gemma*; ae. *temp[e]l* < *templum* ist später entlehnt worden, vgl. Pogatscher QF 64 § 123).[2] Allerdings macht die überlieferte Form *timplean* Schwierigkeiten. Dürfen wir es in *timpelan* emendieren? Oder hatte die Vorlage etwa *timple am*?'[3]

4. *sceađele.*

Unter den Webegeräten in § 15 figuriert des weiteren ein *sceađele* (Kluge Z. 58). Liebermann übersetzt es *Anglia* IX 263 mit 'Schiffchen', fügt *Ges. der Ags.* 455 dieser Übersetzung jedoch ein Fragezeichen bei. Kluges Glossar begnügt sich mit diesem letzteren. Auch Sweets '*scaþel* (m.) weaving implement' fördert uns nicht. Sollte das Wort nicht zu an. *skeiđ* 'the slay or weaver's rod' zu stellen und das *ea* demgemäß als lang anzusetzen sein (*scēađel f.*)?

Halle a. S. Otto Ritter.

Eine verlorene Handschrift der Sprüche Hendings.

Eine verlorene oder wenigstens jetzt verschollene Handschrift der Sprüche Hendings befand sich noch Ende des 14. Jahrhunderts in der Bibliothek der Priorei St. Martin zu Dover. Dies lehrt uns der im Jahre 1389 vom Bruder John Whytefeld zusammengestellte Katalog dieses Klosters (jetzt MS. Bodley 920 der Bodleiana zu Oxford), welcher kürzlich von R. James[4] veröffentlicht worden ist. Dort wird nämlich als No. 170 eine Handschrift aufgeführt, welche folgenden Inhalt hatte:

---

[1] Vgl. Karmarsch, *Grundriß der mechanischen Technologie*, 1841, II 352; Lueger, *Lex. Techn.* s. v. *Weberei*; Prechtl, *Technolog. Encyclop.* XX 314.

[2] Das *e* in me. *tempyll*, ne. *temple* deutet auf Neuentlehnung aus dem Frz. hin.

[3] *ām* 'weaver's reed' kommt in der Aufzählung von Webegeräten *Gerēfa* § 15 nicht vor; das *amb* in genanntem Paragraphen ist nicht notwendig als *am* aufzufassen — die Vorlage könnte ein [.... c]*amb* enthalten haben.

[4] The Ancient Libraries of Canterbury and Dover, ed. by M. R. James, Cambridge 1903, p. 407—495.

Libellus de matre beati Thome Cantuariensis		*Electus igitur ante constituc'*
Actus in exilium beati Thome Cant.	10 a	*Honor et gloria beati*
Vita beati Thome Cantuariensis in gallicis	20 a	*Adeu loenge et soun*
Fabula de wlpe medici[1] in angl.:	34 b	*Hit by-ful*[2] *whylem*
Parabole Isopi greci metrificate:	38 b	*Adaneis satus*
La romonse de Ferumbras		*Seygnours ore escut'*
Gesta Octouiani [*sic!*] imperatoris in gallicis	123 a	*Le deu qui en la crois*
Stulticie mundi principales in gallicis	164 b	*Qui nul bien ne soyt*
Recordacio passionis in gallicis	166 a	*Vn poy escutes*
Libellus de caritate in gallicis	173 a	*Chescun home dere*
Gesta Karoli magni in gallicis	178 b	*Ore escutz seignouris*
Cato in gallicis	199 b	*Seignours oyez*
Mrōnū [?] vtilitas in gallicis	203 b	*Ore vox volum monstrer*
Prouerbia Hendung [*sic!*] in angl.	206 a	*Jhesu Crist al þys*

Der angeführte Inhalt stimmt zu keiner der drei uns bisher bekannten Handschriften, in denen die Sprüche Hendings vorkommen; also handelt es sich hier um eine vierte verschollene Aufzeichnung dieses Werkes. Den Anfangsworten nach zu urteilen, wie sie unser Katalog anführt (*Jhesu Christ al þys*), mufs die Hending-Version des Dover-Ms. der Überlieferung in Digby 86 am nächsten gestanden haben; denn nur hier lautet der Anfang *Jesu Crist al þis worldes red* (Angl. IV, 191) gegenüber *al folkis rede* in der Cambridger und Londoner Handschrift. Auch sonst scheint die Dover-Handschrift ein ähnliches Gepräge wie Digby 86 gehabt zu haben. Denn wie letztere bietet sie nebeneinander französische, lateinische und englische Texte[3] und unter letzteren sogar ebenfalls eine Fuchs-Fabel, deren Verlust wir um so mehr bedauern müssen, als sie uns vermutlich ein interessantes Seitenstück zu den spärlichen Vertretern mittelenglischer Fabeldichtung, insonderheit zu *The Vox and the Wolf* von Digby 86, geliefert haben würde.

Gegenüber dem nicht geringen Bestande an französischen[4] Handschriften in Dover ist es auffallend, dafs der Katalog nur noch

---

[1] So! vielleicht für *medico?* (James).

[2] Die (im Oxford Dictionary fehlende) Präteritalform *biful* ist mehrmals belegt im jüngeren Layamon-Text (westl. Mittelland) und in dem ebenfalls im westlichen Mittellande (Gloucestershire) und noch im 13. Jh. entstandenen südlichen Legendar. Wahrscheinlich wird auch die obige Dover-Handschrift, wie die drei anderen Hending-Mss., der ersten Hälfte des 14. Jh. angehört haben.

[3] Vgl. Codicem manu scriptum Digby 86 descripsit ... E. Stengel, Halle 1871.

[4] James zählt S. 85 24 Handschriften mit französischen Texten auf. Auch die weltliche Literatur Frankreichs war darin nicht schlecht vertreten. Aufser den bereits oben angeführten Werken nenne ich nur: No. 364 Le romonse du roy Charles 1a *Playst vos;* No. 365 Le romonse de Athys (Gröber II, 1, S. 588) 1a *Qui sagis est;* No. 366 Le romonse de la Rose *Seyntys gens;* No. 367 Polistoria Bruti et Britonum 1a *Qui veut*

eine zweite Handschrift mit einem englischen Text aufführt: es ist dies die Handschrift No. 355, welche unter allerhand lateinischen medizinischen Werken an fünfter Stelle enthielt:

Sinonoma herbarum 25b *Affa a þe kessur*[1]

Offenbar ist damit ein ähnliches lateinisch-englisches medizinisches Pflanzenglossar gemeint wie die *Sinonoma Bartholomei* oder die *Sinonyma* des Petrus Paduensis, welche Mowat für die *Anecdota Oxoniensia* 1882 bew. (in '*Alphita*') 1887 veröffentlicht hat.

Würzburg. Max Förster.

Die Bibliothek des Dan Michael von Northgate.

Die drei alten Bücherkataloge von Christ Church Priory und St. Augustine's Abbey zu Canterbury und der St. Martin's Priory zu Dover, welche M. R. James unlängst veröffentlicht hat (*The Ancient Libraries of Canterbury and Dover,* Cambridge 1903), werfen nach den verschiedensten Seiten hin interessante Streiflichter auf die Geisteskultur des englischen Mittelalters. Namentlich wird aber die englische Literaturkunde manchen Gewinn aus dieser Veröffentlichung ziehen können, wofür heute hier auf ein Beispiel hingewiesen sei, dessen Ausschöpfung ich künftiger Forschung überlasse.

Die Persönlichkeit des Dan Michael aus Northgate, welcher uns bisher nur aus dem Epilog zu seinem *Ayenbite of Inwyt* (1340) als Benediktinermönch von St. Augustin zu Canterbury bekannt war, gewinnt für uns einen neuen Zug durch die eben genannte Veröffentlichung. Wir lernen ihn nämlich daraus als einen grofsen Bücherfreund und Handschriftensammler kennen, der, dem Umfange seiner Bibliothek nach zu urteilen, wohl über einige Mittel verfügt haben mufs. Der uns erhaltene Katalog des St. Augustin-Klosters (jetzt Ms. 360 des Trinity College zu Dublin), welcher kurz vor 1497 angelegt ist, verzeichnet nämlich nicht nur den Inhalt der einzelnen Handschriften, sondern gibt auch in sehr vielen Fällen den Namen der ehemaligen Besitzer bezw. Donatoren derselben an. Auf diese Weise erfahren wir, dafs noch Ende des 15. Jahrhunderts von den 1837 Handschriften des Klosters mindestens 25 aus der Bibliothek des 'Michael de Northgate' herstammten;[2] darunter auch (als No.

---

sauoyr; No. 369 Historia Turpini archiepiscopi (Gröber II, 1, 719): *Sy comence lestorye;* No. 378 Prophetia Merlini in gallicis 13a *Cy comense acume;* No. 390 Liber Cathonis 1a *Catoun estoit;* No. 390a Bestiarius in gallicis 166a *Qui byen comēce;* No. 413 Lapidarius in gallico 83a *Hom trouex.*

[1] Das *a* bedeutet vermutlich *anglice*, im übrigen ist mir die Glosse unverständlich.

[2] Es sind dies die Handschriften No. 69. 647. 649. 767. 782. 788. 804. 841. 861. 876. 1063. 1077. 1155. 1156. 1170. 1267. 1275. 1536. 1548. 1595. 1596. 1597. 1604. 1654. Aufserdem wird in einem Verzeichnis ausgeliehener Bücher (in Ms. Ff. 4. 40) ein *Diurnale Michaelis de Norgate* (James S. 503) genannt.

1536) ein *Liber in anglico Michaelis de Northgate cum CC 2° fo. ire vor alse,* das sich auf Grund jener alten Signatur (*CC*) und der Anfangsworte des zweiten Blattes (*ire vor alse*) sicher mit dem uns erhaltenen Arundel-Ms. 57 des *Ayenbite of Inwyt* identifizieren läſst, welches höchstwahrscheinlich Michaels Autograph darstellt.[1] Überschauen wir kurz den Inhalt der übrigen 24 Handschriften, der auf ein recht bedeutendes Bildungsniveau unseres Mönches schlieſsen läſst, so springt uns zunächst der starke Bestand an theologischen Werken, vor allem mystisch-asketischer Richtung, in die Augen, was indes bei dem Verfasser des *Ayenbite* kaum zu verwundern ist. Staunend sehen wir aber, daſs Dan Michael auch ein sehr starkes Interesse für Medizin, Mathematik, Astronomie, Chemie und sonstige Naturkunde besessen hat. Von theologischen Schriftstellern, die sich in seiner Bibliothek befanden, seien hier nur genannt Petrus Comestor, Bernhard v. Clairvaux,[2] Hugo v. S.-Victor, Helinand v. Froidmont, Robert v. Flamesbury und Edmund v. Canterbury; von medizinischen Gallen, Dioskurides, Rhasis, Gerber, Afflacius (?), Gilbert,[3] Bernard Gordon, Henri de Mondeville, sowie das therapeutische Gedicht *Regimen sanitatis Salernitanum;* von naturwissenschaftlichen Aristoteles, Hermes,[4] Albertus Magnus, Roger Bacon, Petrus de Maharncuria, Marbod, Kyrannos, John Holywood, Giovanni Campano und Richard Grosseteste.[5] Daſs er, wie doch zu vermuten, ein Exemplar seiner Quelle, der *Somme des vices et des vertus* des Laurent du Bois (Gröber 1027), besessen hat, ist aus dem Katalog nicht direkt erweislich; doch mag sich dies Werk unter anonymen lateinischen Titeln wie *Summa de confessione* (No. 649) u. a. verbergen.

Auſser Arundel 57 sind noch drei weitere von den in Michaels Besitz gewesenen Handschriften uns erhalten, nämlich die No. 1155, 1156 und 1170 des Katalogs als Ii. I. 15 Un. Libr. Cambr., Bodley 464 und Corp. Christi Oxf. 221. Autopsie würde wohl feststellen können, ob diese von derselben Hand wie Arundel 57 geschrieben sind, also auch vielleicht Autographen des Dan Michael

[1] Eine Seite in Faksimile veröffentlichte daraus die *Palaeographical Society*, Vol. III, plate 197.

[2] Dessen *Stimulus amoris*, von dem Michael zwei Abschriften (No. 767 und 804) besaſs, mag auf die Titelfassung des englischen Werkes Einfluss gehabt haben, wenigstens sofern, wie ich annehmen möchte, *Ayenbite of Inwyt* eher 'Stachel, Sporn, Antrieb des Gewissens' heiſst als einfach 'Gewissensbiſs'.

[3] Die auffallende Namensform *Gilbertyn*, welche Chaucer C. T. Prol. 434 (im Reime) hat, erklärt sich aus dem zu *Gilbertus* gebildeten Adjektiv, wie auch obiger Katalog S. 348 liest: *Gilbertina practica puerorum*.

[4] Angesichts der etwas kargen Angaben, die Skeat im Oxford Chaucer V 432 zu Hermes (Trismegistus) macht, sei auf die reichen Nachweise bei Schürer, *Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi* (Leipzig 1898³), Bd. III, S. 482 f., hingewiesen.

[5] Näheres über die meisten der genannten Namen in Gröbers *Übersicht über die lateinische Literatur*.

darstellen. Auch wären sie bei einer erneuten Quellenuntersuchung des *Ayenbite* wohl zu berücksichtigen.

Im Anschlufs hieran sei noch darauf hingewiesen, dafs, wie James S. 510 zeigt, eine Handschrift des *Poema Morale,* Digby 4, sich identifizieren läfst mit einer Eintragung in dem alten Kataloge des Christ-Church-Klosters zu Canterbury (in Galba E. IV; angelegt zwischen 1315—1331), wo das englische Gedicht als *Rithmus Anglice* (No. 954) bezeichnet ist. Diese Tatsache, im Verein mit dem ausgesprochen kentischen Sprachcharakter der Digby-Version, macht es wahrscheinlich, dafs diese Abschrift des *Poema Morale* auch in Christ Church entstanden ist.

Würzburg. Max Förster.

Zu Lydgates Secreta secretorum.

Die beiden ehemaligen Ashburnham-Mss. No. 132 und 134, welche Th. Prosiegel leider, weil damals in Privatbesitz befindlich, bei seiner trefflichen Arbeit (1903) über die Handschriften von Lydgates Secreta Secretorum nicht benutzen konnte, sind jetzt im Fitzwilliam-Museum zu Cambridge allgemein zugänglich geworden, wo sie nach freundlicher Mitteilung von Mr. M. R. James die Signaturen McClean-Ms. No. 180 und 181 tragen werden.

Würzburg. Max Förster.

Die mittelenglische Version von Claudians De consulatu Stilichonis.

Ein neues Beispiel für reimlosen Septenar.

In seiner 'Englischen Metrik', Bd. II (1888), S. 455, hat J. Schipper die Ansicht ausgesprochen und im 'Grundrifs für germanische Philologie' noch in der 2. Auflage, Bd. II, 2 (1905), S. 210, wiederholt, dafs der reimlose Septenar des *Ormulum* 'ganz ohne Nachfolge geblieben' sei, und dafs erst im 16. Jahrhundert wieder unter dem Einflufs der antiken Strophen Versuche mit reimlosen Versen gemacht seien. Dem gegenüber möchte ich darauf hinweisen, dafs ein reimloser Vers, und zwar ebenfalls ein Septenar, in einem Werke aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorkommt, welches freilich, soweit ich sehe, bisher von der Anglistik nicht beachtet ist.[1] Es handelt sich um eine mittelenglische Bearbeitung eines Teiles[2] des panegyrischen Gedichtes *De consulatu Stilichonis,* welches von dem spätrömischen Hofpoeten und kaiserlichen Geheimsekretär Claudius Claudianus[3] im Jahre 400 abgefafst worden ist. Die mittelenglische Version ist uns zusammen mit dem lateinischen Original

[1] Inzwischen ist das Gedicht gedruckt von E. Flügel in *Anglia* XXVIII 255—297.

[2] Übersetzt sind nur Liber II, V. 1—413.

[3] Vgl. über ihn: Th. Birt in seiner unten zu nennenden Ausgabe (Berlin 1892); Vollmer in Pauly's *Real-Enzyklopädie* III (1899), 2652 ff.

im Additional-Ms. 11814 des Britischen Museums überliefert. Nach Ausweis des Kolophons (*translat and wrete at Clare 1445*) ist sie im Jahre 1445 (oder kurz vorher) entstanden und zwar auf dem Schlosse Clare in Suffolk, das damals dem Herzog Richard von York gehörte, der lobend in den Einleitungsversen genannt wird. Möglicherweise haben wir es also mit dem Autograph des Übersetzers zu tun, der höchstwahrscheinlich in dem Hofkreise des Herzogs von York zu suchen ist.

Als Beispiel für den sehr freien Versbau sei hier der Anfang des Gedichtes hergesetzt, welchen ich dem Faksimile der Palæographical Society (Vol. III, plate 200) entnehme, unter Regelung der Interpunktion und des Gebrauches von Kapitalen und Einführung eines schrägen Striches an Stelle des die Zäsur bezeichnenden umgekehrten Semikolons.[1]

Preface.

In Ruffynes legende, which late was write, / Stilico hath preysingis armyd.
Our Muse now more mylde *with* losyd stryngis / *in* songe shal gyn to telle,
With what maners and *with* what love / this dred p*r*ince rulyd the worlde,
With whos preyers he lyst be mevid to clothe him in his roobys
And grauntid oo yere thestate to take, / as consulers vsid before.

Benygnyte is descryed techyng Stilico the prynce.

The keper of the worlde, Clemencia callyd, / which chase hir first place
In Iupiters girdil, that partith a-sundir / grete hetis fro*m* þe colde,
Which grettest is namyd of hevenly duellers; / for Clem*en*s first had ruthe
Of the vnshaply begynnyng worlde, / wha*n* al þing lackid dieu forme,
And with her bright chere put thirkenes aside, / yivyng liȝte to erthys.[2]
This goddesse the, Stilico, as temple vsith / *and* as offryng at awtrys,
Where frankencens and swete odourys / to hir *with* fire is yove.
Her principal sees high in thy brest / she hath provided to be,
The techyng evir, that thou sholdist deme / *and* nevir as manhode holde
Oo man reioise a-nothirs peyne, / or othirs deth desire;
That in thi peas thou sholdist so breke / cruel Martys decrees,
As by the to longe haterede / occasion noon were yove;
That to trespassours thou sholdist pardon / frely askid graunte,
And ire soone shuldist put awey; / seldome thou shuldist it meve;
Onmevable thou owist not endure, / wha*n* benygne preyers be offrid;
To truthe distroye al aduersaunt*is*; / and thingis to the submytted
Nevir sett *in* herte as the lyon dooth*e*, / which[3] ovirthrowith wilde boolys
And smaler beestis lettyth renne beside; / not oonys vpon he*m* lokith.
Thus by Clemens taught is Stilico, / as childe enformyd by mastresse.

[1] Nur in wenigen Versen, wie z. B. bei Z. 4, fehlt dasselbe.

[2] Am Rande hier folgende Bemerkung von derselben Hand: *Clemencia dwellith in the midde-girdil, for sche is* (über d. Zeile) *not hoot with veniaunce ne coolde with pusillanimita.*

[3] Dahinter ist in der Hdschr. ein *gladly* ausradiert.

Ein Vergleich mit dem lateinischen Original, das ich hier nach der gleichen Handschrift folgen lasse, zeigt, daſs die englische Version eine sehr freie ist.[1]

Prefatio.

Hactenus armatae laudes. Nunc qualibus orbem
Moribus et quanto frenet metuendus amore,
Quo tandem flexus trabeas auctore togantes
Induerit fastisque suum concesserit annum,
Mitior incipiat fidibus iam Musa remissis.

Claudiani de consulatu Stilichonis liber incipit.

Principio mundi custos Clementia magni,
Quae Jovis incoluit zonam, quae temperat aethram
Frigoris et flammae medio; quae maxima nutu
Caelicolum. Nam prima chaos Clementia solvit
Congeriem miserata rudem vultuque sereno
Discussit tenebras, in lucem saecula fudit.
Haec dea pro templis et ture calentibus aris
Te fruitur posuitque suas in pectore sedes.
Haec docet, ut poenis hominum vel sanguine pasci
Turpe ferumque putes; ut ferrum Marte cruentum
Sic cum pace premas; ut non infensus alendis
Materiem praestes odiis; ut sontibus ultro
Ignovisse velis, deponas otius iras,
Quam moveas, precibus nunquam implacabilis hostis,
Obvia prosternes prostrataque more leonum
Despicias, alacres audent qui frangere tauros,
Transiliunt praedas humiles. Ac iste magistra
Dat veniam victis; hac exortante calores ...

Eine nähere Untersuchung des Versbaues, wie der übrigen mit dem Gedichte verknüpften Fragen muſs ich dem künftigen Herausgeber desselben überlassen. Es sei nur hier schon darauf hingewiesen, daſs der vorliegende Septenar in der Taktfüllung weit vom Ormulum absteht und in seinem ungemein freien Bau vielmehr an die alten Volksballaden erinnert. Aus diesen wie aus anderen Gründen möchte ich es denn auch, solange nicht neue Bindeglieder nachgewiesen sind, dahingestellt sein lassen, ob unser Dichter wirklich an Orm angeknüpft hat. Wahrscheinlicher dünkt mir, daſs er selbständig[2] auf das Aufgeben des Reimes im Septenar gekommen ist, sei es in Nachahmung der zeitgenössischen alliterierenden Dichtung oder in direkter

[1] Claudians Werke sind jetzt am besten herausgegeben von Th. Birt in *Monumenta Germaniae*, auct. antiquiss. t. X (Berlin 1892). Es seien daher die von unserer Handschrift abweichenden Lesarten von Birts kritischem Text (S. 203 ff.) hier angegeben: 3 *rogantes*, 6 *magni* ... *mundi*, 8 *mediam* || *natu*, 11 *Discussis tenebris*, 16 *siccum p. premas*, 18 *iram*, 19 *hostis*] *obstes*, 20 *prosternas*, 21 *ardent*, 22 *Hac ipse*, 23 *Das*. Diese Abweichungen lehren, daſs unsere Handschrift in eine Klasse (*x*) mit Birts *V* und *P* gehört (vgl. Birt S. 103). Birt erwähnt unsere Handschrift auf S. 126, hat sie aber wegen ihres *textum corruptissimum* nicht weiter benutzt.

[2] Es bedarf wohl kaum des Hinweises, daſs auch sonst (Orm, G. Harvey usw.) inhaltlich gering zu bewertende Dichter in formeller Beziehung metrische Neuerer gewesen sind.

Anlehnung an den ihm vorliegenden antiken Hexameter. In letzterem Falle hätten wir in unserem Gedichte den frühesten Vorläufer der antikisierenden Richtung zu sehen, die erst in der Hochrenaissance in England zu voller Entfaltung gelangte.

Literargeschichtlich dürfte das Gedicht namentlich bemerkenswert sein als ein neuer Beweis für die Beliebtheit[1] des Claudianus im Mittelalter, welche uns durch die zahlreichen Abschriften seiner Werke aus dem 12.—15. Jahrhundert, sowie durch Chaucers Bekanntschaft mit seinem *Raptus Proserpinae*[2] auch sonst hinreichend bezeugt ist.

Würzburg. **Max Förster.**

Miszellen zur englischen Wortkunde.

1. Ae. *sceota* 'Forelle'

wird von Bosworth-Toller, Sweet, Schröer usw. mit langem Diphthong (eó, ēo) angesetzt. Weist die neuenglische Form des Wortes: *shote, shoat, shot* — nicht vielmehr auf ein ae. *sceŏta* hin?

2. Me. *milternisse* < *mildhertnis*

zweifelt Mätzner, *Sprachproben* I 54, Anm., *Wörterbuch* III 584, zu Unrecht an: Formen mit ausgestoſsenem *t* kommen bereits in ae. Zeit vor, wie die Zusammenstellungen von Klaeber, *Modern Language Notes* XVIII 244, lehren. Ich lasse dahingestellt, ob es sich einfach um eine 'Ekthlipsis' des *t* zwischen *r* und *n* handelt, oder ob die Verbindung *tn* zunächst durch den 'faukalen Verschluſslaut' + *n* ersetzt wurde, wofür dann stimmloses n̥ + *n*, und schlieſslich einfach *n* eintrat.[3]

3. Ne. *chafer, chaffer*

mit stimmlosem *f* gegenüber ae. *ceafor* wird durch frühen Anschluſs an *chaff* zu erklären sein; die lautgesetzliche Entwickelung hätte zu ne. **chaver* geführt.[4]

4. Ne. *donkey.*

'As the original pronunciation apparently rimed with *monkey* ...,[5] suggestions have been made that the word is a deriv. of *dun* adj. (cf. *dunnock* hedge-sparrow), or, more probably, a familiar form of *Duncan* (cf. the other colloquial appellations, *Dicky, Neddy*),' schreibt das *New English Dictionary.* Zur Unterstützung der ersteren Ansicht

---

[1] S. Th. Birt a. a. O. p. 78—158.

[2] Siehe die Nachweise in Skeats *Oxford Chaucer* VI, 385 unter Claudian.

[3] Vgl. die Entwickelung von anlautendem *kn* im Englischen.

[4] Vgl. das dial. *cheever* (< *cefer*, Erf. Gl.). — Ne. *trifle* 'zermalmen' (ae. *trifulian*) dürfte durch *trifle* < afrz. *trufle* beeinfluſst sein.

[5] Die heute übliche Aussprache mit *ŏ* ist eine 'spelling pronunciation'.

möchte ich kurz an dtsch. *Graucken, Gräuling* 'Esel' erinnern. Übrigens hat *dunnock* im Cant auch die Bedeutung 'cow' aufzuweisen (cf. Groses *Dictionary of the Vulgar Tongue*).

5. Ne. *flix, flick, fleck*

'the fur of various quadrupeds'[1] ist nach dem *N. E. D.* 'Of unknown origin: possibly connected with Fly *v.*' Sollte *flix* nicht einfach eine Variante zu *flax* sein? Während ae. *fleax* zu me. ne. *flax* führte, entwickelte sich die Nebenform *flex* zu *flix* weiter (vgl. me. *nekename* > *nickname, reek* > *rick, seek* > *sick* usw.). Diesem Auseinandergehen in lautlicher Beziehung entsprach eine Differenzierung der Bedeutung; während *flax* seinen ursprünglichen Sinn beibehielt, nahm *flex, flix* die Bedeutungen 'Flachshaar' > 'Haar' > 'Pelz' an.

Was das Verhältnis von *flix* zu *flick* und *fleck* betrifft, so sind die beiden letzten Formen gerade so aus *flex, flix* hergeleitet wie dial. *kick, keck* aus *kix. kex* (cf. E. St. 30, 381), dial. *flock* aus *phlox,* vulg. *chay* aus *chaise,* wie *cherry,* me. *cheri* aus *cheris, pea* aus *pease* usw.: zu der fälschlich als Plural gefaſsten *-s*-Form (**flick-s*) hat man einen neuen Singular durch Abwerfen ebendieses *-s* gebildet.

6. Ne. *jowl, jole.*

'Jowl, jole, the jaw or cheek ... M. E. *jolle;* all the forms are corruptions of M. E. *chol, chaul,* which is a contraction of M. E. *chauel* (*chavel*), the jowl. — A. S. *ceafl,* the jaw; pl. *ceaflas,* the jaws, chaps' (Skeat, *Concise Etymol. Diction.* s. v.). Erklärt sich der stimmhafte konsonantische Anlaut von *jowl* vielleicht durch Anlehnung an *jaw,* me. *jowe* (< ae. **ceowe* + frz. *joue*)? Oder ist die Form mit *j* zunächst eingetreten in Verbindungen wie *chéek by jówl,*[2] wo sich das ursprüngliche *ch* von *chol* vor dem Akzent (Vernersches Gesetz!) in den entsprechenden stimmhaften Laut verwandelt hätte? Dieselbe phonetische Erklärung hat Read, *Mod. Lang. Notes* XVI 254, für *ajar* (< a + char) vorgeschlagen; vgl. auch Sweet H. E. S. § 928.

Das Englische kennt den Übergang von [tš] zu [dž] bez. das Nebeneinander der beiden Lautgruppen noch in verschiedenen anderen (überwiegend einsilbigen) Wörtern.[3] Wie weit es sich auch da im einzelnen Falle um Akzentvarianten handelt, wird kaum festzustellen sein. Bei französischen Lehnwörtern ist überdies zu berücksichtigen, daſs sich im Französischen selbst gelegentlich ein Schwanken zwischen ch und ǧ beobachten läſst. Ich habe in die folgende Liste, die (zumal in ihrem zweiten Teile) keine Vollständigkeit beansprucht, auch einige Fälle zweifelhafter Natur mit aufgenommen.

[1] Die Bedeutung wird von Flügel, Muret und Schröer nicht ganz zutreffend mit 'Flaum, Milchhaar' angegeben.
[2] Die Belege im *N. E. D.* scheinen darauf hinzudeuten.
[3] Über *each, which, such* vgl. Sweet a. a. O.

I.

jace, jass < *chace* (cf. N. E. D.);
jacolatt, jocklat < *chocolate* (cf. N. E. D. und D. D.);
jack-tēþ ? < *chēak tēþ (Langland);
jam 'drücken' neben *cham[p]*; *jamble* neben *chamble*;
jar 'knarren' seit dem 16. Jahrh. neben *charre, char[e]* < ae. *ceorran*; ähnlich *jarg, jirk* neben *chark, chirk* < *cearcian*;
jatter, jadder dial. neben *chatter*;
jaudie neben *chawdy* (dial.);
Jauncey (Name) < *Chauncey* (nach Bardsley, *Diction. of English and Welsh Surnames*);
jawn < *chawn* (cf. N. E. D.);
jeer 'verspotten' ? < *cheer*;
jercock neben *chercock* (dial.);
jerque 'untersuchen' ? < ital. *cercare*;
jice neben *chice* (dial.);
[*jigg by jowl* (17. und 18. Jh.) < *cheek b. j.*; wohl Assimilation]
jiggin neben *chiggin* (dial.) 'a call to horses to go on' (cf. *chuck*);
jink 'Klang, klingen' neben *chink*;
[*jolt-head[ed]* neben vereinzeltem *cholt-~, cholter-~*; cf. N. E. D.]
joop, jupe neben *choop* (dial.)[1];
jower neben *chower* 'to grumble' (dial.);
jowl, jole 'the external throat or neck when fat or prominent' etc. < *chowle*, me. *cholle, choll*, ae. *ceole* (*ceolor*);
jowter (sowohl sb. 'pedlar' wie vb. 'to grumble') neben *chowter* (dial.);
juck neben *chuck* (falls nicht = *jouk* < *jokier*);
junk 'Klumpen' neben *chunk* (dial.).

II.

bodge neben *botch*;
[*crenge, cringe* neben *crenche, crintch* beruht wohl auf ae. *cren-ǧan neben *crenčan]
fidge neben *fitch* (dial.);
grudge < *grutch* (afrz. *grouchier*);
hodge-podge < *hotchpot[ch]*;
lunge neben *lunch* (dial.) 'to cut unevenly';
me. *nage* neben *nache*(-bone) (afrz. *nache, nage*);
me. *nuthage* neben *nothache*;
scorge (Chesh.) < *scorch*;
scrange < *scranch* (dial.) 'to scratch';
slinge neben *slinch* (dial.);
sludge neben *slutch*;

---

[1] Neben [tšūp] erscheint auch die Lautform [šūp]; geht diese direkt auf ae. hęōpe < héope zurück (vgl. me. shō ? < hęō)?

smudge neben *smutch;*
splodge neben *splotch;*
trudge ? zu frz. *trucher.*

III.

Challand (Name) ? < *Jalland* < *Julian* (so Bardsley, *Diction. of English Surnames*);
charve (Shetl. und Orkn.) 'groſs' < an. *djarfr;* ist die Zwischenstufe **jarve* in der Adverbialform *jarvally* 'actively' erhalten?
chee (-up) dial. = *gee*, interj.;
cheege (kent.) < *jig*, frz. *giguer;*
Choice (Name) < *Joyce;*
Chubb (Name) < *Jubb, Job;* —
[*bulch* < *bulge* ist vielleicht nicht lautlich zu erklären, vgl. das N. E. D.]
fletch 'befiedern' ? < *fledge*;
munch, dial. *maunch, maunge* ? < frz. *manger.*

7. Ne. *raddle* 'Hürde; Zaunstecken'.

'raddle *Obs.* exc. *dial.* Also 6 radel ... 8 roddle, 9 ruddle [a. AF. reidele (Wright *Vocab.* 168), OF. reddalle, ridelle, rudelle (14th c. in Du Cange) a stout stick or pole, the rail of a cart (so mod. F. *ridelle*), of obscure origin]' *New English Dictionary* s. v. Am einfachsten erklärt sich das Wort, dessen Hauptbedeutung 'a wattle or hurdle made of rods' ist,[1] und das erst im 16. Jahrh. aufzutauchen scheint, doch wohl aus einer Nebenform von *hurdle* — *herdel, hardel* —, in der das *r* umgesprungen war; aus **hredel* resp. **hradel* muſste natürlich sofort *redel, radel* mit stimmhaftem Anlaut werden.[2] Jedenfalls dürfte an urverwandtschaftlichem Zusammenhang mit lat. *crates*, gr. *κάρταλος* usw. nicht zu zweifeln sein. — Ob nicht auch agfrz. *reidele*, afrz. *reddalle* etc. mit me. *hirdel, herdel* (> **ridel*, **redel*) in Verbindung zu bringen sind?[3]

8. Ne. dial. *scithers* 'Schere'.

Das Wort *scissors* erscheint in den englischen und irischen Dialekten vielfach in der Gestalt *scithers* [si·ðə(r)z], also mit dem Lautübergang [z] < [ð]. Dieser Wandel, den das D. D. unerörtert

[1] Die Bedeutungen 'Zaunstecken, Querholz' möchte ich für sekundär halten.

[2] Die Metathese des *r* könnte mit unter dem Einflusse des sinnverwandten *wreath(e)* erfolgt sein.

[3] Ich sehe nachträglich, daſs der Grundgedanke der obigen Erklärung schon von anderer Seite (Ogilvie, Cent. Dict.) ausgesprochen worden ist, und bin um so mehr erstaunt, ihn im N. E. D. nicht erwähnt zu finden.

läſst, dürfte kaum phonetisch zu erklären sein; vermutlich liegt Anlehnung an das sinnverwandte heimische *scythe* vor.

9. Ne. *skedaddle* 'ausreiſsen'

möchte ich als 'Streckform' von dial. *scaddle* 'to run off in a fright' auffassen; ähnlich wird in dem viel umstrittenen *bamboozle* eine Streckbildung zu *boozle* zu erblicken sein. — Hoffentlich regt der interessante Aufsatz H. Schroeders über 'Streckformen' im Deutschen (P. B. B. 29) bald einen Anglisten dazu an, der fraglichen Erscheinung im Englischen nachzugehen. Namentlich aus den Dialekten würde mancherlei beizubringen sein.

10. Ne. dial. *yeild, yeld, yell* 'unfruchtbar'.

Schröer stellt das Wort mit einem Fragezeichen zu dial. *geld* (< an. *geldr* 'barren'). Aber kann ein Zweifel bestehen, daſs *ye[i]ld* mit dem zweimal belegten ae. *gelde* 'effeta' (Wr. W. 226, 22, 394, 26; lautlich = an. *geldr*) identisch ist?

Halle a. S. Otto Ritter.

Byrons Gedichte *To Mr. Murray*

(Ausg. von Coleridge, VII 56, 76):

'Strahan, Tonson, Lintot of the times,
Patron and publisher of rhymes,
For thee the bard up Pindus climbs,
My Murray,' *etc.*;

'For Orford and for Waldegrave
You give much more than me you gave;
Which is not fairly to behave,
My Murray!' *etc.*

schlieſsen sich in Strophen- und Refrainbildung mit harmloser Parodie an Cowpers Gedicht *To Mary* an:

'The twentieth year is well-nigh past,
Since first our sky was overcast;
Ah, would that this might be the last!
My Mary!' *etc.*

Halle a. S. Otto Ritter.

Eine Shakespearesche Redewendung bei Annette von Droste-Hülshoff.

In Annettes Schilderungen: *'Bei uns zu Lande auf dem Lande'* (sämtliche Werke herausgeg. von Ed. Arens; Leipzig, Max Hesse, 5. Bd., S. 77) lesen wir: 'Diese junge Rheinländerin stiftet überhaupt einen greulichen Brand im Schlosse an; die westfälischen Herzen seufzen ihretwegen wie Öfen.' Es scheint, als ob der Herausgeber die auffallende Wendung, zu der er nichts bemerkt, für West-

falen eigentümlich gehalten hat. Der Dichterin schwebte aber unzweifelhaft die Stelle Shakespeares As You Like It II, 7, 139 ff. vor:

All the world's a stage,
And all the men and women merely players:
They have their exits and their entrances;
And one man in his time plays many parts,
His acts being seven ages. At first the infant,
Mewling and puking in the nurse's arms.
And then the whining school-boy, with his satchel
And shining morning face, creeping like snail
Unwillingly to school. And then the lover,
Sighing like furnace, with a woeful ballad
Made to his mistress' eyebrow.

To sigh, seufzen soll hier den langgezogenen Ton bezeichnen, den grüne Scheiter im glühenden Ofen von sich geben. Dafür gebraucht man aber im Deutschen 'singen'. Vgl. M. Heynes Artikel im *Deutschen Wörterbuch,* Bd. 10, sp. 1084.

Northeim. R. Sprenger.

Kentisch *hionne:* Hirnhaut.

Aethelberhts Gesetz 36 lautet in der einzigen Hs., dem Codex Roffensis um 1120, und in allen Drucken: *Gif sio uterre hion gebrocen wordeþ, X scillingum gebete; gif butu sien, XX scillingum gebete.* Der gelehrte und geistvolle Price, der um 1830 das Beste an der jetzt B. Thorpe zugeschriebenen Ausgabe getan hat, vergleicht dazu aus nordischem Rechte Stellen, in denen *hinna,* in ganz ähnlichem Zusammenhang der Gliederverwundungen, gebüſst wird. Unglücklicherweise mischte er *(h)innoð* und eine Stelle Aelfreds über den äuſseren und beide Schädelknochen mit hinein. Da nun J. Grimm[1] die Verwandtschaft mit dem nordischen Worte ablehnte, blieb sie unbeachtet; als 'Kopfknochen' ward *hion* zweifelnd in den Wörterbüchern erklärt, und ich wagte nur 'Hirn..' zu übersetzen, teilweise auch veranlaſst durch die Wahrscheinlichkeit, daſs diese Tafel der Gliederbuſsen, die mit dem Kopfhaar beginnt und bei den Fuſszehen endet, hinter den Knochen, wohl des Schädels, vom Hirn sprechen werde.

Mit der Annahme eines leichtesten Schreibfehlers kann geholfen werden: man lese *hioñ,* die normale Abkürzung für *hionne,* wie denn *þoñ* unzählige Male für *þonne* steht, auch im Codex Roffensis.[2] Jene Abkürzung ward öfter von den Schreibern übersehen; daher steht in einigen Hss. viermal *þon,*[3] wo originalere Texte *þonne* zeigen. Diesem Übersehen sind die zweimaligen *hi* statt *hine* im Codex Roffensis Wihtræd 27 zuzuschreiben.

Während im Westsächsischen das schwache fem. *hinne* lauten würde, fällt dialektisch der a-Umlaut zu *hionne* nicht auf; vgl. *ionna* innen, *ionnað* Eingeweide, *geonað* garrit, *siondan* sind.[4]

---

[1] *Kleine Schr.* V, 318. [2] Wif 3. 7. [3] Mein *Wörterbuch* zu *Gesetzen d. Agsa.* [4] Sievers § 160, 3, S. 257, 14; Sweet *Oldest Engl. texts* p. 507 f.

Sagen wir heute von der Haut, sie werde zerrissen oder gespalten, so kennt Aelfred 70 den Fall *gif sio hyd sie tobrocen;* des 'Brechens' wegen braucht man also nicht an einen Knochen zu denken. — Da Auge, Hand und Fuſs nur 50 Schilling im Kenterrecht kosten, erscheint jene Buſse für heilbare Wunde, auch wenn diese den Schädel spaltete, hoch genug, entspricht auch ungefähr verwandten Rechten.

Die 'äuſsere Hirnhaut' ist die *dura mater;* berührt die Wunde beide Hirnhäute, so hat sie jene durchdrungen und trifft die *pia mater*. Das friesische Recht nennt jene *hann,* diese *helibrede,*[1] *membrana, qua cerebrum continetur.* Nordisch wird *hinna:*[2] dura mater erklärt. Die mittlere, Spinnwebenhaut des Hirns, scheint den Alten unbekannt.

Berlin. F. Liebermann.

Bemerkungen zum Beowulf.

6 ff. *syððan ærest wearð | feasceaft funden;* (or,) *he þæs frofre gebad, | weox under wolcnum, | weorðmyndum þah* usw. Der Gedanke ist sehr ähnlich dem im Eingang des Ludwigsliedes ausgesprochenen: *kind uuarth her faterlôs; des uuarth imo sâr buoz, | holôda inan truhtîn, magaczogo uuarth her sîn; | gab er imo dugidi* usw. In der verwandten Beowulfstelle, V. 16 f.: *him þæs liffrea, | wuldres waldend, woroldare forgeaf* fasse ich (im Gegensatz zu Earle, Trautmann, Schücking) *him* gleichfalls als Singular: als Ersatz dafür (Earle: 'in consideration thereof'), d. h. für die schlimme, herrscherlose Zeit verleiht Gott dem Königssproſs Ruhm (es folgt eine Periode des Glanzes). Dem Dichter ist es ganz gewiſs nicht sowohl um das Volk der Dänen als um das Herrschergeschlecht zu tun.

120. Die Gründe gegen *wiht unhælo* und für *wiht unfælo* brauchen nicht wiederholt zu werden. Doch sei die Frage gestattet, ob nicht *unhælo* schlieſslich doch das richtige sein könne? Wäre es nicht möglich, daſs dieser (einzigartige) Ausdruck für den teuflischen Unhold als Gegensatz zu einem *hælubearn* ('Crist' 586, 754) geprägt wurde?

183 ff. *wa bið þæm ðe sceal | þurh sliðne nið sawle bescufan | in fyres fæþm.* Die Bedeutung des verschieden aufgefaſsten *þurh sliðne nið* ist meines Erachtens verkannt worden. Allerdings könnte man daran denken, es 'durch verderbliche Schlechtigkeit' zu übersetzen, aber ein solcher indirekter Vorwurf gegen die Dänen wäre unangebracht, da dieselben eher wegen ihrer Unwissenheit bemitleidet werden (V. 178 ff.). Ich verstehe *nið* als 'tribulatio, afflictatio' (Grein), wie in V. 423, 2404 (*bealonið*),[3] und *þurh* als Bezeichnung der Art und Weise (oder der begleitenden Umstände), s. B.-T. s. v. *þurh,* A III, 6, 7; vgl. *þurh egsan* 276, *þurh þearlic þrea* Jul. 678; *J. Germ. Phil.* 4. 104. Also: 'in furchtbar unheilvoller Weise'.

[1] Richthofen, *Altfries. Wb.* s. v. [2] Fritzner, *Ordbog* s. v.
[3] So vielleicht auch in Finnesb. 10: *ðisses folces nið fremman.*



484 f. *đonne wæs þeos medoheal on morgentid | drihtsele dreorfah, þonne dæg lixte.* Es scheint mir nicht ganz richtig, wenn L. L. Schücking in seiner gründlichen Abhandlung über 'Die Grundzüge der Satzverknüpfung im Beowulf' (1904) S. 122 meint, dafs 'der temporale Nebensatz die nähere Bestimmung zu dem Adverb [*đonne*] gibt'. Vielmehr wird *þonne dæg lixte* als nähere Bestimmung (ausführende Variation) enger zu *on morgentid* gehören; vgl. Epist. Alex. 714: *đa on morgne, mid þy hit dagode* (u. *Mod. Lang. Notes* 18. 246). Ähnlich ist die Funktion der durch die Konjunktionen *þonne, þær* eingeleiteten Sätze z. B. in *sum in mæđle mæg modsnottera | folcrædenne forđ gehycgan, | þær witena biþ worn ætsomne* Cræft. 41; *sum biđ wiges heard ... þær bord stunađ* ib. 39; *se đe worna fela ... guđa gedigde ... þonne hnitan feđan* Beow. 2542.

572 f. *Wyrd oft neređ | unfægne eorl, þonne his ellen deah.* Schückings Versuch (a. a. O. S. 121) einer neuen Erklärung von *þonne his ellen deah*: 'dann hält seine Kraft noch aus' ist entschieden abzulehnen mit Rücksicht auf 1) die Bedeutung von *dugan,* 2) das analoge *gif his ellen deag* Räts. 73. 9 (schon von Schücking zitiert) und Andr. 460, vgl. Räts. 62. 7, und besonders 3) die fast sprichwörtlich ausgeprägte Idee der Dualität von Geschick (Gott) und eigener Kraft. Vgl. Beow. 670, 1056 f., 1270 ff., 1552 ff.; Andr. 459 f.: *þæt næfre forlæteđ lifgende God | eorl on eorđan, gif his ellen deah* (allein schon beweiskräftig); ferner z. B. Laxdæla Saga, c. 15: *ok međ því at menn váru hraustir ok þeim varđ lengra lífs auđit, þá komask þeir yfir ána ...* — Weitere Parallelen, u. a. aus Chaucer, bei Cook, *Mod. Lang. Notes* 8. 58; Gummere, *Germanic Origins* 236 f. 'God helps those that help themselves'.[1] Vgl. Grimm, *D. M.*[4] III 5.

982 ff. Die folgende Auffassung, welche die Emendationen von Sievers, Rieger (Zupitza, Trautmann) berücksichtigt, sei der Erwägung empfohlen: *siþđan æþelingas eorles cræfte | ofer heanne hrof hand sceawedon, | feondes fingras (foran æghwylc wæs | stiđra nægla style gelicost), | hæþenes hondsperu hilderinces | eglu, unheoru.*

1319 f. *frægn gif him wære | æfter neodlađu niht getæse.* Es liegt nahe, *neodlađu* nicht nur mit *freondlaþu* 1192, sondern auch mit *worldlađu* 'Crist' 664, Andr. 635 zusammenzustellen. Nach Analogie der Bedeutung von *wordlađu* 'sermocinatio, loquela' könnte man vermuten, dafs *freondlaþu* 'Freundlichkeit' und *neodlađu* 'Wunsch, Verlangen' bezeichne (zur Etymologie von *lađu* vgl. Meringer, *Ind. Forsch.* 16. 111 ff.? Uhlenbeck, *P. u. B. Beitr.* 30. 298). Es wäre jedenfalls ein Vorteil, wenn von der Bedeutung 'Einladung' abge-

---

[1] Auch *no þæt yđe byđ | to befleonne* 1002 erweckt den Anschein einer — auf einen bestimmten Fall bezogenen — sprichwörtlichen Redensart: 'niemand kann dem Schicksal entrinnen.' Vgl. etwa Atlamál 48. 3: *skǫpum viþr manngi*; Vatnsdæla Saga, passim; Volsunga Saga cap. 30, 36; R. M. Meyer, *Altgerm. Poesie* 456. (Die vorgeschlagene Einschaltung von *deađ* oder *fyll* Beow. 1003 wäre keine Verbesserung.)

sehen werden könnte. *æfter neodlaðum* (Ettmüller, Wülker, Holthausen, oder *neodlaðe* [Sweet]; *neodlaðu* nach Sievers § 253, a. 2 [Wyatt] wäre bedenklich) 'nach seinem (Hroðgars) Wunsche' würde vortrefflich passen. Cosijns *nēadlāðum* (*nȳdlāðum*) liegt etwas abseits.

1337 ff. Der neuerlichen Erklärung dieser Stelle durch Schücking (S. 5 f.), wonach *nu* in V. 1338 (als Konjunktion) mit *nu* in V. 1343 (als Adverb) korrespondierte und *nu seo hand ligeð*, | *se þe eow welhwylcra wilna dohte* sich auf Beowulf bezöge, stehen erhebliche Schwierigkeiten entgegen. 'Nun fehlte die Hand' ist eine mehr als gewagte Übersetzung. Nicht nur ist das Präsens (im Hauptsatz) statt des Präteritums bedenklich, sondern *licgan* = 'fehlen', d. h. 'nicht dasein', mit Bezug auf einen konkreten Gegenstand, ist geradezu unglaublich; kann man auch z. B. in V. 1041 f. (*næfre on ore læg* | *widcuþes wig*) das Verbum mit 'fail' übersetzen (Earle, Garnett, Wyatt, L. Hall, Cl. Hall, Tinker, Child), so doch nur im Sinne von 'sich nicht bewähren'. Überdies, auf wen sollte sich *eow* beziehen? Auf Beowulfs Mannen? Dann fehlte ein vernünftiger Zusammenhang zwischen dem Relativsatz und seinem Hauptsatz. Oder auf die Dänen (von denen einige sich in der Umgebung des Königs befunden haben müssen)? Aber Hroðgars Ansprache ist unzweideutig an Beowulf (und sein Gefolge) gerichtet. Die ungezwungene Interpretation ist: 'nun liegt die [freigebige] Hand darnieder, die euch früher Gaben austeilte'[1] (s. Grein s. v. *dugan* ad fin.!). Æschere, der hochangesehene Hofmann — dessen Tugenden nach seinem Tode in ein übertrieben glänzendes Licht gestellt werden —, mag in der Tat Geschenke gespendet haben. Bezieht man *sincgyfa* auf Hroðgar, so schafft man eine neue Schwierigkeit, wie man aus Trautmanns künstlicher Deutung ersieht.

1732 f. (*gedeð him swa gewealdene worolde dælas*, | *side rice*,) *þæt he his selfa ne mæg* | [*for*] *his unsnyttrum ende geþencean* bedeutet schwerlich: 'dafs er selbst … seines Reiches Grenze nicht erdenken kann' (Heyne, Socin, Simons, L. Hall, Cl. Hall, Child) oder 'that he himself may not for his folly think of his end' (Kemble, Thorpe, Grein, Arnold, Tinker), sondern 'dafs er sich das [zeitliche] Ende desselben [des Reiches, seiner Herrschaft] nicht vorstellen kann' (so wahrscheinlich Garnett, Wyatt, Earle). Die erstgenannte Übersetzung würde eine unvernünftige Übertreibung in sich schliefsen, die zweite würde nicht genau genug in den Zusammenhang passen. Das grofse Reich wird dem Manne so vollständig in die Hand gegeben, dafs er nicht daran denkt, dafs es jemals wieder aus seinem Besitz in den seines Erben übergehen werde (vgl. V. 1750 f., 1755 *fehð oþer to*). Zu dem Gebrauch von *geþencean* läfst sich *gehycgan* stellen in Guðl. 17 f.: *forþon se mon ne þearf* | *to þisse wo-*

[1] Man wird an die sinnige Legende von der freigebigen Hand Oswalds erinnert ('*ne forealdige þeos hond æfre*' Bed. 166. 10; H. E. III c. 6).

rulde wyrpe gehycgan. (Vgl. auch Heliand 261: *endi ni cumid, thes uuiden rikies giuuand.*)

Trautmanns Konjektur *sēlþa* ist übrigens vielleicht nicht ganz neu; schon bei Ettmüller (1840) heifst es: 'dafs er seiner Sälde selber nicht kann in seiner Unklugheit ein Ende denken'.

2289 f. *he to forð gestop | dyrnan cræfte dracan heafde neah.* Die auf Heyne zurückgehende Übersetzung 'er war zu sehr vorwärts geschritten' (so Socin, Wyatt, Simons, L. Hall, Cl. Hall, Tinker, Child; freilich auch schon Thorkelin: nimis ultra perrexit) sollte nicht immer von neuem wiederholt werden. *to* zeigt ohne Zweifel die Richtung an, genau so wie z. B. in *geong sona to | setles neosan* Beow. 1785; *þat se* [sc. *daroð*] *to forð gewat | þurh ðone æþelan Æþelredes þegen* Mald. 150. Also mit Grein: 'der fort hinzu ging', oder genauer: 'er war vorwärts darauf zu gegangen'. Zur Nebeneinanderstellung der zwei Adverbien vgl. z. B. auch Beow. 2364: *þe him foran ongean | linde bæron.*

2453. *þonne se an hafað | þurh deaðes nyd dæda gefondad.* Die handschriftliche Lesart scheint weniger bedenklich als die vorgeschlagenen Verbesserungen. *hafað ... dæda gefondad* ist = 'hat die Bekanntschaft [schlimmer] Taten (vgl. Bugge, *Tidsk. f. Phil.* 8. 67) gemacht', oder 'hat sch. T. ausgekostet' (nicht ganz genau: 'hath by dint of death learned the lesson of his deeds' Child), und *nyd* pafst nicht übel zu *deað*, vgl. *neidfaru, nydgedal.*

2499 ff. *þenden þis sweord þolað, þæt mec ær ond sið oft gelæste, syððan ic for dugeðum Dæghrefne wearð | to handbonan, Huga cempan.* Wie früher — im Gegensatz zu den anderen Herausgebern — Grein, Ettmüller und Arnold, so will jetzt Schücking (S. 119) einen neuen Hauptsatz mit *syððan* anfangen. Die Folge dieser Interpunktion ist, dafs die Dæghrefn-Episode, aus dem natürlichen Zusammenhange gerissen, gänzlich in der Luft schwebt. Was hindert uns denn aber, anzunehmen, dafs das Schwert in enger Beziehung zu Beowulfs Kampf mit Dæghrefn stehe? Kann nicht Beowulf den Hugen erst mit blofser Faust erschlagen und ihm dann sein Schwert abgenommen haben? — Heynes Vermutung, dafs Hygelac von Dæghrefns Hand gefallen sei (V. 1210 ff., 2503 f.), mag das richtige treffen.

2525 f. Man ergänzt *fæhdo* (Schubert, Barnouw, Trautmann) oder besser *feohte* (Bugge, Holthausen, Socin ?), was richtig sein kann. Jedenfalls aber darf man dann *weorðan* nicht als 'sich ereignen' auffassen, sondern, wie aus dem folgenden *swa unc wyrd geteoð* zu entnehmen ist, als 'ausschlagen', 'zu einem Resultat führen' (vgl. 2530 f., 2535 f., auch 685 ff., 1490 f.), analog dem Gebrauch von *weorðan* in V. 2071: *to hwan syððan wearð | hondræs hæleða.* Nicht unmöglich wäre übrigens *furðor* (wie in der bekannten Parallelstelle Mald. 247).

Finnesburg 8[b]: *nu scyneð þes mona.* Hierzu bemerkt Boer (*Z. f. d. A.* 47. 143): '*þes* ist zu tilgen'. Auch Trautmann und Holt-

hausen verwerfen *þes* (und schreiben: *scȳneð þēr mōna*). Aber *þes* klingt echt und ist durchaus idiomatisch. Vgl. *ðeos lyft* Räts. 58. 1; 8. 4; Exod. 430; *ðios eorðe* Met. 20. 118; *þes middangeard* Räts. 67. 1, *in þeosne middangeard* (= in mundum) Bed. 212. 19, *þas miclan gemetu middangeardes* 'Crist' 826; *on þiosne wind* (= in uentum) Bed. 440. 24; *þes lytla wyrm* Räts. 41. 76; *þeos beorhte sunne* Gen. 811; *þiss swearte dust* (Par.) Ps. 77. 27 usw. S. auch *Anglia* 27. 276 und die dort angeführte Literatur.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Das Mätznersche Wörterbuch.

Nach dem im vorigen Jahre erfolgten Tode Hugo Bielings, des langjährigen Mitarbeiters Eduard Mätzners und Fortsetzers seines letzten grofsen Lebenswerkes, ist die Beendigung des im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erscheinenden mittelenglischen Wörterbuches *'Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuch'* vom Unterzeichneten übernommen worden.

Die erste Lieferung erschien im Jahre 1872, die letzte, bis 'misbileven' reichend, 1900, der Druck steht bei 'moine', und Material ist noch für den Rest von M vorhanden, der 1906 als Abschlufs des dritten Bandes erscheinen wird. Es gilt jetzt, das Wörterbuch mit Hilfe einer gröfseren Organisation und Arbeitsteilung zu einem raschen Ende zu führen. Zu diesem Zwecke soll nicht mehr, wie bisher geschehen, die me. Literatur zurzeit nur auf einen Buchstaben hin durchgesehen und ausgezogen, es soll vielmehr das Material für N bis Z auf einmal planmäfsig gesammelt werden.

Es ergeht nun an die deutschen Anglisten, insbesondere an alle diejenigen, die ein Werk der me. Literatur herausgegeben oder bearbeitet haben, der Ruf, sich durch Übernahme eines oder mehrerer Denkmäler an der Sammlung der Belege nach gewissen jetzt im Druck vorliegenden Grundsätzen zu beteiligen oder einzelne das Wörterbuch fördernde Beiträge zu liefern und mit dieser praktischen Betätigung wissenschaftlichen Interesses eine Ehrenpflicht der anglistischen, ja der deutschen Wissenschaft überhaupt erfüllen zu helfen.

Freundliche Zusagen werden erbeten an den Herausgeber Privatdozent Dr. Heinrich Spies, Berlin W. 57, Kurfürstenstrasse 4.

Mundartgrenzen.

In seinem Aufsatz 'Gibt es Mundartgrenzen' hat Gauchat hier 1903 einen Überblick über die Fortschritte der Mundartengeographie auf romanischem wie germanischem Gebiete gegeben, der mit seinen eigenen Ergebnissen als Erforscher des französischen Sprachgebietes der Schweiz abschliefst. Es ist eine Grundfrage der Sprach- und Kulturgeschichte, deren wechselvolle Beantwortung im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte er uns darbietet. Die sprachliche Zerlegung eines

Volksganzen in mehr oder weniger selbständige Teile, die bis zur Abzweigung neuen Volkstums vom alten gehen kann, ist identisch mit dem Mundartenleben; die Aufdeckung des Verhältnisses zwischen Sprache und Volkstum in ihrem Werden ist Sache der Mundartengeographie. Daneben kommt dieser noch eine besondere Bedeutung für unsere sprachwissenschaftliche Erkenntnis zu. Mundartgrenzen sind der räumliche Ausdruck innerer Vorgänge und Zustände; sie stehen in gesetzmäſsigem Zusammenhange mit letzteren und müssen uns Aufschlüsse geben über deren Wesen und zwar solche, die wir auf keinem anderen Wege erhalten können. Gerade hier hat Gauchat meines Erachtens nicht die volle Summe des Erarbeiteten gezogen; einige Ergänzungen mögen mir gestattet sein.

Aus Gauchats Darstellung ist zu ersehen, daſs das Wissen über die Mundartgrenzen hüben wie drüben, bei Germanisten wie bei Romanisten, dieselbe Entwickelung durchlaufen hat, in der wir drei Stufen unterscheiden können. Bei ihrer Durchmusterung empfiehlt es sich, die tatsächlichen Feststellungen von den darauf gegründeten Ansichten zu sondern. Die ursprünglichste, von jeher bekannte Tatsache ist die, daſs es Lautgrenzen gibt; d. h. daſs in zwei benachbarten Orten nicht nur einzelne Wörter in verschiedener Lautgestalt erscheinen können, sondern daſs sämtliche oder die meisten Wörter, die einen bestimmten Laut enthalten, im Nachbarort diesen Laut durch einen anderen ersetzen. Die Spottnamen und Spottverse, die zur Kennzeichnung sprachlicher Verschiedenheit unter dem Landvolk üblich sind, beziehen sich fast durchweg auf Lautgrenzen. Solche Lautgrenzen wurden denn auch von den ersten Grenzforschern festgestellt, einzeln und mit anderen zusammen, Punkte und Punktreihen, d. h. Grenzen, die mehrere Orte von ihren Nachbarn trennen. Aber das waren nur sehr vereinzelte, fast zufällige Funde; der weite dunkle Raum blieb der Theorie offen. Das Nächstliegende war, die Lautgrenzen in Gedanken durch das ganze Sprachgebiet hindurchzuziehen und zwar so, daſs es in gröſsere Teile zerlegt wird, die sich scharf voneinander abgrenzen. Die so erhaltenen Mundartgebiete entsprechen dem Stamme, der sie bewohnt; es ist der Bereich der Stammesmundart, die der Ausfluſs der leiblich-seelischen Sonderart sämtlicher Sprachgenossen ist. — In dieser Ursacherklärung war ein Denkfehler. Nach ihr muſsten die sprachlichen Merkmale sich auf das Stammesgebiet beschränken, die Sprachgrenzen sich rings um dasselbe zusammenschlieſsen. Für scharf umgrenzte Gebiete, die durch sich schneidende Sprachgrenzen entstehen, wie sie Ascoli aufstellen wollte, war kein Entstehungsgrund zu finden. Verhängnisvoller für sie war aber die Betonung einer zweiten Tatsache, der, daſs allmähliche Übergänge neben den schroffen vorhanden sind, daſs Laute von Ort zu Ort sich allmählich wandeln, daſs einzelne Wörter von Ort zu Ort in neuen Lauten erscheinen. Und wie man früher die schroffen Übergänge fälschlich verallgemeinert hatte, so geschah es jetzt mit

den allmählichen. Die Wellentheorie mufste die Stammestheorie ablösen, die völlige Leugnung von Mundartgebieten deren gesetzmäfsige Aufstellung. — Nun kam die Zeit der planmäfsigen Erhebungen. Statt nach der Bestätigung vorgefafster Meinungen sich umzusehen und einzelne Funde rasch zu verallgemeinern, unternahmen es Germanisten, ein gröfseres Sprachgebiet auf das Verhalten in bezug auf eine möglichst grofse Reihe von Merkmalen hin zu prüfen. Fischers *Schwäbischer Atlas* erschien. Er brachte die Bestätigung der Wellentheorie. Äufserste Regellosigkeit der Grenzlinien; keine irgendwie erkennbare Grundlage für dieselben. In dem Gewirr einige lockere Anhäufungen, 'Bündel, Linien ungefähr gleicher Gesamttendenz'; doch auch Lautgrenzenstücke, zum Teil mit anderen zusammenfallend. In einzelnen werden physikalische, in Verbindung mit diesen auch politische und konfessionelle Grenzen erkannt, doch nur als äufserste Ausnahmen. Der Verkehr entscheidet; seine Grenzen sind von den verschiedenartigsten Umständen bedingt, die sich unserer Wahrnehmung entziehen. — Mit diesem Ergebnis waren viele unzufrieden. Bohnenberger unternahm es, einzelne dieser Fischerschen Grenzen nachzuprüfen und ihr Verhalten zu politischen und physikalischen Schranken zu untersuchen; doch entfernte er sich nicht weit genug vom Fischerschen Verfahren, um grundsätzlich Neues zu gewinnen. Ich selbst schlug den Weg der eingehenden, mündlichen Durchforschung meiner Heimatgegend ein, eines beschränkten Gebietes, 60 Quadratmeilen, doch überreich an Mannigfaltigkeit der Sprache, der Natur und der Geschichte; und mit seinen 200 Ortschaften an sich schon grofs genug, um allgemeine Ergebnisse liefern zu können. Meine Baarmundartenkarte zeigte folgendes:

1) Lautgrenzen Regel, Einzelwortgrenzen Ausnahme.

2) Zerspalten von Lautgrenzen höherer Ordnung in solche niederer Ordnung häufig.

3) Zerfliefsen von Lautgrenzen (Ablösung von schroffen durch unmerkliche Übergänge) selten.

4) Vereinigung der Lautgrenzen zu Bündeln (d. h. Zusammenfall, nicht Annäherung) häufig. (Gauchat hat sich durch das Wort 'Bündel', das Fischer für vereinzelte, lockere Anhäufung braucht, zu dem Irrtum verleiten lassen, ihm die grundsätzliche Aufstellung von Grenzbündeln zuzuschreiben.)

5) Zusammenfall der Sprachgrenzen (sei es Laut, Wortschatz, Beugung oder Fügung) mit politischen Grenzen Regel, mit nur physikalischen Ausnahme.

6) Entschiedenes Vorherrschen der neupolitischen Schranken (hier letzte drei Jahrhunderte).

Das geographische Gesamtbild ist nicht mehr das der regellos wirbelnden Wellen; es zeigt vielmehr eine täuschende Ähnlichkeit mit durch Dürre zerrissenem Erdreich. Durch tiefe Furchen sind manche Gebiete allseitig voneinander getrennt; wir haben fertige

Sprachlandschaften, aber auch unfertige; solche, die nach einer Seite hin allzu schwach abgegrenzt sind, um dem Nachbar gegenüber einen gewissen Grad von Selbständigkeit zu behaupten. — Ebenso gründlich hat sich das kulturgeschichtliche Bild verändert. Die Sprache führt kein Sonderleben mehr, frei von allem, oder allem feststellbaren, Einfluſs der Kulturumgebung; wir sehen sie vielmehr eng an die politischen Verbände gefesselt und ihrem Wechsel unterworfen, dem sie mehr oder weniger zögernd, aber sicher folgt.

Alle Einzeluntersuchungen, die inzwischen über das geögraphische und geschichtliche Verhalten von Mundartgrenzen ausgeführt wurden, stimmen in ihrem sachlichen Ergebnis mit meinem Befund überein, treten zum mindesten nicht in Gegensatz zu demselben, und bilden damit die willkommene Bestätigung meiner politischen Theorie. So die von Wrede, der sich ganz dazu bekennt; so Bohnenbergers *k-ch*-Grenze, obwohl ihm selbst diese Tatsache entging; so auch, was Gauchat uns in seinem Aufsatz mitteilt. Es sind auch hier wieder ausschlieſslich jungpolitische Grenzen, solche, die in den letzten drei bis vier Jahrhunderten bestanden, von denen in weitem Umfange der Zusammenfall mit Mundartgrenzen nachzuweisen ist. Physikalische sind wohl zu beobachten, altpolitische zu vermuten, aber nirgend ohne die Begleitung jungpolitischer Grenzen. Aber auch Gauchat zieht die naheliegende Folgerung nicht. Der dunkle Begriff der Stammverwandtschaft drängt sich in seine Erwägungen und trübt sie. Auch Bremer hält ja noch an dem Worte 'Stamm' fest; doch hat er es inzwischen aufs deutlichste als politischen Begriff gefaſst. Und ich glaube auch einen Weg zu sehen, auf dem dieses Festhalten an der Bedeutung mittelalterlicher Verbände mit der klar erwiesenen Wirkung der neuzeitlichen sich vereinbaren läſst. Ich denke dabei nicht an die sogenannten konstituierenden Faktoren, Druck, Dauer und Ton, über deren geographische Grenzen man noch so gut wie nichts weiſs, und die man geneigt ist, für unverrückbarer zu halten als Laute und Formen. Das Verhältnis von Nord- und Südschwäbisch legt mir die Vermutung nahe, daſs auch diese Seiten der Sprache raschen Wandels fähig sind, nicht in ihrem ganzen Zusammenspiel, so wenig wie der gesamte Lautschatz auf einmal, sondern in ihren ablösbaren Teilen. Die politischen Grenzverschiebungen, die von so sicherer Wirkung auf die Sprachverbände sind, tragen die Laute nicht allzu weit über ihre alten Grenzen hinaus. Leichte politische Schranken sind fähig, sie festzuhalten. Dem raschen, aber kurzen Sprung vorwärts folgt eine lange Ruhepause. Das ist wohl die Regel. Die Art der geschichtlichen Vorgänge ist für die Weite des Sprunges und die Dauer der Pausen freilich entscheidend. Wäre unser Volk nach dem Verschwinden der Stammesherzogtümer in ebenso groſse, innerlich gleichartige Stücke zerlegt worden von völlig neuer Umrahmung, dann hätten die heutigen Mundartgrenzen nichts mehr zu tun mit den alten. 'So wie die Dinge liegen, dürften die gro-

ſsen mittelalterlichen Sprachverbände gewissermaſsen noch den Untergrund bilden für die heutigen: in den alten Grenzen nur da, wo diese in neuen fortlebten, im übrigen aber in einem Gewirr von neuen, nicht allzu weit von den alten, die der Sturm zerzauste.

Zu dem geographischen Gesamtbilde der Mundartgrenzen, als Rissen in dürrem Erdreich, wie ich es oben gezeichnet habe, ist noch ein Zusatz zu machen. Die zerflieſsenden Lautgrenzen sind nicht darin ausgedrückt; nicht bloſs ihrer geringeren Häufigkeit wegen, wie die Einzelwortgrenzen, deren Spur im Gesamtbilde verschwindet, sondern ihrer inneren Verschiedenheit wegen. Wir haben es eben mit Grenzen für festen und solchen für flüssigen Lautstoff zu tun, wenn das Bild erlaubt ist. Jene sind spaltbar, diese zerflieſsbar. Jene umgrenzen abgestorbenen Lautwandel, geschichtlich gebundene Lautherrschaft, Massen fertiger Wortformen, diese lebendigen Lautwandel, freie Lautherrschaft, Teile des Lautsystems. Jene sind die erstarrten Formen dieser. Jene spalten sich und verwittern durch Abbröckelung von Einzelwörtern, diese entstehen durch Veränderungen im Lautsystem. Diese Scheidung von lebendigen und toten Lautgrenzen, von Lautwandel und Wortverdrängung ist ein weiteres Ergebnis meiner Baarmundartenkarte; es ist die notwendige Ergänzung zu dem geographischen und geschichtlichen Bilde und stellt neben dieser die dritte, innersprachliche Seite der neugewonnenen Anschauung dar.

Die Art der Verbreitung sprachlicher Neuerungen weist auf die Entstehungsvorgänge zurück. In politischen Verbänden, straffen und lockeren, vollzieht sich die Übertragung des Neuen von einem Menschen zum anderen; daher kann auch die Quelle nur der einzelne sein. Was bestimmt nun die Richtung, in der dieser tonangebende einzelne seine Sprache, vor allem seine Sprachlaute verändert? Leichte Veränderungsneigungen bestehen innerhalb der engsten Sprachgemeinschaft jederzeit nach allen Richtungen hin; sie werden nur durch den ausgleichenden Zwang des Verbandes im Zaum gehalten. Die Frage nach der Entstehungsursache im strengen Sinn ist unlösbar. Gleichwohl gibt es vorherrschende Veränderungsneigungen, deren Ursache wir im Lautsystem suchen müssen. Die Diphthongierung vokalischer Längen, die sich auf dem Gebiete der germanischen Sprachen mit auffallender Ähnlichkeit an den entlegensten Orten, völlig unabhängig voneinander, vollzieht, hat Wrede aus den gleichartigen Druckverhältnissen zu erklären versucht. Daſs sie sich aber nicht überall vollzieht, obwohl den ähnlichen Systemen entsprechend auch überall ähnliche Neigungen vorauszusetzen sind, zeigt deutlich genug, daſs es sich hier um keinen gesetzmäſsigen Vorgang handelt. Aus dem System folgt keine Veränderung mit Notwendigkeit. Folgerichtig wirkende Grundneigungen mögen für den einzelnen, für die Quelle gelten, für die Gemeinschaft nicht. Das eine nimmt sie an, das andere verwirft sie. Das zeigt deutlich die ungleiche Verbreitung der Ergebnisse schlaffer Nasenlautgebung in Schwaben. Die einzelnen

Teile des Systems sind frei veränderlich; sie liegen selbstständig nebeneinander; sie können sich gegenseitig beeinflussen, aber müssen es nicht.

Für die Ursache der Veränderungsrichtung gibt es kein Gesetz; wohl aber für die mechanische Wirkung des veränderten Teiles im Lautsystem, zunächst in der Rede des einzelnen. Es ist das, was man Lautgesetz heifst innerhalb des fertigen Systems und Lautwandel im Hinblick auf die Veränderung desselben. Wo keine Veränderung im System die Ursache veränderter Redeteile ist, da liegt nicht Lautwandel, sondern Wortverdrängung vor. — Neben dieses mechanische Gesetz der gleichmäfsigen Wirkung des Systems tritt das politische Gesetz der völligen Sprachgleichheit unter den Gliedern des engsten politischen Verbandes, der Ortsgemeinde. Die grofse Tatsache der einheitlichen Ortsmundart, mit der sich keine andere Spracheinheit an Strenge vergleichen kann, zeigt die Kraft der politischen Verbände am deutlichsten. Die vom einzelnen ausgehende Neuerung wird entweder auf die Gesamtheit übertragen oder ganz abgelehnt, sei es am Ort der Entstehung oder am fremden. Der politische Zusammenhang, Nachwirkungen eingerechnet, bestimmt die Richtung, nach welcher die Neuerung sich verbreitet, und den Weg, den sie durchläuft, doch ist die Frage, warum sie im einzelnen Fall an dieser und nicht an jener Schranke Halt macht, wohl ebenso unlösbar wie die nach der besonderen Entstehungsursache.

Die klare Scheidung von Entstehung und Übertragung in der Geschichte der sprachlichen Neuerungen macht es auch möglich, Wortformen zu verstehen, die aus keinerlei Lautwandel erklärt werden können. Für die Gesamtmasse der fertigen lautlichen Veränderungen ist als Regel zu setzen, dafs sie aus Lautwandel entsprangen, als Lautwandel auf eine Reihe von Mundarten sich übertrugen, dann aber auch als fertige Ergebnisse des Lautwandels in Einzelwörtern (unter Bevorzugung von Lautgruppen: vgl. oben Zerspalten von Lautgrenzen). Die Übertragung von Einzelwörtern brauchte sich aber nicht auf diese Nachkommen des Lautwandels zu beschränken, obwohl sie das Massenvorbild unterstützte. Bisweilen mufste es auch geschehen, dafs der tonangebende einzelne statt eines neuen Lautes ein lautlich verändertes Einzelwort ohne Lautsippe zur Geltung brachte. Fast in jeder Mundart gibt es solche Wechselbälge, oft ganze Reihen solcher, die jeder Bemühung spotten, sie rechtmäfsig unterzubringen. Es sind die Brüder der Analogiebildungen.

Die Einheit der Ortsmundart erfährt vorübergehende Trübung durch Neuerungen, die aus ihr selbst oder den Nachbarmundarten stammen, sich unmerklich, dem Sprechenden unbewufst, in ihrem Schofs durchsetzen und sie eine Zeitlang in die Sprache des älteren und des jüngeren Geschlechts scheiden. Sie erfährt gewaltsame Störung durch Neuerungen, die von oben her aus der Verkehrssprache auf sie eindringen, die bewufst übernommen werden, sie in verschie-

dene Stufen der Anpassung zersplittern oder sie vollständig beseitigen. Dort spielt der Lautwandel, hier der Lautzwang seine Rolle; die Wortverdrängung zeigt nur Gradunterschiede. Der erstere Vorgang gehört dem natürlichen Leben der Mundarten an; der letztere ist ihr Zusammenstofs mit der gesteigerten Kultur. Sie verhalten sich gleichsam zueinander wie Schichtenbildung und Eruption; wagerecht und senkrecht wirkende Kräfte sind auch hier im Spiele, wenn wir die Wirkung von Mundart auf Mundart, die nebeneinander in derselben Sprachschichte liegen, mit wagerecht, die von Verkehrssprache auf Mundart, die in verschiedenen Schichten übereinander liegen, mit senkrecht bezeichnen dürfen. Aus der Betrachtung der natürlichen Lebensvorgänge sind letztere soviel wie möglich auszusondern.

Was Gauchat als der ganze sichere Gewinn der bisherigen Mundartengeographie erscheint: der häufige Zusammenfall von Lautgrenzen und die gelegentliche Wirkung politischer Schranken (ganz unverständlich ist mir, warum er sie auch noch geringen physikalischen zuspricht, obwohl sie nie und nirgends gezeigt worden ist), ist nur ein bescheidener Teil dessen, was mir schon lange feststeht, und was er schweigend übergeht. Ich hoffe, gezeigt zu haben, dafs es sich bei diesem Rest um Dinge handelt, die der Mitteilung wert sind. Ich habe sie hier nur skizzenhaft, vielleicht auch nicht mit der wünschenswerten Klarheit behandelt. Sie finden sich ausführlich vorgetragen und auf sachliche Erhebungen gegründet namentlich in folgenden Arbeiten:

Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes. Programm. 1898.

Über die Notwendigkeit der kartographischen Aufnahme der Mundarten (*Württemberg. Korrespondenzblatt,* 1899).

Sätze über Sprachbewegung (*Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten,* 1900).

Über Mundartengeographie (*Alemannia,* 1901).

Verkehrs- und Schriftsprache auf dem Boden der örtlichen Mundart (*Die Neueren Sprachen,* 1901).

Konsonantenlängen im Schwäbischen (*Die Neueren Sprachen,* 1903).

Gauchats Karte, so lehrreich sie ist, erfüllt einige wesentliche Bedingungen noch nicht, die erforderlich sind zur Gewinnung klaren und vollen Aufschlusses über die Fragen, die uns hier bewegen. Zunächst erfahren wir von ihm selbst, dafs nur ein Teil der Grenzen eingetragen ist; das Hinzutreten der fehlenden wird die besonderen Züge des Bildes verschärfen. Für das tatsächliche Bild der Zusammenhänge sind ferner aber folgende Dinge unerläfslich: 1) die Abstufung der Stärke der Lautgrenzen nach Zahl und Häufigkeit der zugehörigen Wörter, der Ausdruck des numerischen Stärkegrades. 2) Die Berücksichtigung sämtlicher Orte. Solange das nicht geschieht, sind eine Menge Linien rein willkürlich und stören den Aus-

druck des Gesetzmäfsigen. 3) Die mathematische Behandlung der Zeichnung, die Punkt 2 zur Voraussetzung hat. Wo ideale Herrschaftsgebiete zusammenstofsen, kann die geographische Grenze vernünftigerweise nur durch eine gerade Linie zur Darstellung gebracht werden und zwar in gleicher Entfernung von den Mittelpunkten. Beliebig gekrümmte Linien durchschneiden sich blind und lassen Flächenstücke zwischen sich, die sinnlos sind und das Bild fälschen. Gesteigerte Klarheit ist auch hier der Lohn der Strenge. Wünschenswert ist ferner noch die deutliche Unterscheidung der Grenzen für lebendigen und für abgestorbenen Lautwandel; denn mit jenen erhalten wir die Abgrenzung der in der Gegenwart herrschenden Lautsysteme. Besondere Beachtung verdient auch das Zerfliefsen der organischen Lautgrenzen (Beispiel: Entnasalierung mit schroffen und sanften Übergängen) und sein Gegenstück: das Zerbröseln der unorganischen (Beispiel: Eindringen diphthongierter Formen in geringer und in Überzahl); die verhältnismäfsig seltenen Punkte, an denen in der Gegenwart fast durchweg Bewegung herrscht.

Stuttgart. C. Haag.

Die Société des Textes français modernes,

von der hier CXIII, 154 die Rede war, hat sich endgültig konstituiert (Mai 1905). Sie zählt vorläufig gegen 150 Mitglieder. An ihrer Spitze steht ein aus G. Lanson (als Vorsitzendem), F. Brunot, E. Courbet, H. Chamard, E. Huguet (als Schriftführer) und M. Roques (als Schatzmeister) gebildeter Vorstand. Im Verwaltungsrat sind auch Belgien und die Schweiz, sowie Deutschland, Amerika und Dänemark vertreten. — Statuten und Geschäftsordnung können von Prof. E. Huguet, 30 rue Guilbert, Caen (Calvados), bezogen werden. In einer Einleitung dazu entwickelt Lanson in beredten Ausführungen das Arbeitsprogramm der neuen Gesellschaft. Unter den Texten, die zunächst für die geplanten kritischen Neuausgaben in Aussicht genommen sind, befinden sich die Werke von Heroët, Ronsard, Du Bellay, D'Aubigné, Pasquier, D'Urfé, Sorel, Mairet, B. de St-Pierre, Sénancour, Stendhal. Voltaires *Lettres sur les Anglais* werden von einem Bande begleitet sein, der die polemische Tagesliteratur vereinigt, die sich mit den *Lettres* beschäftigte. — Die Veröffentlichungen der neuen Gesellschaft werden auch bei uns das gröfste Interesse finden, und der niedrige Jahresbeitrag (10 Frs.) wird ihr hoffentlich zahlreiche Mitglieder sichern. H. M.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Ernst Martin, Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, herausg. und erklärt. Zweiter Teil: Kommentar (Germanistische Handbibliothek, begründet von Julius Zacher, IX, 2), C, 630 S. 8.

Martin hat mit diesem zweiten Band seiner Ausgabe das unentbehrliche Hilfsbuch für Parzivallektüre und -studium geschaffen. Lange vermifst und gewünscht, kommt uns der Parzivalkommentar sofort mit einem Reichtum an Einzelheiten und in einer besonnenen Durcharbeitung, die Lehr- und Lernzwecke aufs beste fördert. Gewifs, wer beim ersten Lesen z. B. zu *zwîvel* 1, 1 auf got. *tveifls*, zu *unfruot* 5, 15 auf got. *frods* ('zu *frathjan*'), zu *videlære*, 19, 12 auf ahd. *fidula* usw. verwiesen sieht, wird dergleichen zunächst für überflüssig halten; aber die praktische Verwendung des Buches beim Unterricht lehrt dann doch, dafs dem Lernenden auch solche Elementaria willkommen sind, und es entdeckt sich auch der Nutzen so mancher anderen Abschweifung. Den vollen Wert des Kommentars wird überhaupt der praktische Gebrauch immer mehr ins Licht stellen.

Die Wolframliteratur ist durchaus benutzt und an geeignetem Ort auch im Kommentar zitiert. Es fehlt aber auch nicht die zusammenfassende Übersicht: Martin gibt sie in der sehr reichhaltigen Einleitung. Sie ist keineswegs bares Referat über das bisher Gewonnene, Vermutete, sondern bringt zur Geltung und begründet die persönliche Ansicht des Verfassers, dort, wo er fremde Ansichten zu berichtigen oder zu bekämpfen Anlafs hat. Ganz besonders ist das in den zwei Kapiteln über Wolframs Quellen und über die Sage der Fall: Martin hält mit Recht an Kyot fest (wozu ich noch bemerken möchte, dafs die S. XXXIX genannten Ungenauigkeiten in Wolframs Angaben über Kyot unter der Voraussetzung wegfallen, dafs Wolfram Motive, die er der Quelle entnahm, mit eigenen Zutaten versehen habe), und dem Mosaik von Motiven, aus dem die Hypothese vom geistlich-legendarischen Ursprung der Gralsage aufgebaut ist, stellt er — mit verwandter Methode — seine eigene Anschauung von ihren keltisch-volkstümlichen Ursprüngen entgegen. So durchaus erwünscht diese einleitenden Übersichten, so bequem und nützlich die Aufnahme und Einarbeitung des Wertvollen aus der Wolframliteratur ist, so geben dem Werk den besonderen und individuellen Wert die eigentlichen Sinnerklärungen: sie sind ohne jene gelehrten Voraussetzungen nicht denkbar, ebensowenig aber ohne das Hineinleben in Stil und Gedankenkreise Wolframs, das bei aller philologischen Hingabe des Unterschiedes zwischen Damals und Heute deutlich sich bewufst bleibt. Eine grofse Anzahl schwieriger Stellen ist im Kommentar einleuchtend erklärt. Auch bei den Sinnerklärungen hat Martin den Kreis der Benützer weit gedacht: neben jenen höchst erwünschten stehen denn auch elementare.

Die folgenden Bemerkungen zu Einzelheiten wollen nicht mehr Kritik sein, sondern kleine Beiträge zur Erklärung, wie sie sich teils durch Martins Kommentar, teils gegen ihn beim seminaristischen Unterricht ergaben: ich beschränke mich dabei auf Textstücke und Stellen, die der Unterricht gerade berührte.

Zu 1, 4 *parrieren* ist hervorzuheben, daſs die Vorstellung *unverzaget mannes muot* sprachlich 1) das Ganze sein kann, das durch zwei in ihm enthaltene Gegensätze *sich parrieret,* 2) einer der Gegensätze innerhalb eines übergeordneten Ganzen, das dadurch 'bunt' wird. Mir wird nicht klar, welcher der beiden Meinungen sich Martin anschlieſst, denn sein Satz 'ein *zwîveln* ohne *verzagen*' werde hier 'als buntfarbig' bezeichnet, läſst Undeutlichkeiten übrig. Und eine Folge dieser Undeutlichkeit scheint mir die Auslegung von 1, 7 *der* als: 'der noch *zwîvelt*' — während doch wahrscheinlich der gemeint ist, in dessen *unverzagtem mannes muot* der *zwîvel* mit einem — guten — Gegensatz zu ihm verbunden ist. — 1, 25 *alwâr* ist schwerlich nachgesetztes attributives Adjektiv, sondern *machet kurze freude alwâr* wird bedeuten: 'verwirklicht (nur) kurze Freude'. — Bei 1, 26—30 gibt es noch andere Möglichkeit als die von Martin herangezogene: die *vorhte,* gegen die Wolfram *och* ruft, muſs doch auf jene Gesellen sich beziehen, die ihn an der Innenfläche seiner Hand, wo kein Haar wächst, raufen. Martin versteht dieses Bild von falschen Freunden, die sich in des anderen Vertrauen einschleichen — aber es kann doch auch auf jene gehen, die seine vorangehenden Worte miſsverstehen, in einer Weise deuten, die einem Raufen an unbehaarter Handfläche vergleichbar ist. Die *vorhte* und das von ihr ausgepreſste *och* sind dann humoristische Steigerung. — 5, 15 *unfruot* ist Gegensatz zu *wîse* 5, 11 und verurteilt eben jene Erbsatzung, die Alter und Armut zusammenjocht. Die sonst ja mögliche Bedeutung 'trübselig' spielt hier denn keine Rolle. — 6, 15 *mêrte* ist wie an den anderen zwei von Martin zitierten Stellen rein phraseologisch, nicht prägnant ('noch mehr zeigt'). — Zu 6, 19 *hantgemælde, daz man möhte sehen, dâvon der herre müese jehen sîns namen und sîner vrîheit* ist wohl die Art des Satzes *daz man möhte sehen* zu erörtern — Relativsatz? oder, wie ich deuten möchte, Konsekutivsatz: ...'ein Eigen, so daſs man den Rechtstitel erkenne, auf Grund dessen er auf Namen und Freiheit Anspruch erhebe.' — 7, 4 empfiehlt es sich, das Otfridische *theist* nicht auf *thaz ist,* sondern *the ist* zurückzuführen. — 9, 23 *iedoch,* nicht mit Martin 'auch so schon', sondern einfach 'aber', als Gegensatz zum Vorhergehenden und zu den Versuchen des Königs, ihn zu halten. — 10, 24 *mîns herzen kraft* ist hier nicht 'Besinnung und Tatkraft' — das verhindert das parallele *diu süeze mîner ougen* —, sondern (so wie dieses) eine Umschreibung für Gandin. — 14, 15 wird *mit gernden siten* als 'mit Ruhmbegier' aufgefaſst; aber es erhält seine besondere hiesige Bedeutung durch das Wappensymbol des Ankers, von welchem es 99, 15 *der anker ist ein recken zil* heiſst; dazu gehört ferner 15, 2 *der herre muose fürbaz tragen disen wâpenlîchen last in manegiu lant* und 16, 1 *sîn ellen strebte sunder wanc* (= *fürbaz gern* 556, 22): alles das weist auf die Bedeutung 'als einer, dessen Sinn aufs Wandern steht'. Man mag zugleich an den *gernden valken* denken. — 26, 26 *mîn wîpheit was unbewart* läſst sich bedeutungsvoller auffassen, als Martins Paraphrase tut; denn 23, 26 *daz er entslôz ir herze gar ... daz beslôz dâ vor ir wîpheit* gibt den deutlichen Fingerzeig: 'Meine Weiblichkeit war unbehütet (= neigte sich ihm zu), als er um mich warb. [Hier setze ich Punkt.] Daſs es nicht zum Heil ihm ausschlug, das betraure ich' usw.; 27, 9 widerspricht nicht, ebensowenig die scharfakzentuierte Pointe 28, 9 *ich enwart nie wîp decheines man.* — 114, 7 *ir freude* ist hier wohl nicht 'das, was sie erfreut', sondern bedeutungsvoller 'die Freude, die sie schaffen'. — 114, 22 *wîpheit* < 'weibliches Gemüt' — dazu paſst aber 114, 23 nicht recht. Ich übersetze: 'Es ist vielmehr ihre Eigenschaft als Frauen [um deren willen mir ihre Verstimmung gegen mich wie mein Benehmen gegen sie leid tut], weil ich ungebührlich über sie geredet und daher mir selber Schande gemacht habe, und das soll auch nicht mehr geschehen' (das Ganze als Parenthese). — 115, 8 *mîn reht*] nicht 'meinen Rechtsgrund', sondern 'meine Art'.

Fälle, daſs der Kommentar an Schwierigkeiten oder Eigentümlichkeiten Wolframs vorbeiging, fanden sich selten: so vermiſste ich 10, 27 und 12, 28 ein Wort über die Bedeutung des *ein* (*und ist doch ein rihtære; da ist lîhte ein ungeloube bî*); 91, 8 *bukel ob der werdekeit*, 106, 20 die md. Form *die* für *der* bleiben ohne Bemerkung. Machte die Note zu 11, 26 *tugende ein bernde rîs* den 'g. pl. von *bernde* abhängig', so war ein Wort über die Art dieses Genitivobjekts (hier wie in dem ebenso gedeuteten *lônes bernde vart* 128, 26) nötig.

Zwischen die Anmerkungen zu 81, 2 und 91, 16 ist Widerspruch geraten: zu 91, 16 sagt Martin, daſs die Beziehung der Verse 80, 30 ff. auf Galoes und Annore mit Unrecht geschehe, und den Vers 81, 2 hatte er selbst in diesem Sinne erklärt. Joseph Seemüller.

Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein, herausgegeben von J. Schatz. Zweite verbesserte Ausgabe. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 312 S. 8°. 6 Mk.

Als man vor ein paar Jahren erfuhr, daſs eine neue Ausgabe der Gedichte Oswalds von Wolkenstein demnächst erscheinen würde, da freute sich gewiſs jeder, der an der Kultur- und Literaturgeschichte des absterbenden Mittelalters ein tiefer gehendes Interesse nahm. Die frischlebendige, wiewohl im einzelnen nicht ganz zuverläſsige Studie Ladendorfs (*Neue Jahrbücher für das klass. Altertum* usw. 7 [1901] S. 133 ff.), im Grunde der erste Versuch einer wirklichen Charakteristik des Wolkensteiners, hatte wohl bei manchem den Wunsch rege gemacht, die eigenartigsten Blüten von Minnesangs Winter in einer dem heutigen Stande der Forschung angemessenen Edition zu lesen und womöglich auch zu besitzen. Denn die alte Ausgabe Beda Webers, dessen Leistungen wir nicht unterschätzen wollen, nachdem sie Wackernell in seinem lehrreichen und anziehenden Buch über ihn (Innsbruck 1903) in die rechte Beleuchtung gerückt hat, genügte doch längst nicht mehr den Ansprüchen der modernen Wissenschaft und war überdies nur noch für einen respektablen Phantasiepreis im Buchhandel zu erstehen. Die neue Ausgabe erschien 1902 als 'Publikation der Gesellschaft zur Herausgabe der Denkmäler der Tonkunst in Österreich' (vgl. Behaghel, *Literaturblatt für germ. und roman. Philologie* 1903, S. 367 ff.; Wustmann, *Anzeiger für deutsches Altertum* 29, S. 227 ff.). Sie hatte einen groſsen Vorzug: ihr war die Musik beigegeben. Oswald Koller hatte diesen Teil bearbeitet. Wir wissen so wenig von der Musik der Minnesinger und müssen immer dankbar sein, wenn uns ein Kundiger über diese heikle Materie neuen Aufschluſs gibt. Jeder Philolog hat die unabweisbare Pflicht, sich damit vertraut zu machen, sollte er sich zunächst dabei auch etwas ungemütlich fühlen. Hier wie stets ist eine Vogelstrauſspolitik nicht am Platz. Den Text hatte Joseph Schatz auf Grund der Handschrift A (Pergamenths. Nr. 2777 der Wiener Hofbibliothek) hergestellt, die etwa 1425—1427 auf Oswalds Anregung hin zustande gekommen ist; er hatte ferner die übrigen Handschriften genau beschrieben und ihren kritischen Wert erörtert, die Gedichte völlig neu nach der mutmaſslichen Zeitfolge geordnet und eine Anzahl Erläuterungen und Exkurse beigefügt; dazu trat dann noch eine kurze, möglichst auf historisch beglaubigte Tatsachen gestützte Vita des Wolkensteiners. Es war viel, was wir da bekamen, viel, aber nicht genug. Wer an Wackernells gehaltvolle Einleitung zu seiner Ausgabe von Hugo von Montfort (Innsbruck 1881) dachte, fand sich enttäuscht. Die Sprache, die Metrik, die Poetik, die literarhistorische Stellung des Wolkensteiners — all das blieb künftiger Untersuchung vorbehalten. Und schlieſslich: die Publikation war schön ausgestattet, aber sie war unhandlich und teuer.

Vor kurzem hat Schatz, 'vielfach geäuſserten Wünschen entsprechend',

eine zweite, weit handlichere und billigere Ausgabe der Gedichte Oswalds von Wolkenstein in die Welt gesandt. Sie bietet etwas mehr und erheblich weniger als die erste Veröffentlichung. Mehr, denn hier sind auch die Lesarten aus der Handschrift C (Papierhs. des Innsbrucker Ferdinandeums F 1950), die in der ersten Ausgabe nur gelegentlich notiert wurden, durchweg aufgenommen worden. Weniger, denn hier fehlen die Anmerkungen der ersten Ausgabe und der gesamte musikalische Teil. Im übrigen zeigt sie ungefähr das gleiche Bild. Herübergenommen ist der Lebensabrifs des Wolkensteiners, die Beschreibung der Handschriften und im wesentlichen auch der Text der Gedichte. Leider hat Schatz, durch andere Arbeiten gehindert, die schon in der ersten Ausgabe angekündigte Darstellung der Sprache des Wolkensteiners noch nicht liefern können; erst wenn er es getan, wird sich meines Erachtens über die Art seiner Textbehandlung gewinnbringend reden lassen. Auch eine literarhistorische Untersuchung verspricht er für die Zukunft; die in der ersten Ausgabe veröffentlichten Anmerkungen sind für eine zusammenfassende Erklärung der Gedichte zurückgestellt worden. Etwas viel Zukunftsmusik, aber wir müssen immerhin zufrieden sein, dafs wir nun Oswalds Gedichte in einer jedenfalls besseren und wohlfeileren Ausgabe haben als zuvor.

Nur noch eine Bemerkung zur Biographie des Wolkensteiners. Sie will Tatsächliches bieten und weicht jeder Vermutung geflissentlich aus; wo es irgend angeht, werden urkundliche Zeugnisse beigebracht, hier und da aber auch die Gedichte selbst als Quellen herangezogen. Gewifs mit Recht; denn bei Oswald liegt die Frage nach dem biographischen Gehalt seiner Lieder anders als etwa bei Reinmar und Walther. Gleichwohl kann man auch bei ihm in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug sein. Es ist doch sehr gewagt, zu behaupten, dafs man 'seinen Angaben ... durchwegs Vertrauen entgegenbringen' dürfe (S. 5), wenn man noch auf derselben Seite sagen mufs, dafs Oswalds Mitteilungen über seine Sprachenkenntnis (Schatz 64, 21 ff. = Weber 1, 21 ff.) 'mit der nötigen Einschränkung' aufzunehmen seien.

Berlin. Hermann Michel.

Fr. Stahl, Wie sah Goethe aus? Berlin, G. Reimer, 1904.

Wenn wir uns einmal fragen, wie eigentlich einer von unseren besten Bekannten aussieht, so treffen wir gewöhnlich in unserem Bewufstsein nur ein verschwommenes Bild, weil die vielen Einzeleindrücke sich gegenseitig beeinträchtigen. Von grofsen Männern, die wir nie gesehen, haben wir oft eine viel deutlichere Vorstellung, weil Ein bekanntes Bild sich uns durch wiederholte Betrachtung fest eingeprägt hat. Wie Goethe, Napoleon, Bismarck aussahen, glauben wir genau zu wissen. Aber ist das Porträt, das Stieler oder Schmeller, David, Lenbach malten, zuverlässig?

Ikonographische Studien haben z. B. für Wieland Weizsäcker, für Friedrich den Grofsen v. Taysen, für Bismarck Graf Yorck mit grofsem Erfolg unternommen. Stahl sucht die Geschichte von Goethes äufserer Erscheinung an der Hand der Dokumente zu schreiben; die literarischen, obwohl gut ausgewählt, treten dabei neben den künstlerischen zu sehr zurück, so dafs wir z. B. über die charakteristischen Augen und ihre Wirkung wenig hören. Auch sind zwei verschiedene Dinge nicht immer sorgfältig gesondert: eben die wirkliche Erscheinung und der Eindruck, den sie hervorrief. Es ist ja bekannt, dafs Goethe durch seine straffe Haltung gröfser schien, als er war. Auch die Atmosphäre, die seine Gestalt und sein Gesicht verbreiteten, gehört schliefslich zu der Erscheinung selbst. Die zunehmende Vergeistigung, die Stahl gut beobachtet, gehört sowohl dem Dichter, der immer tiefer im Grofsen aufging, als den Künstlern, die ihn mit immer gröfserer Ehrfurcht beschauten.

Lehrreich sind die Interpretationen, die Stahl einzelnen Bildern, wie dem Tischbeinschen in der Campagna, dem der Gräfin Egloffstein, beigegeben hat. Gegen Kügelgen ist er ungerecht; seine Auffassung hätte nicht fehlen dürfen, wie wir denn den 25 Tafeln gern noch mindestens halb so viel beigefügt hätten, z. B. ein Uniformporträt und selbst Thackerays Karikatur. Doch auch so ist das Kaleidoskop lehrreich genug. Wie sich Goethe eine 'Maske' für die Gesellschaft bildet (S. 38) und sie wieder fallen läfst (S. 45), das ist recht ergötzlich geschildert.

Es sollen ebensolche Bilderfolgen mit Kommentar zunächst für Bismarck, Rembrandt, Schiller folgen. Die letzte wird für den typischen Prozefs des Idealisierens besonders lehrreich sein. Aber auch hier (wie bei Bismarck!) sollte man das Gegengewicht der Zerrbilder nicht ganz vernachlässigen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Goethe, Iphigenie auf Tauris. Ed. by K. Breul. Cambridge, at the University Press, 1904 (Pitt Press Series), 2 ed. LXXXIV, 254 S. 3 sh. 6 d.

An dieser vortrefflichen Ausgabe für englische Studenten wird den deutschen Leser die Einleitung interessieren, die mit aufserordentlicher Umsicht die Geschichte dieser 'Gelegenheitsdichtung' (S. XIV) schreibt. Die 'römische' Iphigenie wird von der 'deutschen' (S. XVIII) sorgfältig abgehoben; ebenso fast zu reinlich unterschieden, was in ihr griechisch sei, was deutsch (S. XLIV). Der Charakter des Orest wird (S. XXIII) vielleicht zu entschieden als Hauptfaktor der Entstehung betrachtet und Lessings Einflufs auf das Metrum doch wohl (S. XXVI) unterschätzt. Besonders dankenswert ist in dem Zusammenhang der literarischen Einflüsse der Hinweis auf das Singspiel (S. XXIII).

B. R. M. M.

Zur Schillerliteratur des Jubiläumsjahres. I.

1. L. Fulda, Schiller und die neue Generation. Stuttgart, Cotta, 44 S. 8.

2. Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. In 16 Bänden gr. 8. In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weifsenfels herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart, Cotta, 1904 u. 1905. Preis des Bandes: geh. M. 1,20, in Leinw. geb. M. 2, in Halbfranz geb. M. 3. Der heutigen Rezension liegen zu Grunde: Band I (Gedichte, ed. von der Hellen), XXII, 360 S. Band IV (Don Carlos, ed. Weifsenfels), XLIV, 332 S. Band VI (Maria Stuart und Jungfrau von Orleans, ed. Petersen), XXX, 402 S. Band IX. (Übersetzungen, ed. Köster, 1. Teil: Macbeth, Turandot, Parasit, Neffe als Onkel), XXIV, 409 S. Band X (deren 2. Teil: Phädra, Iphigenie in Aulis, Phönizierinnen, Virgil), XX, 292 S.

3. Pantheon-Ausgabe. Berlin, S. Fischer. Schillers Gedichte, ed. Weifsenfels. XL, 411 S. 16. Preis M. 3.

4. Marbacher Schillerbuch. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag, herausgegeben vom Schwäbischen Schillerverein. Stuttgart, Cotta, 1905. X, 380 S. gr. 4.

5. O. Harnack, Schiller. (Aus Bettelheims Sammlung 'Geisteshelden'). Illustrierte Ausgabe. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. XIII, 476 S. 8.

6. **K. Berger, Schiller.** Sein Leben und seine Werke. In 2 Bänden. I. Band, 1. u. 2. Auflage. Mit Photogravüren nach Graff. München, C. H. Beck, 1905. VIII, 630 S. 8. Preis M. 6, geb. M. 8,50.

7. **Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde.** Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Cotta, 1904. 368 S. 8.

8. **Kuno Fischer, Schillerschriften.** 2. Auflage, Neu-Ausgabe. Erste Reihe. Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Schiller als Komiker. 8. Geh. M. 6, fein Halbfranzband M. 8. Aus der 'Ersten Reihe' sind einzeln zu haben: 1. Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Zweite neubearb. und vermehrte Aufl. 8. Geh. M. 4, Leinwandband M. 5. 2. Schiller als Komiker. Zweite neubearbeitete und vermehrte Aufl. 8. Geh. M. 2. **Schillerschriften.** Zweite Reihe. Schiller als Philosoph. (1. und 2. Buch.) 8. Geh. M. 6, fein Halblederband M. 8. Aus der 'Zweiten Reihe' sind einzeln zu haben: 3. Erstes Buch: Die Jugendzeit 1779—1789. 8. Geheftet M. 2,50. 4. Zweites Buch: Die akademische Zeit 1789—1796. 8. Geh. M. 3,50. Beide Teile fein Leinwandband M. 7,50. Heidelberg, Carl Winter.

9. **(Pitt Press Series). Schiller, Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges** (Buch III), abridged and edited by **Karl Breul,** University Reader in Germanic. Cambridge, University Press. 1904. XXXII, 194 S. kl. 8. 3 sh.

'Goethe und Schiller — echtes und ewiges Doppelgestirn! Denn wenn Goethe der Sonne gleicht, die den Tag erst zum Tage macht, so gleicht Schiller dem Mond, den die Menschen als ihren gütigen Freund, ihren zuverlässigsten Führer verehren, so oft es Nacht wird.' Mit diesen Worten schliefst Ludwig Fulda seinen gedankenreichen und formvollendeten Vortrag, Worten, die wir vor allem uns gesagt sein lassen dürfen, die wir uns täglich an 'die neue Generation' zu wenden haben. Und wenn Goethes Mutter, mit ihrem feinen Gefühl die Zusammengehörigkeit der Weimarer Dioskuren früher und tiefer erfassend als viele unter den Zeitgenossen, ihrem Liebling im Hinblick auf den grofsen Freund zurief: 'Eure Werke sind vor die Ewigkeit geschrieben,' so halten wir an diesem guten Worte so fest wie an der nicht willkürlichen und äufserlichen, sondern organischen Verbindung Goethes und Schillers, trotz des Verdammungsurteils, das Nietzsche gegen dies Wörtchen 'und' im allgemeinen und gegen den 'Moraltrompeter von Säckingen' im besonderen geschleudert hat. Für uns sind Schiller und Goethe keine ausschliefsenden Gröfsen; auch das viel gebrauchte Wort von der gegenseitigen Ergänzung beider hat nur in dem seine innerste Berechtigung, was beide gemeinsam haben, nicht in dem, was sie trennt; gerade das, was die beiden Grofsen eint, bedingt ihre Bedeutung für die Ewigkeit. Mit den landläufigen Gegensätzen, wie Realismus und Idealismus oder Individualismus und Universalismus usw., ist hier wenig getan; gewifs geht Goethe von der handgreiflichen Wirklichkeit aus; aber weder als Forscher noch als Dichter bleibt er bei ihr stehen; er fordert vom Poeten nicht die photographische Beschreibung, sondern die Epitomierung der Natur; diese aber kann nur so erfolgen, dafs der Dichter dasjenige, was ihm in dem Gewirr der realen Tatsachen bedeutsam erscheint, hervorhebt, das Unbedeutende wegläfst, Ursache und Wirkung genauer und fester verkettet usf., das alles aber doch nur auf Grund einer eigenen, teils in bewufster Gedankenarbeit errungenen, teils intuitiv aufleuchtenden Anschauung von dem ewigen Verlauf der Dinge, kurz auf Grund einer eigenen Weltanschauung; das ist im Grunde ge-

nommen doch wieder ein Idealismus[1], und es verschlägt an sich nicht viel, ob Schiller die beherrschenden Ideen stärker betont oder Goethe sie erraten läſst; die Sache ist dieselbe, nur die Form eine andere; und derselbe Goethe, den man für einen rücksichtslosen Individualisten zu erklären liebt, hält doch so streng fest an der inneren Bestimmtheit menschlichen Wollens und Handelns: 'Nach dem Gesetz, nach dem er angetreten' muſs der Goethische Mensch seines Daseins Kreise vollenden. Und wie fern steht Schiller anderseits im Leben und im Schaffen dem Pöbel, der groſsen Masse, wie fern steht er dem Schwarm derer, die ihn als Schutzheiligen eines engherzigen Chauvinismus auf religiösem oder politischem Gebiete anrufen zu dürfen wähnen; und wie berühren sich die beiden Groſsen schlieſslich in ihren letzten Worten an ihr Volk, d. h. nicht an die empirische Masse der Zeitgenossen, sondern an das Volk über und hinter der gemeinen Gegenwart, an das sich schlieſslich jeder tiefere Künstler wendet: wenn Schiller den trotzigen Individualisten Tell durch eigene Erfahrung zum Vorkämpfer einer nationalen Bewegung reifen läſst, so endet Faust, die gewaltigste Individualität, die jemals über die Bretter der Bühne geschritten ist, in der durch innere Erlebnisse und durch die Wahrnehmung der Folgen eigenen Handelns bewirkten freiwilligen Überwindung alles Egoismus, in der bewuſsten, erzieherischen Arbeit an seinen Mitbürgern. Der eine führt sein Volk zum Befreiungskampfe, der andere zur ernstesten Arbeit ... ein lässiges 'Glück' des Philisters, ein Leben ohne Gefahren und Entbehrungen erschien keinem von beiden lebenswert, weder dem groſsen Dulder, dem die Parze vorzeitig den Lebensfaden durchschnitt, noch dem groſsen Arbeiter im Staatsdienste, der bis ins höchste Greisenalter hinein geschafft hat wie wenige seines Volkes, der nie Zeit hatte, müde zu sein, der fast das ganze Wissen seiner Zeit sein eigen nennen durfte, vor allem aber an sich selber arbeitete, unentwegt fortschreitend auf dem Entdeckungswege nach Neuland, nach wissenschaftlichen, künstlerischen, sittlichen Errungenschaften.

Darum also gehören uns die beiden nach wie vor zusammen, insonderheit auch im Hinblick auf die deutsche Schule; denn wenn wir auch, wie Fulda richtig betont, nicht mehr eine Schillerfeier begehen können wie 1859, wo das gewaltige nationale Sehnen nach Einheit und Freiheit in dem Namen Schiller gleichsam ein Symbol fand, an das es sich anklammern konnte, so sind wir doch heute weit davon entfernt, das erreicht zu haben, was Schiller erstrebte; und nicht bloſs im Hinblick auf politische und soziale Umwälzungen einer nahen oder fernen Zukunft, woran Fulda denkt, 'wenn Wogen und Stürme das jetzt friedlich dahingleitende Boot der herrschenden Klassen eines Tages wieder beunruhigen und wenn das scheinbar Feste ins Wanken gerät', sondern auf bedeutsamere und tiefere Wandlungen, die äuſserlich nicht so ins Auge fallen, um so mehr aber zum Bewuſstsein erhoben und vor allem dem Gefühl nahe gebracht werden müssen, verlangen wir eine Schillerrenaissance, eine nicht bloſs vermehrte, sondern vertiefte und aufs neue durchgeistigte Beschäftigung mit Schiller: im Hinblick auf die ästhetisch-sittliche Erziehung unseres Volkes. Der verhältnismäſsig geringe Ertrag, den unsere heutige Übersicht auf dem Gebiete der philosophischen Schillerforschung zu verzeichnen hat, ist bedeutsam dafür, wie wenig man sich eigentlich mit dem abgibt, worin die Ewigkeitsbedeutung Schillers ruht. Gerade jene Zeit, die hier und da gewiſs in echter und wahrer Begeisterung, vielfach aber sicherlich auch mit jenem faulen Enthusiasmus, von dem Goethe als von 'eingepökelter Heringsware' redet, dem groſsen Landsmanne zujubelte, ge-

[1] Vgl. Schiller über die Weltauffassung des ernsten Realisten, Schriften (Goedeke) X, 519 f.



rade sie hat den einzigen, der mit Schillers künstlerischen und volkspädagogischen Idealen Ernst zu machen suchte, hat Richard Wagner mit Spott und Undank ohnegleichen belohnt und ihm ein Martyrium bereitet, das oft Zug für Zug demjenigen des gefeierten Meisters zu vergleichen ist. Man versenke sich wieder in Schillers Weltanschauung, die nur in ihrer speziellen Anwendung auf einzelne Fragen des gesellschaftlichen Lebens seiner Zeit veraltet, in ihrem Kern noch lange nicht verarbeitet, geschweige denn überholt ist, und man wird finden, wie modern, ja wie weit unserer Zeit vorausgeeilt dieser grofse, tapfere Mensch, dieser tiefe und wahrheitsfreudige Denker ist. Da kommt es denn nicht darauf an, ob wir in politischer, kultureller und künstlerischer Hinsicht heute anderer Meinung sind als damals, was Fulda ganz richtig hervorhebt, auch nicht auf die veränderte Stellung der Frau oder auf unseren Umgangston, der dem Pathos so abgeneigt ist, dafs er den Künstler und den Redner herabzerrt; auch nicht das kann uns in seinem Genusse beeinträchtigen, dafs wir heute entschieden naturalistischer geworden sind als Schiller, dafs wir in der dichterischen, insbesondere dramatischen Darstellung eine ganz erheblich breitere Heranziehung der konkreten Elemente des Daseins ästhetisch aufzunehmen und zu verarbeiten vermögen und dementsprechend fordern als vor hundert Jahren; das alles will wenig sagen; so gut wir uns in die Stube eines schlesischen Fuhrmanns oder in die Höhlen russischer Finsternis hineinzuversetzen und, was Schiller zu seiner Zeit noch nicht vermochte, auch im Lebenslauf der Enterbten das 'grofse, gigantische Schicksal' wiederzufinden vermögen, können wir solche Abstraktionsfähigkeit auch ganz gut einmal Schiller gegenüber zur Anwendung bringen und uns zu dem Ton der Genieperiode, der Empfindsamkeit, des Klassizismus zurücktasten ... es lohnt sich schon, einmal mit Schiller ein Kind seiner Zeit zu werden, weil er uns dann ebenso wie seine Zeitgenossen über die eigene und schliefslich auch über unsere Zeit hinauszuführen vermag, bis dahin, wo das Zeitliche schwindet und das Ewige, soweit es dem Menschen durch die Kunst zugänglich gemacht werden kann, seinen Glanz verbreitet.

Ist Schiller eines derjenigen Genies, die ihrer eigenen Zeit vorausgeeilt sind, dann hat jede neue Generation die Pflicht, sich aufs neue mit ihm auseinanderzusetzen und zu zeigen, wie weit sie seinen Idealen entgegengegangen ist; sie hat ferner mit den Hilfsmitteln, die sich die wissenschaftliche Methode inzwischen erobert hat, aufs neue an seine Werke heranzutreten und zu versuchen, ob sie diese nun besser versteht als eine frühere Zeit; sie hat endlich diese neuen Erkenntnisse für die Schule und das grofse deutsche Publikum fruchtbar zu machen und dadurch Schillers Gedanken zur erneuten Überführung ins Leben zu verhelfen; das ist Arbeit genug, auch wenn die Schillerforscher nicht das Glück haben wie ihre Genossen im Goethearchiv, neue Entdeckungen im reichsten Mafse verwenden zu dürfen; in Wahrheit ist doch auch hier genug zu tun; wieviel neues Licht haben die beiden grofsen Biographien von Minor und Weltrich über den Dichter und seine menschliche und künstlerische Jugendentwickelung zu verbreiten gewufst; diese Arbeiten sind nicht abgeschlossen, es scheint, als sollten beide Werke Fragmente bleiben; da heifst es zugreifen, zum mindesten hier und da die einzelnen Punkte aufhellen; und da Goedekes grofse 'historisch-kritische Ausgabe' weder dem Literarhistoriker noch dem Textkritiker heute völlig genügen kann, so wäre eine wahrhaft wissenschaftliche Schillerausgabe doch ein dringendes Bedürfnis. Leider ist aber bis heute von einer solchen nichts ans Tageslicht getreten.

Immerhin können wir unseren Lesern eine ganze Reihe von wertvollen Ausgaben, biographischen und erklärenden Schriften vorlegen, die zur kräftigen Wiederbelebung einer tätigen Versenkung in Schillers Werke geeignet sind.

Die vornehmste unter allen literarischen Jubiläumsgaben ist jedenfalls die 'Säkularausgabe' der 'Sämtlichen Werke' Schillers in 16 Bänden, die unter Leitung von der Hellens im Cottaischen Verlage erscheint, ein würdiges Gegenstück zu der dortselbst veranstalteten Goetheausgabe. Wir haben hier endlich eine klassische Edition für das deutsche Haus, eine solche, die nicht nur durch relative Vollständigkeit und würdigste Ausstattung, sondern auch durch kritische Gediegenheit und durch erklärende Beigaben aus der Feder hervorragender Fachleute sich vor allen uns sonst bekannten auszeichnet. Freilich muſs betont werden, daſs die Wissenschaft aus dieser Ausgabe zwar reichen Nutzen ziehen kann, insbesondere aus den exegetischen Teilen, daſs es sich aber um eine spezifisch wissenschaftliche Ausgabe, die etwa im akademischen Unterricht oder Einzeluntersuchungen zugrunde gelegt werden könnte, nicht handelt; der Text ist zwar nach kritischen Grundsätzen hergestellt, entbehrt aber des kritischen Apparates; jene Vollständigkeit, wie sie Gödekes freilich in Hinsicht auf die Textgestaltung hier überholte Edition darbietet, ist nicht angestrebt. Wir sind aber weit entfernt, dem verdienten Verfasser aus seiner durch die Bestimmung der Ausgabe bedingten Zurückhaltung einen Vorwurf zu machen; seine selbständige, sorgfältige Arbeit darf nicht unterschätzt werden.

Bietet er uns doch gleich im ersten Bande etwas ganz Neues und Eigenartiges in der Anordnung der Schillerschen Gedichte. Bekanntlich rührt die Reihenfolge, an die wir von Jugend auf durch die landläufigen Ausgaben gewöhnt sind, mit ihrer Einteilung in 'drei Perioden' nicht von Schiller selbst, sondern von Körner her. Die Ausgabe der Gedichte von 1800 berücksichtigte die Jugendlyrik so wenig, daſs sie für einen späteren Herausgeber, der minder hohe Ansprüche stellte als der gereifte Dichter selbst, nicht bindend sein konnte. Die zweite Sammlung von 1803 nahm zwar eine groſse Anzahl der ältesten Arbeiten auf, aber ohne die von Schiller beabsichtigte Umschmelzung. Aus beiden Bänden wollte dann der Dichter für die von seinem Verleger Crusius vorbereitete 'Prachtausgabe' eine Auswahl in ganz neuer Anordnung treffen. Die Drucklegung dieser im Plane fertiggestellten Ausgabe hinderte zunächst Krankheit, dann der Tod Schillers und späterhin geschäftliche Verhältnisse. So blieb es denn in der Folgezeit meistens bei Körners recht willkürlicher Anordnung, bis in neuerer Zeit einzelne Herausgeber, u. a. der verdiente Bellermann, eine chronologische Reihenfolge herzustellen versuchten. Schiller hatte nicht an eine solche, sondern an eine Anordnung nach inhaltlichen und ästhetischen Gesichtspunkten gedacht. Wie feinsinnig diese durchgeführt ist, zeigt der nun durch von der Hellen bewirkte Abdruck der Gedichte nach seinen Intentionen in vier Büchern, deren erstes und zweites die Lieder und Balladen, deren drittes und viertes die Gedankendichtungen bringen. Im 'Anhang' führt von der Hellen alle diejenigen Gedichte auf, die in den Sammlungen von 1800 und 1803 stehen, aber in die Prachtausgabe nicht mit übergehen sollten, so u. a. die 'Phantasie' und 'Die Entzückung an Laura', 'Graf Eberhard der Greiner von Württemberg', 'Die berühmte Frau' und die Rätsel, und endlich soll der uns noch nicht vorliegende zweite Band als 'Nachlese' bringen, was von jenen beiden Sammlungen ausgeschlossen wurde. Die Stücke aus der Äneide sind mit anderen Übersetzungen im zehnten Bande vereinigt. Wie weit die 'Nachlese' reichen wird, läſst sich heute noch nicht sagen, doch hoffen wir im Interesse des Publikums auf einen durch keine Prüderie verkürzten Abdruck der 'Anthologie'. Es ist hohe Zeit, daſs unsere gebildeten Zeitgenossen endlich einmal den wahren Schiller auch in den Jahren seiner Entwickelung kennen lernen. — Minder als die Textgestaltung wird die Erklärung des ersten Bandes alle Ansprüche befriedigen, was ja durch die Natur der Sache gegeben ist. Von der Hellen beschränkt sich im groſsen

ganzen auf die Entstehungsgeschichte der Gedichte, in die er hier und da, z. B. beim 'Lied an die Freude', den Abdruck unterdrückter Strophen einflicht. Dafs der Erklärer sich nicht in Einzelheiten verlieren wollte, ist wohl verständlich, aber für die 'Künstler', für 'Das Ideal und das Leben', auch für die 'Glocke' und den 'Spaziergang' mufste entschieden mehr geboten werden, als hier geschieht. Im allgemeinen sucht er den Gehalt der bedeutenderen Nummern in ein kurzes Schlagwort zusammenzufassen, wobei er meistens, aber nicht immer glücklich ist. Ich sehe in Leanders Tat nicht eine Versuchung der Götter wie von der Hellen S. 309 (zum 'Taucher'); läge eine solche vor, so hätten nach Schillers Anschauung die Himmlischen längst einschreiten müssen; an Hybris könnte man höchstens bei den kühnen Worten der Hero denken; das Verhalten des Jünglings aber möchten wir lieber mit dem des Ritters Toggenburg auf eine Linie stellen, dessen unüberwindliche Liebe unser Erklärer S. 311 wohl zu würdigen weifs.

Erwähnt sei hier gleich noch die vornehm ausgestattete Pantheonausgabe der Gedichte, in der Weifsenfels eine im grofsen ganzen an Körner sich anschliefsende, doch mannigfach erweiterte und auch in der Reihenfolge oft selbständige Auswahl mit sehr knappen Bemerkungen, aber mit einer gehaltvollen, das allmähliche Ausreifen der Weltanschauung des Dichters darstellenden Einleitung des Dichters veranstaltet hat. Eine besonders wertvolle Beigabe bilden die Reproduktionen der Schillerporträts von Graff, Doris Stock und Weitsch, ferner Frau von Kalb von Tischbein und Lotte von Simanowitz, endlich Schillers Geburtshaus und eine Handschriftprobe.

Weifsenfels verdanken wir auch die Bearbeitung des 'Don Carlos' in der Jubiläumsausgabe. Eine sehr ausführliche Einleitung erklärt das Werk auf Grund seiner Quellen und der gerade hier besonders wichtigen Entstehungsgeschichte. Wir wüfsten seiner, gründliche Beherrschung des Materials beweisenden knappen, doch vielsagenden Zusammenfassung wenig hinzuzufügen; nur die Entwickelung, die Marquis Posa durchmacht, die dramatische Bedeutung des Widerspruchs zwischen seiner besonnenen Art in den ersten und seiner Schwärmerei in den letzten Akten scheint uns nicht ganz den Absichten des Dichters gemäfs erfafst, und den 'Briefen über Don Carlos' ist der Herausgeber hier noch nicht gerecht geworden. Seinem Text legt Weifsenfels im ganzen die Fassung zugrunde, die der Dichter selbst im 'Theater' (1805 ff.) letztwillig drucken liefs, geht aber in Einzelheiten oft auf die älteren Drucke zurück, besonders wo es sich um willkürliche Schlimmbesserungen fremder Hand und um einzelne, von Schiller selbst später nicht absichtlich, sondern unter dem Zwange des von ihm zugrunde gelegten Abdrucks von 1801 fallen gelassene, ältere metrische Besserungen handelt. Seinen reichen Anmerkungen geht ein Abdruck des Bauerbacher Entwurfes und der ersten Szene in der Thaliafassung von 1785 voraus.

Weit kürzer als Weifsenfels fafst sich Petersen in den Einleitungen zum sechsten Bande, der 'Maria Stuart' und die 'Jungfrau von Orleans' bringt, doch geben die Anmerkungen reichlichen Aufschlufs über das Verhältnis der Dramen zu den historischen Quellen. Petersen sieht in der 'Jungfrau' wie späterhin im 'Tell' eine Reaktion des Temperaments gegen die im 'Wallenstein' und in der 'Maria' bewährte Objektivität gegenüber dem Stoff. Ob wirklich Schiller die Geschichte der englischen Königin blofs mit der 'reinen Liebe des Künstlers' behandelt hat? Wir hoffen an anderer Stelle nachzuweisen, dafs selbst Wallenstein gegenüber die Kühle, mit der Schiller an seinen Stoff herantrat, allmählich doch einer wärmeren Stimmung Platz machte; aber während hier der Gegenspieler, Octavio, eine zwar kleinliche, aber doch im ganzen würdige Rolle spielt und dem Helden gegenüber in unseren Augen steigt, sinkt Elisabeth, wie Petersen

richtig darstellt, vor uns von Stufe zu Stufe, so dafs sie schliefslich wohl äufserlich den Sieg davonträgt und sich rühmen darf, 'Königin von England' zu sein, in Wahrheit aber eine sehr empfindliche moralische Niederlage erlitten hat. Diesen äufseren Erfolg bei innerem Zusammenbruch und gänzlichem Überwiegen des egoistisch-leidenschaftlichen Elements, gegen das im Anfang noch ein menschliches Gefühl ankämpfte, fanden wir schon bei König Philipp, und meisterhaft hat es später Hebbel in seinem Herodes durchzuführen gewufst. Auch das ist Tragik, dies allmähliche Hinsinken, gegen das der Träger des Charakters sich vergeblich zu wehren strebt. So wird auch Wallenstein allmählich zum vollendeten Egoisten. Dem gegenüber steht die Figur Marias, die mit ihrer schrittweisen Läuterung uns das Herz abgewinnt und entschieden auch dem Dichter abgewonnen hatte. Zu ihr steht er anders als zu Wallenstein; von diesem wenden sich die Getreuesten und Edelsten der Seinen allmählich ab, Marias Getreue halten bis zuletzt bei ihr aus, ja in ihren Augen steht sie schliefslich wie eine Heilige da, sie rechtfertigen sie nicht blofs, sie beten sie fast an und lenken dadurch unser eigenes Herz, wie ihre Worte das Sprachrohr der Gefühle des Dichters sind. Dem gegenüber kann auch die bekannte Briefstelle vom 19. Juni 1799 nicht verfangen (Jonas VI 46): 'Meine Maria wird keine weiche Stimmung erregen, es ist meine Absicht nicht, ich will sie immer als ein physisches Wesen halten, und das Pathetische mufs mehr eine allgemeine tiefe Rührung als ein persönliches und individuelles Mitgefühl sein. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist, nur heftige Passion zu erfahren und zu entzünden. Blofs die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie.' Das beweist nur, dafs Schiller während der ersten Phase seiner Ausarbeitung (das Stück war erst ein Jahr später fertig!) sich mit der Absicht einer möglichst objektiven Darstellung trug; der Schlufs ist ihm augenscheinlich erst später aufgegangen, wie ja bekanntlich auch der Beschlufs des Wallenstein seine tieftragische Gestaltung erst in der letzten Periode der Tätigkeit am Werk erhielt. Aus ebendiesem Grunde möchte ich hinsichtlich der 'Jungfrau von Orleans' das Böttigersche Zeugnis nicht so ohne weiteres verwerfen, wonach Schiller zunächst im Anschlufs an die Geschichte Johannas Feuertod in Rouen erwogen hätte. Freilich, 'Schillers Art war es nicht, ohne entschiedenen Plan ins Blaue hinein zu arbeiten' (Petersen, S. 21), wohl aber hatte er meist mehrere Pläne zur Verfügung, die einander nicht selten kreuzten. Hier handelte es sich nur um den Eindruck auf den Zuschauer, nicht zwar einen gemein theatralischen, sondern um die 'Inokulation' des grofsen Schicksals, und dieser Zweck verlangte das Durchkämpfen der Heldin bis zur freiwilligen Anerkennung des Unumgänglichen, bis zu der von Schiller geforderten 'moralischen Selbstentleibung', da die Heldin mit freundlich dargebotenem Busen das Geschofs vom sanften Bogen der Notwendigkeit empfängt. Das konnte sie dem Holzstofs gegenüber so gut bewähren wie angesichts des Todes im Kampfe. Was den Dichter dennoch abschreckte, war wohl ein anderes. Die Gerichte, denen sich ein Karl Moor oder ein Präsident Walter überliefern, bleiben hinter der Szene und dürfen, so erbärmlich uns die äufsere Weltordnung erscheinen mag, gegen die der Räuber und Ferdinand angekämpft haben, doch immer auf Respekt, auf innere Anerkennung bei uns rechnen, sie sind die irdischen Vollstrecker des allmächtigen Schicksals, gegen das die Helden in die Schranken getreten sind. Der englische Gerichtshof aber, vor dem Johanna erscheinen sollte, mufste notwendig widerwärtig und abstofsend wirken, und eine Unterwerfung unter seinen Spruch hätte dem heroischen, erhebenden Abschlufs Eintrag getan; gerade die Ahnung eines höheren Schicksals, mit dem sich die Heldin identifizieren sollte, wäre doch durch eine derartige theatralische Anschauung unterbunden worden. — Petersen legt der 'Maria Stuart' den ersten Druck (1801) zugrunde, be-

rücksichtigt aber auch die älteren Bühnenmanuskripte und die englische Übersetzung von Mellish, leider auch diese ohne Kenntlichmachung der betreffenden Abweichungen. Für die 'Jungfrau' konnte der Herausgeber das für die Neuausgabe im 'Theater' (1805) von Schiller eigenhändig und sehr stark durchkorrigierte Exemplar des ersten Druckes benutzen.

Für die Herausgabe der Schillerschen Übersetzungen (Band IX und X) war Albert Köster, der Darsteller 'Schillers als Dramaturgen', der berufene Mann. Die Einleitungen geben im grofsen ganzen die Resultate jenes gröfseren Werkes wieder. Auch heute noch steht Köster auf dem Standpunkte, dafs Schiller, der in seiner Jugend Macbeth 'teuflisch' nannte (Schriften I, 341), späterhin einen 'edlen Feldherrn' in ihm sah, 'der nur der Versuchung der Hexen und seines Weibes erliegt'. Ein solcher Held wäre in der ganzen Schillerschen Dramatik unerhört, und gerade die Freiheit, die sich Schiller in ethopoetischer Hinsicht allen seinen Vorlagen gegenüber nimmt (trefflich hat das Köster selbst für die 'Turandot' nachgewiesen!), hätte am wenigsten hier eine heteronomische Beeinflussung eines Mannes, der sich doch im Kampfe seiner Haut zu wehren weifs, zugestanden. Auch von Wallenstein heifst es, zu schwer sei für sein schlimm verwahrtes Herz die Versuchung gewesen, aber das schlimm verwahrte Herz ist das erste und die Versuchung das zweite; auch für Gestalten wie Max Piccolomini kommt es zu einer Trübung ihrer seelischen Harmonie, aber sie bleibt vorübergehend, und sie finden, mögen sie auch physisch zugrunde gehen oder des Lebens überdrüssig werden, doch moralisch ihr Gleichgewicht wieder. Zu diesen Naturen gehört Wallenstein nicht, der sich selber sagt, dafs er nicht ohne Wunsch durchs Leben gehen könne, dafs seine Natur ihn zur Erde herniederziehe, unter deren Oberfläche schlimm geartete Dämonen hausen. Gewifs verfolgt er edle Zwecke, aber dazu bedarf er der Macht, und diese 'Macht ist's, die sein Herz verführt'. Genau so steht es mit Macbeth. Die Versuchung ist eben nicht das Ausschlaggebende, der letzte Grund des Unheils liegt im eigenen Charakter, und um das so klar und deutlich als möglich zu machen, hat Schiller die Hexenszene am Eingang so bedeutsam erweitert. Hier wird dreimal ganz klar ausgesprochen, dafs es auf den Menschen selbst, auf seine innerste Anlage ankomme, wie er sich der Prophezeiung gegenüber verhalten werde. Einen Banquo läfst die Wahrsagung ziemlich kalt, Macbeth wird aufs tiefste von ihr betroffen, weil sie an seinen Lebensnerv rührt. Schon lange hat er von Herrscherwürde geträumt, nun scheint sich die Erfüllung darzubieten. Die Tragik liegt aber bei ihm wie bei Wallenstein und der Königin Elisabeth darin, dafs er, zum mindesten nach Schillers Auffassung, keine Renaissancenatur im Sinne der Übermenschen der italienischen Dynasten ist, dafs ihm das robuste Gewissen fehlt, worüber Richard III. verfügt. Was er um seiner Leidenschaft wegen tun mufs, das bereitet ihm aus sittlichen Gründen Schauder, und es bedarf eines gewaltsamen Anlaufs, um über diese Bedenken hinwegzukommen. Dieser Anlauf nun erfolgt auch hier auf ganz parallele Weise wie bei Wallenstein: der energische Abfall zum Egoismus und zur Sinnlichkeit, die Umwandlung zum krassen Tyrannen fällt mit der Hingabe an den Aberglauben, an das bewufste Erforschenwollen des Unergründlichen zusammen; hier sucht Macbeth selbst die Hexen auf, um bei ihnen Rats zu holen; und getreu dem Wink ihrer Meisterin, die schon böse darüber ist, dafs sie einem schwachen Menschen Ungeheures zugemutet haben, verblenden sie ihn nun bis zur Bewufstlosigkeit und lassen ihn auf diese Weise in sein Verderben rennen. Wie Wallenstein, ficht dieser Macbeth zuletzt blofs noch um sein äufseres nacktes Leben; sein Herrschertrieb ist zum Selbsterhaltungstrieb herabgesunken. 'Betrüglich' sind die Wahrsagungen der Hexen nicht, insofern sie sich nachher als falsch herausstellten, sondern insofern sie von dem abergläubischen und durch Leidenschaft ver-

blendeten Menschen als Bestimmung aufgefafst werden, die er mit irdischen Mitteln zu verwirklichen habe. Banquo wartet ab, was das Schicksal bringt, und strebt der Königswürde für seine Nachkommen nicht nach; 'mit dem Geschick in hoher Einigkeit' erreicht er ohne Eingriff in den natürlichen Verlauf der Dinge das in Aussicht gestellte Ziel. — Wenn anderseits Köster meint, der Wortreichtum der Schillerschen Bearbeitung gegenüber dem Original sei darin begründet, dafs es Schiller 'häufig genug Selbstzweck war, schöne Verse zu dichten, für die erstrebte neue Kunst der Bühnendeklamation', so möchten wir auf den weiter unten zu Bartels' Aufsatz herangezogenen Ausspruch des Dichters über die Notwendigkeit einer ausgiebigeren Diktion verweisen.

Auf die treffliche Einleitung zu 'Turandot', die alles für das weitere Publikum zur literarhistorischen Orientierung Unentbehrliche mit mustergültiger Knappheit bringt und Gozzis dichterische Eigenart und Technik scharf beleuchtet, sei nur mit dem Ausdruck des Dankes verwiesen. Was die 'Phädra' angeht, so hätten wir gern eine Erklärung dafür gehört, warum Schiller unter den französischen Klassikern allein Racine von der sonst allgemeinen Verurteilung ausnahm; die bei aller formellen Gebundenheit doch unverkennbar realistische Darstellung des emotionellen Lebens, die diesen Dramatiker vor dem descartisch vernunftkühlen Corneille auszeichnet, mochte wohl den Ausschlag geben. Das meint wohl Karoline Wolzogen mit ihren auch bei Köster angeführten Worten: 'Diese grofse Darstellung der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit ergriff uns im tiefsten Inneren und entzückte uns.' Leider geht Köster, der in den Einleitungen zu den euripideischen Stücken die Übersetzertechnik Schillers so eingehend und klar erörtert, auf die Auffassung der griechischen Figuren nicht ein. Die Anmerkungen zur 'Iphigenia' hat er in seinem reichen Kommentar mit verarbeitet, sie sollen aufserdem noch einmal unter den 'Vermischten Schriften' im Zusammenhang gebracht werden; wie gern hätten wir aus der Feder des feinsinnigen Herausgebers eine Auseinandersetzung über den Charakter des Agamemnon usw. gelesen!

Leider reicht der hier zur Verfügung stehende Raum nicht zu, um einem so inhaltreichen Werke wie dem *Marbacher Schillerbuch*, das den Reigen der Forschungen billig eröffnet, in allen seinen Teilen gerecht zu werden. Für die prachtvolle Ausstattung haben wir unseren Dank wohl der Verlagsbuchhandlung abzustatten, die auch für eine im ganzen trefflich gelungene Wiedergabe einer sehr grofsen Anzahl von Porträts Schillers und der Seinigen, von Abbildungen seiner Wohnstätten usw. Sorge getragen hat. Hier nur ein kurzer Überblick über das Wichtigste des Gebotenen mit einzelnen, mehr gelegentlichen Bemerkungen. Erich Schmidt teilt einen Brief Humboldts an Frau von Staël über Schillers Tod mit, Alexander von Gleichen-Rufswurm berichtet über das 'Schillermuseum zu Greifenstein', Baumeister versucht 'Schillers Ideen vor seinem Dichterberuf' zu entwickeln. Über das Thema eines der bedeutendsten Beiträge: 'Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen' von Theobald Ziegler, habe ich mich inzwischen in einem eigenen Buche geäufsert. Feinsinnig verfolgt Walzel die Andeutungen über bildende Kunst in Schillers Werken. 'Nicht seine Begabung, nicht eine anregungsreiche künstlerische Umgebung hat Schiller dem Reiche der Plastik und Malerei zugeführt. Und doch möchten wir nicht missen, was innerhalb seines Schaffens diesem Reiche angehört. Der Philosoph Schiller hat hier Anschauungen gefunden für seine Lieblingsideen; der Phantasie des Dichters ist diese Anschauung eine Quelle geworden, aus der sie gern schöpft. Dem Dramatiker, der von einer musikalischen Stimmung ausging, erstanden durch die bildende Kunst plastische Ruhepunkte für die Melodie seiner tragischen Muse.' Mit besonderer Freude begrüfsen wir die Bei-

träge der amerikanischen Germanisten. Da spricht M. Dexter Learned-Philadelphia über 'Schillers literarische Stellung in Amerika', F. Richter-St. Louis über den Schillerverein in Amerika und Otto Schneider-Evanston über 'Schiller als Bannerträger des deutschen Gedankens in Amerika'; ganz kurz, aber bedeutsam sind die Ausführungen Franckes über 'die innere Verwandtschaft von Naturalismus und Symbolismus'. 'Sowohl Naturalismus wie Symbolismus sind Ausflüsse einer intensiv gesteigerten Subjektivität, eines fieberhaft gespannten Interesses an dem Innenleben.' Leichter wiegt Pfisters Aufsatz über 'Schiller als Kriegsmann' oder ein Beitrag wie die 'Tellstudien' Auerbachs, die Bettelheim aus dem Nachlafs abdruckt. Biographische Ausführungen geben Straufs, 'Friedrich Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule', H. Fischer, 'Schiller und die Seinigen bei Hermann Kurz', Pfeiffer über 'Schiller in der Karlsschule'; auch Weizsäcker über 'Christophines Schillerbilder' gehört dahin. Für uns bedeutsamer sind die literargeschichtlichen Ausführungen. Geschickt führt Kilian ('Don Carlos auf der Bühne') seine aus der Reclamschen Bibliothek bekannte, ausgezeichnete Don Carlos-Bearbeitung ein. Weniger spricht uns der Aufsatz von Westenholz 'Wallenstein und Macbeth' an, der bei weitem nicht so tief in das psychologische Problem des 'Wallenstein' eindringt als die obenerwähnte Arbeit von Ziegler. L. Geigers Aufsatz 'Schiller und Diderot' ist wichtig durch seine Vergleichung zwischen der Erzählung 'Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache' mit dem Original, weniger durch den kurzen Hinweis auf die verschiedene Gestaltung des gleichen Stoffes, des Motivs der 'Bürgschaft' bei beiden Dichtern. Adolf Frey weist die Beziehung zwischen 'Schiller und Matthisson', insbesondere im 'Spaziergang' nach, verfolgt auch Spuren der Einwirkung des Lyrikers bis in den 'Tell' hinein, dessen Held dem von jenem verherrlichten Berufe des Gemsjägers obliegt. Trefflich wägt er in einer Analyse des Schweizerdramas die durch die feststehenden Motive bedingten Schwierigkeiten ab, die sich der dramatischen Komposition in den Weg stellten und bei dem eiligen Abschlufs des Werkes sich nur um so fühlbarer machten. Sehr wertvoll für den deutschen Unterricht sind seine Ausführungen über Gefsler, minder zwingend erscheinen seine Bedenken gegen den Schlufs der Eingangsszene. Interessante Studien über 'Schillers Balladentechnik' bietet Bulthaupt, und Litzmann erfafst 'Schillers Balladendichtung' als Ganzes, um auf ihren tiefen Gehalt und ihre formale Vollendung hinzuweisen. Mit Recht betont er den hohen künstlerischen Wert dieser kleineren Werke des Dichters und verwahrt sich gegen ihre handwerks- und gewohnheitsmäfsige Behandlung in der Schule. 'Die Folge ist, dafs die Jungen alle Freude und allen Respekt vor dem Kunstwerk verlieren und mit Schillerschen Balladen den Begriff und die Vorstellung von unerträglicher, moralisierender Pedanterie und höchstens von einer Reihe schön klingender Verse verbinden lernen. Wenn wir so fortfahren, so werden wir Schiller uns und unseren Kindern bald völlig verleidet haben. Hier wäre ein Warnungsruf, videant consules, am Platze. Denn es handelt sich um einen geistigen Raubbau, der uns unermefslichen Schaden tut.' Diese Gefahr können Aufsätze, wie die beiden zuletzt genannten, die sich teilweise miteinander berühren, gar wohl vermindern, und darin beruht der Wert solcher Mahnrufe, dafs die Meister der Wissenschaft selbst Hand anlegen, um die Zustände zu bessern. Nur gilt, was Litzmann von den Balladen sagt, noch mehr von den Dramen. Was uns not tut, ist ein wissenschaftlich exakt fundierter und von künstlerischem Nachempfinden getragener grofser Gesamtkommentar zu Schillers Werken — eine Arbeit, um deren Anbahnung und Förderung sich unsere Akademien im Jubiläumsjahre verdient machen dürften!

Wertvoll durch die mutige Zerstörung altererbter Irrtümer ist auch

der Aufsatz von Otto Harnack über 'Schiller und Herder'. Vielleicht geht er etwas zu weit in der Behauptung, Weimar sei zur Klassikerzeit überhaupt keine literarische Stadt gewesen, aber das kann man ihm ohne weiteres zugeben: 'Was die grofsen Dichter anzog und festhielt, waren die Persönlichkeiten des Herzogs und seiner Mutter, die es verstanden, die verschiedensten Individualitäten zu fesseln; für sich aber lebte jede dieser Individualitäten isoliert, wohl fanden sie sich bisweilen für eine Strecke Wegs mit einer anderen zusammen, aber nur soweit es der Gang des eigenen Geistes ihr wünschenswert machte. Selbst mit dem spät geschlossenen Freundschaftsbund Schillers und Goethes steht es nicht anders.' Und ausgezeichnet ist die Auseinandersetzung über die schliefsliche Trennung Herders von der Horengenossenschaft, der er nur scheinbar eine Zeitlang angehört hatte; vielleicht hätte Harnack hier die Farbe etwas kräftiger auftragen und auch der weiblichen Einflüsse gedenken sollen, die hier im Spiele waren, immerhin war es gut, den Nachdruck darauf zu legen, dafs bei dem grollenden Ausweichen Herders weniger kleinliche Verbitterung als ein klares Bewufstsein davon entscheidend war, dafs jede der grofsen Naturen ihre eigenen Wege ging; das Ziel mochte das gleiche sein, die Weggenossen aber konnten nicht Schulter an Schulter dahinsteuern. Dagegen möchte ich nicht gleich für die erste Weimarer Zeit und besonders für die Jenaer Jahre das Verhältnis der beiden Männer so kühl auffassen, wie Harnack tut. Dieser übersieht augenscheinlich manches wichtige Dokument, wie den Brief (Jonas Nr. 271) an Körner vom 15. Mai 1788: 'Ich habe mich mit Herder über historische Schriftstellerei, Magnetismus und verborgene physische Kräfte unterhalten. Er ist sehr für die letzteren ... so sagt er von sich, dafs ihm das erste Zusammenkommen mit einem fremden Menschen ein dunkles physisches Gefühl erwecke, ob dieser Mensch für ihn tauge oder nicht. Herder neigt sich äufserst zum Materialismus, wo er nicht schon von ganzem Herzen daran hängt. Sein letzter Teil der Ideen wird, wie er mir sagt, nicht herauskommen. Fertig ist er längst; warum er damit zurückhält, mochte ich ihn nicht fragen, weil es wahrscheinlich seine verdriefsliche Ursache hat. Vielleicht kann ich ihn im Manuskript von ihm erhalten, und dann sollst Du auch dabei zu Gaste sein. Ich bin willens, Herdern diesen Sommer sozusagen zu verzehren.' Diese Stelle zeigt, dafs von einer gegenseitigen Interesselosigkeit, wie sie Harnack S. 75 konstatiert, keine Rede sein kann; und dafs Schiller die 'Ideen' nicht blos gelesen, sondern auch für seine eigenen historischen Arbeiten benutzt habe, hoffe ich in Kürze an anderer Stelle nachweisen zu können. Auch kann man nicht Herder so ohne weiteres als Kulturhistoriker, Schiller als vorwiegend politischen Geschichtschreiber hinstellen, wie das S. 76 geschieht. Auch Schiller hat das allgemeine Kulturelement theoretisch und praktisch scharf betont. Freilich hat Harnack sehr recht damit, dafs Schiller immer wieder bei der Herausarbeitung der grofsen Menschen anlangt, die eigentlich die Geschichte 'machen', und ebenso klar legt unser Berichterstatter den Grundunterschied der Weltanschauung dar, der Herder von den beiden grofsen Freunden trennte. Herder strebt nach Humanität an sich, Goethe und Schiller meinen, 'dafs jede Tätigkeit nur dadurch zu ihrer höchsten Stufe gelange, dafs sie Selbstzweck wird'; wir werden sagen können: Herder fafst die Humanität in realistischem, die beiden Klassiker in nominalistischem Sinn auf; es geht ihnen mit ihr wie Luther mit der Religion und dem Christentum, sie ist nicht eine Sache für sich, sondern gleichsam eine Methode, andere Sachen anzufassen; der Künstler, der Gelehrte, der Staatsmann, sie alle haben auf ihrem besonderen Betätigungsfelde an der Herausarbeitung des allgemein Menschlichen mitzuarbeiten; dabei läfst sich klar und scharf etwas denken; Herders Begriff der Humanität aber schwebt in der Luft und ist

im Grunde genommen von seiner eigenen Individualität abhängig; je enger und kleiner diese allmählich wurde, um so mehr mulste er an Wirksamkeit ins Grolse einbülsen.

Weniger zufrieden sind wir mit dem Beitrage Adolf Bartels' über 'Schillers Theatralismus'; der Verfasser verwahrt sich gegen den Vorwurf der Schillerfeindschaft; wir wollen diesen nicht aufs neue erheben, mag Schiller befeinden, wer will und sich's zutraut. Wenn aber Bartels in der Stelle seiner Literaturgeschichte, die er hier ausschreibt, die Behauptung aufstellt: 'Ich bin allerdings der Ansicht, dafs das spezifisch Schillersche (im Drama, wohlverstanden, besser noch in der dramatischen Gestaltung) überwunden werden mufs, ja längst überwunden ist, da alle Schillerianer von Auffenberg bis Wildenbruch in der Hauptsache gescheitert sind' — dann müssen wir doch sein Verständnis billig einigermafsen anzweifeln; denn alle Formen der Schillerschen Dramatik fliefsen aus dem Bestreben hervor, seine von Bartels höchlichst gepriesene Weltanschauung an dem bestimmten dramatischen Problem, das er bearbeitet, zum Ausdruck zu bringen. Weil aber Schiller zwar überkommene Formen verschiedener Art zur Verfügung hatte, seine Weltanschauung aber neu und einzig war, so sehen wir ihn in der Form bald hier, bald dort tastende Versuche wagen, so dafs von einem 'spezifisch Schillerschen' in der dramatischen Gestaltung eigentlich kaum die Rede sein kann. Bartels wirft nun Schiller 'Theatralismus' vor, d. h. den 'blofsen Schein an Stelle des das Leben spiegelnden Scheins, im tiefsten Grunde natürlich das Unvermögen, das Leben wahrhaft zu gestalten, dann natürlich auch das quasi geschäftliche Raffinement, das die durch das Theater mögliche Wirkung genau studiert hat und nun statt des wirklichen Gewitters das brillante Feuerwerk abgibt.' Natürlich stellt Schiller diese Unarten nicht in ihrer äufsersten Form dar, und 'a priori verwerflich ist sie ja nicht, so wenig wie die Rhetorik, es kommt auf den Gebrauch an.' Ich glaube aber, wenn der Theatralismus wirklich den blofsen Schein statt des ästhetischen Scheins verwendet, dann ist er ein für allemal vom Übel und darum verwerflich. Also entweder hat Schiller auf den blofsen Schein hin gearbeitet oder nicht, das ist die Kernfrage. Wer seinen Briefwechsel aufmerksam durchgearbeitet hat, wer seine Prosaschriften, insbesondere die ästhetischen Briefe, wirklich kennt,[1] wird anderer Meinung sein und hohe Achtung vor Schillers künstlerischem Ernst davontragen; wer in seinen Dramen Wort für Wort nachwägt, der wird jedenfalls kaum in die Lage kommen, irgendwo auch nur die Ansätze zu einer blofs sinnlichen oder Wirkung um ihrer selbst willen nachzuweisen, die nicht aus dem dramatischen Gefüge mit Notwendigkeit hervorginge. Freilich, aus dem dramatischen Gefüge im Sinne Schillers. Und ihm ist es ja vor allem darum zu tun, in dem Einzelschicksal, das sich da vor uns abspielt, das Ewige, Bleibende, Naturgemäfse hervorzuheben; wer dies seinen Hörern zum Bewufstsein bringen will, braucht mit Rücksicht auf das tiefe Verständnis, das unser Publikum dem Gehalt eines Dramas entgegenzubringen pflegt, szenische und Ausdrucksmittel, die an und für sich betrachtet wohl den Eindruck reiner Theatralik machen können. Aber Bartels glaubt, aus einem Briefe Schillers das Geständnis seiner theatralischen Arbeitsweise herauslesen zu können. Ist das richtig, dann können wir nichts Besseres tun, als Schillers Dramen sofort aus dem Lehrplan unserer Schulen herauszustreichen: Theatralik bietet unser öffentliches Leben genug, wir brauchen uns nicht auch noch in der Schule mit Phrasenschwindel herumzuschlagen und ihn gar als

[1] Vgl. über den Scheinbegriff besonders den sechsundzwanzigsten Brief, z. B.: 'Nur, soweit er aufrichtig ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt), und nur, soweit er selbständig ist (allein Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch.'



Bildungsmittel zu verwenden. Nun lautet die Stelle, in der Schiller einen Vergleich zwischen sich und Goethe zieht, folgendermaßen (Jonas II, 238): 'Er hat weit mehr Genie als ich und daher weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und vor allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas hinüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinen Talenten gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühle ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft.' Es erhebt sich sofort die Frage, welcher Art denn nun diese besonderen Talente Schillers sein mögen, und Bartels ist alsbald mit der Auskunft bereit, das sei 'doch nur so zu deuten, daſs der Dichter sich der ihm aus seinem Talent erwachsenden Notwendigkeit, im Drama bisweilen das theatralische Surrogat für die wahrhaft dramatische Darstellung zu geben, selber bewuſst war.' Das heiſst interpretieren! Nun geht aber alles rein Theatralische allemal aufs Sinnliche, und gerade darin hatte doch Schiller einen Goethe als superior anerkannt! Wenn nur Bartels die nächsten paar Zeilen hinzugezogen hätte, so wäre er auf den Kern der Sache gestoſsen. 'Denn ohne ein groſses Talent von der einen Seite hätte ich einen so groſsen Mangel von der anderen nicht so weit bringen können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Goethe zu wirken.' Und darauf kam es ihm vor allem an. Wenn Richard Wagner einmal im Hinblick auf Beethoven sagt, der Deutsche wolle seine Musik nicht bloſs fühlen, er wolle sie auch denken bezw. sich etwas dabei denken, so können wir Beethoven in dieser Hinsicht unmittelbar neben Schiller stellen. Goethe ist ein so allgewaltiger Beherrscher der Sinnlichkeit, daſs er durch die bloſse Anordnung des realen Lebens den Zuschauer mit fortreiſst, wohin er ihn haben will; Schiller mangelt eine Anschaulichkeit in diesem Grade, er kann den Hörer nicht unmittelbar empfinden lassen, daſs da eine Einzelhandlung von symbolischem Werte sich abspielt, er braucht ein Bindeglied zwischen Bühne und Zuschauerraum, die volle Wirkung wird durch intellektuelle Hilfe vermittelt, Schiller will den Hörer auf eine Höhe heben, von der aus er Handlung und Leiden des Helden freier, unter dem Gesichtspunkte der Notwendigkeit überschauen, mit der Freiheit der Vernunft darüber urteilen kann. Darin liegt seine Stärke, und diese hat er mit gutem Rechte ausgebildet. Darauf beziehen sich alle seine Studien, alle seine Experimente. Den tieferen Gehalt des Dramas möglichst klar herauszustellen, teils durch das mehr oder minder subjektiv gefärbte Aussprechen der wirkenden Gesetze, teils durch eine scharf ausgeprägte Form der Katastrophe, die ihre Wirkung auch auf den Durchschnittshörer nicht verfehlen kann. Denn darauf eben kommt es Schiller an, diesen durch die ästhetische Anschauung 'das unvermeidliche Schicksal zu inokulieren, wodurch es seiner Bösartigkeit beraubt und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen abgelenkt wird."[1] Dazu ist die Möglichkeit völliger Substitution des Hörers unter die Gestalten des Dramas nötig, und diese ist von der unbedingten Wahrhaftigkeit der Darstellung abhängig; diese aber verwechselt Bartels mit der Wirklichkeit, mit dem Realismus, wenn er 'geradezu erschrickt', daſs in dem Aufsatz 'Über die tragische Kunst' das 'unbedingt Wahre, das bloſs Menschliche in menschlichen Verhältnissen' als eigentlich tragisch ergiebig hin-

[1] Schriften X, 228.

gestellt wird, weil die Kunst 'bei diesem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht tun zu müssen, der Allgemeinheit desselben versichert ist.' Daraus will Bartels nämlich eine jede Individualisierung ausschließende Verallgemeinerung der Figuren ableiten und betont Schiller gegenüber als eigentliches Element des Ästhetischen das Spezifische! Ich glaube, in Wahrheit ist Schiller von dem, was Bartels fordert, in Theorie und Praxis gar nicht so weit entfernt. Denn nicht von den Charakteren und der Motivierung menschlicher Pläne und Handlungen im einzelnen fordert Schiller, wenn wir genauer zusehen, jene Allgemeingültigkeit, sondern von den letzten Prinzipien des Handelns; in bezug auf diese soll Einheit zwischen dem Publikum und dem Dichter walten, damit der Rollentausch zwischen dem Zuschauer und dem Helden auf der Bühne nicht erst eine intellektuelle Zwischentätigkeit nötig habe. In die heldenmütige Aufopferung eines Leonidas werden wir uns alle hineinversetzen können, nicht aber in den Richterspruch des ersten Brutus, wie Schiller meines Erachtens mit vollem Rechte betont; wenn sich der Zuschauer erst davon überzeugen muſs, daſs unter bestimmten Verhältnissen, wie sie die römische Doktrin mit sich brachte, eine Tat wie die des Brutus nötig und begreiflich wurde, vor der er doch selber zurückschauert, so ist seine eigene Erhebung zur ästhetischen Anschauung des Schicksals, das sein eigenes Leben durchwaltet, aber durch die empirische Wirklichkeit zumeist verdunkelt wird, zum mindesten behindert; und wenn wir ehrlich sein wollen: sucht denn ein moderner Dramatiker, sobald er ein Problem wie das vorliegende zu lösen hat, uns wirklich zeitweilig zu alten Römern zu machen? Beruht nicht die ganze Gröſse der Shakespearischen Römerdramen darauf, daſs seine Helden eben in psychologischer Beziehung so gar nicht römisch sind? Wird man nicht den Anschlag eines Coriolan unmittelbar aus dem allgemein Menschlichen bezw. den Renaissanceanschauungen, in denen Shakespeare lebte, ableiten müssen, um ihn verständlich zu machen? Anders handelt auch Schiller nicht, und wer die groſsartige Individualität Wallensteins verkennt, die uns doch so gewaltig zu Herzen spricht, dem ist nicht zu helfen. Zitiert man aber eine Schillersche Abhandlung, dann muſs man sich mit Schillers Gedankengängen so genau als möglich vertraut machen. Hier können wir nur so viel sagen, daſs Schiller seinem eigenen Geständnis nach in der angezogenen Schrift stark mit Kantischen Gedanken arbeitet; wenn er das 'bloſs Menschliche' nennt, mit dessen Hülfe er auf das wirken will, was allen Menschen gemein ist, so handelt es sich da um gesetzmäſsige Verhältnisse wie das allgemein gültige Moralprinzip des kategorischen Imperativs; wie aber dieser für Kant nur ein Formales ist, das bald diesen, bald jenen spezifischen Inhalt annehmen kann, so bietet Schillers Theorie und Praxis für das Spezifische, Charakteristische den weitesten Raum und verlangt nur die stete Beziehung auf das allgemein Menschliche, ohne die eine unmittelbare, eine ästhetische Anschauung durch den Zuhörer nicht möglich ist. Auf diese kann Schiller nicht verzichten um des Zweckes willen, den er der tragischen Dichtung überhaupt zuschreibt. Man mag diesen Zweck verwerfen und damit die ganze Schillersche Kunst; wenn man aber über sie urteilen will, muſs man sie doch als Ganzes bis in ihre psychologischen Wurzeln hin verfolgen: 'Wollt ihr nach Regeln messen, was nicht nach eurer Regeln Lauf, der eignen Kunst vergessen, sucht davon erst die Regel auf!' Jedenfalls wird niemand, der Schillers Kunsttheorie im Zusammenhang durchdenkt und seine dramatische Praxis damit vergleicht, eine äuſserliche, unmittelbare Wirkung einzelner Teile konstruieren können. Nur ein paar Beispiele dafür. Jene wunderbare Einmischung Albas in die Schluſsszene des 'Egmont', die Goethe so widerwärtig war, und die zum Glück nicht in unsere Bühnenpraxis eingedrungen ist, läſst nicht, wie Goethe meinte, auf besondere Grausamkeit Schillers schlieſsen, was Bartels auch ganz

richtig hervorhebt; es handelt sich aber auch nicht bloſs, wie er meint, um ein 'rednerisches Unterstreichen', um die unorganische Herausarbeitung eines Akzents, sondern um die letzte Durchführung der dramatischen Entwickelung des Charakters; denn darin äuſsert sich das gewaltige Schicksal in seinen Dramen, daſs es die Natur herstellt, nicht bloſs im groſsen Weltlauf, sondern in allen einzelnen Figuren; und diejenigen, die auf eine abnorme Einseitigkeit angelegt sind, erscheinen am Schluſs auf dem Gipfelpunkt dieser Entartung; ein Fiesko ist am Schlusse nur noch der Despot, Wallenstein sinkt vor unseren Augen, König Philipp droht, furchtbare Zeichen seiner Macht und Grausamkeit aufzurichten; und dieser finstere Alba, der den Unschuldigen zum Tode führen läſst, sollte so einfach von der Bühne scheiden, wie wir ihn zuletzt sahen, gleichsam als Werkzeug höherer Befehle, während doch persönlicher Neid, kleinliche Eifersucht, wenigstens nach Schillers Auffassung, offenbar mit im Spiele waren? Nein, er muſs am Schluſs als der Bösewicht dastehen, nicht zum Schreckbild, sondern um der dramatischen Entwickelung an seinem Teile ihre Rundung zu geben. Ein anderes Beispiel, das viel berufen ist. Max und Thekla erscheinen nicht, um dem Verlangen des Pöbels nach der 'belle passion' nachzugeben; sie bilden, wie uns Schillers Briefwechsel zur Genüge zeigt, in ihrer idealen Lebenshaltung nicht nur ein Gegengewicht gegen die bloſs realistische Handlungsweise der Hauptfiguren, sondern ein Hilfsmittel für den Zuschauer, um zu jener höheren Warte zu gelangen, von der aus der Untergang des Helden als eine vernünftige Zweckmäſsigkeit erscheinen muſs. Endlich und vor allem: die Schillerschen Sentenzen sind keine Glanzstücke, sind nicht auf äuſserliche Wirkung berechnet, im Gegenteil wollen sie eine möglichste Vertiefung des Eindrucks beim Zuschauer üben, sie wollen ihn zur Auffassung der Handlung von jenem höheren Gesichtspunkt anleiten, also nicht etwa moralische Belehrung im einzelnen geben, sondern im Gegenteil zur ästhetischen Anschauung des Ganzen verhelfen. 'Ich lasse', sagt der Dichter selbst, 'meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen; Sie haben mir darüber nichts gesagt und scheinen es nicht zu tadeln. Ja Ihr eigener Usus sowohl im Drama als im Epischen spricht mir dafür. Es ist zuverlässig, man könnte mit wenigen Worten auskommen, um die tragische Handlung auf- und abzuwickeln, auch möchte es der Natur handelnder Charaktere gemäſser erscheinen. Aber das Beispiel der Alten, welche es auch so gehalten haben und in demjenigen, was Aristoteles die Gesinnung und Meinung nennt,[1] gar nicht wortkarg gewesen sind, scheint auf ein höheres poetisches Gesetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Sobald man sich erinnert, daſs alle poetischen Personen symbolische Wesen sind, daſs sie als poetische Gestalten immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben, und sobald man ferner daran denkt, daſs der Dichter sowie der Künstler überhaupt auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern soll,[2] daſs er's tut, so ist gegen diesen Gebrauch nichts zu sagen. Auſserdem würde, deucht mir, eine kürzere und lakonischere Behandlungsweise nicht nur viel zu arm und trocken ausfallen, sie würde auch viel zu sehr realistisch, hart und in heftigen Situationen unausstehlich sein, dahingegen eine breitere und vollere Behandlungsweise immer eine gewisse Ruhe und Gemütlichkeit auch in den gewaltigsten Zuständen, die man schildert, hervorbringt' (Jonas V, 418, an Goethe). Goethe erkennt nur immanente Gesetze als im Menschenleben wirksam an, er arbeitet mit dem Dämonischen und erreicht den Eindruck des Lebenswahren durch seine groſs-

[1] *ἦθος καὶ διάνοια.*
[2] Vgl. die oben gestreifte Lehre vom ästhetischen Schein.



artige 'Sinnlichkeit', die Schiller an ihm neidlos anerkennt, durch eine wunderbare Fülle von Einzelheiten, die durch ihre Zusammenstimmung den Zuschauer zur völligen Aneignung des Dargestellten zwingen. Schiller ist einerseits die Gabe des 'Schauens' in irdischen Dingen nicht in dem Maſse verliehen wie Goethe, anderseits kommt es ihm mehr auf die transzendenten Gesetze an, zu denen er den Zuschauer hinleiten will; darum stört ihn alles, was die Aufmerksamkeit von den Hauptsachen, vom Bedeutsamen abzieht; wollte er sich nun in realistischen Formen ausdrücken und doch die Überfülle des Nebensächlichen, nicht streng Zugehörigen, Indifferenten, wie sie das reale Leben bietet und eine naturalistische Kunst mit verwerten muſs, ausscheiden, so bliebe ein karger Rest übrig, der eher illusionszerstörend wirken könnte; daher arbeitet Schiller mit wenigen Einzelmomenten, aber diese sucht er zu erschöpfen; er geht nicht in die Breite, sondern in die Tiefe, bis in jene Tiefe, wo wir den Erscheinungen einigermaſsen auf den Grund kommen. Wenn das theatralisch ist, dann, aber auch nur dann, ist Schiller der gröſste Theatraliker unter unseren Klassikern.

Zum Schluſs nur noch einen Beleg dafür, wie Schiller selbst über das bloſs Theatralische dachte: 'Die Kunst muſs den Geist ergötzen und der Freiheit gefallen. — Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die bloſse sinnliche Kunst des Affekts und die höchstlebendigste Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, daſs das Leiden selbst nie der letzte Zweck der Darstellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens sein kann, das wir am Tragischen empfinden.'[1] —

Der Rest des Bandes muſs rasch erledigt werden. Wohlwill mustert, ohne viel Neues, besonders an tatsächlichem Material, beizubringen, die Beziehungen zwischen 'Schubart und Schiller', R. Vischer teilt aus seines Vaters Vorträgen über neuere deutsche Poesie den Abschnitt 'Friedrich Hölderlin' mit. Wertvolles neues Material dagegen bringt Seuffert: sechs 'Wieland-Briefe' aus dem Marbacher Schillermuseum, die freilich nicht vorzugsweise für die Schillerkunde in Betracht kommen. Wichtiger für unser Thema sind die 'Ungedruckten Briefe an Schiller', die uns Hartmann mitteilt. Sie stammen zum gröſsten Teil von Fr. von Hoven, dann von Conz, Haug und L. Schubart und illustrieren somit Hartmanns Buch über Schillers Jugendfreunde. Wertvolle Urkunden und Briefe 'Von und an Schiller' teilt Güntter mit und beleuchtet damit bedeutsame Wendepunkte in Schillers Leben, Jonas schildert die Schwiegermutter des Dichters, Louise von Lengefeld, Ernst Müller macht Mitteilungen 'aus dem Nachlaſs von Karoline von Wolzogen', Petersen aus dem Briefwechsel zwischen Schillers Witwe und Cotta.

Sehr willkommen zum Jubiläum erscheint, in zweiter Auflage, Harnacks Schiller, diesmal im Festgewande, d. h. mit reichem und trefflichem Bilderschmuck, leider in einer das Auge ermüdenden Druckausstattung; unter den heute fertig vorliegenden Schillerbiographien immer noch die gediegenste, obwohl der Verfasser auf kritische Auseinandersetzungen über strittige Punkte grundsätzlich verzichtet und sich mit Rücksicht auf sein Publikum mehr berichtend als diskutierend verhält. Was die Auseinandersetzung des Vorworts mit den Kritikern der ersten Ausgabe betrifft, so billigen wir Harnacks Unterdrückung rein literaturgeschichtlich interessierender Abschnitte, wie z. B. der Nachgeschichte der Räuber, zumal ja die literarischen Vorbedingungen der Werke im ganzen voll gewürdigt werden; ebenso danken wir ihm für seine Sparsamkeit hinsichtlich der Anekdoten aus der Kinderzeit, hätten aber das Milieu mit Leitz-

[1] Schriften X, 155.

mann hier und da etwas breiter ausgeführt sehen mögen. Wichtig und entscheidend für den Wert des Buches ist Harnacks Auffassung Schillers als einer sich stetig entwickelnden Energie, die nirgends in den Zustand der Ruhe und Stagnation übergeht. Auch für alle Einzelfragen, für Schillers Ästhetik und Ethik, für seine äufsere dramatische Technik wie für die Gestaltung seiner Charaktere mufs der chronologische Standpunkt entschieden durchgeführt werden; freilich wird dann überall das Bleibende und Unabänderliche hervortreten, aber ebenso scharf werden sich die immer wechselnden und sich immer vervollkommnenden Formen abheben, in denen das Bleibende seinen Ausdruck findet. Im übrigen schöpft Harnack die Urkunden nach Möglichkeit aus, wo es sich um wirkliche Aufhellung des Seelenlebens seines Helden handelt, vor allem in der viel umstrittenen Frage nach Schillers Verhältnis zu Liebe und Ehe. Ich glaube Harnack auch hier recht geben zu müssen: er war der Dichter und der Mann der Freundschaft, nicht der Liebe, wenigstens nicht der sinnlichen Liebe; er betrachtete die Leidenschaft immer nur als einen vorübergehenden Zustand, der durch die vernünftige Natur des Menschen überwunden werden müsse, und sah eben in der bleibenden Liebe nur eine Form der reinen Freundschaft, wie sein nichts weniger als anstöfsiges Doppelverhältnis zu den Schwestern Lengefeld zur Genüge dartut. Hätte Schiller sein Verhältnis zur Gattin nicht vorzugsweise als Freundschaft aufgefafst, wie wäre es ihm dann möglich gewesen, in den 'Idealen' der Liebe mit den anderen Traum- und Wahnvorstellungen den Laufpafs zu geben und nur 'der Freundschaft leise, zarte Hand' und die 'Beschäftigung, die nie ermattet', zu feiern, ohne die Gattin aufs tiefste zu verletzen, was kein Vernünftiger für seine Absicht halten wird? Schiller überwand die Anstürme der Leidenschaft ohne Verbitterung, ohne quälenden Schmerz. Gerade darum möchte ich aber auch die 'Resignation' nicht in so pessimistischem Sinne erklären, wie Harnack S. 129 tut. Der Held des Gedichtes ist nicht ohne weiteres mit dem jungen Schiller zu identifizieren, der sich eben von Frau von Kalb losgerissen hat, denn ihm schwebten ganz sicherlich nicht egoistische Erwägungen über den Ausgleich im Jenseits vor! Dazu war er zu edel, und darum bezieht sich die strenge Abweisung, die er dem Schicksal in den Mund legt, nicht auf ihn selbst. Auch möchten wir aus den Worten über 'Hoffnung' und 'Genufs' nicht so sehr schneidenden Hohn heraushören als eine sehr frühe dichterische Formulierung von Schillers sittlicher Weltanschauung. Was er hier 'Hoffnung' nennt, ist ihm später die reine, ästhetische Anschauung, die Freude an der blofsen Form; an ihr finden edlere Naturen ihr Glück, gemeine nur im sinnlichen Genufs. Zwischen beiden steht der unglückliche Halbmensch, den das Gedicht schildert, der sich den Genufs versagt, ohne sich doch über die Begierde erheben zu können; er findet keinen Ersatz für das, was er sich versagt; so erkennt Schiller keine Ausgleichsmoral mit lüsternen Blicken auf das Jenseits an, sondern nur eine prinzipielle Entsagung aus Ekel vor der Leidenschaft; eine solche kann den Menschen zum Glück führen; auch hier gibt es eine 'Hoffnung', denn die Vollkommenheit, die der Mensch erstrebt, wird nicht mit einem Schritt erreicht, sondern in unablässig treuem Streben, das sein Ziel niemals, weder in dieser noch in jener Welt erreicht, das aber an sich schon Glücks genug verleiht. — Übrigens kommt Schillers Weltanschauung und insbesondere seine Ästhetik in der zweiten Auflage des Buches besser fort als in der früheren. Harnacks Ansichten über Schillers philosophische Entwickelung sind ja aus seinem gröfseren Werk über die klassische Ästhetik der Deutschen hinreichend bekannt, er bleibt ihnen auch hier getreu. Von den Beziehungen zu Fichte erfahren wir wenig, nur die derbe Abfertigung in den Xenien wird hervorgehoben. Immerhin hätte eine ausreichende Darstellung der gegenseitigen Durchdringung von Schillers Anschauungen mit denen seiner

Umgebung im Hinblick auf den Zweck des Buches entschieden zu weit geführt, und gerade die Beschränkung, die sich Harnack überall auferlegt, zeigt den Meister, der den Stoff wahrhaft beherrscht, äufserlich und innerlich, wie er denn mit eigenem Urteil auch über seinen Helden nirgends zurückhält und weder in der Jugendgeschichte noch in der Darstellung des Verhältnisses zu Goethe irgendwelchen Beschönigungen und Vertuschungen huldigt.

Diese mutige Objektivität ist auch dem neuesten Biographen, Karl Berger, nachzurühmen, von dessen Biographie zur Weihnachtszeit der erste Band erschien; sie wird nicht Fragment bleiben, wie es die monumentalen Arbeiten von Minor und Weltrich bisher geblieben sind; sie wird aber auch, wenn diese einst fertig vorliegen, ihren Platz neben ihnen zu behaupten wissen. Waltet über ihr auch nicht jener volle, künstlerische Zauber, der Bielschowskys Goethebiographie zu einem klassischen Werke unserer wissenschaftlichen Literatur macht, so werden wir doch immer dankbar zu der trefflichen, gediegenen und geschmackvollen Arbeit zurückgreifen, um sie als rechtes Hausbuch zu empfehlen. Das sei denn auch schon heute getan; eine ausführlichere Würdigung versparen wir uns, bis wir das Werk als Ganzes überblicken können.

Eine wahrhaft köstliche Gabe hat uns Hartmann mit seinem Buche über 'Schillers Jugendfreunde' dargeboten. Auf Grund sorgfältigster literarischer und archivalischer Studien entwirft er Lebens- und Charakterbilder aller irgendwie bedeutenderen Persönlichkeiten jener an originellen Geistern und Charakterköpfen so fruchtbaren Zeit, in der sich auch der junge Schiller emporringen mufste. Nach einer kurzen Einführung über Schillers freundschaftliches Talent, wenn man so sagen darf, das allenthalben rückhaltlos anerkannt wurde (eine Darstellung der Freundschaftsmotive in den Jugendwerken wird leider nicht gegeben), setzt die Darstellung gleich mit der Lorcher Zeit ein und geht von der ehrwürdigen Gestalt des Pfarrers Moser aus, dem der junge Dichter in den 'Räubern' nachher ein ehrendes Denkmal setzen sollte. Im übrigen ist Hartmann leider der Frage nicht genügend nachgegangen, wie weit die einzelnen dieser scharf umrissenen Persönlichkeiten, mit denen sein Buch uns bekannt macht, Schiller als Modelle für seine dichterischen Figuren gedient haben mögen. Der von Schiller sehr ungünstig beurteilte K. Kempf scheint mir bestimmt auf die Gestaltung Franz Moors hinübergewirkt zu haben; man sagte ihm unkameradschaftliches Verhalten und Neigung zur Intrige nach;[1] was hier von dem Gegner gilt, dafs Schiller sein Bild in der Phantasie abrundete, bis die Abnormität 'Franz' zum Vorschein kam, das mag in höherem Grade noch von den Freunden gelten. Was diese anlangt, so fafst Hartmann den Begriff im weitesten Sinne. Auch die Freunde unter den Lehrern, vor allem der treffliche Abel, 'der engelgleiche Mann', einer der liebenswürdigsten unter den deutschen Popularphilosophen, dessen Lebensbeschreibung niemand ohne innere Teilnahme lesen kann, auch Drück und Nast werden behandelt. Den Löwenanteil trägt, wie billig, der 'engere Freundeskreis' davon, Scharffenstein, Petersen, Haug und Lempp, wozu noch Schubart, Dannecker und Zumsteeg kommen. Hoven hat schon vorher, unter den Kameraden der Ludwigsburger Zeit, die gebührende Beachtung gefunden. Es folgen die Mediziner und endlich der ganze weitere Freundes- und Bekanntenkreis, ein Andreas Streicher, Hetsch, Heideloff, Grammont usw., lauter dem Schillerforscher wohlvertraute Namen, die uns nun zum Glück keine blofsen Namen mehr bleiben; äufserlich und innerlich werden sie uns nähergebracht, denn den stattlichen Band schmückt eine grofse Anzahl trefflich reproduzierter Silhouetten und Porträts, auch Heideloffs instruktiver Stich: 'Die Erhebung der Karls-

[1] Schriften I, 16.

akademie zur Hochschule 1782' ist beigegeben. Rechtfertigt schon allein dieser reiche Bilderschmuck eine eindringliche Empfehlung des Werkes insbesondere für die Benutzung im deutschen Unterricht, so werden sich für die Schule noch weit fruchtbarer die abgedruckten Mitteilungen der Freunde über ihr Leben, insbesondere aber über ihren Verkehr mit Schiller erweisen. Hier tritt uns die Jugendzeit des Dichters in greifbarer Deutlichkeit vor Augen, und wie weit den einzelnen Verfassern zu trauen ist, wieviel mehr wir dem grundehrlichen Conz folgen dürfen als dem Klatschereien nicht ganz abgeneigten Petersen, ergibt sich aus der Darstellung selbst zur Genüge. Die Hauptsache ist, daſs das biographische Material für Schillers Jugendzeit hier mit einer Vollständigkeit ausgebreitet ist, die bisher einfach unerreicht dasteht. Kühns 'Schiller, Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmal' (1859) hatte manche der früher in Zeitschriften gedruckten Aufzeichnungen wiederholt, Kurz, Weltrich u. a. hatten auſserdem für ihre künstlerischen und gelehrten Arbeiten die reichen Schätze des Cottaischen Archivs einsehen und benutzen dürfen, aber das Material war eben verzettelt und somit für die Schule im ganzen unbenutzbar. Diesem Mangel ist nun abgeholfen, und auch der Forscher wird für den abermaligen, übrigens hier und da, z. B. bei Petersen, vermehrten und erweiterten Abdruck dankbar sein. Daſs Hartmann keine unbedingte Vollständigkeit anstrebt, ist manchmal peinlich, z. B. von Abel möchten wir mehr erfahren, als er mitteilt; daſs er dagegen gerade bei Petersen mit dessen hämischen Exzerpten aus Eberhards verständnislosen Mäkeleien Maſs hält, ist nur zu loben. Im ganzen, eine höchst dankenswerte Arbeit, die sich der Wissenschaft durch Zuführung reichen biographischen und psychologischen Materials förderlich erweist.

Nur hingewiesen sei hier auf die zum Jubiläum erscheinende Neuausgabe der Schillerschriften von Kuno Fischer, über die keine Lobsprüche mehr zu verlieren sind. Der schwer erkrankte Verfasser hat keine Umarbeitung vornehmen können, auch sind wohl seine Ansichten über den Entwickelungsgang der Schillerschen Philosophie bis zuletzt sich gleich geblieben. Wer diese Ansichten nicht teilt, wird sich doch an der in ihrer Art vollendeten Darstellung erfreuen.

Erwähnt sei zum Schluſs eine Neuauflage von Breuls englischer Schulausgabe des dritten Buches der 'Geschichte des Dreiſsigjährigen Krieges'; der Herausgeber hat den Text in den ersten Partien etwas gekürzt, übrigens auf alle Weise für das Verständnis gesorgt. Seine geschickte Einleitung berichtet über die Entstehungsgeschichte, die Quellen, die Vorzüge und Mängel des Schillerschen Werkes, legt die Komposition des dritten Buches im besonderen dar und gibt einen freilich unselbständigen Abriſs der Geschichte des ganzen Krieges, der durch eine Karte illustriert wird. Im Anhang werden Szenen aus dem 'Wallenstein' und reichhaltige bibliographische Angaben dargeboten. Das Hauptverdienst des Herausgebers ruht unstreitig in den sehr reichhaltigen sachlichen (besonders kulturgeschichtlichen) und sprachlichen, übrigens mehr lexikalischen als syntaktischen Anmerkungen, aus denen auch der deutsche Leser manches lernen kann, wenngleich er nicht mit jeder Erklärung ohne weiteres einverstanden sein mag. Hier und da dürften sich kleine Zusätze empfehlen. Bei den Zusammensetzungen mit = 'furt' (11, 4) sollte, gerade im Hinblick auf Oxford, das deutsche 'Ochsenfurt' nicht fehlen, 'Anstand' = 'appearence' (12, 22) muſste aus dem Gebrauch der Klassiker, vor allem Goethes, stärker belegt und synonymisch erläutert werden, der 'Belt' (12, 27) ist mit der 'Ostsee' im allgemeinen doch nicht ohne weiteres identisch, wenngleich Schiller das Wort so gebraucht; zur Personifizierung des Namens aber muſste auſser der 'Huldigung der Künste' Wallensteins Gespräch mit Wrangel als näherliegend herangezogen werden (v. 230, Goedeke); zu 'Wagehals' (14, 7) konnten andere imperativische Eigennamen aus dem

Deutschen und Englischen beigebracht werden, der synonymische Artikel 'Schiefsgewehr' (87, 3) sollte den Ausdruck 'Flinte' enthalten und erklären usw. Jedenfalls wird der Herausgeber bei späteren Neuauflagen, die wir seiner trefflichen Arbeit im Interesse des Verständnisses unserer Nachbarn für die deutsche Literatur herzlich wünschen, selber auf die weitere Vervollkommnung seiner Interpretationen bedacht sein.

Wir brechen unseren Bericht heute ab und werden nach dem Jubiläum den Rest der Ernte in die Scheuern zu bringen suchen.

Heidelberg. Robert Petsch.

Franz Deibel, Dorothea Schlegel als Schriftstellerin im Zusammenhang mit der romantischen Schule. (Palaestra, herausgegeben von A. Brandl, G. Roethe u. Erich Schmidt, XL.) Berlin, Mayer u. Müller, 1905. 188 S. M. 5,60.

Dorothea Schlegel ist als Persönlichkeit eigentlich gar nicht so interessant, wie man von der mit Friedrich Schlegel verheirateten Tochter Moses Mendelssohns erwarten sollte. Sie war witzig, aber nicht geistreich wie Caroline; formgewandt, klug, leidenschaftlich — und schliefslich hat man doch überall den Eindruck einer Natur zweiten Ranges.

Vielleicht hat dies Gefühl den Verf. bestimmt, die Schriftstellerin Dorothea ausschliefslich von der literarischen und gar nicht von der psychologischen Seite zu betrachten. Was er aber unternimmt, hat er in erschöpfender Weise geleistet und über sein Thema heraus auch die Zusammenhänge des 'Florentin' mit Goethe beleuchtet. Nur kommt selbst innerhalb des Literarischen das Menschliche etwas zu kurz: über d'Alton müfste doch mehr gesagt werden, zumal D. selbst (S. 47) mit vollem Recht bemerkt, dafs der merkwürdige Mann Gegenstand romantischer Legendenbildung wurde.

Am glücklichsten sind die Übersetzungen Dorotheas ausgenutzt, wie D. denn auch allgemein scharfsinnige Bemerkungen über das Wesen der Übersetzungskunst (S. 146) macht. In der Tat kommt die Evolution der Moral bei dem Schlegelschen Ehepaar in der veränderten Stellung, die sie vor und nach dem Sündenfall zu erotischen Problemen einnehmen, besonders deutlich zur Anschauung.

Beigegeben sind aufser einem wichtigen Brief an Tieck nach Friedrichs Tode (S. 179) Briefe an Brinckmann — klassische Denkmale des alten Berlinisch in der Zeit, in der noch Schriftsteller wie Arnim, Tieck und besonders Dorothea selbst das Geheimnis des Dativs nicht zu erraten vermögen. Auch inhaltlich lassen sie in die engen Verhältnisse des Familien- und Freundesklatsches hineinsehen; in bezug auf die Überschätzung persönlicher Beziehungen zu Nebenpersonen hatte Dorothea bei dem Übergang in die Romantik nichts mehr zu lernen. Übrigens ist auch bei romantischen Liebhabereien, wie Anekdote und Witz (S. 75 f.), an verwandte Erscheinungen des Naturalismus zu erinnern; Fr. Schlegel hat nicht umsonst für Lessing geschwärmt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Franz Zinkernagel, Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Berlin, Georg Reimer, 1904. XXXIV, 188 S. Preis 3 Mk.

Zwei leitende Gedanken bewegen den Verf. Er will zeigen, 'wie das gesamte Hebbelsche Gedankensystem, von einer alles befruchtenden Grundidee ausgehend, unabhängig von fremden Einflüssen, sich organisch aus sich selbst entwickelt, um schliefslich in einem neuen Dramentypus dem Ganzen den krönenden Abschlufs zu geben' (S. V.). Aber er will auch 'die tiefgehende Bedeutung des Hebbelschen Lebenswerkes für die Ästhe-

tik des Tragischen' nachweisen (S. 187). Jener Absicht dient der Hauptteil des Buches, die vier Kapitel, die sich mit Hebbels Persönlichkeit, Weltanschauung, dramatischer Theorie, dramatischer Produktion beschäftigen, während in Einleitung und Schlußbetrachtung Raum gegeben ist, 'die entwickelungsgeschichtliche Stellung der Hebbelschen Tragödie' festzulegen.

Der Grundriß ist klar und sieht vielversprechend aus. Und das Gebäude, das der Verf. mit redlichem Bemühen und nicht ohne schriftstellerisches Geschick darauf errichtet hat? Ich will gleich von vornherein gestehen, daß ich in einigen wesentlichen Punkten Widerspruch erheben muß. Da die Schrift Z.s der Erstling des Verf. ist, so ist diesem Umstand allerdings manches zugute zu halten.

Zunächst ist festzustellen, daß im wesentlichen aus der gleichen Absicht, die Z. zu seiner Darstellung getrieben hat, auch das Buch von Scheunert, *Der Pantragismus* usw., entstanden ist. Liest man nun die Kritik, die Z. in seinem Vorwort von der Scheunertschen Arbeit gibt, und die, stark vom Gefühl der Existenzberechtigung der eigenen Arbeit diktiert, doch wohl absprechender und ausdrückliche Erklärungen Scheunerts mißachtender ausgefallen ist, als billig sein dürfte, so darf man erwarten, daß Z. seine Sache wesentlich besser macht. Ich will zugeben, daß ein Ansatz dazu vorhanden ist, sofern Z. nachdrücklicher und ausführlicher, als es Scheunert auf den ersten Seiten seiner Arbeit tut, die Persönlichkeit Hebbels mit ihrem individuellen Erleben zum Ausgangspunkt der gedanklichen Entwickelung macht. Nun fragt es sich nur, ob es Z. gelungen ist, sich mit vollem Verständnis in die Persönlichkeit des Dichters einzuleben und einzufühlen.

Nach meiner Kenntnis muß ich die Frage verneinen. Das Bild Hebbels, das dem Verf. vorschwebt, ist durch persönliche Velleitäten getrübt, verzerrt, unvollständig. Man wird von niemandem verlangen, daß er sich selbst verleugne, aber man darf verlangen, daß bei Wertungen, die man vorzunehmen gedenkt, vor allen Dingen die sich messenden Werte klar herausgestellt werden. Das unterläßt Z., indem er von seinem persönlichen sittlichen Standpunkt, von der Meinung aus, die er von 'Sittlichkeit' hat, über die 'Sittlichkeit' Hebbels, über des Dichters 'sittliches' Ringen sich abzusprechen erlaubt, ohne auch nur sich darüber klar zu sein, daß hier zwei grundsätzlich verschiedene Anschauungen einander gegenüberstehen. Ja, man ist versucht zu fragen, ob allererst dem Verf. die eigene Auffassung denn auch klar und deutlich zu Bewußtsein gekommen ist. Jedenfalls gibt Z. im ganzen Verlauf seiner Arbeit nirgends unzweideutig seinen Standpunkt an.

Dafür redet er um so mehr von dem Mangel an sittlichem Gefühl bei Hebbel (S. 27, 136), dem die 'Sittlichkeit' nur ein Verstandesmoment gewesen sei. 'Vergebens suchen wir in seinen Tagebüchern Spuren wirklicher Selbsterziehung, aufrichtiger Selbstprüfung, wahrer sittlicher Arbeit' (S. 28). Der Mangel an sittlichem Gefühl sei 'die Achillesferse der Hebbelschen Natur' (S. 37) gewesen. Z. gebraucht gelegentlich die Floskel vom 'harten Panzer seines Herzens' (S. 137), und jene berüchtigte Auffassung der 'poetischen Gerechtigkeit' blickt verstohlen aus den Worten des Verf. hervor, daß 'ohne irgendwelche wirkliche sittliche Schuld' das Schicksal der Hebbelschen Menschen, gemäß den Intentionen des Dichters, sich ereignet (S. 177). Und vollends charakteristisch ist das abschließende Urteil Z.s: 'Nicht seine Theorie an sich trägt die Schuld, wenn das Weltbild, das er (Hebbel) unseren Blicken entrollt, unserem innersten Bedürfnis nicht ganz zu genügen vermag. Der Grund liegt vielmehr im Wesen seiner sittlichen Natur. Ihm fehlte die große, der Menschheit sich hingebende Liebe, die das in der Welt verkörperte große Sittengesetz voll gläubigen Vertrauens umfaßt und sich ihm nicht nur als der die Welt

beherrschenden Notwendigkeit voll bewundernder Resignation unterwirft. Aber vielleicht war Hebbels neues Kunstgesetz nur um diesen Preis möglich, und es wird Aufgabe der Zukunft bleiben, Hebbels Schuldbegriff mit dem Glauben an eine weltbeglückende Sittlichkeit in eine höhere Einheit aufzulösen' (S. 186 f.). Solche emphatische Behauptungen werden auf ihr richtiges Maſs zurückgeführt, wenn man zugibt, daſs Hebbel keine bequeme Natur war, daſs er nicht die 'Läſslichkeit' passiver Naturen hatte, daſs er als Mensch wie als Dichter an sich und andere Ansprüche stellte und ihm allerdings nicht der bequeme und faltige 'Mantel der christlichen Nächstenliebe', in der populären Auffassung des Wortes, zur Verfügung stand. Was für Hebbel wahrhaft sittliche 'Liebe' war, das zeigt ebenso jenes Gedicht aus seiner Frühzeit, das für ihn 'im Sittlichen eine Epoche' bildete (Tagebücher I, 576), wie jenes andere, 'in schweren Leiden' geschriebene aus der Spätzeit 'Der Brahmine'.

Also, es mangelt Z. an einer klaren Einsicht und Erkenntnis von Hebbels sittlichem Standpunkt, und es fehlt ihm ein brauchbarer Maſsstab, um sich über diesen Standpunkt ein zureichendes Urteil bilden zu können. Es wäre einem künftigen Doktorand zu empfehlen, gerade einmal das Werden der sittlichen Auffassung Hebbels, in dessen Theorie 'Sittlichkeit und Notwendigkeit' eine so bedeutende Rolle spielen, mit möglichster Genauigkeit zu untersuchen. Überhaupt möchte ich es für die künftige Hebbelforschung am ersprieſslichsten halten, nachdem die Bücher von Scheunert und Zinkernagel vorliegen, in denen die unzulängliche Centonenmethode den Bau leitet, vorerst von weiteren zusammenfassenden Darstellungen Abstand zu nehmen und vor allem einmal dem geistigen Werden, der seelischen Entwickelung Hebbels in seinen einzelnen Stadien die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gewiſs werden die Schriften der beiden genannten Autoren dabei als Fermente nützliche Dienste leisten.

Aus dem bezeichneten Grundmangel bei Z. erklärt sich im übrigen die Mischung von richtigen Einsichten und schiefen Auffassungen, die ich hier nicht im einzelnen entwirren will. — Beiläufig: Elise Lensing (geb. 18. Oktober 1804) war nicht zwei (S. 25), sondern fast neun Jahre älter als Hebbel.

Dagegen habe ich noch ein entschiedenes Bedenken gegen die Einleitung Z.s: 'Die Hauptentwickelungsphasen der vorhebbelschen Tragödie.' Gleich der erste Satz macht den freundwilligen Leser stutzig: 'Die Tragödie ist die Darstellung des Widerstreites zwischen Weltwillen und Einzelwillen.' Eine kühne Behauptung, deren historische Beglaubigung man erwartet. Der Verf. gibt denn auch etwas, das so aussieht. Prüft man indessen das Gewebe dieser Einleitung genauer, so erkennt man, wie brüchig es ist. Der Verf. macht sich nämlich die Arbeit ziemlich leicht, indem er seine ganze Ausführung auf die Autorität Goethes stützt, dessen geistreicher Aufsatz 'Shakespeare und kein Ende', vor allem die Auslassungen darin über das 'Sollen' und 'Wollen' der antiken und neueren Tragödie, allerdings auch Hebbel ausserordentlich plausibel vorkamen. Aber so geistreich die Goetheschen Aperçus auch sein mögen, es bleibt die Frage, ob der heutige Stand der Altertumswissenschaft sie denn auch rechtfertigt. Die Antwort lautet: Nein! Anstatt jene Anschauungen einfach als wissenschaftlich feststehend zu adoptieren, hätte der Verf. nur einen Blick in die doch wohl leicht zugänglichen Einleitungen von U. von Wilamowitz-Möllendorf zu den von ihm übersetzten 'Griechischen Tragödien' zu werfen brauchen. Er hätte dort, in der Einleitung zur äschyleischen 'Orestie' hinreichenden Aufschluſs gefunden (vgl. Griech. Trag.[1] Bd. II, 14—29): 'Wer den Ödipus und den Agamemnon verstanden hat, der ist all das Gerede von dem blinden oder erhabenen Schicksal der Griechen und ihrer Tragödie los. Daſs dieser Wahn so weithin Geltung hat, ist nur ein Beweis, wie fern der gräzisierende Klassizismus vor hundert

Jahren dem Verständnis des echt Hellenischen gestanden hat, vornehmlich weil er der Sohn des Rationalismus der Aufklärung war' (ib. S. 26 f.). Ich überlasse es Zinkernagel, die Konsequenzen daraus zu ziehen.

In seinem ausgedehnten Vorwort bespricht Z. die neueren Arbeiten zur Hebbelforschung. Was er da u. a. über die von Poppe sagt, muſs deren Verfasser, bei allem Dank gegen die Anerkennung, im wesentlichen als an sich vorbeigeredet bezeichnen.

Frankfurt a. M. Theodor Poppe.

Fritz Stahl, Wie sah Bismarck aus? Berlin, G. Reimer, 1905. Mit 28 Tafeln. 3 M.

Das Ich, lehrt der bedeutende Wiener Philosoph Mach, ist unhaltbar: es gibt nichts als sich folgende Einzelmomente ohne Einheit. Stahl sucht an der äuſseren Erscheinung Bismarcks, wie früher Goethes, diese Meinung zu widerlegen: eine Reihe gut gewählter Bilder zeigt in dem Gründer des Reiches durch allen Wechsel der Erscheinungen den bleibenden Pol. Darin ruht das besondere Interesse des Büchleins. Sorgfältig verfolgt der Verf. das Entstehen des eigentlichen 'historischen' Bismarckbildes; aber er weiſs es schon in den prähistorischen Teilen des Schulknaben, des Studenten, des Abgeordneten nachzuweisen. Vielleicht betont der feinsinnige Kommentar freilich auch die Züge zu stark, die sich in der Physiognomie am deutlichsten abspiegeln. Etwa der Humor, der so wichtig für das weltgeschichtliche Bild des ersten Kanzlers ist, spielt bei ihm kaum eine Rolle, weil Porträts, die ihn wiedergeben, in der Sammlung fehlen; oder der Berserker, der so furchtbar losbrechen konnte. Aber wie der eigentliche monumentale Bismarck aus seinem Geist sich seinen Körper und vor allem sein Haupt baute, das macht das hübsche Schriftchen mit Geschick anschaulich.

Berlin. Richard M. Meyer.

Dr. Jan v. Rozwadowski, Wortbildung und Wortbedeutung. Eine Untersuchung ihrer Grundgesetze. Heidelberg, C. Winter, 1904. 109 S.

Nach dem Titel kann man sich nicht wohl eine Vorstellung machen von dem, was das Buch enthalten mag. In Form und Inhalt behandelt es ein sprachphilosophisches Problem. Zunächst beschäftigt es sich mit den Prinzipien der Wortbenennung. Gegenstände werden nach einem dominierenden Merkmal benannt, das sich verändern, wechseln oder sogar schwinden kann. Jedenfalls ist die Tatsache, daſs es vorhanden ist oder war, von Wichtigkeit für die Bedeutungsentwickelung. Anschaulich wird dies dargetan an dem Kompositum (Regenschirm — Schirm), das in seiner Zweigliederigkeit die Vorbedingung nicht nur des Bedeutungswandels, sondern auch der Neuschöpfung enthält. Denn das Kompositum kann je nach Art und Beschaffenheit ein Simplex werden, das in seiner einheitlichen Form die Geschichte seiner Entstehung und den Wandel der Gestalt nicht mehr erkennen läſst. Wenn dieser Vorgang sich fortwährend vor unseren Augen vollzieht, so sind wir berechtigt, denselben als ein Wortschöpfungsprinzip anzusehen, das auch in vorhistorischer Zeit schon galt und das Wurzelnomina geschaffen hat. Soweit es sich um Benennung eines Gegenstandes handelt und dieser nicht absolut neu ist, ist also ein diesen bezeichnendes Simplex im Prinzip von dem Kompositum nicht verschieden. Den Ausgangspunkt zu diesen Ausführungen gibt dem Verfasser Wundt, gegen dessen sprachpsychologische Anschauungen er heftig polemisiert; die Form ist zuweilen recht unerquicklich. Er wirft ihm vor, daſs er das Gesetz der Zweigliederigkeit als Prinzip des Bedeutungswandels nicht erkannt habe. Dieses sieht der Verfasser auch in der Entstehung der einzelnen Satzteile, nicht nur des Substantivs, sondern auch des Verbs

und Adjektivs. Substantiv und Satz sind im Prinzip dasselbe, verschieden sind sie nur in der Art der apperzeptiven Gliederung derselben Gesamtvorstellung. Der Satz ist das Resultat der Zerlegung dieser in ein identifiziertes und in ein unterscheidendes Glied. Das auf der Synthese der Apperzeption beruhende Element ist das Substantiv. In diesem Zusammenhang behandelt der Verfasser auch die häufig aufgeworfene Frage, ob es eingliederige Sätze gibt. Das Gesetz der zweigliederigen Apperzeption sieht er sogar wirksam auf rein lautlichem Gebiet und erklärt mit seiner Hilfe z. B. das Verhältnis der Formen: Gast — Gäste! Auch hier, meint er, finde eine Gliederung einer Gesamtvorstellung stets statt, wenn man sie in den Anfangsstadien auch nicht verfolgen könne (S. 95). Dies ist lediglich eine Theorie und weiter nichts als eine solche. Der Verfasser, Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Krakau, präsentiert sich hier als vollendeter Sprachphilosoph. Die Erfahrung hat gelehrt, daſs verläſsliche Erkenntnis auf sprachvergleichendem Gebiet nur erreichbar ist innerhalb der Grenzen und auf dem Boden des tatsächlich Gegebenen, die exakte Forschung muſs erst viel weiter gediehen sein, ehe man an eine fruchtbringende Vereinigung von Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, wie sie vereinzelt in Paul erfolgreich vertreten ist, in gröſserem Maſstabe denken kann.

Tübingen. W. Franz.

Emil Sulger-Gebing, Hugo v. Hofmannsthal. Eine literarische Studie. (Breslauer Beiträge zur Literaturforschung, herausgegeben von M. Koch und Gregor Sarrazin, III.) Leipzig, M. Hesse, 1905. M. 2,50, Subskriptionspreis M. 2,15. 93 S. 8.

Die Schrift will (S. 81) nicht der Kritik, sondern der Einführung in das Wirken des Wiener Dichters dienen. Sie tut es mit Takt und Liebe, doch ohne die Vertiefung des literarhistorischen Hintergrundes, die diese merkwürdige Figur erst ganz verständlich machen würde. Seine Beziehungen zur deutschen Romantik (S. 5 f., 29) und zur romanischen Kunst (d'Annunzio S. 21, die Duse S. 22) darf das Wienerische seiner Poesie nicht vergessen lassen; und wenn er auch das eherne Gesetz (S. 16) gar wohl kennt, das Problem des Todes (S. 54) ernst anfaſst — es ist doch kein Zufall, sondern ein Problem, weshalb er einen Prolog für Schnitzler geschrieben hat! Ebenso zeigt S.-G. fein des Dichters Stellung zu den groſsen Fragen: Natur (S. 4) und bildende Kunst (S. 19), Leben (S. 8) und Traum, Antike (S. 71) und Moderne; aber die Grundlage seiner philosophischen Stimmungen (S. 27) kann aus dem 'Heimweh nach der Jugendlichkeit' (S. 13 — ein wunderschöner Ausdruck des Dichters!) allein nicht aufgeklärt werden. Was Hofmannsthal zur Renaissance zieht (S. 31 f.), was die beiden groſsen Gruppen seiner Menschen (S. 25) scheidet, das müſste doch aus seinem eigenen Wesen gedeutet werden; der Verf. aber läſst den Dichter (S. 21 f.) allzusehr hinter dem bunten Teppich seiner Werke verschwinden.

Eingehende Studien über Sprache und Verskunst wird man hier nicht erwarten, so sehr auch die Virtuosität zu ihnen locken mag; doch wird Hofmannsthals Dichtung mit den Vorbildern bei Otway (S. 43) und Euripides (S. 75) geschickt verglichen. Unverständlich freilich bleibt mir (S. 24) das Lob der Übersetzung von Renards 'Fuchs'; diese eilige Wiedergabe, die etwa 'la dernière des dernières' (das verworfenste Weib unter der Sonne) mit 'die Letzte der Letzten' verdeutscht, scheint mir in ihrer Hast des sorgfältigen Künstlers geradezu unwürdig.

In dem Hervorzaubern von Stimmungen sieht S.-G. (S. 18) mit Recht Hofmannsthals gröſste Kraft. Durch die Reihe seiner nach Gattungen übersichtlich geordneten Werke verfolgt er diese Kunst in sympathischer Besprechung. In einer glänzend vollständigen Aufzählung der Schriften

macht sich der Verf. dann noch besonders um den Literarhistoriker verdient, der wohl weiſs, daſs so ziemlich nichts schwerer ist, als alle Arbeiten auch nur eines wenig produktiven Modernen zu sammeln.

Berlin. Richard M. Meyer.

Dr. Bruno Busse, Wie studiert man neuere Sprachen? Ein Ratgeber für alle, die sich dem Studium des Deutschen, Englischen und Französischen widmen. Stuttgart, Wilhelm Violet, 1904 (Violets Studienführer).

Dr. Busse rechtfertigt sein Unterfangen, einen neuen Ratgeber für Neuphilologen zu schreiben, mit der Bemerkung, daſs die vorhandenen fast alle die Germanistik mehr als stiefmütterlich behandelten, während doch erfahrungsgemäſs Deutsch immer das beliebteste Kombinationsfach im Staatsexamen war. Sein Buch sollte also als bequemes Nachschlagebuch für drei miteinander eng verbundene und auch durch die Praxis aufeinander angewiesene Fächer zuverlässigen, wenn auch knappen Rat geben. Nicht als ob Busse den gleichmäſsigen Betrieb von Deutsch, Französisch und Englisch zum Zweck der Erwerbung einer Fakultas für Oberklassen in allen drei Fächern empfehlen möchte; denn er hält trotz gegenteiliger Behauptungen an der Meinung erfahrener Dozenten und Schulmänner fest, daſs die Aufgabe, zwei moderne Sprachen zugleich zu beherrschen, die durchschnittliche Leistungsfähigkeit übersteige. Aber die Sache liegt nun einmal so, daſs Französisch und Englisch fast immer zusammen genommen werden, und danach hat denn auch Busse sein Buch eingerichtet. In acht aufeinander folgenden Kapiteln spricht er von der Berufswahl und den deutschen Universitäten; vom Begriff und Umfang der germanischen und romanischen Philologie und den Anforderungen der Praxis; von der praktischen Ausbildung; vom wissenschaftlichen Studium im engeren Sinne; von Studienplan, Promotion, Staatsexamen und von der pädagogischen Vorbildung. Was er darüber zu sagen hat, deckt sich naturgemäſs vielfach mit den Ausführungen seiner Vorgänger; aber er bringt es, in lebendiger Erinnerung an seine eigene, noch nicht lange zurückliegende Studienzeit, mit solchem Eifer und solcher Frische vor, daſs er des Eindruckes auf seine Altersgenossen sicher sein kann. Zwar fehlt es den Studenten auch nicht an Rat und Belehrung von seiten der Dozenten, die ja heute nicht mehr in unzugänglicher Höhe über ihnen thronen und unbekümmert um die Bedürfnisse der Schule ihre Weisheit verkünden; allein man läſst sich doch einen Weg am liebsten von dem weisen, der ihn selber eben erst gegangen ist.

Besonders wohltuend berührt die Wärme, mit der Busse die Notwendigkeit einer streng wissenschaftlichen Vorbildung für den künftigen Lehrer verteidigt, ohne darum die Erfordernisse der Praxis zu übersehen. Denn Wissenschaft und Praxis befehden sich keineswegs, und die Universität, die zwar vornehmlich die eine pflegt, sucht daher, in richtiger Erkenntnis des Verhältnisses zwischen beiden, doch auch die praktische Ausbildung der neuphilologischen Studenten nach Möglichkeit zu fördern. Zur reinen Schule der Sprechfertigkeit und zur ausschlieſslichen Verabreichung dessen, was der künftige Lehrer brühwarm seinen Jungen vorsetzen will, wird sie aber hoffentlich der laute Ruf radikaler Reformer mit ihrer allzu beschränkten Vorstellung von den Aufgaben eines 'brauchbaren Schulmeisters' niemals herabdrücken. Es mag zugestanden werden, daſs der praktischen Ausbildung der Studenten auf unseren Universitäten lange Zeit nicht die gebührende Sorge zuteil wurde. Ihre Bedeutung ist gewiſs nie unterschätzt worden, aber die Verhältnisse lagen zu ungünstig. So klagten die Lehrer über Vernachlässigung dieser wichtigen Seite der Vorbildung für ihren künftigen Beruf, und die Dozenten hinwiederum beriefen sich darauf, daſs die Kandidaten die praktische Grundlage fürs

wissenschaftliche Studium billigerweise von der Schule mitbringen müfsten. Man bewegte sich da in einem beständigen Zirkel. Nun ist in dieser Hinsicht überall vieles besser geworden. Busse weist in einer Anmerkung auf S. 61 auf die idealen Zustände hin, die in Berlin für das Englische zu bestehen scheinen. Auch wir in Greifswald haben, freilich mit bescheideneren Mitteln, einen englischen Konversationskurs eingerichtet, nachdem schon lange vorher auf Anregung des Lektors Ashby eine 'Debating Society' nach englischem Muster gegründet werden war, die mehrere Jahre bestand, aber aus mancherlei Ursachen ihren Zweck nicht vollkommen erfüllte. Es kann sein, dafs man den praktischen Bedürfnissen der neuphilologischen Studenten nicht an allen Universitäten so hilfreich entgegenkommt wie in Berlin; allein ich möchte doch, im Gegensatz zu Busse, glauben, dafs das Gebotene überall ausreichen würde, um den Forderungen der Prüfungsordnung zu genügen, wenn nur die Gelegenheit, zu lernen, insbesondere auch von den Lektoren zu lernen, immer recht fleifsig benutzt würde. Gerade die kleineren Universitäten gewähren bei der Möglichkeit eines engeren persönlichen Verkehrs mit den Lektoren in dieser Hinsicht manche Vorteile. Immerhin bleibt auf dem wie auf allen Gebieten der selbständigen Arbeit des einzelnen noch vieles überlassen. Busse gibt verständige Ratschläge für die zweckmäfsigste Ausnutzung der Mittel, die dem Studierenden zur Erlernung der modernen Sprache geboten sind. — Unter den Handbüchern der Phonetik wäre auch Otto Jespersens *Lehrbuch der Phonetik*, autorisierte Übersetzung von Hermann Davidsen, 1904, Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner, zu erwähnen. — Statt A. Westen mufs es heifsen Western. — Beiläufig bemerkt: Was meint Busse mit dem 'Schwund des *r*', der als Londinismus nicht zu empfehlen sei? Er denkt dabei wohl an den Mangel jener von Lloyd beschriebenen koronalen Artikulation der Vokale vor dem *r* bei folgendem Konsonanten oder in pausa? Der ist aber nicht nur in London, sondern überhaupt im gebildeten Südenglisch heute allgemein; vgl. Storm I², S. 450 und 463. — Was den wünschenswerten Aufenthalt im Auslande betrifft, so glaube ich auch, dafs die geeignetste Zeit dafür unmittelbar nach dem Abschlufs der Studien sein würde. Jedenfalls mufs man, wenn er wirklich nutzbringend werden soll, möglichst gut dafür vorbereitet sein, sonst kehrt man mit all den Mängeln, die man mitgenommen hat, und noch dazu mit einem ungerechtfertigten Dünkel wieder heim; denn man darf ja nicht glauben, dafs einem im fremden Lande die Sprache und alles übrige, was man lernen will, von selbst angeflogen kommt. — Die Zahl derer, die als 'Répétiteurs étrangers' nach Frankreich gehen, scheint sich zu mehren. Busse rät vorläufig von der Übernahme einer solchen Stelle noch ab, allein nach dem, was ich von Studenten darüber erfahren habe (es sind gegenwärtig fünf von uns so beschäftigt), darf man sie unter bestimmten Voraussetzungen vielleicht doch empfehlen.

Ein umfangreiches Kapitel widmet Busse dem wissenschaftlichen Studium im engeren Sinne; denn das ist es, 'was dem Universitätsstudium seinen eigentlichen Charakter verleiht' und den, der sich ihm mit Lust und Liebe ergibt, über den Banausen erhebt, der 'stets ängstlich die Paragraphen der Prüfungsordnung zu Rate zieht, um ja nicht einmal zu viel zu tun'.

In den einzelnen Paragraphen handelt Busse von der allgemeinen und der vergleichenden Sprachwissenschaft, vom Lateinischen, von der deutschen, englischen und französischen Philologie, von der historischen Grammatik, von der Lektüre, der Literaturgeschichte und den Hilfsdisziplinen (Schriftwesen, Metrik, Mythologie und Heldensage, Geschichte). Praktische Hinweise auf die vorhandenen hauptsächlichsten Hilfsmittel, auf passende Verteilung der einzelnen Teilgebiete auf die Zeit des Studiums und ähnliches schliefst er an allgemeine Bemerkungen über die in Frage kommenden Wissensgebiete an. Hier wäre nun insbesondere bei den Lite-

raturangaben freilich vieles nachzutragen und manche Ungenauigkeit zu verbessern. Das Englische namentlich ist nicht allzu gut weggekommen. So heifst das bekannte Buch von Zupitza-Schipper (jetzt in 7. Auflage erschienen): *'Alt- und mittelenglisches* (nicht altenglisches und neuenglisches) *Übungsbuch'*. — *'The Student's Chaucer'* ist doch nur von Skeat allein, nicht von Skeat und Morris herausgegeben. — Für die mittelenglische Lektüre empfiehlt Busse unter anderem *'The Ormulum'*, ed. R. M. White (und R. Holst). Er wird doch hoffentlich nicht im Ernst verlangen, dafs einer das ganze langatmige und trockene Werk durchlesen soll, während er für literarisch ungleich bedeutsamere Denkmäler anscheinend nur auf Auszüge in Chrestomathien angewiesen ist. Bei der Gelegenheit möchte ich übrigens nicht unterlassen, neben der *Tauchnitz 'Collection of British Authors'* und neben den Bänden der *'English Library'* von Heinemann und Balestier, die Busse als Textbücher für neuenglische Lektüre erwähnt, die Benutzung der vortrefflichen, von M. Förster besorgten Neuausgabe von Herrigs *'Classical Authors'* den Studenten recht warm ans Herz zu legen. — Die Zahl der empfehlenswerten Literaturdarstellungen liefse sich ebenfalls leicht vermehren. Im übrigen aber glaube ich, dafs der Student immer am besten tut, in betreff der Hilfsmittel zum Selbststudium sich an die Weisungen der Dozenten zu halten und auch die Bücher der Seminarbibliothek fleifsig zur Hand zu nehmen.

Die Zeit vom Beginn des Studiums bis zum Staatsexamen schlägt Busse, entsprechend der jetzt üblichen Praxis, auf zehn Semester an und stellt für die zweckmäfsigste Ausnutzung derselben sehr umfassende Studienpläne auf: 1) für Germanisten, 2) für Anglisten, 3) für Romanisten, wobei jedesmal die Verbindung von zwei sprachlichen Hauptfächern mit einem solchen Nebenfach vorausgesetzt wird. Dafs die genaue Befolgung dieser Pläne kaum einmal möglich sein wird, gesteht Busse selbst zu. Aufgefallen ist mir nur, dafs S. 124 'historische Grammatik' und 'Einführung in das wissenschaftliche Verständnis der lebenden Sprache' als zwei getrennte Vorlesungsgegenstände nebeneinander gestellt werden. Ich habe bisher immer gemeint, die Aufgabe der historischen Grammatik bestehe eben darin, dafs sie in das 'wissenschaftliche Verständnis' der lebenden Sprache einführe. *'Historical grammar tries to explain the phenomena of a language by tracing them back to their earlier stages in that language'* (Sweet). Vorausgesetzt werden mufs natürlich die Kenntnis der lebenden Sprache und, was auch Busse S. 52 betont, phonetische Schulung — hier berühren sich also Wissenschaft und Praxis —; dazu aber auch eine wenigstens elementare Kenntnis der Tatsachen der älteren Sprachperioden (vgl. Busse S. 97), denn sonst wird einer von der Masse des ihm völlig fremden Stoffes erdrückt und schreibt sich im Kolleg nur einen roten Kopf an. Das ist mir von Studenten oft genug bestätigt worden. Ich halte es daher für sehr bedenklich, Studenten schon im zweiten Semester den Besuch einer Vorlesung über historische Grammatik zu empfehlen, wie es die meisten der bisher aufgestellten Studienpläne zu tun pflegen. Man braucht nur einmal einen Blick in das Kollegienheft eines solchen Neulings zu werfen, um mit Schaudern den Greuel der Verwirrung zu bemerken, den ein Dozent bei so Unvorbereiteten anrichten kann.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Promotion, worüber Busse im 6. Kapitel spricht. Es handelt sich darum, ob die Promotion in jedem Falle zu empfehlen sei, und ob sie vor oder nach dem Staatsexamen erfolgen solle. Die erste Frage beantwortet Busse nach Erwägung der Gründe für und wider mit ja. Ich möchte ihm nicht unbedingt recht geben. Ein Student mit Durchschnittsbegabung und Fleifs kann ein guter Lehrer werden. Er kann so viel Wissenschaft in sich aufnehmen, als die richtige Ausübung seines Berufes erfordert; aber die Befähigung, durch selbständige Forschung die Wissenschaft zu fördern, braucht er darum noch nicht zu besitzen. Nun meint zwar Busse S. 133, der Kandidat

habe im wesentlichen nur den Nachweis zu liefern, daſs er es gelernt habe, wissenschaftlich zu arbeiten ...; im übrigen verböte ja schon die enge Begrenzung des Themas samt der verhältnismäſsigen Unerfahrenheit des Kandidaten, (an eine Dissertation) allzu groſse Ansprüche zu stellen. Aber das ist es eben, was mich etwas bedenklich macht: die Gefahr, daſs bei Massenproduktionen die Ansprüche zu niedrig gestellt werden und die deutschen Universitäten mit Recht den Vorwurf verdienen könnten, die 'Dissertationmongery' zu befördern. Wer freilich das Zeug dazu hat, 'an seinem Teile an dem stolzen Bau der Wissenschaft mitzuarbeiten und aus eigener Kraft eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen' — und Busse selbst hat es ja rühmlich dargetan —, der mag sich immerhin ein Thema für eine Dissertation geben lassen, obwohl es mir wünschenswerter und auch für die Wissenschaft keineswegs nachteiliger schiene, wenn einer im Verlauf seiner Studien selber auf etwas stieſse, was ihn zu eingehender Forschung und Bearbeitung anreizte.

Die zweite Frage, ob man vor oder nach dem Staatsexamen promovieren soll, entscheidet Busse im ersten Sinne. Die Gründe, die er dafür anführt, sind ja einleuchtend. Aber auch hier habe ich einige Bedenken. Wer durch die Verhältnisse darauf angewiesen ist, sich vor allem möglichst bald eine feste Grundlage für seine künftige Existenz zu schaffen, dem rate ich unter allen Umständen, seinen Blick zunächst auf das Staatsexamen zu richten und seine ganze Kraft dafür einzusetzen; denn niemand weiſs im voraus genau, wie lange ihn eine Dissertation aufhalten werde. Mancher hat schon mehr Semester damit verbracht, als er sich vorgenommen, und hat während der Zeit auf verschiedenen Wissensgebieten Lücken offen lassen müssen, die dann beim Staatsexamen in unerfreulicher Weise zutage kamen. Auf jeden Fall sollte man, wie auch Busse rät, erst in den späteren Semestern an die Wahl und Bearbeitung eines Themas für eine Dissertation gehen. Einer der von Busse S. 134 erwähnten Vorteile der Promotion vor dem Staatsexamen erweist sich übrigens für Anglisten und Romanisten als trügerisch: eine englische oder französische Dissertation darf, da sie in der Regel deutsch geschrieben sein muſs, in Preuſsen nicht als schriftliche Prüfungsarbeit angerechnet werden.[1] Für Dissertationen aus anderen Fächern besteht kein solches Verbot. So kann z. B. einem Germanisten, der promoviert hat und beim Staatsexamen eine Lehrbefähigung im Deutschen und Englischen oder Französischen für Oberklassen erwerben will, die Anfertigung einer schriftlichen Hausarbeit erlassen werden; der Examinator im Englischen oder Französischen muſs sich dann, oder darf sich wenigstens, mit einer Klausurarbeit des Kandidaten begnügen, die also in diesem Falle für die Bewerbung um eine Fakultas für die erste Stufe allein schon als ausreichend erachtet wird. Aber zusammen mit einer Dissertation auf dem Gebiete des Englischen oder Französischen reicht die Klausurarbeit für jenen Zweck nicht mehr aus; es muſs noch eine schriftliche Hausarbeit hinzukommen, und die einzige Vergünstigung, die dem Kandidaten gewährt werden kann, ist die, daſs durch eine Entscheidung des Vorsitzenden der Prüfungskommission im Einvernehmen mit dem betreffenden Examinator das Thema für die Hausarbeit dem Bereiche der Dissertation entnommen werden darf. Man sieht, es wird den Neuphilologen nicht gerade leicht gemacht, ihr Ziel zu erreichen. Busses Studienführer kann ihnen durch seine Ratschläge manchen Um- und Irrweg ersparen.

Greifswald. M. Konrath.

[1] Nur eine Teilübersetzung der Diss. in die Fremdsprache wird nachgefordert. In zehn Jahren Berliner Tätigkeit sah ich noch nicht Einen zur Doktorsprüfung gelangen, der die Staatsprüfung bereits gemacht hatte. Daſs möglichst viele Neusprachler den Doktor machen, empfiehlt sich sowohl behufs ihrer besseren Ausbildung als zur Hebung ihres Ansehens in Kollegenkreisen. A. B.

Ernst Otto, Typische Motive in dem weltlichen Epos der Angelsachsen. Berlin, Mayer & Müller, 1901. 91 S.

Der Verfasser dieser Abhandlung hat es unternommen, gewisse Gedanken, die Heinzel (*Stil der altgerm. Poesie*) in den Umsissen festgelegt, Richard M. Meyer (*Die altgerm. Poesie nach ihren formelhaften Elementen beschr.*) auf breitester Basis weiter ausgeführt und in historischen Zusammenhang gebracht hatte, für einen Teil der ae. Dichtung, das weltliche Epos, noch einmal in ausführlicherer Weise zu belegen. Er schöpft sein Material aus Beowulf, Finn, Widsiđ, Waldere, Byrhtnōđ und den historischen Gedichten der Sachsenchronik und legt es vor, in ein straffes Schema gespannt, etwas zu sehr statistisch und darum beim Lesen oft recht ungenieſsbar. Er behandelt im ersten Teil Lebewesen (A. Moralische Eigenschaften: Gott, König, Gefolgsleute, Ungeheuer. B. Geisteskräfte. C. Stimmung. D. Äuſsere Eigenschaften. E. Lebenslauf), im zweiten Zuständliches (Waffen, Schatz, Szenerie), im dritten Vorgänge (Kampf, Reden, drēam, Begräbnis, Schiffahrt, Körperliche Übungen und Spiele, Kunst und Wissenschaft), im vierten Urteile und Empfindungen des Dichters. — Die Fülle dieses auf knappen Raum zusammengedrängten Materials macht die Arbeit nützlich und brauchbar, wenn auch vieles nicht neu und manches nicht typisch ist. Leider sind die Zitate nur selten ausgedruckt, so daſs man des Nachschlagens in den Quellen nicht überhoben wird. Indem der Verfasser seine Ergebnisse mit den über das geistliche Epos der Angelsachsen bekannten Tatsachen vergleicht, sowie Parallelen aus dem As., Ahd. und An. heranzieht, folgt er der Methode seiner Vorgänger. Manches bleibt dabei aber doch recht an der Oberfläche. Wie in solchen Fällen eine Vertiefung zu erreichen gewesen wäre, zeigt z. B. ein Vergleich zwischen dem, was der Verfasser über die Frau in der weltlichen Dichtung sagt, im Vergleich zu Roeders Darstellung (Familie bei den Angelsachsen), die Otto nicht zu kennen scheint.

Bremen. Heinrich Spies.

Leonhard Wroblewski, Über die altenglischen Gesetze des Königs Knut. Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1901. 60 S.

Diese Untersuchung reiht sich anderen Arbeiten an, die in jenen Jahren über altenglische Gesetze erschienen sind. Die Einleitung (Knuts Verhältnis zur altenglischen Sprache) schildert, um eine Voraussetzung für die im Gesetzbuch zu erwartende Sprache zu gewinnen, kurz die Umgebung des Königs: Traditionen der Regierung, Knuts religiöse Stellung, seine geistliche und weltliche Umgebung, die ausschlieſslich aus Südengländern, insbesondere aus Westsachsen, bestand. — Kap. II befaſst sich mit der Überlieferung und dem gegenseitigen Verhältnis der Handschriften der Gesetze sowie eines ebenfalls zur Untersuchung herangezogenen Erlasses Knuts vom Jahre 1020. — Kap. III bildet den Hauptteil der Arbeit: Die Sprache der Handschriften (Vokalismus und Konsonantismus).

Der Verfasser, der gute Kenntnisse und gewissenhafte Arbeitsweise verrät, geht von den westgerm. Lauten aus und behandelt unter jedem sämtliche ae. Entsprechungen, wobei er verwandte Arbeiten zum Vergleich heranzieht. Was zunächst die Quantitätslehre anlangt, so vermag ich hier den Ausführungen des Verfassers grundsätzlich nicht zuzustimmen. Er erklärt, Länge des Vokals wird (u. a.) durch Akzente bezeichnet, und zählt dann die Fälle auf, in denen sich auf Vokalen oder Diphthongen Akzente finden. Diejenigen Fälle, die sich nicht lautgesetzlich erklären lassen, werden durch Analogie zu erklären gesucht, wenngleich der Ver-

fasser auch so vorsichtig ist, ein Fragezeichen hinzuzusetzen (so *heónan* nach *hēo*, *óđđe* nach *ōþ*, *ōþer*, *hwǽne* = *hwone* nach *hwǣm* etc.). Meines Erachtens ist der Verfasser hier im Irrtum; sein an und für sich löbliches Bestreben, möglichst zu erklären und nicht nur zu konstatieren, hat ihn dazu verführt, Erklärungen um jeden Preis zu geben. Solange nicht zwingendere Gründe und sichere Belege aus anderen Denkmälern beigebracht werden, müssen wir in diesen Fällen einfache Schreibfehler sehen, zumal das Me. in keinem dieser Fälle Dehnung aufweist. Dasselbe läſst sich in der Qualitätslehre beobachten. Man vermiſst ein festes Prinzip, nach dem Schreibungen als Schreibfehler gebucht oder als Formen mit lautlichem Wert angesetzt werden. — Im Schluſs der Arbeit sind die Resultate zusammengestellt. Die in allen oder mehreren Handschriften vorkommenden Eigentümlichkeiten werden dem Original zugewiesen. Die Eigenheiten einzelner Handschriften werden als spät oder dialektisch gedeutet und geschieden. — Der wenig übersichtliche Druck und der Mangel einer fortlaufenden Paragraphenzählung erschweren sehr die Orientierung und das Zitieren.

Ein paar Einzelheiten (von vielen) seien hier noch angefügt: Warum wird *scæl* (S. 23 § 5) als 'Partikel' bezeichnet? — S. 34 § 1, 2 gehört streng genommen nicht dahin. — S. 36 § 4, 2 *-ig* in *penig* als 'Zusammenziehung von *-ing*' zu bezeichnen, dürfte nicht ganz korrekt sein. Es handelt sich um denselben Vorgang, der neuerdings in zahlreichen Fällen, als Gegenstück zur Einschiebung von *n* anläſslich der Betrachtung von *nightingale*, eingehend erörtert ist. — S. 40, 3. Die Zusammensetzung der Prozente ($62^2/_3 + 30^1/_2 + 7^1/_3$) stimmt nicht. — S. 48 § 1. Unter 1) heiſst es *w* > *u* vor *l* z. B. *saule*, unter 2) *f* > *u* z. B. *liues*. Das ist zum mindesten schief ausgedrückt. — S. 51, 6 heiſst es, '*lythum* für *lytlum* könnte Analogiebildung nach dem synonymen *lȳthwōn* sein'. Hier liegt doch zweifellos einfacher Schreibfehler vor.

Bremen. Heinrich Spies.

Oskar Boerner, Die Sprache Robert Mannings of Brunne und ihr Verhältnis zur neuenglischen Mundart (Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von Lorenz Morsbach, XII). Halle, Max Niemeyer, 1904. VII, 313 S. 8. M. 8.

Eine gründliche Untersuchung der Sprache Roberd Mannings muſs aus mehreren Gründen als ein sehr wichtiger und hochwillkommener Beitrag zur englischen Sprachgeschichte betrachtet werden. Denn wir haben hier einen Dichter vor uns, der Werke von groſsem Umfange hinterlassen hat, so daſs wir mit einem besonders reichhaltigen Material arbeiten können; besonders wichtig ist aber der Umstand, daſs wir über die Heimat und die Lebenszeit des Dichters recht genau unterrichtet sind. Dadurch gewinnen wir zuverlässige Anhaltspunkte für die Beurteilung anderer Denkmäler aus benachbarten Gegenden. Robert Manning, der ungefähr 1260 in Brunne (jetzt Bourn) im Süden von Lincolnshire geboren war und in den vierziger Jahren des 14. Jahrhunderts höchst wahrscheinlich in derselben Gegend sein Leben beendigte, verlebte ohne Zweifel den weitaus gröſseren Teil seines Lebens innerhalb der Grenzen seiner heimatlichen Grafschaft. Es ist deshalb anzunehmen, daſs er an seinem heimatlichen Dialekt festhielt; diese Annahme wird auch durch die Schlüsse, die sich aus Roberds Persönlichkeit und äuſseren Lebensumständen ziehen lassen, durchaus bestätigt. Er muſs entschieden, wie Boerner bemerkt, in einer Sprache geschrieben haben, die der Umgangssprache seiner Heimatsgegend ziemlich nahekam. Infolge dieser Umstände wird seine Sprache für die englische Sprachkunde, besonders für die Lokalisierung und Datierung der me. Denkmäler, um so wichtiger.

Trotzdem waren die bisherigen Untersuchungen über Roberds Sprache recht dürftig jedenfalls vollkommen unzureichend. Die einzige Spezialarbeit vor der hier zu besprechenden Arbeit ist die Göttinger Dissertation von G. Hellmers, *Über die Sprache Rob. Mannings of Brunne und über die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Meditations on the Supper of our Lord* (1885), mit Fortsetzung erschienen zu Goslar in demselben Jahre. Die Lautlehre wird hier sehr knapp abgefertigt. Was in anderen Arbeiten über Roberds Sprache zu finden ist, ist noch spärlicher.

Mit um so gröfserer Freude ist eine Detailuntersuchung wie das uns vorliegende Buch zu begrüfsen. Der Hauptwert des Buches scheint mir in dem ungemein grofsen und mit rühmenswertem Fleifs und Umsicht gesammelten Material zu liegen. Aus diesem Material hat der Verfasser auch Schlüsse allgemeinerer und weittragenderer Natur gezogen, die er an besonderen Stellen, namentlich am Ende der verschiedenen Abschnitte, fein sauber zusammenstellt.

Diese Schlüsse sind selbstverständlich so gut wie ausschliefslich grammatischer Natur. Einen Punkt will ich aber hier zuerst herausgreifen, weil er auch für die Literaturgeschichte wichtig ist, nämlich die Frage nach der Autorschaft der Roberd zugeschriebenen *Meditations on the Supper of our Lord*. In seiner obenerwähnten Arbeit hatte Hellmers darzutun versucht, dafs sie sehr wohl von Roberd verfafst sein könnten, da die Sprache in den *Med.* von derjenigen in den anderen von Roberd of Brunne sicher verfafsten Werken nicht wesentlich abweicht. Boerner aber glaubt nun einen gröfseren Einschlag südlicher Elemente konstatieren zu können. Gegen die Verfasserschaft Roberds fallen nach der Ansicht Boerners auch Unterschiede hinsichtlich der Verskunst und der Reimtechnik ins Gewicht.

In dem Boernerschen Buche wird, wie schon angedeutet, eine ungemeine Menge Detailfragen erörtert. In ziemlich vielen Fällen kann ich dem Verfasser nicht beipflichten; über einige von diesen läfst sich wohl streiten, aber in mehreren scheint mir jedoch die irrtümliche Auffassung des Verfassers auf der Hand zu liegen. Einige Ungenauigkeiten — zwar meistens geringfügiger Art — wären auch leicht zu vermeiden gewesen. Auf alle diese Punkte kann ich hier nicht eingehen. Einige werde ich am Schlufs dieser Anzeige beispielsweise erwähnen, will aber gleich hervorheben, dafs sie den Wert der Arbeit nur in sehr geringem Mafse beeinträchtigen, und dafs sie uns ihre Verdienste nicht vergessen lassen dürfen.

Nach einer kurzen Einleitung wird zuerst die Überlieferung der Werke behandelt. Interessant ist dabei die Tatsache, dafs der Text der *Chronik* einen ganz anderen und zwar nördlicheren Sprachcharakter aufweist als der der *Handlyng Synne*. Die Verschiedenheiten rühren aber lediglich von den Schreibern her; denn, wie Boerner (und vor ihm Hellmers) hervorhebt, ist es nicht denkbar, dafs Roberd zur Zeit der Abfassung der *Chronik* einen mehr nördlich gefärbten Dialekt sprach als zur Zeit, wo er die *H. S.* schrieb. Mit Recht werden in der ganzen folgenden Darstellung die Erscheinungen in den drei Werken (*Chron.*, *H. S.*, *Meditations*) streng auseinander gehalten.

Danach folgt ein Abschnitt über die Verskunst und Reimtechnik des Dichters, dem sich Abschnitte über das auslautende *-n* und das auslautende *-e* anreihen. Das auslautende *-n* ist im allgemeinen weggefallen, nur in hochtoniger Silbe ist es lautgesetzlich erhalten geblieben. Daraus zieht der Verfasser den Schlufs, dafs auch für den *Havelok* kein *-n* mehr anzunehmen sei. Statt der reichen Materialsammlung oder wenigstens neben ihr hätte ich etwa eine kurze Besprechung der Fälle, in denen *-n* erhalten ist, erwartet, da uns ja die Ausnahmen weit mehr als die Hauptregel interessieren. Aus der Untersuchung über das End-*e* ergibt sich, dafs der Prozefs des Verstummens des *-e* noch nicht abgeschlossen war, dafs Roberd ein Wort mit verstummtem *-e* allemal da verwenden konnte, wo er es im Reime nötig hatte.

Der nun folgende Abschnitt über die Lautlehre (S. 55—209) nebst einer Übersicht über dialektische Formen (S. 209—211) bildet entschieden den Kern der Arbeit. Die Lautlehre umfaſst nur den Vokalismus und zwar nur den Vokalismus der Reimwörter; sie zerfällt in zwei Abschnitte: in dem ersten wird der germanische, in dem zweiten der auſsergermanische Bestandteil behandelt. Wir haben es hier also mit einer Darstellung zu tun, die sich von den meisten derartigen Arbeiten dadurch vorteilhaft abhebt, daſs sie die Schreibungen nur ausnahmsweise berücksichtigt und nur die Reime für beweiskräftig hält. Hier und dort geben die Reimuntersuchungen auch zu Emendationen Anlaſs, von denen manche mir sehr gelungen erscheinen. Die Darstellung gewährt gelegentlich auch Einblicke in die Konsonantenlehre, besonders in die Frage über die Entwickelung von Vokal + *w*, *ʒ*, *h*, *ht*.

Die folgenden Abschnitte (S. 212—271) behandeln nun: die Flexionslehre, Übersicht über die dialektischen Formen aus der Flexionslehre, dialektische Abweichungen der *Meditations* von der *Handlyng Synne* und der *Chronik*, Listen der altnordischen und der französischen Lehnwörter nach Wortklassen geordnet.

Danach setzt (S. 271) die Vergleichung von Roberds Sprache mit der neuenglischen Mundart ein. Wir finden hier die folgenden Kapitel: Charakteristik der ne. Mundart, Vokalismus der ne. Mundart, Konsonantismus im Me. und im Ne. und zuletzt einige Resultate und Schluſsbemerkungen. Wenn man von einigen literarischen Entlehnungen bei Roberd absieht, so steht es nach der Darstellung Boerners fest, daſs in der Mundart seit Roberds Zeit keine durchgreifenden Verschiebungen eingetreten sind.

Es würde uns zu weit führen, auf alle interessanten Details, die aus dem Buche herauskommen, einzugehen. Statt dessen will ich, bevor ich schlieſse, mich mit einigen Spezialfragen beschäftigen, worin ich dem Verfasser nicht beistimmen kann.[1]

S. 35 sagt Boerner (betreffs des auslautenden *-n*): ‘wenn aber trotz der allgemeinen Regel im part. praet. das *-n* zum Teil erhalten ist, so mögen hier Ursachen gewirkt haben, die noch nicht ermittelt sind.’ Als ‘unermittelt’ sind doch diese Ursachen kaum zu bezeichnen! S. 42 bespricht Boerner ein paar Ortsnamen aus Lincolnshire, die auf frühen Verlust von *-n* deuten sollen, und die er den von Bradley gesammelten Beispielen gegenüber anführt, die das *-n* meist gewahrt haben und demnach südliche Formen repräsentieren sollen. Die von Boerner angeführten Fälle beweisen aber gar nichts, da sie beide altnordische Bildungen sind. *Frisebi*, *Frisatorp* sind, wie *Saxby*, sicher von den Nordleuten in Lincolnshire gebildet (ursprünglich *Frīsabȳ*, *Frīsaþorp*, *Saxbȳ*). *-bȳ*, *-þorp* sind typische nordische Ortsnamenkomponenten. S. 56. In me. *þakk*, ne. dial. *thack* ‘roof’ ist der *k*-Laut vollkommen lautgesetzlich. In ae. *þæc* gen. *þæces* etc. na. pl. *þacu*, gen. pl. *þaca*, dat. pl. *þacum* kann kein *tš* entstehen. Weshalb man also, um die *k*-Form in der Gegend Roberds zu erklären, an eine Einwirkung des altn. *þak* denken könnte, ist mir unklar. S. 58. Was der Verfasser mit an. *klǣþdi* (sic! so auch S. 68) meint, verstehe ich nicht. S. 64. Betreffs des Verhältnisses von altostn. *græs* zu altwestn. *gras* verweise ich auf den Aufsatz von Ekwall in *Nordiska Studier, tillegnade Adolf Noreen* S. 247 ff. S. 70. Ohne mich auf die Frage nach der ursprünglichen Quantität des ne. *crumb* (ae. *crūma* oder *crŭma*?) einzulassen, muſs ich es sonderbar finden, daſs Boerner das Sb. als *crūma* ansetzt, aber das dazu

[1] Da in Gothenburg, wo ich dieses schreibe, sehr wenige Hilfsmittel für das Studium von Roberd Manning (einstweilen nicht einmal eine einzige Ausgabe einer Manningschen Arbeit) vorhanden sind, bin ich auſserstande gewesen, vieles, was ich gern nachprüfen wollte, näher zu untersuchen. Es gilt dies besonders für die Reimwörter, deren Bedeutungen aus Boerners Arbeit sich öfters nicht erschlieſsen lassen.

gebildete Verb **crymman* (nicht *crȳman*) schreibt. Schon Orrm hat *crummes*. — Als verwandt zu *aglyfte* 'erschrocken' betrachte ich schwed. dial. *gluft* 'Öffnung', norw. dial. *glyfs* 'Öffnung', me. *glopnen* 'be astonished, terrified' usw.; die ursprüngliche Bedeutung war 'offenstehen, gaffen'. S. 71. *fytte* (*H. S.* 7756) mit 'ae. ī vor mehrfacher Konsonanz' verstehe ich nicht; die Ausgabe von *H. S.* steht mir aber nicht zur Verfügung. S. 75. Dafs *brim* 'wild, wütend' aus einer ae. Grundform mit 'unfestem *y*' stammt, wird wohl niemand glauben. — *Kutte* 'to cut' ist sicher nicht dem Keltischen entlehnt; denn wie wären dann die entsprechenden skandinavischen und niederländischen Formen zu erklären? Vgl. übrigens Ekwall, *Shakespere's Vocabulary* S. 15 Anm. 4. S. 79. Wie ae. *cnafa* aus älterem ae. *knapa* entstanden sein kann, ist mir unklar. S. 82 Anm. 2 ist mir völlig unbegreiflich und wohl verderbt. S. 102 mom. 4 anm. l. 'Anglia IX' und 'Beowulf 1001'. Der Verfasser sagt, dafs *wend* (*Chr.* 1771) ein Versehen für *wond* ist, das 'in beiden Handschriften steht'. Von wem rührt dann das Versehen her? S. 106. Zu der Schreibung *werd* 'world' sind die Formen des Wortes in den modernen nordischen Sprachen zu vergleichen, wo *l* nicht mehr gesprochen wird; im Dänischen wird es nicht einmal mehr geschrieben. S. 112. Im Reim *wonde* 'fear, hesitate' : *husbonde* ist wohl *o* in *husbonde* eher aus ō in ostn. *bō(a)nde* als aus ū in dem von Boerner angeführten *būandi* zu erklären. Die Überschrift (: ǫ́ 'reimt mit *o* an. Ursprungs') pafst übrigens schlecht zu '*husbonde* (an. *būandi*)'. S. 121. Aschwed. *lǣra*, dän. *lære* stammt aus dem Deutschen und kann nicht das me. *lere* erklären. S. 135. An. *heđan* hat kurzes *e*! S. 138. Sehr verwirrend für den Leser ist, dafs hier nach einer Anmerkung in Petit Fälle in gewöhnlichem Druck gegeben werden, die nur die Fortsetzung der Anmerkung bilden. Solche redaktionelle Fehler sind in ziemlicher Menge vorhanden. Es mag kleinlich aussehen, auf solche Aussetzungen einzugehen; aber gerade bei einer Arbeit, die ihren Wert hauptsächlich als Nachschlagebuch behaupten wird, spielt doch die Übersichtlichkeit, ja sogar eine zweckmäfsige Verwendung der verschiedenen Schriftarten eine gewisse Rolle. S. 145. ȳ in *prȳde* ist nicht auf das Franz. zurückzuführen, sondern ist durch analogischen (funktionellen) Umlaut von ū in dem aus dem Franz. entlehnten *prūd* entstanden. S. 154. Me. *cōme* sb. ist nicht eine Nachbildung zu an. *kvāma*, sondern entstammt solchen nordischen Formen, wo ō lautgesetzlich ist. S. 155. Ein ae. *ʒewān* < an. *vān* kann ich nicht belegen. Ae. *ʒewan* bedeutet 'wanting, diminished'. S. 156. Ein Orrmsches *lāfe* < ae. *geleāfa* kann ich nicht sicher belegen: eine solche Lesart soll zwar V. 1537 vorkommen, scheint mir aber kaum korrekt. S. 159. Die etymologische Gleichstellung von an. *rót* und ae. *wyrt* ist unhaltbar. S. 166. Me. *may* enthält nicht *ai* < an. ǭ̄ + ʒ. S. 192. Me. *fīle* 'a worthless person', womit Boerner nichts anzufangen weifs, glaube ich in meinen *Loan-words* richtig erklärt zu haben. Das *f* spricht entschieden gegen die Annahme, dafs es eine Variante von *vile* sei, erklärt sich aber ungezwungen aus an. *-fýla* 'a worthless person'; vgl. an. *mannfýla* 'rascal' (a term of abuse).

Obwohl meine Bemerkungen noch bedeutend vermehrt werden könnten, mache ich hier Schlufs, da sie alle zu speziell sind, als dafs ich mit ihnen hier mehr Raum in Anspruch nehmen möchte. Auf die ziemlich zahlreichen Druckfehler einzugehen, finde ich auch zwecklos.

Göteborg. Erik Björkman.

Grace Fleming Swearingen, Die englische Schriftsprache bei Coverdale, mit einem Anhang über ihre weitere Entwicklung in den Bibelübersetzungen bis zu der Authorized Version 1611. Berlin, Mayer & Müller, 1904. 52 S. 8.

Indem die Verfasserin Arbeiten von Sopp, Roemstedt, Hoelper, Dibelius u. a. sich als Muster dienen läfst, versucht sie, die Stellung Cover-

dales in der Entwickelungsgeschichte der englischen Schriftsprache zu fixieren. Ihre Darstellung und die daraus erhaltenen Ergebnisse beziehen sich aber hauptsächlich auf die Orthographie. Die Aussprache Coverdales ist übrigens — das mufs zugestanden werden — für die von der Verfasserin behandelten Fragen ziemlich belanglos. Coverdale, der aus Yorkshire gebürtig war, schrieb die Londoner Schriftsprache mit Sorgfalt und Regelmäfsigkeit. Die Sprache (oder eher die Orthographie) in Coverdales Bibel (1535) wird mit der Chaucers und mit den Sprachformen Caxtons, Tindales und Tottels verglichen. Auch die orthographischen Eigentümlichkeiten der Drucker Wynkyn de Worde und Pynson werden zum Vergleich herangezogen. Die Ergebnisse der Untersuchung fafst die Verfasserin (S. 43—46) handlich zusammen. In der Schreibung der Coverdaleschen Bibelübersetzung macht sich in mehreren Hinsichten eine uniformierende Tendenz geltend. So wird z. B. Vokallänge vor einfachem Konsonanten konsequent durch End-*e* bezeichnet. Für mehrere Wörter, deren Orthographie bei Tindale, Bale und Tottel schwankt, ist bei Coverdale eine bestimmte einheitliche Schreibung durchgeführt.

In dem Anhange wird die Stellung einiger späteren Bibeldrucke (der Craumerschen Bibel 1539, der Geneva-Bibel 1557, der Rheims-Bibel 1582 und der Authorized Version 1611) zu der Coverdaleschen Bibel behandelt. Wie Coverdales Orthographie im wesentlichen nur eine Uniformierung von der Tindales ist, so zeigen die späteren hier untersuchten Drucke eine immer bestimmtere Einheitlichkeit in der Orthographie, wobei Coverdales Stellung als Zwischenglied sich deutlich erkennen läfst.

S. 36—42 wird auch eine kurze Darstellung der wichtigsten Eigentümlichkeiten der Flexion bei Coverdale gegeben.

Mehrere Irrtümer und Ungenauigkeiten kommen vor. Sie sind aber für die Zwecke der Arbeit belanglos, und ich finde mich nicht veranlafst, darauf weiter einzugehen. Ein Beispiel möge genügen: *a* in ae. *grasshopper* soll nach der Ansicht der Verfasserin aus *grass* 'durch Volksetymologie' genommen sein.

Für denjenigen, der ein Gesamtbild von dem Entwickelungsgange der englischen Orthographie sich schaffen will, wird unser Büchlein gewifs nicht ohne Bedeutung sein.

Göteborg. **Erik Björkman.**

John Erskine, The Elizabethan lyric. A study. Columbia University Press, 1903. XVI, 344 S.

Die hohe Entwicklung der dramatischen Literatur in dem England des 16. Jahrhunderts hat lange Zeit hindurch eine arge Vernachlässigung und Verkennung der Bedeutung jener Epoche für die englische Lyrik hervorgebracht; erst die Einzelstudien der letzten Zeit auf den verschiedenen Zweigen der damaligen Lyrik haben ein gröfseres, allgemeineres Interesse auf sie gelenkt. Der Verfasser des obigen Buches will nun eine zusammenfassende Darstellung der gesamten Lyrik der Elisabeth-Zeit geben. Er geht dazu aus von einer allgemeinen Besprechung über Form und Inhalt der lyrischen Dichtungen, die zwar von einer scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers zeugt, die Grenzen dieser Dichtungsart aber so eng zieht, dafs der gröfsere Teil der Goetheschen, Heinischen oder Burnsschen Lyrik kaum vor den aufgestellten Anforderungen bestehen könnte. Im zweiten Kapitel folgt eine kurze Übersicht über die Geschichte der Lyrik im Alt- und Mittelenglischen. Diese Einleitung hätte, um mit der dem Verfasser gestellten Aufgabe im Einklang zu stehen, den Zweck haben müssen, zu zeigen, wie die einzelnen Themen und Formen der englischen Lyrik in der Literatur zuerst auftraten, wie sie sich weiter entwickelten und welches ihr Bestand im Anfang des 16. Jahrhunderts war; so dafs man erkennen konnte, was die zu behandelnde Epoche an heimatlichen

Bestandteilen übernehmen konnte und was von aufsen dazutrat. Dieser Aufgabe wird die Einleitung infolge ihres allzu starken bibliographischen Charakters nicht im vollen Mafse gerecht. Auch in dem Hauptteile tritt dieser Charakter des Buches zum Schaden des Ganzen zu stark hervor; die Methode der chronologischen Aufzählung der einzelnen Erscheinungen mufste ihre Mängel zeitigen. Zwar ist das vorhandene Material fleifsig und geschickt gesammelt, so dafs das Ganze eine erschöpfende und verläfsliche Zusammenstellung bietet, aber von dem Mangel einer durchgreifenden Verarbeitung und klaren Anordnung des Stoffes ist die Arbeit, vielleicht infolge der beobachteten Methode, nicht freizusprechen. Dafs die Einteilung in Miscellany- und Sonnet-Periode etwas Verschwommenes an sich hat, mufste Erskine selbst erkennen, wenn er z. B. den *Passionate Pilgrim*, der doch sicher zu den Miscellanies gehört, nicht bei diesen, sondern bei den Sonetten behandelt, Englands *Helicon* und Davisons *Poet. Rhapsody* bei den ersteren. Ein anderer Nachteil, den die rein chronologische Anordnung mit sich bringt, besteht darin, dafs die dichterischen Persönlichkeiten zu sehr in den Hintergrund treten und ein Gesamtbild derselben durch die wiederholten Einzelbesprechungen ihrer Werke nicht möglich wird.

Bei der Besprechung der Miscellany-Periode geht Erskine von den Mss.-Misc. der Zeit Heinrichs VIII. aus, zu denen er auch die Sammlung Wynkyn de Wordes 1530 rechnet, die jedoch im Druck erhalten ist und das erste in England gedruckte Liederbuch darstellt. Bei den gedruckten Miscs. hätte eine allgemeine Charakteristik der Entwicklung ihres Gedankeninhalts und ihrer äufseren Formen manches zu bieten vermocht. So scheint mir, um nur eins hervorzuheben, nirgends die wachsende Vorliebe jener Zeit für den Stabreim, die unter dem Einflufs des wieder populär gewordenen Piers Plowman und Norths *Guevara*-Übersetzung von neuem auflebte, so zutage zu treten wie gerade in den Miscs. Den Höhepunkt erreichte sie wohl in der *Gorg. gallery of gallant inventions,* bei Turberville und Churchyard; aber auch in Spensers Schäferkalender macht sie sich deutlich bemerkbar. Auch über die Persönlichkeiten in den Miscs. hätte einiges gesagt werden müssen. Beim *Paradise of d. devices* scheint es mir nahe zu liegen, in dem Oxforder Musiker Richard Edwards, einem der Hauptbeiträger, den Redakteur des Ganzen zu erblicken, nach dessen Tode die Sammlung herausgegeben wurde. Einer Klage von W. H. (William Hunis) über falsche Freundschaften folgt von Edwards, gleichsam als redaktionelle Anmerkung:

If suche false shippes haunte the shore,
Strike down the sailes and trust no more.

Ist der ebenfalls unbekannte Herausgeber des *Phoenix Nest* 1593, R. S., vielleicht mit dem Richard Smith identisch, der 1594 *Constables Diana* mit mehreren Sonetten anderer Dichter als Misc. herausgab? Turbervilles *Epitaphs* etc. verlegt Erskine nach 1570; sie waren aber schon 1567 in zweiter Auflage erschienen; die Nachahmungen aus dem Klassischen, von denen eine erwähnt wird (S. 102), sind Übersetzungen aus der *Anthologia Graeca,* die T. wahrscheinlich in lateinischer Übersetzung vorgelegen hat (Koeppel, *Anglia* XIII 69).

Sowohl in der Misc.- als auch in der Sonett-Periode hat Erskine den Einflüssen der kontinentalen Literatur noch nicht bis zu dem notwendigen Grade nachgeforscht; die Lyrik der Elisabeth-Zeit kann nur im engsten Anschlufs und stetem Vergleich mit der französischen und italienischen Literatur studiert werden. In vielen Fällen haben wir es nicht nur mit Konventionellem und Nachempfundenem zu tun, sondern mit direkten Entlehnungen. So sind sogar unter den Beispielen, die Erskine als Proben aus den einzelnen Dichtern abdruckt, manche nur Übertragungen. Dem S. 136 angeführten *'Care-charmer sleep'* von Daniel liegt ein Sonett von

Desportes (*Amours d'Hippolyte* I XXV) zugrunde, wie auch dem S. 137 abgedruckten *'If this be love'* (*Amours de Diane* I XXIX). Das Gedicht Fletchers *'In tyme the strong'* (S. 146) entstammt der *Anthologia Graeca*; das Spensersche *'Faire is my love'* (S. 156) ist die Übersetzung eines Sonetts von Tasso *'Bella è la donna mia'*. Die Form von Frage und Antwort, die nach Erskine Grimauld eingeführt haben soll, hat ihre Vorlage in der Epistel *'In simulacrum Occasionis'* der *Anthologia Graeca*; Grimauld, der unabhängig von den Italienern schafft, ist überhaupt typisch für den Einfluſs der Klassiker. Einen Einfluſs Ronsards auf Lodges Lyrik stellt Erskine in Abrede; Sidney Lee, *Elizabethan Sonnets* I XVIII, führt nicht weniger als fünf direkte Übersetzungen an. Selbst die Verwendung religiöser Stoffe zu Sonetten stammt aus der französischen Literatur, in der schon 1577 die *Sonnets spirituels* des Abbé Jacques de Billy erschienen.

Ebenso stark tritt dieser kontinentale Einfluſs in den *Songbooks* zutage, wo es Erskine auch mit Recht hervorhebt. Als ergänzend möchte ich noch anführen, daſs das S. 222 abgedruckte *'Brown is my love'* eine wörtliche Übersetzung des italienischen Madrigals *'Bruna sei tu ma bella'* von Ferabosco ist. Auch die *Triumphs of Oxiana* haben ein kontinentales Vorbild in den *Triomfi de Dori*, von denen sie sogar den Refrain entlehnten.

Auch in den *Songbooks* führt die Anordnung nach chronologischen Gesichtspunkten Nachteile mit sich: es tritt der Unterschied zwischen den einzelnen Gattungen der *Madrigale*, *Ballets* und *Airs* nicht genügend hervor. Ungenau ist auch, wenn Erskine mit diesen zusammen die *Catches* bespricht oder sie gar aus ihnen sich entwickeln lassen will. Die *Catches* sind englisches Erbgut und gehören der Volks- und nicht der Salonmusik an; schon ihre Verwendung in der zeitgenössischen dramatischen Literatur (vgl. Shakespeare, *Twelfth night* II 3 und *Tempest* III 2) läſst darauf schlieſsen, daſs sie den unteren Volksschichten angehörten. In den *Ballets* 1595, zu denen Morley übrigens durch die *Balletti Gastoldis* angeregt wurde, verwechselt Erskine das Lied *'My bonny lass she smyleth'* mit dem von Lodge *'My bonny lass thyne eye'*; beide haben auſser der Anrede an die Geliebte nichts gemeinsam. Für Byrds erstes Liederbuch ist 1588 angegeben; aus einer Eintragung in die Buchhändlerregister vom 6. November 1587 (Collier, *Transcr.* II 477) geht aber hervor, daſs es schon 1587 erschienen war.

Das Kapitel über die Lyrik im Drama zeichnet sich durch seine Vollständigkeit aus. Eine Tabelle aller Erscheinungen der betreffenden Epoche auf dem Gebiete der Lyrik bildet den Schluſs des Buches, das allerdings eine abschlieſsende Geschichte der Elisabethanischen Lyrik noch nicht liefert, infolge der Fülle und genauen Anführung des Materials aber als ein guter Fortschritt jenem Ziele entgegen zu begrüſsen ist.

Berlin. Wilhelm Bolle.

Elmer Edgar Stoll, John Webster; the periods of his work as determined by his relations to the drama of his day. Cambridge, Harvard Cooperative Society, 1905. 216 p.

Kleine Typen, enger Druck, viel Belesenheit, ein Stil wie telegraphiert, ernste Sachlichkeit ohne Spur von Eitelkeit und dazu eine vorzügliche literarhistorische Methodik, wie man sie selten findet: diesen Eindruck macht Stolls Buch, das nicht bloſs für die Erforschung Websters, sondern der ganzen nach-Shakespearischen Dramatik einen bedeutenden Fortschritt bildet.

Das erste Kapitel stellt die Chronologie der Websterschen Dramen fest und sucht die noch viel schwierigeren Verfasserfragen aufzuhellen. Von Stücken, die man Webster vermutungsweise zuwies, werden *'Thracian wonder'* und *'The weakest goeth to the wall'* abgelehnt, während *'Cure for*

a cuckold' sich als ein ziemlich sicheres Werk von Webster erweist. Den Dramen, an denen er in seiner Frühzeit mitarbeitete, gilt das zweite Kapitel. *'Wyatt,'* woran er wohl nur geringen Anteil hatte, beruht wesentlich auf Holinsheds Chronik, mit etwas Einfluſs von Shakespeares 'Heinrich VI' B. Es ist eine Historie volkstümlicher Art, nicht von jener Marlowischen Tragik wie 'Richard II' oder 'Richard III'. Etwas selbständiger betätigte sich Webster in der Induktion zu *'The malcontent'*. Aber auch noch in den bürgerlichen Komödien *'Westward ho'* und *'Northward ho'* ringt er sich nicht zu viel Originalität durch, sondern bleibt ein enger Nachahmer Dekkers. Einzelnes kommt zugleich aus den *'Merry wives of Windsor'* herüber. Das dritte Kapitel ist den Stücken gewidmet, in denen sich Webster freier gibt und sein Charakteristisches schafft: *'White devil'* und *'Duchess of Malfi'*. Bei jenem führte die Quellenuntersuchung nicht auf das Dokument, durch das die italienische Mordgeschichte zur Kenntnis Websters gelangte, obwohl Stoll eigene Forschungen auf italienischen Bibliotheken darüber anstellte. Dagegen konnte er bei *'Duchess of Malfi'* auſser Painters 23. Novelle noch Sidneys *'Arcadia'* als unmittelbares Vorbild erweisen. Die Abhängigkeit im Stoff hat aber Stoll mit Recht als sekundär betrachtet gegenüber der Entwickelung des ganzen Typus der Rachetragödien, zu dem die genannten Stücke beide gehören. Indem er mit weitem und eindringendem Blick diese Gattung mustert, unterscheidet er hauptsächlich zwei Klassen: die Tragödien des richtenden Rächers, mit überwiegend sittlicher Auffassung, viel melodramatischem Beiwerk und deutlichen Einflüssen Senecas; und die des machiavellistischen Rächers, mit stärkerer Betonung eigenwilligen Temperaments und ohne übernatürliche Motive. Erstere Art ist zuerst bei Kyd zu finden, letztere bei Marlowe. Webster gehört zur ersteren; Zwischenglieder, die von Kyd zu ihm überleiteten, waren Werke von Chapman und Tourneur; von Shakespeare kamen nur einige Wahnsinns- und Knabenmotive mit herein. Das Schluſskapitel beschäftigt sich mit *'The devil's law-case'*, *'Appius'* und *'Cure for a cuckold'*, derberen Stücken, in denen Webster in die Nachahmung zurückversank, besonders von Fletcher und Massinger, gelegentlich auch von einer Volks- oder Advokatenszene Shakespeares. Das Ganze gipfelt naturgemäſs in einem sorgsam abgewogenen Urteil über Websters Erfindungskraft. Zwei Exkurse, über *'The atheist's tragedy'* und über Fletchers Einfluſs auf Chapman, sind als Anhang beigegeben.

Manches hat Stoll sichergestellt, vieles wahrscheinlich gemacht. Er weiſs selbst, wie viele Schwierigkeiten durch die Ungenauigkeit der meisten Neudrucke, die Unsicherheit der Verfasserschaft und Mitverfasserschaft, die Überfülle der möglichen Stoff- und Stilquellen und den Verlust zahlreicher Dramen für den Forscher entstehen. Aber wer wird auch von einer Verarbeitung philologischen Materials ein Abschlieſsen erwarten? Anregung hat er reichlich gegeben, indem er es verstand, die richtigen Entwickelungsfragen aufzuwerfen, wie betreffs der Rachetragödie, der Knabengestalten, der Volksaufläufe u. dgl. Dadurch hat er seiner Studie ein weit über Webster hinausgehendes Interesse verliehen und sie für jeden, der das ältere Stuartdrama wissenschaftlich anfaſst, unentbehrlich gemacht.

Berlin. A. Brandl.

Alexander Gills Logonomia Anglica. Nach der Ausgabe von 1621 diplomatisch herausgegeben von Otto L. Jiriczek (Quellen und Forschungen, XC). Straſsburg, Karl J. Trübner, 1903. (Preis M. 7,50.)

Unsere Kenntnis der englischen Lautentwicklung vom 15. Jahrhundert bis auf die Gegenwart ist vornehmlich aus den Angaben von Grammatikern und Orthoëpisten der vergangenen Jahrhunderte geschöpft, und Ellis gebührt das groſse Verdienst, durch Mitteilung reichlicher Auszüge

dies Material zugänglich gemacht und die Grundlinien der Entwicklung festgestellt zu haben. Damit ist aber die Aufgabe, vor der unsere Forschung steht, noch nicht völlig gelöst. Geht man näher auf sie ein, so merkt man bald, daſs Ellis' Auszüge nicht immer ausreichen, daſs wir viele Zeugnisse erst in ihrem vollständigen Zusammenhang richtig deuten können und daher die wichtigeren Gewährsmänner Neudrucke verdienen. Darauf habe ich schon vor einem Jahrzehnt hingewiesen, aber gewiſs nur dem Ausdruck gegeben, was anderen, die sich mit diesen Grammatikern beschäftigt haben, ebenso lebhaft vor Augen getreten ist. Einer Anregung Brandls folgend, hat es nun Jiriczek unternommen, eines der wichtigsten dieser Quellenwerke, von einem Mann, der als Altersgenosse Shakespeares und Lehrer Miltons besonderes Interesse beanspruchen darf, in einem Neudruck uns vorzulegen.

Die Aufgabe war gerade bei diesem Autor viel schwieriger als zu erwarten war. Gills '*Logonomia Anglica*' ist eine englische Sprachlehre im weitesten Sinne des Wortes — sie bietet auſser der eigentlichen Grammatik auch eine Stilistik und Metrik — und sucht namentlich eine neue, rationelle Orthographie einzubürgern, in welcher die zahlreichen Beispiele und Sprachproben wiedergegeben sind. In der ersten Auflage von 1619 ging nun Gill sehr radikal vor und verwendete so viel neue Zeichen, daſs er damit schon beim Druck, man kann sagen, Schiffbruch litt: die oft minuziösen Unterschiede zwischen den Lettern kamen so schlecht heraus, daſs es nötig war, die einzelnen Exemplare handschriftlich durchzukorrigieren. So berichtet er selbst in der zweiten Auflage (vgl. 25, 10 des Neudrucks), und in der Tat zeigen alle bekannten Exemplare des ersten Druckes fast auf jeder Seite solche Verbesserungen, nicht selten in recht bedeutender Anzahl. Zwei Jahre später (1621) veranstaltete Gill eine neue, inhaltlich fast gar nicht veränderte Auflage, in welcher er ein bedeutend einfacheres orthographisches System zur Anwendung brachte, das sich beim Druck als durchführbar erwies. Diese Ausgabe letzter Hand muſste natürlich dem Neudruck zugrunde liegen. Aber wenn sie auch den handschriftlichen Verbesserungen in den Exemplaren der ersten Auflage in der Regel gerecht wird, so finden sich doch in einer Reihe von Fällen Abweichungen, und es ergibt sich die Frage, ob etwa nur Druckfehler oder Versehen der zweiten Auflage vorliegen, oder ob Gill eine andere Lautung lehren wollte als früher. Dazu kommt aber noch weiter, daſs manche jener Besserungen nicht in allen Exemplaren stehen, somit zu erwägen ist, ob sie wirklich von Gill gewollt oder vielleicht nur von einem Helfer irrtümlich eingefügt sind (denn er selbst kann doch schwerlich alle Exemplare durchkorrigiert haben). Diese verwickelten Verhältnisse haben es sehr schwierig gemacht, einen Neudruck zu liefern, der uns das gesamte Material der Zeugnisse Gills in übersichtlicher Form zugänglich macht, und es gehörte kein geringes Maſs von Entsagung und Ausdauer dazu, diese unsäglich mühevolle Kleinarbeit durchzuführen.

Jiriczeks Ausgabe bietet nun einen genauen Abdruck der zweiten Auflage und eine Zusammenstellung solcher Abweichungen von den handschriftlichen Besserungen der ersten, die irgendwie von Belang sein können. Dieser Beschränkung wird man nur zustimmen können. Absolute Vollständigkeit war bei der Sachlage überhaupt nicht zu erreichen — sie würde eine genaue Vergleichung jedes einzelnen Exemplars der ersten Auflage erheischt haben —, und sie wäre auch von geringem Nutzen gewesen. Für den einzigen wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Auflagen, die Scheidung von *ŋ* und *ŋg*, die in der zweiten gleichmäſsig durch *ng* bezeichnet sind, hat Jiriczek das gesamte Material besonders und sehr lehrreich zusammengestellt (S. XLII). Auſserdem enthält die Einleitung alle Behelfe, um Gills Angaben und Schreibungen richtig zu deuten. Besonders wertvoll ist das Glossar am Schluſs, welches sämtliche Transkriptionen verzeichnet und bei seinem beträchtlichen Umfange (ca. 2600 Stich-

wörtern) uns erst einen vollen Einblick in die Sprechweise Gills gibt. In Einzelheiten würde man vielleicht die Einrichtung des Buches anders wünschen. So fände ich es sehr nützlich, wenn im Glossar durch ein einfaches Zeichen bei den betreffenden Wörtern auf die in der Einleitung mitgeteilten abweichenden Lesungen der ersten Auflage hingewiesen wäre. Diese selbst hätte man lieber am Fuſse der Seite gesehen, eine Anordnung, die doch wohl nicht so schwer durchführbar gewesen wäre. Aber im ganzen verdient das Vorgehen Jiriczeks gewiſs allen Beifall.

Da ich im Besitz der ersten Auflage der *Logonomia Anglica* bin und nach dem Dargelegten jedes einzelne Exemplar an handschriftlichen Besserungen zum Teil Neues bietet, möchte ich zunächst zur Variantenliste, S. LV ff., einige Ergänzungen bringen, meist Fälle, in denen mein Exemplar die zu erwartenden Korrekturen im Gegensatz zu dem Oxforder aufweist, also bestätigt, was bereits zu vermuten war. Ich setze sie gleich in die Orthographie der zweiten Auflage um.

Abroad: die auffällige Schreibung *abråd* (*å* = *a* in *all*) ist in meinem Exemplar ganz deutlich am Rande zu *abröd* (*ö* = *o* in *spoken*) gebessert (S. 54 Z. 4). Die Vermutung Jiriczeks, daſs bloſs ein Versehen vorliegt, nicht etwa schon ein Beleg für die Aufhellung zu dem heutigen Laut, bestätigt sich also.

All: *al* in Kap. XV, 16, Z. 2 (= Neudruck 83, 21) ist zu *ål* gebessert.

Fault: *faut* ist zu *fålt* gebessert.

Haste: *hast* gebessert zu *häst* (*ä* = *a* in *tale*).

Manure: bereits richtig *manvr* gedruckt (*v* = *u* in *duke*).

Refuse: für das *refúx* der zweiten Auflage (Neudruck 136, 19), mit einem *ú*, das entweder [*ŭ*] wie in *but* oder [*ū*] wie in *soon* anzeigt, während sonst *refvx* erscheint (*v* = *u* in *duke*), bietet mein Exemplar das zu erwartende *refvx*, und zwar schon gedruckt.

Walk: *wålk* auch bei mir nicht verbessert.

Youth: die Bemerkung 'ergänze 27, 13' beruht auf einem Versehen. An Stelle von 72, 13 ist 27, 13 zu setzen.

Bezüglich des *ng* in *offspring* und *nothing* S. XLV Anm. 2 stimmt mein Exemplar mit dem Oxforder überein, im Gegensatz zum Londoner.

Von den geringfügigen textlichen Varianten, die in der Einleitung besprochen sind, ist eine an etwas versteckter Stelle erwähnt und daher leicht zu übersehen. Im Kap. V wird erklärt, daſs *au* (z. B. in *laun*, *paun*) wie *å* klinge, d. h. wie der Laut in *all*, der anderwärts dem deutschen langen *a* gleichgestellt wird. Dann fährt Gill fort: 'at vbi verè diphthongus est, *a*, deducitur in *å*, vt *åu*, awe imperium, *åuger* terebra.' Was soll das heiſsen? Diese Stelle enthält offenbar einen Fehler! In der ersten Auflage hieſs es, wie Jiriczek allerdings S. LVII Anm., aber in einem ganz anderen Zusammenhang, erwähnt: '*u* deducitur in *ü*' (*ü* = dem Laut in *too*). Dies ist verständlich: Gill glaubt ein langes *u* als zweite Komponente zu hören. Woher die seltsame Änderung in der zweiten Auflage kommt, ist schwer zu ersehen. Da er *åu*, *åuger* transkribiert, könnte man vermuten, er habe schreiben wollen: '*å* deducitur in *ü*', d. h. der Laut von *all* gehe in ein *u* als zweite Komponente über. An dieser Stelle wäre es wohl besonders angemessen gewesen, die Lesart der ersten Auflage am Fuſse der Seite zu sehen.

Fragen wir uns nun, welche Förderung unserer Forschung aus diesem Neudruck erwächst, so müssen wir in erster Linie anführen, daſs wir nun Gill in seiner Eigenart erkennen und daher seine Zeugnisse besser beurteilen können. Er stellt zunächst ganz streng die Forderung nach einer Lautschrift auf: wie der Maler bei der Wiedergabe des menschlichen Gesichts die lebendigen Züge nachbilde, so müsse man auch 'à vivâ voce verba describere' (14, 16). Aber in der Praxis gäbe es doch Rücksichten, die zu Abweichungen führen. Es sei *personx*, nicht *persnx*, geschrieben, weil in den Ableitungen *personal* und *personaliti* das *o* noch nicht ge-

schwunden ist. Der Gelehrte, der das Etymon vor Augen habe, solle *skolar, onor* schreiben — Gill tut dies tatsächlich. Wenn aber der Ungelehrte seinen Ohren folgend *skoler, oner* schreibt, so mache er, Gill, sich nichts daraus. Weiter sucht er Unterschiede der Bedeutung zum Ausdruck zu bringen 'quoad fieri potest & sonus permittit'. Er hält *I* 'ich', *ei* 'Auge' und *ëi* 'ja' auseinander (14, 38) und tadelt sogar Grammatiker, die *ei* als Aussprache von *I* lehren (13, 33). Aber an einer anderen Stelle (30, 18) erklärt er, daſs in *ei* 'Auge' und *ëi* 'ja' 'sonus vocalis exiguum distat ab illo qui auditur in *ðjn* tuus & *mjn* meus', und von *j*, d. i. '*i* crassa', sagt er 24, 17: 'fere est diphthongus *ei*'. Er hat also klärlich in den Wörtern, die wir heute *I, eye* und *aye* schreiben, denselben Laut gesprochen, wie auch alle drei auf me. *ī* zurückgehen (vgl. *Angl.* 14, 272), und ist nur durch die Verschiedenheit der Bedeutung zu verschiedenen Transkriptionen veranlaſst worden. Noch wichtiger sind die Bemerkungen über seine Rücksichtnahme auf die 'consuetudo' (15, 10 ff.). Er bezeugt unter anderem, daſs in *folk, fault, balm, half, talk, walk* das *l* häufig ('frequentius') ausfällt; weil aber die 'eruditi' es nicht abwerfen, schreibe er teils mit Rücksicht auf diesen Brauch, teils im Hinblick auf die Etymologie (deutsch *volk, halb*) *fölk, fâlt, bâlm* usw. Wir haben also hier ein klares Zeugnis für das Bestehen von Doppellautungen — einerseits volkstümlich-fortschrittlichen, anderseits gelehrt-konservativen — und erkennen deutlich die Entstehung von spelling-pronunciations, die später eine so groſse Rolle spielen.

Gills Angaben über die einzelnen Laute sowie seine Transkriptionen sind allerdings zumeist schon von Ellis gebucht. Aber auch abgesehen davon, daſs sie vielfach erst im Zusammenhang ins richtige Licht rücken, ist es doch von groſser Wichtigkeit, daſs wir nun die ursprünglichen Umschriften Gills vor uns haben und die Umdeutungen Ellis' kontrollieren können, die in gewissen Fällen nicht den Wert eines Zeugnisses, sondern einer Konjektur haben. Dies gilt namentlich von seiner Wiedergabe des Gillschen *ng* teils durch *ŋ*, teils durch *ŋg*, die jetzt durch die Mitteilungen Jiriczeks über die erste Auflage zum Teil berichtigt wird. Auch im einzelnen ergeben sich Berichtigungen. So hätte nach Ellis III 882 Gill in dem Worte *aye* auſser der obenerwähnten noch eine andere Aussprache gekannt, den *ai*-Diphthong, durch den er sonst me. *ai* wie in *day* wiedergibt. Ihre Erklärung hat mir *Angl.* 14, 273 einige Schwierigkeiten gemacht. Nun stellt sich heraus, daſs Gill deutlich zwischen *aye* 'ja' und *ay* 'immer' scheidet und den erwähnten *ai*-Diphthong nur dem letzteren zuweist, in bester Übereinstimmung mit dem, was die Sprachgeschichte erwarten läſst. Weiter ist es bei schwankenden Umschriften nicht unwichtig, die Zahl der Belege für jeden Fall und besonders auch die Angaben der ersten Auflage übersehen zu können, und endlich hat Ellis doch nicht alle bei Gill transkribierten Wörter in sein Glossar aufgenommen, so daſs seinen 2100 Stichwörtern bei Jiriczek 2600 gegenüberstehen.

Ist nun auch Gills Buch vor allem für die Lautgeschichte von Wert, so dürfen wir seine Bedeutung in anderen Richtungen keineswegs übersehen. Die phonetischen Ausführungen des Verfassers nehmen keinen so groſsen Raum ein, vielmehr wendet er der Grammatik, Stilistik und Metrik sein Hauptaugenmerk zu. Wir können aus seiner *Logonomia* ersehen, was für Ansichten auf diesen Gebieten ein feingebildeter Gelehrter und hervorragender Schulmann der Stuart-Zeit hatte, und das ist für die Beurteilung mancher literarischer Erscheinungen recht lehrreich. (Vgl. Jiriczek in Kochs *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte* II 129 ff.)

Wir sind somit dem verdienten Herausgeber für seine mühevolle Arbeit zu Dank verpflichtet und können nur wünschen, daſs sein Beispiel bald Nachahmung finde und auch die übrigen wichtigeren Gram-

matiker des 16. und 17. Jahrhunderts uns in Neudrucken vorgelegt werden. Brotaneks kürzlich ins Leben gerufene Serie von '*Neudrucken frühneuenglischer Grammatiken*' eröffnet uns ja erfreulicherweise die besten Aussichten.

Graz. K. Luick.

Martin Wolf, Walter Scotts Kenilworth. Eine Untersuchung über sein Verhältnis zur Geschichte und zu seinen Quellen. Würzburger Dissertation. Leipzig 1903. 77 S.

Es gewährt immer wieder einen besonderen Reiz, die Entstehung eines dichterischen Kunstwerkes zu verfolgen, zu sehen, wie der Dichter sich seinen Stoff formt und die Elemente zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügt. Freilich wird es uns nicht immer so leicht gemacht wie in dem vorliegenden Falle, wo es sich um wohlbekannte historische Erscheinungen handelt und man bezüglich der Quellen schwerlich in die Irre gehen kann; hat doch Scott, der ja nach den Worten des Verfassers 'ein ganzer Philolog' (besser: 'Antiquar') war, das Wesentliche schon angedeutet.

Nachdem Scott in zwei Romanen die Geschichte der Maria Stuart behandelt hatte, lockte es ihn, auch die Figur der Elisabeth in einem seiner Werke zu verewigen. Schon früh hatte er sich für Mickles Ballade '*Cumnor Hall*' begeistert, in der die verlassene Gattin Leicesters ihr Leid klagt. Diese griff er jetzt wieder auf und machte das Verhältnis Leicesters zur Königin wie zu Amy Robsart recht eigentlich zum Mittelpunkt der Handlung. Als Hauptquelle benutzte er Elias Ashmoles *Antiquities of Berkshire*, der seinerseits die Schmähschrift '*Leicester's Commonwealth*' ausschreibt. Daneben kommen Nauntons *Fragmenta Regalia* sowie die Schilderungen der Feste zu Kenilworth (1575) von Laneham und Gascoigne in Betracht; die beiden erstgenannten Werke hatte Scott selbst (1808 bezw. 1821) herausgegeben.

Daſs der Dichter von der historischen Wahrheit hier stark abgewichen ist, war schon längst bekannt. Der geheimnisvolle Tod Amys hat nichts mit den Festen auf Kenilworth zu tun, sondern erfolgte schon fünfzehn Jahre vor diesen (S. 12). Das Motiv der Entführung Amys und die Verheimlichung der Ehe vor Elisabeth ist mit Absicht von anderen Personen herübergenommen und auf Amy übertragen. Die Enthüllung eines solchen Verhältnisses war wahrscheinlich der Grund, daſs die Festlichkeiten so schnell abgebrochen wurden (S. 14, 19). Vielleicht ist eine Vermischung mit einem ähnlichen Ereignis denkbar, das drei Jahre später zu Greenwich eintrat. Am stärksten ist die Abweichung von der Geschichte bei der Darstellung von Leicesters Charakter. Warum Scott hier geändert hat, ist S. 34 ff. richtig auseinandergesetzt. Es ging eben nicht an, den Liebling der Königin als den verworfenen Schurken zu kennzeichnen, wie er in den (freilich etwas getrübten) Quellen uns entgegentritt.

Nur in einem Punkte muſs ich dem Verfasser der Abhandlung, die sonst alles Lob verdient, widersprechen. Es handelt sich um die Charakteristik Varneys, an der der Verfasser Anstoſs nimmt, indem er den Ausführungen von Warner (*Illustrations of Novels by the Author of Waverley* II, 349) zustimmt (S. 40). Warner nennt Varney ein '*moral monster*' und findet, daſs durch die Schilderung seines Endes (er stirbt durch Selbstmord) die poetische Gerechtigkeit verletzt werde. Nun wird niemand Varneys Handlungsweise beschönigen, aber er handelt doch nicht aus bloſser Ruchlosigkeit, sondern weil er seinem Herrn zu nützen glaubt, dem er zu Dank verpflichtet ist, und mit dessen Hilfe er eine höhere soziale Stellung zu erreichen hofft. Die Haupttriebfeder bei ihm ist also sein Ehrgeiz, an sich kein unedles Motiv. Auf welche Weise aber Varney seinen Tod findet, das ist etwas, das dem modernen Leser gleichgültig

bleibt. Wesentlich ist nur, dafs er das Ziel seines Ehrgeizes so wenig wie sein Herr erreicht. Ganz verkehrt ist es endlich, wenn Warner den Dichter tadelt, weil er sich die Gelegenheit entgehen läfst, aus dem Ende des Sünders für den Leser eine moralische Lehre zu ziehen. Wie oft mufs man es wiederholen, dafs der Dichter in erster Reihe künstlerische und nicht sittliche Tendenzen zu verfolgen hat!

Berlin. Georg Herzfeld.

Oscar Wilde, De profundis, herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld. Berlin, S. Fischer, 1905. VIII, 115 S.

In der grofsen Reihe von Autobiographien, die in England von Johann von Salisbury bis zur Gegenwart geschrieben wurden, ist dies vielleicht die merkwürdigste, gewifs die geistreichste. Für die Merkwürdigkeit sorgte in erster Linie das Erlebnis des Autors; kein englischer Dichter hat jemals, wie er, wegen eines Sittenvergehens im Zuchthause gesessen, nachdem er vorher der verwöhnte Liebling der feinen Welt gewesen. Aber noch auffälliger ist der starke Mut zum Leben, zum Schaffen, ja zum Ruhme, mit dem der Sträfling, die Hände noch wund vom Säckenähen, hier vor Mit- und Nachwelt tritt. Seine Schrift ist nicht so sehr eine Erzählung als vielmehr eine Reihe Reflexionen zur Selbstaufrichtung, untermischt mit brennenden Augenblicksbildern aus seinem Vorleben, seiner zweijährigen Haft und der Gerichtsverhandlung, eingestreut aufs Geratewohl und mit wenigen, tief subjektiven Worten hingeworfen. Man sieht, ohne dafs es ausdrücklich festgestellt wird, wie der ganze Sinn Wildes in der ästhetischen Richtung der siebziger Jahre wurzelte; Paters '*Renaissance*' hat den seltsamsten Einflufs auf ihn gehabt (S. 28); nur Künstler, nur Schönheitskenner wollte er um sich haben; von der Frucht aller Bäume im Garten der Welt gelüstete ihn zu essen. In solch schrankenloser Genufsfreude wuchs sein Individualgefühl nicht blofs in die Höhe, sondern wild ins Kraut; die unmittelbare Folge davon hat er selbst in die frappanten Worte gekleidet: 'Was mir das Paradoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse im Bereich der Leidenschaft' (S. 14). Er macht also kein Hehl aus der Verirrung, in die er mit dem Sohn des Marquis von Queensberry verfallen war; doch nicht das Urteil der Philister, der gegen Schönheit Gleichgültigen, erkennt er an; diese Leute deuten auf das Zuchthaus in Reading und sagen: 'Dahin führt einen Menschen das Künstlerleben.' Einsichtiger und milder, meint er, würde Jesus über ihn gesprochen haben, denn seine Religion sei eine der Schönheit, sein Wesen individuell wie das keiner anderen Persönlichkeit. Und hiemit beginnt Wilde einen Hymnus auf das Neue Testament, das viel seelischer sei als die Mythologie der Griechen mit ihrem grausamen Apoll. Die geistreiche, ja bizarre Seite des Büchleins ist hier am stärksten ausgeprägt; Wilde bringt es fertig, den Natursinn des Franz von Assisi in sein System einzureihen und selbst den 'Taciteischen' Ernst des Dante. In einem der angehängten Briefe an seinen Freund und Testamentsvollstrecker Robbi (Robert Rofs) stellt er eine Liste der Bücher auf, mit denen er, sobald in Freiheit gesetzt, ein neues Leben anheben möchte: Flaubert, Stevenson, Baudelaire, Maeterlinck, Dumas père, Keats, Marlowe, Chatterton, Coleridge, Anatole France, Gautier, Dante und die ganze Literatur über ihn, Goethe und die ganze Literatur über ihn; dem letzteren zuliebe nimmt er sich vor, wieder Deutsch zu lernen. Es ist ein höchst bestechender und etwas verzweifelter Versuch, sich aus dem Sumpfe auf die Planke des Übermenschen zu retten, mit bemerkenswerter Neuerung gegenüber St. Augustin, der sich durch Selbstanklage und Zerknirschung auf den Überchristen hinausspielte. Die Schrift wird sich wegen dieses kunstphilosophischen Hintergrundes unter den hervorragenden Autobiographien der Welt dauernd einen Platz bewahren.

Ungewöhnlich ist auch die Art ihres Erscheinens. Sie kam zuerst *'made in Germany'* heraus, in der sorgfältigen Übersetzung des als Essayisten bekannten Dr. Max Meyerfeld, der mit Gewissenhaftigkeit den Inhalt und auch den Stil des Originals zu bewahren trachtete. Vielleicht könnte der Ausdruck manchmal schlagender und kühner sein. Wenn es z. B. bei Wilde heifst, das englische Volk sage von einem Sträfling nicht, er ist im Gefängnis, sondern *'in trouble'*, so habe ich das Gefühl, es müsse schlankweg der Ausdruck 'im Unglück' gebraucht werden; Meyerfeld schwächt ab: 'ist in ihrer Sprache eben einfach ins Unglück geraten' (S. 11). Wenn Wilde bemerkt, Byrons *'relations were to the passion of his age ... mine were to something more noble'*, so ist es zwar vorsichtig zu übersetzen: 'er hatte Beziehungen zu der Leidenschaft seiner Zeit' (S. 13); doch möchte ich eher wagen: 'er vertrat, er spiegelte die Leidenschaft seiner Zeit'. Aber welcher Übersetzer hat es noch jedem recht gemacht? Danken wir ihm lieber für die knapp und taktvoll orientierende Einleitung, sowie für die angehängten Briefe, die das Ganze zu einer praktischen *vita nuova* ergänzen und abrunden. Anders ging der brave Robert Rofs vor, der im Februar 1905, zwei Monate nach der deutschen Ausgabe, die englische folgen liefs. Rofs hat vor allem eine Menge unterdrückt. Gleich zu Anfang hat er neun Sätze getilgt, darunter den charakteristischen Eingang: 'Zwischen Gilles de Retz und dem Marquis de Sade sollte ich eingereiht werden.' Hier, bei der Auslassung der Gerichtsszene (S. 91) und öfters hatte er gewifs mit dem Anstandseifer der englischen Gesellschaft zu rechnen. Aber er schaffte auch weg, was auf ihn selbst Bezug hatte; sagen wir: aus Bescheidenheit; obwohl es leichter ist, vor dem Gefängnistor auf den verfemten Kameraden zu warten als sich vor aller Welt schwarz auf weifs zu ihm zu bekennen. Das Mifslichste jedoch sind die positiven Änderungen, die er, ohne es zu vermerken, am Texte vornahm. So sagt Wilde bei Meyerfeld (S. 4), dafs seine Frau 'in jenen Tagen sehr gütig und liebenswert' war; bei Rofs hingegen lesen wir: *'my wife, always kind and gentle to me'* (S. 14). Daraus folgt: niemand darf das Denkmal benutzen, ohne bei jedem Satze Meyerfelds Übersetzung nachzuschlagen. Zwei Drucke werden ausgeboten; der eine vielfach untreu in bezug auf den Inhalt, der andere in fremder Sprache. Wahrhaftig, die Verlegenheit von R. Rofs erinnert an die von Thomas Moore, als er die nachgelassenen Tagebücher Byrons herausgeben sollte. England hat kein Glück mit seinen autobiographierenden Dichtern, diese hinwieder haben wenig Glück mit ihren Herausgebern. Gut ist es, dafs Shakespeare seinen Lebensroman in Sonetten beschrieb, die sich in poetisch umflorten Bildern bewegen und zur Not sogar allegorisch deuten oder doch deuteln lassen; und mit Genugtuung sehen wir einen deutschen Schriftsteller als unbefangenen Verbreiter und Verfechter von Wildes Kunst, so zwar, dafs seine Übersetzung von Wildes *'Duchess of Padua'*, deren Original nicht erscheinen darf, von den Engländern in einer Rückübersetzung aus dem Deutschen gelesen werden mufs.

Berlin. A. Brandl.

W. Sattler, Deutsch-englisches Sachwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und der Realien. Mit Zitaten und einem alphabetischen Verzeichnis der englischen Wörter. Leipzig, Rengersche Buchhdlg. (Gebhardt & Wilisch), 1904.

Rascher als man vielleicht erwarten mochte — Bücher in Lieferungen bringen selten gerade die angenehmsten Überraschungen —, hat sich das stattliche Buch seinem Abschlufs genähert. Vor nicht langer Zeit kündigte ich das Erscheinen der zwei ersten Lieferungen an, und jetzt liegt bereits die elfte Lieferung vor, mit der das Buch selbst vollständig ist. Zur bequemeren Benutzung desselben soll in diesem Jahre noch ein Ver-

zeichnis der in ihm behandelten englischen Worte erscheinen, das etwa 15000 Wörter umfassen wird. Mit ihm wird dem Leser ein *passe-partout* in die Hand gegeben, der leichten und allseitigen Zutritt zu den reichen Schatzkammern des Werkes gestattet. Eine Lebensarbeit ist hier niedergelegt, und sie bedeutet einen wesentlichen Fortschritt und eine stattliche Bereicherung der Bibliothek der Lehrenden und Lernenden. Wer sich von dem Reichtum der hier zusammengetragenen Information aus den verschiedensten Wissensgebieten überzeugen will, der schlage einmal das Stichwort *Ländernamen* auf. Er wird staunen, nicht allein ob der Menge des Gebotenen, sondern auch ob der Eigenart des Mitgeteilten. Auf S. 514 liest er z. B. Interessantes und Unterhaltendes über die Spitznamen des Amerikaners: er erfährt die Geschichte und den Ursprung von *Uncle Sam* und *Brother Jonathan*. Der an sich oft insipide Stoff bekommt durch derartige Zutaten die nötige Würze. Die Artikel, in denen es auf idiomatischen Wortgebrauch, grammatische Unterscheidung und Gliederung ankommt, sind zum Teil geradezu Glanzleistungen, die Zeugnis ablegen von des Verfassers Beherrschung des Sprachschatzes und sicherem Instinkt. Ganz besonders aufmerksam machen möchte ich auf Artikel wie *machen* oder *Wirt*. Allerdings war der Autor nicht überall so reich mit Material ausgestattet, so glücklich in der Verarbeitung des Stoffes, so klar und scharf im Urteil wie gerade hier. Die Arbeit ist zu ausgedehnt und für den einzelnen zu ermüdend, um nicht Stellen aufzuweisen, die die Kritik herausfordern. So hat z. B. der Artikel *so* (S. 737) nicht meinen Beifall, weder in der Anordnung noch nach dem Inhalt. Bei *trotz* sollte das stark archaische *maugre*, das wahrscheinlich zu keiner Zeit in weiteren Kreisen volkstümlich war, nicht an erster Stelle erwähnt sein und das ungelenke *notwithstanding* nicht an zweiter. Die Rücksicht auf die Etymologie sollte bei der Gruppierung ganz schwinden. Hiermit berühre ich einen Punkt, der geradezu ein wunder Fleck ist. Auf Etymologie hätte der Verfasser entweder ganz verzichten sollen oder das reproduzieren, was Autoritäten an gesicherter Erkenntnis bieten. Verben wie *glorify*, *horrify* (S. 543) sind doch entschieden keine Komposita von *fio*! Ich will auf die Sache nicht näher eingehen, denn hier wäre viel zu bessern und richtigzustellen. Der Autor war entschieden nicht gut beraten. Anstatt sich an einen Fremden zu wenden, wie er es getan hat, hätte er lieber der eigenen Kraft vertrauen sollen. Bei *seit*, *since* (S. 727) steht z. B. in Klammer: d. h. *sithhence*, seit da. Derartige Zutaten kommen wohl auch auf Rechnung des von ihm engagierten Etymologen. Auch auf dem Gebiet der Realien, da wo es sich um Lebensgewohnheiten, Lebensart und Sitten der Engländer handelt, war ich zuweilen im Zweifel, ob ich dem Urteil eines Helfers oder dem des Autors gegenüberstehe. Unter *drunkenness*, *Trunkenheit* (S. 812) liest man: 'früher auch in den besseren Ständen allgemein'. Was soll ein derartig summarisches und unzutreffendes Urteil?! — Manche Seiten des englischen Sports haben den Verfasser sehr interessiert, so die Fuchsjagd, über die er eine reiche Literatur gelesen. In ihrer Widerspiegelung in der Sportliteratur, ebenso wie in ihrer praktischen Handhabung seitens der Jagdbediensteten ist sie fast zu einer Wissenschaft geworden, die man am besten in der vornehmsten und umfangreichsten Sportzeitschrift '*The Field*' studiert. Sie bringt Sportnachrichten aus der ganzen Welt, vor allem auch aus den englischen Kolonien. Über den Kostenaufwand Angaben zu machen, den die Fuchsjagd, der vornehmste und teuerste Sport von allen, für den einzelnen erfordert, ist sehr schwer, da dieser sich nach den Mitteln, Lebensgewohnheiten und Neigungen des Individuums richtet. In dem *field* ist man bei aller sonstigen gesellschaftlichen Abstufung und Exklusivität in England von einer weitgehenden Toleranz und Liberalität. Die Gesellschaftsunterschiede sind für den Jagdtag aufgehoben. Jeder, der mitreiten will, ist willkommen, erscheint er auch auf einem Wagenpferd oder auf einem Esel. Von dem Nicht-

begüterten erwartet man weder eine Subskription noch einen indirekten Beitrag. Es gibt nicht wenige Meuten, deren Unterhalt ausschliefslich von dem *Master of the Hounds*, einem reichen, sportliebenden Herrn, gedeckt wird. 5000 Pfund Sterling pro Jahr betrachtet man als die Summe, die ausreicht für erstklassiges Material an Pferden und Hunden, der *huntsman* bezieht allein ein Gehalt von 300 Pf. St. im Jahre. Die Fuchsjagd ist auf dem Lande in England der Sport par excellence. Aufser Fasanen- und Kaninchenjagd treiben viele *countrygentlemen* überhaupt nichts anderes. Es ist sehr anerkennenswert, dafs der Verfasser sich so eingehend mit dem Gegenstande beschäftigt hat, der für die englische Nation eine so tiefgehende Bedeutung hat. Das *field* ist die Bildungsstätte der vielen Offiziere, die Englands Ansehen und Macht in den Kolonien haben gründen und mehren helfen. Ein tüchtiger Fuchsjäger ist in den meisten Fällen identisch mit einem leistungsfähigen und tapferen Offizier. Der Kontinentalgermane hinter seiner grofsen Brille sieht in ersterem mit Vorliebe einen geistig nicht ganz normalen Herrn, der um ein Nichts den Hals riskiert. Der Hinterwäldler in einer schlecht gelüfteten, raucherfüllten Stube schaut gern bei endlosen Schoppen mit selbstgefälliger Überlegenheit auf den herab, der Tag für Tag in harten Strapazen um Gesundheit und eine wahrhaft vornehme Unterhaltung in der freien Natur bemüht ist. Dafs der Sport der Engländer gleichbedeutend ist mit Gesundheit, Männlichkeit in Denken und Handeln, dafs er Energie, Mut und Ausdauer erfordert, ahnt er nicht, auch ahnt er nicht, dafs hier ein Stück des ungeheuren Erfolges der Nation liegt. Es ist Zeit, dafs wir die Kraftquellen des Nachbarvolkes erkennen und richtig einschätzen lernen. Vorurteil auf unserer Seite mufs überwunden werden, zumal es auf der anderen Seite leider auch sehr mächtig ist. Ich bin sicher, dafs das Sattlersche Werk, das auf jeder Seite Anregung zum Studium der Sprache, der Sitten und des Charakters des fremden Volkes bietet, das Seinige zur Lösung dieser hohen und nationalen Aufgabe beitragen wird.

Tübingen. W. Franz.

Festschrift, Adolf Tobler zum siebzigsten Geburtstage dargebracht von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Braunschweig, George Westermann, 1905. VI, 477 S. 8°. M. 8 (für Mitglieder der Gesellschaft M. 4).

Zum zweiten Male darf ich von einem Festgeschenke berichten, das aus Anlafs einer für mein Leben bedeutungsvollen Tatsache mir von Freundeshänden überreicht worden ist. Was ich mit Bezug auf die vor zehn Jahren mir gewidmete Festschrift im *Archiv* Bd. XCV, S. 198 einleitend gesagt habe, gilt in der Hauptsache auch von der mir jetzt vorliegenden, und meiner Dankbarkeit wüfste ich heute keinen anderen Ausdruck zu geben als damals; man nehme die dort gebrauchten Worte als jetzt von Herzen wiederholt an. Eine gewisse Verschiedenheit der Umstände liegt allerdings insofern vor, als heute nicht von nah und fern zusammengetretene ehemalige Schüler die freundlichen Spender sind, sondern ausschliefslich Mitglieder einer Berliner wissenschaftlichen Vereinigung, von denen nur manche, bei weitem nicht alle, durch ihre Mitgliedschaft eine Verbindung mit mir aufrechterhalten, in die sie vor Jahren zuerst als meine Schüler getreten sind. Drei von den Beteiligten gehören zu der von mir seit Jahren geleiteten Gesellschaft allerdings nicht als ordentliche Mitglieder, und die Freude, sie in unserer Mitte zu sehen, wird uns kaum einmal zuteil; aber die Gesellschaft sieht es als wertvolle Auszeichnung an, dafs sie bereit gewesen sind, als Ehren- oder als korrespondierende Mitglieder zu ihr in Beziehung zu treten, und ich habe allen Grund, mich ihrer Teilnahme an der mir erwiesenen Ehrung ganz beson-

ders zu freuen. Ihre Arbeiten stehen an der Spitze der fünfundzwanzig, von denen ich hier in Kürze Rechenschaft zu geben habe.

Gustav Gröber eröffnet den Band mit einer in gereimten Versen gegebenen Übertragung des *Dit dou vrai aniel*. Das altfranzösische Gedicht ist bekanntlich nichts weniger als eine gewandte, glatte, lebendige, das Wesentliche geschickt heraushebende Erzählung, und der Übersetzer hat sich gehütet, anderes als eine getreue Wiedergabe des Originals vorzulegen, hat vermieden, es durch moderne Künste heutigem Geschmack näher zu bringen. An einigen Stellen scheint seine Auffassung des nicht immer völlig klaren Textes von der meinigen etwas abzuweichen, was mir, hätte ich das Gedicht noch einmal herauszugeben, Anlaſs zu neuer Erwägung geben würde. In Z. 19 scheint *maistre* mir 'Herr' (der über Einsicht verfügt), nicht 'Lehrer' zu bedeuten. Z. 136 tritt der Sinn des *compere* 'büſse' nicht hervor. Die Verse 206 bis 209 habe ich als Fortsetzung der Rede des zweiten Sohnes angesehen und dies durch den Gedankenstrich nach 209 angedeutet. 311 kann Gröbers Auffassung leicht die richtige sein, wie auch Z. 356 gegen seine Gestaltung des Textes sich kaum etwas einwenden läſst. Dagegen finde ich 390 bis 392 den Gedanken des Dichters in der Übersetzung nicht wieder: 'den beiden älteren Söhnen ist ihre Feindseligkeit gegen den jüngsten nicht zu verdenken, da dessen eigene Glieder (die Christen) ihn im Stiche lassen', und Z. 426 vermisse ich den Gedanken der Vorlage: 'man ist (ja schon) dem gekränkten Nächsten Hilfe schuldig, wenn man sie gewähren kann; und hier handelt es sich um unsere eigene Angelegenheit.'

Frau Carolina Michaëlis de Vasconcellos verbreitet sich in einer sehr gelehrten, aber auch höchst lehrreichen Einleitung über Fundstätten, wo portugiesische Sprichwörter zu treffen sind, und über die mancherlei Namen, mit denen man in Portugal zu verschiedenen Zeiten diese anziehenden Erzeugnisse des Volksgeistes belegt hat. Daran schlieſst sich die Vorführung von ihrer ungefähr tausend, die alle mit dem Buchstaben *a* beginnen und alphabetisch aneinander gereiht sind. Man mag daraus auf den Umfang des Schatzes schlieſsen, der noch zu heben bleibt. Hie und da ist etwas aufgenommen, das zwar durch volkstümliche Ausdrucksweise anzieht, als Sprichwort aber nicht gelten darf, wie z. B. *A bom santo te encomendaste; A essoutra porta, que esta não se abre; A mim não, que sou perro velho; A quantos cai a pascoa? cai este ano no domingo.* Auch über die Zugehörigkeit von Sentenzen, wie *A Deus não se mente,* kann man verschiedener Ansicht sein. Aber auch was vielleicht fehlen dürfte, möchte man nicht missen. Schlimmer ist, daſs, aus einem unbekannten Zusammenhang gelöst, sehr viele von den aufgeführten Sprüchen ihren Sinn nicht erkennen lassen, so daſs man ihnen gegenübersteht wie einer Glosse, zu der das Glossierte fehlt. Wenn es heiſst *A fazenda de raiz farta, mas não abasta,* so erführe man gern, an welche unentbehrliche Zugabe zum Grundbesitze zu denken ist, ob an Betriebskapital, an Verständnis für das Gewerbe, an Bewässerung; vielleicht aber will der Spruch auch gar nicht mehr sagen, als er sagt. Was mag der Sinn von 182, 190, 193, 205, 223, 352 sein? Möge die gelehrte Verfasserin, die in so dichtem Rohr sitzt, recht oft derer gedenken, die sich so schöne Pfeifen nicht schneiden können.

Karl Sachs gibt nach einer Einleitung, in der mir die wünschenswerte Klarheit des Gedankens namentlich auch bei dem Versuch einer Einteilung des Gesammelten nicht erreicht scheint, eine lange Reihe französischer Interjektionen oder solcher Dinge, die wenigstens er so nennt (z. B. *à bientôt, aux armes, bis, à cheval, chargez*). Auf irgendwelche Sonderung von anderem Gesichtspunkte als dem des Alphabetes aus, auf jede Aufklärung über die Gebrauchsweise ist verzichtet. Bisweilen wird genau angegeben, wo etwas gefunden ist; andere Male wird nur ein Autor als Gewährsmann genannt, manchmal fehlt jede Angabe einer Quelle. Über

den mir nicht sicher scheinenden Sinn von *bour bour* hätte ich mir gern durch Prüfung des Zusammenhanges Gewifsheit verschafft; aber an der zitierten Stelle habe ich nichts Hergehöriges gefunden.

Alois Brandl bezeugt bei einem Gönner seiner Knabenjahre, dem Naturforscher, Arzt und Dichter Adolf Pichler, eine warme Verehrung für Dante, die sich in zahlreichen direkten Äufserungen, aber auch durch manche Anklänge in des Tiroler Sängers Gedichten bekundet.

Nach einem kurzen Blick auf die spanischen Romantiker der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennzeichnet George Carel die drei hervorragendsten spanischen Lyriker der letzten Jahrzehnte, Nuñez de Arce, Campoamor und Bécquer, in ihren Hauptwerken und gibt eine Anzahl Proben daraus in ebenso gewandter wie getreuer Übersetzung.

Hermann Conrad, der in früheren Aufsätzen schon mehrfach auf verschiedenartige Unzulänglichkeiten des 'Schlegel-Tieckschen' Shakspere hingewiesen hat, geht hier mit Baudissins Antonius und Kleopatra in ein strenges Gericht. Man wird seinen Ausstellungen und der Art, wie er das Mifsratene ersetzt, Beifall nicht versagen können.

Max Cornicelius geht mit dem oft bekundeten feinen Sinn und jener gründlichen und ausgebreiteten Kenntnis alles in Betracht kommenden Stoffes, ohne die er nie urteilt, romanischen Einflüssen in Gottfried Kellers Dichtung nach. Spuren romanischer Einwirkung weifs er darin reichlicher und sicherer nachzuweisen, als manch einer erwarten mag, der in seinem Keller auch leidlich Bescheid zu wissen meint. Sollte man nicht denken, der herrliche Has von Überlingen stammte von dem freilich kinderlos verstorbenen Don Quixote? Aber man weifs ja durch Baechtold ganz genau, wo die köstliche Figur dem Schweizer Dichter vor Augen getreten ist. Auf die Wiederkehr eines Zuges aus Molières *L'Amour médecin* I, 1 im 'Fähnlein der sieben Aufrechten' habe ich später im Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 23. August 1905, Beilage zu Nr. 233, hingewiesen.

Otto Driesen hat in mündlichem Verkehr mit den in verschiedene Gruppen sich sondernden Angehörigen des Standes, der Abfälle auf der Strafse sammelt und sie durch Verkauf verwertet, mit löblichster Vorsicht und unter Kontrolle durch Fachautoritäten reiche lexikalische Ausbeute zur Kenntnis der in diesem Berufe üblichen Sondersprache zusammengebracht und das einzelne Gewonnene ausgiebig erklärt, wobei auch manche sachliche Belehrung abfällt. Man erfährt hier wiederum, wie wenig zuverlässig manchmal die Auskunft über mancherlei *argot* ist, die man etwa aus realistischer schöner Literatur oder aus Wörterbüchern des *argot* gewinnen zu können hofft, die aus jener schöpfen. Dem Echten mischt sich da gar zu leicht Gemachtes, gelegentlich individuell Geschaffenes bei.

Max Goldstaub, den von ihm schon so vielfach geförderten Physiologusstudien treu und immer neues, mannigfaltigstes Material herbeiziehend, verfolgt diesmal die über das Brüten des Vogels Straufs verbreiteten wunderlichen Einzelheiten, das Legen zur Zeit des Erscheinens der Pleiaden, das Bergen der Eier im Sande, wo die Sonne sie zum Auskriechen bringt, das Ausbrüten durch die Kraft des eigenen, starr darauf gerichteten Blickes der einander ablösenden Alten, das Bergen der Eier im Wasser u. dergl. Die Wege nachzuweisen, auf denen Kunden solcher Art von Volk zu Volk, von Zeit zu Zeit sich verbreitet haben, ist in der Regel kaum möglich; zu unsicher ist meist das Alter der auf uns gekommenen Fassungen, zu zahlreich sind die Möglichkeiten der Kontamination, des Mifsverständnisses bei der Herübernahme. Aber von Wert ist auch schon die Darlegung des kaum übersehbaren Reichtums der Überlieferung.

Georg Herzfeld macht nach englischen Quellen mit der geschichtlichen Persönlichkeit des Alchimisten, Astrologen und Geisterbeschwörers John Dee (1527 bis 1608) genauer bekannt, dessen zu seiner Zeit nicht

alleinstehendes Treiben noch bis tief ins 17. Jahrhundert hinein in England wohl bekannt war und nach Herzfeld vermutlich die Ursache dafür wurde, daſs der Graf Hamilton den in seiner Novelle *L'enchanteur Faustus* erzählten Vorgängen England zum Schauplatze gab. Diese Novelle selbst ist lange als eine der Quellen (neben Hans Sachs) für die siebente Szene im ersten Akte des zweiten Teiles des Faust erkannt.

Adolf Kolsen gibt von der verheiſsenen Gesamtausgabe des Guiraut (oder, wie jetzt verlangt wird, Giraut) de Bornelh eine neue Probe in einer auf Grund aller Handschriften ausgeführten Bearbeitung der zwei Kreuzlieder (bei Bartsch Grdr. 242, 6 u. 41). Man vermiſst da nichts von dem, was bei solchem Anlaſs zu verlangen ist, weder Einblick in die Verhältnisse der Handschriften und Rechtfertigung der Wahl der Grundlage, noch Darlegung der formalen Besonderheiten jedes Stückes; weder Übersicht über den Gedankengang jedes Liedes noch genaue Übersetzung des (natürlich von allen Varianten begleiteten) Textes; und reichliche Anmerkungen rechtfertigen die dem Texte gegebene Auslegung und klären über grammatische oder lexikalische Schwierigkeiten auf. Der Dichter gehört bekanntlich zu denen, die einem gewissenhaften Philologen besonders viel zu schaffen machen; und es wird kaum ausbleiben können, daſs dem Herausgeber hier oder dort Zustimmung versagt werde. So möchte ich I, 9 *Qu'apodera* oder *Qu'empodera pechatz*, 23 *deu* (im Sinne des Dativs) schreiben, 26 *dels seus feritz* verstehen 'von den durch ihn Getroffenen', 80 die Auffassung von *non so·n deslonhatz* als *non sum inde remotus* für unzulässig halten wegen der Stellung des tonlosen Adverbium *n* und die Lesart *s'es* für *son* vorziehen. Aber hier kann auf dergleichen kleine Bedenken nicht eingegangen werden. Wir dürfen die von Kolsen mutvoll unternommene Arbeit mit bester Hoffnung begleiten.

Gustav Krueger sucht die Frage zu beantworten, 'was ist *slang*, beziehungsweise *argot?*' Er geht von unzulänglichen Definitionen und von dem Schwanken im Gebrauch der Zeichen aus, deren sich verschiedene Wörterbücher, oft genug auch ein und dasselbe Wörterbuch, bedienen, um das Familiäre, das Niedrige, das Rotwelsch und dergl. als solches kenntlich zu machen. Er gibt Beispiele der vielen Arten von Ausdrücken, die, neben der gemeinsamen Sprache der Gebildeten liegend, gelegentlich mit wechselnder Absicht und Wirkung in diese aufgenommen werden, und handelt von den psychologischen Ursachen, die dazu führen.

Albert Ludwig betrachtet im Anschluſs an früher schon mit gutem Erfolg von ihm in Angriff genommene Studien Lope de Vega diesmal im Verhältnis zu Ariosto, indem er die Komödie *Los Celos de Rodamonte*, das lange Epos *La Hermosura de Angélica*, endlich die aus diesem hervorgegangene Komödie *El Premio de la Hermosura* kennen lehrt, eingehend prüft und nach ihrem künstlerischen Wert und ihrem Verhältnis zu Ariosto (und zu Bojardo) kennzeichnet, was um so dankenswerter ist, als diese Werke alle wenig bekannt sind, das bedeutendste davon auch in der neuesten Biographie des spanischen Dichters (der von Rennert, Glasgow 1904) kaum besprochen wird.

Emil Mackel beschäftigt sich in zwei voneinander unabhängigen Aufsätzen mit Beziehungen zwischen dem Niederdeutschen und dem Romanischen, insbesondere dem Französischen, indem er in dem vorangestellten aus lautlichen Erscheinungen der älteren Periode des Niederdeutschen auf den Stand der lautlichen Entwickelung des Romanischen in der Zeit schlieſst, in welcher aus diesem Wörter in jenes übergingen, und im zweiten sehr einleuchtend dartut, daſs die in groſser Zahl vorhandenen französischen Fremdwörter im heutigen Niederdeutsch weder zur Zeit der Hansa noch zu der des Dreiſsigjährigen Krieges, noch auch zu derjenigen der französischen Fremdherrschaft zu Anfang des 19. Jahrhunderts Aufnahme gefunden haben, sondern aus der hochdeutschen Sprache der vornehmeren Kreise zur Zeit, wo diese am meisten mit dem in Mode

gekommenen Französisch aufgeputzt war, auch in die niederdeutsche Sprache der unteren Stände und des täglichen Lebens sich hineingedrängt haben. Man wird gleichartige Erscheinungen, die auch in anderen deutschen Mundarten begegnen, nicht anders erklären dürfen.

Wilhelm Mangold ist bei der Fortsetzung seiner sorgsamen und erfolgreichen Studien über Pflege französischer Dichtung durch Friedrich II. und ihm nahestehende Franzosen abermals auf Inedita gestoſsen, die er hier bekannt macht und mit allen irgend wünschbaren Erläuterungen ausstattet, Dichtungen oder sagen wir lieber Verse von Gresset an den königlichen Gönner für seinesgleichen, der ihn vergeblich zu sich zu ziehen suchte, sich mit schriftlicher Lobhudelei begnügen muſste. Wer dergleichen über sich ergehen zu lassen sich in die Lage brachte, der erlitt für seine Miſsachtung der gleichzeitigen Dichtung seines Volkes eine schwerere Strafe, als ihm zum Bewuſstsein kommen konnte.

Pedro de Mugica hat immer noch nicht, so lange er nun schon in Deutschland lebt und so oft er neben Zeitungen seiner spanischen Heimat mit seinen Aufsätzen auch gelehrte Zeitschriften unseres Landes bedenkt, sich in den Ton gefunden, der in diesen zu herrschen pflegt. Wir anderen, soweit wir schwimmen können oder es zu können meinen, steigen gleichmütig zu unserer Erfrischung und zur Übung der eigenen Kraft in das vertraute Element hinab, streben mit ruhigen Stöſsen irgendeiner lockenden Klippe, einer freundlichen Bucht zu und kehren, wenn wir uns dort nach Verlangen umgesehen haben, zufrieden und erquickt zu unserem Ausgangspunkte zurück. Ihn zieht es weniger in die kühle Weite hinaus; er bleibt in der Nähe des Landes und sieht kritischen Auges denen zu, die sich zu Schwimmausflügen anschicken oder von miſsglückten Unternehmungen zurückkommen. Und da er findet, daſs bereits erlebter oder bevorstehender Miſserfolg zumeist aus unzulänglichem Können oder schwächlichem Wollen sich erkläre, so sagt er ihnen, und zwar höchst unverhohlen, wo seiner Meinung nach es ihnen gebricht, taucht sie auch wohl einmal zur Strafe auf ein paar Sekunden unversehens unter oder spritzt ihnen Wasser ins Gesicht, bis ihnen Hören und Sehen vergeht, und macht sie zum Gespötte der Umstehenden. Besonders oft, und so geschieht es auch in der vorliegenden, in die Form eines witzigen Gesprächs gebrachten Kundgebung, richten sich seine Grausamkeiten gegen die spanische Akademie und insbesondere gegen die für deren Wörterbuch verantwortlichen Mitglieder ('acade-memos' oder 'club de los inútiles' u. dergl.). Manzoni braucht einmal, freilich bei ganz anderem Anlaſs, den Ausdruck *Segno d'immensa invidia e di pietà profonda.* Ob die spanische Akademie ersteres ist, weiſs ich nicht; für unwahrscheinlich kann ich es nicht halten. Aber es wäre zu begreifen, wenn sie letzteres für solche würde, die mit ansehen, wie mit ihr umgesprungen wird, ohne daſs sie sich wehren kann oder mag, vielleicht ohne daſs sie es auch nur ahnt. Werden solche Angriffe etwas bessern? — In Frankreich haben der Lexikographie der Landessprache die Arbeiten von Littré und die von Darmesteter, Hatzfeld, Thomas mehr Förderung gebracht als alle Sarkasmen, die jemals über die Akademie ergangen sind. Der Hinweis darauf sei mein Dank für mehrere unverdient freundliche Äuſserungen, in denen der Verfasser seinem Wohlwollen für mich Ausdruck gibt.

Alfred Risop behandelt in seinen Miszellen zur neufranzösischen Syntax, die auf weit ausgedehnter, namentlich auch mittelfranzösischer und mundartlicher, übrigens nebenher italienischer Lektüre ruhen, eine groſse Zahl noch kaum zur Sprache gebrachter Erscheinungen. Sie haben groſsenteils das miteinander gemein, daſs neben Konstruktionsweisen, die in Betracht der ersten Bedeutung gewisser Verba zunächst als deren allein natürliche oder berechtigte gelten müssen, andere Konstruktionen auftreten und jene wohl sogar verdrängen, die nur bei gewissen anderen, mit jenen ersten sinnverwandten Verben ihr gutes Recht von vornherein haben.

Anhangsweise ist von solchen Fällen die Rede, wo gewisse Satzelemente, die im zusammenhängenden Sprechen bis zu fast völliger Unwahrnehmbarkeit einschwinden, ein zweites Mal, eigentlich überflüssigerweise, verlautbart werden, damit der durch sie dargestellte Gedankengehalt beim Hörer doch auch zu seinem Rechte komme (hierher gehört ja auch die Wiederholung des Artikels in *le lendemain* u. dergl.). Das der Tiefe zustrebende Verfahren des Verfassers, das überall die Denkvorgänge zu enthüllen strebt, die in Sprachvorgängen sich spiegeln, wird bei denkenden Grammatikern auch diesmal Beifall finden.

Felix Rosenberg hebt aus der langen Reihe der dramatischen Bearbeitungen des Estherstoffes (zu den 1891 durch Emile Picot im sechsten Bande des Mistére du Viel Testament, S. VI—LXIII, aufgezählten sind seither noch verschiedene hinzugefunden) eine Anzahl verständig ausgewählter hervor, an denen zu veranschaulichen ihm wohl gelingt, wie, sei es verschiedenes Mafs von künstlerischem Vermögen, seien es herrschende religiöse Bestrebungen, hier bestimmte, im Augenblick gehegte persönliche Absichten, dort hinwieder die rein dichterische Gabe des Eindringens in die Tiefen menschlicher Empfindungsweise zur Entstehung so ungleichartiger und ungleichwertiger Kunstwerke haben führen können. Dafs unter den gestaltenden Geistern Racine, Lope, Grillparzer (auch Goethe) erscheinen, erhöht das Interesse des geschickt behandelten Gegenstandes.

Siegbert Schayer unterzieht an einem ganz geringen Quantum ältestfranzösischen Textes der Untersuchung die Arten, wie Gedankenzusammenhang zwischen selbständigen (Haupt-) Sätzen in sprachlichem Ausdruck zur Erscheinung kommt. Konjunktionen (für deren Wesen übrigens eine wohlerwogene Definition not tun würde) spielen dabei eine ganz untergeordnete Rolle, eine weit wichtigere die persönlichen und die demonstrativen Pronomina, auch die blofs in der Verbalflexion gegebenen Subjektsbezeichnungen, ferner Einzelaussagen im Verhältnis zu vorangegangenen umfassenderen, Parallelismus der Satzgestaltung und anderes. Achtsame Fortsetzung des hier Begonnenen wird gewifs zu wertvollen Ergebnissen führen.

Giovanni Speranza knüpft an eine nur wenig auf einzelnes eingehende Erwähnung der Liebe Michelangelos (den er immer Buonarotti nennt) zu Vittoria Colonna, durch welche Liebe erst er ein wahrhaft grofser Künstler geworden sei, Betrachtungen, denen es meines Erachtens zwar nicht an rhetorischem Pomp, wohl aber an Schärfe und Klarheit des Gedankens fehlt, über Materialismus und Idealismus in der Kunst. Um der Vierzahl der Künste willen, in denen Michelangelo Grofses vollbracht hat, nennt ihn die Überschrift nicht eben glücklich *l'uomo dalle quattro anime*.

Heinrich Spies beschäftigt sich eindringlich mit der Frage der Echtheit der Chaucer von manchen zugeschriebenen, von manchen aber auch abgesprochenen *retractatio*. Er führt die bisher abgegebenen Vota vor, tritt dann aber in selbständige Prüfung der Sache ein und äufsert sich schliefslich, ohne zu verhehlen, dafs ein durchaus zwingender Beweis sich nicht führen lasse, zugunsten der Ansicht, dafs die Stelle allerdings von Chaucer herrühre, dafs sie ihrem Inhalte nach sich in Übereinstimmung befinde mit Äufserungen ähnlicher Art, die der Dichter anderwärts getan habe, und dafs er so, wie es geschehen, sich am ehesten in der Zeit habe aussprechen können, wo er mit der Durcharbeitung des für die spätere *Persones Tale* in Betracht kommenden religiösen Stoffes fertig gewesen sei.

Willy Splettstöfser führt von Alfieris Tragödien *Agamennone* und *Oreste* die Handlung vor, zeigt, wie sie gemäfs dem Verlaufe des dargestellten Geschehens auf den Zuschauer wirken müssen, und welche Triebfedern ihres Tuns die bei diesem Dichter bekanntlich immer nur in ganz geringer Zahl auftretenden Personen in Taten und Worten zu erkennen geben. Gelegentliche Blicke auf die Behandlung, welche die nämlichen Stoffe bei Alten und bei Neueren gefunden haben, lassen Alfieris künstlerische Eigenart deutlicher erkennen. Des Dichters eigenem Urteil über

den *Agamennone* kann der Verfasser des Aufsatzes nicht beistimmen, der das Werk bei weitem höher einschätzt.

Gustav Thurau verhilft mir, und vermutlich wie mir so auch manchen anderen, zu einer ersten Bekanntschaft mit Théodore Botrel, einem 1870 in Dinan geborenen fruchtbaren Dichter volkstümlicher *chansons*, die, übrigens in gutem Französisch und in den bisher allgemein üblich gewesenen Versmaſsen abgefaſst und selbstverständlich zum Vortrag im Gesang bestimmt, Eindrücke, Anschauungen, Gedanken, Stimmungen zu ansprechendem Ausdruck bringen, wie sie in des Verfassers bretonischer Heimat wurzeln oder, soweit sie allgemein menschlich sind, von dort ihre besondere Färbung empfangen haben. Wer der Volkskunde Teilnahme zuwendet, wird, wenn er von dieser Dichtung Kenntnis nimmt, gar wohl auf seine Rechnung kommen, auch umgekehrt zu ihrem rechten Verständnis bei der Volkskunde wirksame Unterstützung finden. Der Verfasser lehrt eine groſse Menge Literatur kennen, die zum Gegenstande seiner Abhandlung in Bezug steht; er weist auch auf sachliche Berührung hin zwischen seinem 'Barden' und Loti oder Maupassant und gewährt willkommene Aufschlüsse über dessen Lebensverhältnisse.

Hans Willert gibt eine reiche Sammlung von neuenglischen Zusammensetzungen aus reimenden Stämmen oder Wörtern und von Wortgruppen aus reimenden und durch Konjunktion verbundenen Wörtern (nach Art der deutschen 'Klimbim', 'holterpolter'; 'Sang und Klang', 'schlecht und recht', 'Ach und Krach'), die er nicht aus Wörterbüchern zusammengeklaubt, sondern bei ausgedehnter Lektüre in zusammenhängender Rede selbst aufgetrieben hat und darum auch sämtlich zu belegen vermag. Künftige Lexikographen und Grammatiker werden an dieser Fundgrube nicht achtlos vorübergehen dürfen. Vermisse ich an der verdienstlichen Arbeit etwas, so ist es ein Versuch, festzustellen, unter welchen Umständen die Sprache solche Wege der Wortbildung einschlägt, und wie es kommt, daſs das gewählte Mittel dem empfundenen Bedürfnis Genüge tut. Der Stellen, wo von den nämlichen Erscheinungen schon früher die Rede gewesen ist, hat der Verfasser, wie billig, gedacht.

Georg Ebeling versucht, die 'syntaktische Etymologie', wie ich dergleichen gern nenne, von *tant soit peu* und damit zugleich die der gleichartigen Sätze der älteren Sprache zu geben, in welchen bei ebenfalls vorantretendem *tant*, bei Inversion des (meist pronominalen) Subjektes und des Verbums im Konjunktiv, gleichfalls der Sinn einer Einräumung gegenüber negativem Hauptsatze vorliegt. Er findet die Erklärung der gewiſs nicht ohne weiteres durchsichtigen Ausdrucksweise in einer Kontamination, infolge deren z. B. *passer ne pot, tant ne fu forz* und *passer ne pot, ja fust il forz* zu *passer ne pot, tant fust il forz* zusammengeflossen wären, von welchen drei, sämtlich üblich gewesenen Redeweisen wenigstens die letzten beiden in der Tat als fast gleichbedeutend gelten dürfen. Die Annahme derartiger Entwickelung als überhaupt unzulässig zu bezeichnen, würde mir übel anstehen, habe ich doch selbst mehr als einmal in ähnlichem Zusammenflieſsen zweier im Grunde verschiedenartigen Wendungen die Erklärung einer dritten gesucht. Das hier Angenommene aber scheint mir schwer denkbar, weil die beiden zu vereinigenden Ausdrucksweisen gar so verschieden sind, 1. nach dem Verhältnis zum negativen Vordersatz (Kausalität dort, Einräumung hier), 2. nach dem Modus des Verbums (Indikativ dort, Konjunktiv hier), 3. nach dem Wesen der Rede (negativ dort, positiv hier). Ich habe mir meinerseits das *tant* in dem vorliegenden Falle als ursprünglich mit einer Gebärde gesprochen gedacht, die ebenso eine groſse Menge, einen hohen Grad angedeutet hätte wie im deutschen 'ich mache mir daraus nicht soviel' eine andere Gebärde eine geringste Menge angedeutet hat oder noch andeutet. Diese Verwendung von *tant* als einmal üblich gewesen anzusehen, geben, wie mir scheint, solche Stellen ein Recht, wie *ne puet*

avoir treshaute honnour, tant ait d'avoir, s'il ne set les bons honnorer, Cleom. 488; *Quant je m'aroie tant pené, Ne vos aroie dit anuit L'appareil*, RViol. S. 276; *n'en poroie avoir joie, Quant tant m'en serai peneis*, Bern. LHs. 399, 1. Wer Ebelings andere Arbeiten kennt, dem braucht man nicht erst zu sagen, daſs er sich immer mit groſser Sorgfalt ausdrückt, daſs ihm für die verschiedenartigsten syntaktischen Erscheinungen überaus reichliche, durch ihn selbst zusammengebrachte Parallelstellen zur Verfügung stehen und — daſs er seine Leser mit solchen gern auch dann überschüttet, wenn es des Beweises der Gewöhnlichkeit eines lange bekannten Vorkommnisses kaum mehr bedarf. Meine oben gegebene Auffassung des *tant* hätte er übrigens auch bei Dubislav, Über Satzbeiordnung für Satzunterordnung im Altfranzösischen, (in Berlin entstandene) Dissertation aus Halle 1888, S. 18 ff. finden können, dem ich freilich in der Deutung eines groſsen Teiles seiner Belegstellen nicht beistimmen kann.

Damit wäre ich denn am Ende meiner Berichterstattung angelangt, einer Berichterstattung, die freilich auch nicht jede bescheidene Andeutung etwa abweichender Ansicht oder schüchterner Miſsbilligung ausgeschlossen hat. Die Gesellschaft, von der das inhaltreiche Buch ausgegangen ist, hat denjenigen, den sie seit neun Jahren immer wieder an ihre Spitze nötigt, durch die gutmütige Geduld verwöhnt, womit sie seine Bemerkungen über die in ihrem Schoſse gehaltenen Vorträge hinnimmt, und durch das Vertrauen, das sie unter allen Umständen in seine gute Absicht setzt. Wird er zu dem Buche oftmals dankbar und gern zurückkehren als zu einem Beweise anhänglicher Gesinnung und zu einem Denkmal erfreulichen und gewiſs nicht ganz vergeblichen Zusammenarbeitens, so mag es anderen schon durch seinen reichen und mannigfaltigen Inhalt, abgesehen von der Entstehung, wert werden. Es wird auch nach auſsen zeigen, wie viele und wie tüchtige Kräfte die Gesellschaft in sich vereinigt. Und die, deren Namen oben zu lesen stehen, sind doch erst ein kleiner Teil der gesamten Mitglieder; mit ihnen stehen in Reih' und Glied zahlreiche andere Männer, die bei anderen Gelegenheiten nicht minder glänzende Beweise ihres Vermögens gegeben haben. Zeuge eines friedlichen und ersprieſslichen Zusammenwirkens der einen und der anderen und eines viel versprechenden Nachwuchses noch ein Weilchen zu bleiben, würde mir eine herzliche Freude sein.

Berlin. Adolf Tobler.

George N. Olcott, Thesaurus linguae latinae epigraphicae. Band I, Lieferung 1. A—AB. Rom, Loescher & Co. (Bretschneider & Regenberg), 1905. 24 S. 8.

Die Verzettelung und nachherige lexikographische Verarbeitung des in den rund 200000 bisher veröffentlichten lateinischen Inschriften enthaltenen sprachlichen Materials durch einen einzelnen Gelehrten ist, wie sich der Verfasser in der Vorrede treffend ausdrückt, *'the work of a pygmy struggling against a giant'*. Mögen die den Amerikanern eigene zähe Ausdauer und die treffliche epigraphische Schulung Olcotts, von der schon 1896 seine Dissertation *'Studies in the word formation of the Latin inscriptions'* Zeugnis abgelegt hat, das groſsartige Unternehmen, dessen Bedeutung speziell für den Romanisten besonders zu betonen überflüssig sein dürfte, glücklich zum Ziele führen. Soweit der geringe Umfang des dem Referenten vorliegenden Probeheftes Schlüsse zuläſst, ist in bezug auf Korrektheit und Vollständigkeit das Beste zu erwarten. Zugrunde gelegt sind die von dem jeweiligen Herausgeber adoptierten Lesungen, auf deren kritische Nachprüfung der Verfasser sich nicht einlassen zu können erklärt, was man ohne weiteres begreifen wird. Leider ergeben sich hieraus gewisse Übelstände, wie hier an einem Beispiel gezeigt sein mag. CIL. XII 186 druckt Hirschfeld mit dem Codex Filonardianus SEX · IVL · CAE

ARXITECTOR und löst auf in *Sex. Jul(ius) Cae[cilianus?] architect(us) or*, indem er hinzufügt: scilicet ipsius arcus in quo titulus legebatur. Zufolge dieser irrtümlichen Auflösung fehlt der hier zutage tretende, wohl älteste Beleg für das mehrfach bezeugte vulgärlateinische *architector* im *Thesaurus linguae latinae* II 464, und es steht zu befürchten, daſs auch der *Thesaurus linguae latinae epigraphicae* Olcotts ihn nicht verzeichnen werde. Hoffen wir, daſs dergleichen Fälle nicht allzu zahlreich vorkommen.

Wir sehen der Fortsetzung des monumentalen Werkes mit lebhaftem Interesse entgegen.

La Chaux-de-Fonds. Max Niedermann.

A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung 1. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg., 1905. 80 S. 8. (Das Werk soll in etwa 10 Lieferungen von je 5 Bogen zum Subskriptionspreise von M. 1,50 erscheinen.)

Nachdem die in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten gemachten Anläufe, die Wissenschaft mit einem brauchbaren etymologischen Wörterbuch des Lateinischen zu dotieren, insgesamt ohne Resultat geblieben sind, hätten wir kaum zu hoffen gewagt, daſs das von A. Walde in der unter der Leitung von Hermann Hirt herausgegebenen Sammlung indogermanischer Lehrbücher angekündigte in verhältnismäſsig so kurzer Frist den Fachgenossen zugänglich sein würde. Zwar liegt dem Referenten zurzeit erst ein Spezimen von 80 Seiten vor, allein der Wintersche Verlag verspricht den Rest noch für dieses Jahr, und es liegt kein Grund vor, die pünktliche Erfüllung dieses Versprechens in Zweifel zu ziehen.[1] Der Plan des Werkes und seine Durchführung verdienen ungeteilte Anerkennung. Im allgemeinen ist das Prinzip der alphabetischen Anordnung befolgt, doch wird am Schluſs eines jeden Artikels jeweils ausdrücklich auf die anderswo eingereihten Ableger der betreffenden Sippe hingewiesen, also z. B. s. v. *ago* auf *agito, ambiguus, agāso, indāgo, prodigus, abiga, ambages, agina, exāmen* u. s. f. Der Romanist konstatiert mit Vergnügen, daſs auch der spezifisch vulgärlateinische Wortschatz mit einbezogen erscheint (*acēdia, aciarium, amiddola amandola, auca, bacca, blatta* 'Motte', *bruta* u. dgl.). Dankenswert sind ferner die zahlreichen Literaturangaben, gegen deren Unterdrückung in sprachwissenschaftlichen Handbüchern der Referent schon zu wiederholten Malen hat protestieren müssen. In jedem Falle den wirklichen Urheber einer Etymologie zu ermitteln, ist ja wohl ein Ding der Unmöglichkeit; jedenfalls aber darf Walde das Zeugnis nicht vorenthalten werden, daſs er sich aufs gewissenhafteste bemüht hat, jedem das Seine zukommen zu lassen. Eigene Sammlungen würden uns gestatten, eine Anzahl von Nachträgen sowie auch die eine oder andere Berichtigung beizusteuern; da wir indessen auf das Werk zurückzukommen gedenken, sobald es einmal vollständig vorliegt, so wollen wir damit lieber zuwarten. Wir schlieſsen diese vorläufige Anzeige mit den besten Wünschen für den rüstigen Fortgang der Arbeit und dem aufrichtigsten Dank für das bisher Gebotene.

La Chaux-de-Fonds. Max Niedermann.

Dr. Wilhelm Münch, Geh. Regierungsrat, Professor, **Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts** (Sonderausgabe aus Baumeisters 'Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen'). 2. umgearb. Aufl. München, C. H. Beck, 1902. IV, 179 S.

Münchs schönes Buch, das in der ersten Ausgabe (1895) vereint mit Glaunings 'Didaktik und Methodik des englischen Unterrichts' erschien,

[1] Korrekturnote vom 11. September 1905: Bis heute sind uns fünf Lieferungen zugegangen.



liegt jetzt selbständig in umgearbeiteter und erweiterter Auflage vor, und zwar so lange schon, daſs, glaube ich, es keinen Lehrer des Französischen gibt, dem es nicht schon geistiger Besitz geworden sei, dem es nicht schon Anregung und Förderung auch durch das viele Neue, das es enthält, gegeben habe.

Das Buch fiel bei seinem ersten Erscheinen in eine Zeit heiſsen Kampfes, eine Zeit, wo manche der Reformer noch alles Alte mit Stumpf und Stiel auszurotten und etwas gänzlich Neues an dessen Stelle zu setzen sich vermaſsen. Es verrichtete ein Friedenswerk im schönsten Sinne des Wortes; es vereinte, wie es der persönliche Einfluſs des Verfassers so oft auf den Philologentagen getan hat, ehrliche Gegner, die auf verschiedenen Wegen doch demselben hohen Ziele zustreben. Und ein Friedenswerk bleibt dem Buche auch nach seinem neuen Erscheinen zu verrichten. Der Kampf ist von neuem entfacht: der Königsberger Zeit- und Streitschrift nach könnte man glauben, die einst Triumphierenden seien jetzt in vollem Rückzuge begriffen, alle die Arbeit, die sie getan haben, sei nur von schädlicher Wirkung gewesen, nur in einer Rückkehr zum alten Zustande bestehe das wahre Heil. Reaktion und Gegenreaktion. Ehrliche Gegner werden sich wieder in Hinblick auf das gleiche hohe Ziel zusammenfinden. Arbeit bleibt nie ohne Nutzen; so begeistertes Streben kann fehlen und über das Ziel hinaustreffen, aber nicht verloren gehen.

Münchs Buch war ein groſses Ereignis in der Geschichte der Bestrebungen um die Gestaltung nicht bloſs des französischen, sondern des ganzen neusprachlichen Unterrichtes. Wenige Schriften sind, glaube ich, nach 1895 auf diesem Gebiete erschienen, die nicht von den hier festgelegten Ergebnissen ausgehen, nicht zu den hier aufgeworfenen Fragen Stellung nehmen. Hat das Buch einen Boden geschaffen, auf dem recht verschiedenartige Ansichten zusammentreffen können, so ist dies doch nicht durch schwächliche Kompromisse geschehen, durch die kein dauernder Friede zustande kommt. Der Verfasser wirkt durch die guten Gründe, mit denen er seine Ansichten zu stützen, die er abweichenden entgegenzustellen weiſs, durch das hohe Gerechtigkeitsgefühl, das ihn auszeichnet, durch den vornehmen Ton, der sich ruhige Entgegnung erzwingt. Infolge seines eigenen Entwickelungsganges steht Münch mitten in der unterrichtlichen Bewegung, kennt Ideal und Wirklichkeit, das Ziel und die Wege, es zu erreichen, und zugleich hoch genug über ihr, um dem Einzelfache seinen Platz in dem Gesamtorganismus der Schule anzuweisen.

'Oft war dasjenige in Wahrheit Streit um das Ziel, was als Streit um die Methode angesehen und durchgeführt wurde' (S. 3). Wie bei jedem Unterrichtsfache, so kommen beim französischen drei Momente miteinander zur Geltung: 'Der Wert der inhaltlichen Aneignung oder des stofflichen Besitzes, die Ausnutzung zu formaler Schulung und die ideal anregende Kraft' (S. 4). Die drei Bestandteile sind zu verschiedenen Zeiten verschieden betont, oft ist eins dem anderen zuliebe vernachlässigt worden. Ein Gleichgewicht, soweit es bei der Natur jedes einzelnen Faches möglich ist, herzustellen, soll das Ideal des Lehrers sein, und bei der Lösung dieser Aufgabe will ihm die reiche Erfahrung des Verfassers helfen.

Welches sind die älteren Unterrichtswege gewesen, welche Erwägungen haben zu den neueren Bestrebungen geführt? 'Sicherheit des Könnens und geistige Bildung' ist unser Ziel, sollte es sein. Wir haben das letztere Ziel mit allen gemeinsam; wir legen auf das erstere mehr Gewicht, als es nach gewissen Richtungen früher allgemein Brauch war. Knapper, klarer, umsichtiger, vollständiger als (S. 15—19) die 'schwebenden Einzelfragen' formuliert sind, die auf den verschiedensten Gebieten unseres Faches zur Erörterung stehen, scheint mir eine Gesamtdisposition des Ganzen kaum gegeben werden zu können. Die Erörterung alles Wesentlichen, auf das sich die Fragen beziehen, bildet den Inhalt der folgenden Kapitel. Jedermann, der die erste Auflage kennt, weiſs, in wie ausführ-

licher und gründlicher Weise die nach den Einzeldisziplinen (Aussprache, Sprechen, Anschauungsunterricht, Grammatik, schriftliche Arbeiten, Lektüre, Wortschatz, Nebengebiete: Synonymik, Stilistik usw.) geordneten Abschnitte den Gesamtstoff behandeln. So ausgeprägt der Standpunkt des Verfassers ist, Anhänger und Gegner werden mit gleichem Nutzen seinen Erörterungen folgen, und es wird kaum eine wichtige Frage geben, in der man sich vergebens an den umsichtigen Berater wendet. Der grofse Zug, der durch die einleitenden Betrachtungen ging, zeigt sich auch bei der Erörterung der Einzelfragen. Nie verlieren wir den Zusammenhang aus den Augen. Jeder einzelnen Betätigung des nach so vielen Seiten hin sich erstreckenden sprachlichen Unterrichtes weifs der Verfasser, nach sorgfältiger Abwägung seiner Bedeutung für das Endziel, den gebührenden Platz anzuweisen. Alle möglichen Einwendungen kommen zur Sprache, das Für und Wider, das sich aus Umfang des Stoffes, Stundenzahl, Vorbildung des Lehrers (s. bes. S. 46 ff.) wie des Schülers ergeben könnte, wird sorgsam geprüft. So sehr die Erörterung bei jeder Disziplin ins einzelne geht, verliert sie doch nie darum die grofsen Gesichtspunkte aus den Augen; sie berücksichtigt auch, nachdem sie das Ideal hingestellt, vorsichtig die oft grausame Wirklichkeit; sie weist, ohne darum berechtigtes Streben zu entmutigen, Übertreibungen, die sich durch Übereifer für neuerschlossene Gebiete (z. B. Phonetik) nach gewissen Seiten hin ergeben haben, in die Schranken zurück.

Die 'Fragen', die in der ersten Auflage etwa anderthalb Seiten füllten (8 und 9), nehmen trotz ihrer knappen Fassung in der neuen Auflage fast fünf Seiten des grofsen Formates ein. Entsprechend gröfseren Raum braucht natürlich auch ihre Erörterung: das Buch hat jetzt im ganzen 179 Seiten statt der 107 der ersten Fassung. Eine Erweiterung, Bereicherung, eine Umformung, die die fortgesetzte Arbeit auf diesem Gebiete zeigt, haben fast alle Kapitel erfahren; der Literaturnachweis am Ende beweist, wie aufmerksam der Verfasser auch in seinem sehr veränderten Wirkungskreise neueren und neuesten Erörterungen zu folgen gewufst hat.

Die Änderungen, die die neue Auflage erfahren hat, scheinen mir im letzten Grunde weniger grundsätzlicher Natur zu sein als solche — sei es Erweiterungen, sei es Einschränkungen —, die fortgesetzte Überlegung und mehr noch Erfahrungen der Praxis mit sich gebracht haben und weiter mit sich bringen werden. Schon ein Vergleich der vorangeschickten Fragen, die, wie ich schon sagte, den Plan des Buches geben, zeigt, wieviel Neues die sieben Jahre, die zwischen den beiden Ausgaben liegen, angeregt haben, wieviel Erwägungen hinzugekommen sind, wie manches zum scheinbar definitivem Abschlufs, manches wieder zum Schwanken gebracht worden ist. So ist, um nur ein paar Beispiele zu geben, im Kapitel über die Aussprache neben vielen Einzelheiten (Dauer, § 27) und Erweiterungen (Richtigkeit der Einzellaute, § 23), besonders die Erörterung, ob 'familiär oder akademisch', ganz umgearbeitet und zu einer 'Entscheidung' (S. 28) geführt worden. Die Bedenken, die Verf. schon früher den durch Passy hervorgerufenen Übertreibungen entgegensetzte, sind (Koschwitz wird zitiert) zu einer ausführlichen Zurückweisung des extremen Standpunktes geworden, wobei der verschiedenen Stilarten, der allgemeinen Fertigkeit, der Entwickelung des Schülers in gleichem Mafse Rechnung getragen wird. Noch gröfsere Erweiterung hat das Kapitel über die 'Sprechübungen' in dem Zusatz S. 45—50 und dem neuen Abschnitt über den 'Anschauungsunterricht' (S. 50—56) erfahren. Ja, der Besitz der fremden Sprache, die Fertigkeit, sich ihrer zu bedienen, ist und bleibt eins der Ziele, die uns der Verfasser vorschreibt. 'Wenn dieses Können nicht am Wege aufgerafft, nicht auf zufällige und äufserliche Art angeeignet worden, unter einer schulmäfsigen Zucht und Überwachung und in planvollem Stufengang erworben worden ist, dann ist es auch vom erzieherischen Standpunkt aus etwas recht Schätzbares' (S. 46); und 'alles

in allem kann ich überhaupt nicht umhin, einen französischen Unterricht, der dem Sprechen der fremden Sprache eine solche breite Rolle einräumt, für den vollkommneren zu erklären, für diejenige Form, welche eigentlich verwirklicht werden müfste — wofern es die persönlichen Bedingungen ermöglichen und der nötige Tiefgang des Unterrichts gewahrt wird' (S. 47). Verf. warnt davor — möchten wir auch diese seine Stimme hören —, Meinungsverschiedenheiten auf diesem Gebiete gleich auf Böswilligkeit und Unfähigkeit zurückzuführen. Es sei beiden Lagern zugerufen. Wie die Sprechübungen, unter nötiger Wahrung des Tiefganges, nicht nur den Unterricht begleiten, sondern ihn durchziehen können, wird in mustergültiger Weise an dem ganzen Gange, insbesondere für den Anschauungsunterricht mit seinen verschiedensten Hilfsmitteln gezeigt, wobei die 'Grenzen für Wert und Ziele' nicht übersehen worden sind. Dafs überall der nötige Tiefgang zu wahren ist, lehren uns die Kapitel über die Grammatik wie über die Lektüre. Auch hier finde ich wohl weitere Ausführungen, aber keine grundsätzlich veränderte Stellungnahme. Dafs der Grammatik eine andere Rangstellung als vielfach bisher angewiesen wird, verhindert ebensowenig die Schätzung ihres Wertes und ihrer Wichtigkeit für den bildenden Unterricht, wie der Umstand, dafs viele Vorschriften, die sich von Lehrbuch zu Lehrbuch fortschleppten, ohne in der Sprache eine Daseinsberechtigung zu finden, jetzt über Bord geworfen sind, was ja nebenbei auch in neueren griechischen und lateinischen Grammatiken geschehen ist. Dafs die induktive Methode, wenn sie wirklich ernst betrieben wird, und soweit sie bei der uns zur Verfügung stehenden Zeit möglich ist, nicht blofs einen schöneren Weg' darstellt, sondern auch zu erfreulicheren Resultaten als der alte Gang, von der 'Regel' zur Anwendung, führt, scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Man nehme nicht immer, wenn das Lob der 'alten grammatischen Methode' gesungen wird, die Leistungen einzelner trefflicher Lehrer, die an der Hand jedes Lehrbuches den Geist der Sprache erkennen, sagen wir bescheidener, das Wesen einer sprachlichen Erscheinung erkennen lassen konnten. Nehmen wir die verbreitetsten Lehrbücher, Plötz etwa und Gesenius in der älteren Gestalt, und fragen wir, was der Durchschnittsunterricht mit diesem Wirrwarr von fertig gegebenen 'Regeln', deren eigentlich keine einzige sich mit der doch Leuten wie Plötz sicher vertrauten Erscheinung deckte, für eine wirkliche Geistesschulung anzufangen wufste. Ich weifs wohl, dafs der grammatische Teil mancher als sehr 'praktisch' erkannter neuer Lehrbücher, wenn auch nicht schlechter als die alten Arbeiten, so doch sehr fern von einem Ideal ist, weifs aber auch, dafs für die meisten Fachlehrer, mögen sie noch so entschiedene 'Reformer' sein, mögen sie auch der Fertigkeit einen noch so grofsen Wert beilegen, doch Tobler nicht vergebens gelehrt und Lücking nicht umsonst seine 'Schulgrammatik' geschrieben hat. Mit der Anordnung des Stoffes in konzentrische Kreise bin ich voll einverstanden, möchte sie z. B. auch auf die Formenlehre des Verbs, wo der Anschauungsunterricht zuerst nur eine Erlernung der Präsensformen aller gebräuchlichsten Verben erfordert, übertragen wissen, was meines Erachtens diesen schwierigen Gegenstand bedeutend erleichtern würde. Auch für die Art, wie der Unterricht vertieft, wie die Ergebnisse der Wissenschaft zur Aufhellung verwandt werden können, sind kostbare Winke gegeben. Und in der Erörterung über die Notwendigkeit, das Mafs, den Nutzen der grammatischen Übungen zeigt sich wie überall die klare Besonnenheit, die das einmal klar erkannte Ziel im Auge behält, ohne sich von verführerischen Phrasen ('das Übersetzen ist eine Kunst, die die Schule nichts angeht') täuschen zu lassen. 'Ein wirklich völliges Nebeneinandergehen der Muttersprache und der fremden im Bewufstsein kann demjenigen nicht als das Wünschenswerte erscheinen, der an das Bedürfnis eines einheitlichen Bewufstseins, eines klaren und geschlossenen Vorstellungslebens

für die Schule denkt' (S. 69). Die als 'noch offen' hingestellte Frage, ob auch die Grammatik, wenigstens auf der Oberstufe, in der fremden Sprache zu behandeln sei, möchte ich des Schülers wegen, wie die 'Lehrpläne', mit einem Nein beantworten. Das Maſs der geistigen Arbeit, das meines Erachtens bei einem guten grammatischen Unterrichte von dem Aufnehmenden verlangt wird, scheint mir jede weitere Erschwerung durch das fremde Idiom auszuschlieſsen. Natürlich sind die neueren Bestimmungen für französische Schulen in bezug auf orthographische und grammatische Eigentümlichkeiten erwähnt werden und wird ihre Berücksichtigung auch uns auferlegt.

Dem Kapitel über die schriftlichen Arbeiten ist ein besonderer Abschnitt 'Briefe' und eine kurze Erörterung über den Briefwechsel zwischen Schülern verschiedener Nationen hinzugefügt worden. Sorgfältiges Abwägen, bevor zu- oder abgesprochen wird, zeichnet auch diese Erörterungen aus, die in zweifelhaften Dingen der Eigenart der Schüler wie der Lehrer volle Freiheit zu lassen sich bemühen.

Und dann kommen wir zu dem schwierigsten Kapitel des sprachlichen Unterrichts, der Lektüre. Noch gründlicher und ausführlicher als bisher bemüht sich der Verfasser, sich mit den verschiedensten Grundsätzen, nach denen zunächst die Wahl der Lektüre getroffen wird, auseinanderzusetzen. Er erwägt den traditionellen Standpunkt, den idealistisch-moralischen, den humanistischen, wissenschaftlichen, literarhistorischen, sprachlichen, ethnologischen, wie in der alten Auflage, jedoch ausführlicher und mit Hervorhebung der Tatsache, daſs die letztgenannten sehr erstarkt sind und nun vor allem im Sinne des praktischen Bedürfnisses gelten sollen. 'Solche Rücksicht mit derjenigen auf bildende Wirkung (dies nur weniger in einem abstrakten Sinne genommen als früher üblich) zu verbinden, muſs möglich sein.' Wie wünschenswerter Freiheit durch die Rücksicht auf Schule und Klasse, auf Lebensalter und Befähigung ebensosehr wie durch allgemeine im Früheren entwickelte Gesichtspunkte Beschränkung auferlegt wird, zeigen nach den grundsätzlichen Erörterungen auch die Einzelausführungen über die Stoffkreise und Einzelstoffe (S. 94—104). Daſs man hier am häufigsten Einwendungen erheben und Zusätze machen möchte, ergibt sich aus der Natur der Sache; jedoch wird man auch da die erstrebte Objektivität des Urteils anerkennen und selbst bei seinen Lieblingsautoren sich gerechten Bedenken nicht verschlieſsen können. Nur eine Abschätzung scheint mir zu hart und einseitig zu sein, die über die poetische Literatur der Franzosen: 'Die Poesie der Franzosen ist nicht unsere Poesie, ihr Feuer macht uns nicht erglühen, ihr Pathos bewegt uns nicht im Innersten.' Ich glaube, hier ist zu ausschlieſslich die bei uns in Deutschland bevorzugte Schulpoesie ins Auge gefaſst worden, die epische Stoffe naturgemäſs bevorzugt, und in der das Pathetische einen zu groſsen Platz einnimmt. Ich glaube schon bei den Romantikern, in den Naturstimmungen Lamartines, den kleinen Liedern Mussets, den menschlich-einfachen Empfindungsgedichten, die auch in jeder Sammlung V. Hugos zu finden sind, besonders dann aber bei Sully Prudhomme und den neueren Lyrikern, die allerdings zum Teil germanisches Blut in den Adern haben, dichterische Erzeugnisse zu finden, die sich den Perlen jeder anderen Literatur an die Seite zu stellen vermögen.

Bei der Behandlung der Lektüre ist jetzt eine grundsätzliche Erörterung der 'Frage ob Übersetzen oder Nichtübersetzen' hinzugekommen: 'die Deutung, Übersetzen oder Umsetzen?' Nachdem die Bedingungen des Verzichts auf das Übersetzen — und ihrer sind nicht wenige, und sie zu erfüllen, ist nicht leicht — entwickelt worden sind, wird eine Vermittelung anzubahnen versucht, indem die beiden Wege als nacheinander, dann nebeneinander empfohlen werden: 'doch soll die Übung an und mit dem fremden Text schon auf dieser (Unter-)Stufe den breiteren Raum einnehmen, die Übersetzung immer nur als Hilfe empfunden werden, nicht

als Zweck und Ziel.' Man sieht deutlich den fortschrittlichen Standpunkt des Verfassers; dem Wunsche aber, dafs das, was bei grofser Kunst möglich ist, in Zukunft einer weit gröfseren Zahl von Lehrern als jetzt möglich werde, tritt doch der weise Rat zur Seite (108), dafs fürs erste die Mehrzahl am richtigsten es noch nicht wagen möge. Unrecht wäre es, wenn 'das Lossagen bei unzulänglicher Kraft geschähe, ein Fliegenwollen ohne rechte Flügel (109).'

Wie bei dem folgenden Kapitel über den 'Wortschatz' ein Abschnitt 'Erweiterung der Aufgabe' hinzugekommen ist, der ein Inbewegungsetzen des Stoffes durch allerlei Gruppierungen behandelt, einen Blick auf die Wortbildung, Wortgeschichte und die Bedeutungsentwickelung wirft, und von ihrer Verwendbarkeit für den Unterricht spricht, so haben auch die Erörterungen über die Nebengebiete (Synonymik, Stilistik, Verslehre, Literaturgeschichte, Sprachgeschichte) manche Bereicherung im einzelnen erfahren, sind auch um ein ganzes Kapitel 'Kulturgeschichte und Landeskunde' vermehrt worden.

In dem dritten Teil: 'Die Organisation des Unterrichts' ist (S. 149) ein Abschnitt über die 'Höheren Mädchenschulen' hinzugekommen, der der natürlichen Wesensanlage der Mädchen in kurzen, aber treffenden Bemerkungen gerecht zu werden versucht; ein Anhang (S. 158) behandelt schliefslich 'Die Person des Lehrers'. Dafs am Ende die Fachliteratur in ihren wichtigsten Erscheinungen, nach Gebieten geordnet, bis auf die Gegenwart fortgeführt worden ist, erwähnte ich bereits.

Ich habe den reichen Inhalt des Buches nicht erschöpfen können, brauche es auch nicht, denn jeder Fachmann kennt es. Ich hätte die beiden Auflagen Zeile für Zeile vergleichen müssen, um festzustellen, wieviel im einzelnen hinzugekommen ist. Ich habe nur die Hauptsachen erwähnt, die, die bei der Lektüre der zweiten Auflage jedem auffallen, der die Gedanken der ersten sich zu eigen gemacht hat. Ich weifs nicht, ob ich überall die Unterschiede richtig getroffen habe, denn auch so habe ich nicht Seite für Seite vergleichen wollen, sondern mich auf das verlassen, was das aus dem Buche Erarbeitete in mir geworden war. Auch die zweite Auflage wird in jedes Fachmannes Hand und so die Nachprüfung leicht sein.

Man weifs nicht, was man an dem Buche mehr bewundern soll, die gewaltige Arbeitsleistung oder die Bescheidenheit, mit der die Vorrede es in die Welt schickt. Möchten wir aus beiden lernen. Ist es nötig, bei jeder Kleinigkeit vom Sachlichen aufs Persönliche zu gehen? Da wird, um nur ein kürzliches Beispiel zu geben, an der einen Stelle mit den Einwendungen gegen die schon wegen ihrer Seltenheit harmlosen Vorlesungen durch nationale Rezitatoren gleich von den 'Stellungen gesprochen, welche neuerdings anfangen, wackelig zu werden' (*Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht* IV, 3, 193). Flugs tönt es von der anderen Seite zurück, dafs möglicherweise der Lehrer 'in den Augen der Schüler bei einem Vergleich mit dem Rezitator allzu ungünstig abschneiden und seine eigene Stellung womöglich erschüttert sehen' könne (Hartmann, *Mitteilungen der deutschen Zentralstelle für fremdsprachliche Rezitationen*, No. 19, S. 10). Man vergleiche einmal, mit welcher vornehmen Ruhe Münch ganz anders tiefgehende Meinungsverschiedenheit zur Sprache zu bringen weifs, und man wird endlich einmal aufhören, was den Gründen an Durchschlagskraft fehlt, durch die Kraft der Ausdrücke zu ersetzen.

Die zweite Auflage der '*Methodik und Didaktik*' Münchs möge uns allen ein täglich gebrauchtes Handbuch werden.

Berlin. Theodor Engwer.

Arnold Schröer, Prof. Dr., Die Fortbildung der neusprachlichen Oberlehrer und das Englische und Französische Seminar an der Handels-Hochschule in Köln. (Sonderabdruck aus der Fest-

schrift zum XI. Deutschen Neuphilologentage, Pfingsten 1894, in Köln.) Köln a. R., Paul Neubner, 1904.

Auch für den sich dem praktischen Lehrberuf an der Schule zuwendenden jungen Mann ist die Universität nicht das Ende, sondern der Anfang seiner wissenschaftlichen Arbeit, sie ist die Einführung in das, was den Inhalt seines ganzen Manneslebens bildet.

Aus den besonderen Aufgaben, die dem Lehrer einer lebenden fremden Sprache zufallen, beantwortet sich die Frage nach den Bedingungen und der Art seiner Fortbildung folgendermafsen: Sie mufs eine Fortsetzung der wissenschaftlichen Sprachbeobachtung sein, wie sie auf der Universität angebahnt worden ist. Dazu ist nötig Gelegenheit zur Beobachtung, d. h. Gelegenheit, geeignete Ausländer dauernd beobachten und konsultieren zu können. Dazu ist aber ferner eine reiche Fachbibliothek erforderlich, die die theoretische Erkenntnis jederzeit zu fördern bereit steht. Das Leben des gereiften Mannes aber ist nicht Rezeption, sondern Produktion. Produktiv kann auch derjenige sein, der nie eine Zeile zum Druck befördert; auch der ist produktiv, der die überkommene Erkenntnis durch selbständiges Denken weitergestaltet und sich so zu einer fortschreitend wertvolleren Lehrerindividualität entwickelt. Wir brauchen keine seichte praktische Schulmeisterei in der Schule und gelehrt scheinende Allüren aufserhalb der Schule, sondern wissenschaftliche Anregung aus der Schule und wissenschaftliche Anregung für die Schule.

Die trefflichen Bemerkungen des Verfassers werden in einer Reihe von Anmerkungen nach gewissen Richtungen hin weiter ausgeführt. Nach einem Blick auf die historische Entwickelung des Universitätsunterrichts in unserem Fache wird die Bedeutung des wissenschaftlichen Studiums für die Erkenntnis der lebenden Sprache, das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis beleuchtet und gezeigt, wieviel gerade für die wandelbare lebende Sprache wissenschaftlich für den zu tun bleibt, der beständig Anregung dazu durch die Bedürfnisse seines Unterrichts erhält. Sehr treffend scheinen mir die Bemerkungen über die Grenzen der Autorität des Ausländers, der auch im besten Falle eben nur 'Beobachtungsobjekt' sein kann, und über das Verhältnis des wissenschaftlichen Vertreters des Faches zu seinen Lektoren.

Dafs dieser so charakterisierten, notwendigen Weiterbildung des Lehrers neue Möglichkeiten zu den bisherigen, den im Amte befindlichen Männern nur selten erreichbaren, geschaffen werden, sollten alle meines Erachtens mit Freuden begrüfsen. Und wenn die Bedingungen dafür, hervorragende Fachgelehrte, geeignete fremde Lektoren, reiche Bibliotheken, dank der Opferwilligkeit städtischer Körperschaften zusammenkommen, so scheint es mir natürlich im öffentlichen Interesse geradezu geboten, dafs diese, wenn auch ursprünglich vielleicht zu Sonderzwecken vereinten Kräfte nach den verschiedensten Seiten hin fruchtbar gemacht werden. In voller Erkenntnis dessen hat sowohl Schröer der Handels-Hochschule in Köln wie Morf der Sozial-Akademie zu Frankfurt a. M. Kurse anzugliedern sich bestrebt, die Vereinigungspunkte für die neusprachlichen Lehrer nicht nur der Stadt, sondern der Provinz geworden sind. Das philologische Seminar in Köln, das sich bei Vorträgen und Diskussionen in fremder Sprache auch weiteren Kreisen, Mittelschullehrern und Lehrerinnen öffnet, will in wissenschaftlicher Weise der Praxis dienen, ähnlich wie jetzt auch anderen gelehrten Berufen (den Medizinern z. B. die Akademien für praktische Medizin) Fortbildungsanstalten nach der Universitätszeit geschaffen werden. Das Frankfurter Seminar hat, wie ich aus dem 'Bericht des Rektors über die zwei ersten Studienjahre, W.-S. 1900/02 bis S.-S. 1903' (Jena, Fischer, 1904) ersehe, eine englische Sektion nur für Lehrer, dagegen zwei Abteilungen in der romanischen Sektion, die unter der Leitung Morfs stehen, eine 'für Lehrer', eine 'für Studierende der neueren Sprachen.' Der von der Unterrichtsverwaltung genehmigte Kursus

für Studierende, der ein Sommer- und ein Wintersemester umfaſst, ist im April 1903 ins Leben getreten. Seither ist auch am englischen Seminar der Akademie eine Abteilung für Studierende eingerichtet worden, und es hat sich in ähnlicher Gliederung auch ein germanisches Seminar zum romanischen und englischen gefügt.

Wir können den jungen Anstalten auch in dieser über ihre ursprüngliche Bestimmung hinausgehenden gemeinnützigen Betätigung nur von Herzen Glück wünschen; der Ruf ihrer Leiter bürgt für das Gelingen der Aufgabe, die sie sich gestellt haben.

Berlin. Theodor Engwer.

Amalia Cesano. Hans Sachs ed i suoi rapporti con la Letteratura Italiana. Roma, Officina poligrafica Italiana, 1904. 103 S. gr. 8°.

Es freut mich immer, wenn Ausländer sich die deutsche Literatur zum Arbeitsfelde wählen, vorausgesetzt natürlich, daſs sie sich ihrer Aufgabe gewachsen zeigen und entweder die Forschung weiterführen oder doch eine das Thema beherrschende geistvolle Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse darbieten. Die vorliegende Arbeit ist zwar löblich und anerkennenswert in der Absicht, aber leider in der Ausführung nach beiden Seiten hin wenig glücklich.

Schon die beigegebene '*Bibliografia*' läſst das erkennen. Sie verzeichnet verschiedene brauchbare Werke, aber daneben auch teils recht veraltete, teils wertlose, teils durch moderne Leistungen längst überholte, so z. B. O. Haupt, *Leben und dichterische Wirksamkeit des H. Sachs*, 1868; Lützelberger, *H. Sachs*, 1874; R. Genée, *H. Sachs*, 1888; Westermeyer, *H. Sachs, der Vorkämpfer der neuen Zeit*, 1874, usw.; oder Werke, die mit den einschlägigen Fragen wenig oder nichts zu tun haben, so z. B. Blasis *Della vita e delle opere di Pierre delle Vigne* (1861); Goethes *Elegien*; L. Hirzel, *Goethes ital. Reise*; Klein, *Geschichte des Dramas* u. dgl. mehr. Dagegen fehlen die neueren und neuesten, geradezu unentbehrlichen Schriften und Ausgaben: von der Ausgabe der Werke des H. Sachs in der Bibliothek des Literarischen Vereins sind nur die ersten von A. von Keller herausgegebenen 12 Bände angeführt, die anderen (Bd. 13—25), von E. Goetze besorgten, mit ihren wichtigen Nachträgen zu den früheren Bänden fehlen, ebenso E. Goetzes Ausgaben der Fastnachtspiele, der Fabeln und Schwänke (Bd. 1—5), seine Monographie über H. Sachs in der '*Bayerischen Bibliothek*' usw. Der Name des Altmeisters E. Goetze kommt — unglaublich! — nirgends in dem Buche vor. Man vermiſst ferner Ch. Schweitzers Buch über H. Sachs, Dreschers Abhandlung *H. Sachs und Boccaccio* (Festschrift zur Hans Sachs-Feier, hg. von Max Koch), des Referenten Untersuchungen über Quellen der Fastnachtspiele, Fabeln, Märchen und Schwänke des H. Sachs (*Germania*, Bd. 36 u. 37, Festschrift *H. Sachs Forschungen*, hg. von A. L. Stiefel 1894, *Zsch. f. vgl. Literaturgeschichte*, Bd. 6, 8, 10, *Studien z. vgl. Literaturgeschichte*, Bd. II, 2 usw.), worin die italienischen Quellen einen breiten Raum einnehmen, und Goedekes *Grundriſs*, von anderen Werken oder Abhandlungen, sei es solchen, die zum H. Sachs-Jubiläum 1894, sei es solchen, die später erschienen,[1] zu schweigen.

---

[1] Zu den Abhandlungen, die noch speziell für das Thema in Betracht kämen, wären u. a. Mac Mechan, *The Relation of H. Sachs to the Decameron* (Halif. 1889), und W. Abele, *Die antiken Quellen des H. Sachs* (Cannstadter Realschulprogramme 1897, 1899), zu zählen, die indes beide nach Form und Inhalt wenig empfehlenswerte Leistungen sind, jener wegen seines pedantischen Schematismus, seiner Seichtigkeit und Unvollständigkeit, dieser durch seine schlechte Anordnung, seine trockene geistlose Behandlung, die sich oft mit einer öden Aufzählung begnügt, und dann sein Heranziehen von Dichtungen, die mit dem Altertum nichts zu tun haben einerseits und seinen Lücken anderseits.



Unter solchen Umständen ist es erkärlich, dafs die Abhandlung den wissenschaftlichen Anforderungen in keiner Weise entspricht. Cesano kennt nur einen Bruchteil der in Betracht kommenden Werke des Dichters und kennt nicht die über die Quellen des H. Sachs bereits erschienenen Arbeiten und was über seine Schaffensweise, über sein Verhalten den Quellen gegenüber schon feststeht. Anstatt auf der früheren Forschung umsichtig weiter zu bauen, sucht die Abhandlung mühsam aufs neue das Material zusammen, wobei viel wertloses Gestein und Schutt aufgehäuft, aber gerade das naheliegendste beste Material vernachlässigt wird.

Die Arbeit zeugt noch von genügender Vertrautheit mit den grofsen italienischen Dichtern der Frührenaissance, was aber über den Nürnberger Meistersinger darin gesagt wird, ist nur eine auf zum Teil flüchtiger und unkritischer Lektüre der angegebenen Literatur beruhende Zusammenstellung, in der Richtiges und Unrichtiges untereinander laufen. Sicherlich hat Verfasser auch einen Teil der besprochenen Dichtungen des H. Sachs gelesen, dafür sprechen schon die zahlreichen Zitate, ob aber immer verstanden, das mufs ich bezweifeln.

In der Anlage der Abhandlung ging Cesano (im 1. Kapitel) von dem richtigen Gedanken aus, 'Cenni biografici', d. h. Bemerkungen über den Lebensgang des H. Sachs, über das Milieu, in dem seine Dichtungen entstanden, sein Verhalten zur Reformation, zum Meistergesang usw., dem eigentlichen Thema voranzustellen. Der Plan der Arbeit wäre soweit als gelungen zu bezeichnen; es bleibt aber zu bedauern, dafs Cesano im Hauptteil der Arbeit, im 2., 3. und 4. Kapitel, so verfährt, als ob H. Sachs die italienischen Autoren ohne Vermittelung von Übersetzungen 'studiert' habe, und erst im 5. Kapitel mit der Frage nachhinkt: 'Come Hans Sachs conobbe le opere del Boccaccio.' Entschieden hatte diese Frage voranzugehen, und Verfasser durfte nicht sowohl die Originale als vielmehr die Übersetzungen bei der Vergleichung mit dem Nachahmer zugrunde legen.

Wenn ich jetzt zu Einzelheiten übergehe, so will ich mich bei der Aufzählung der Unrichtigkeiten, soweit sie die Biographie des Dichters und den Meistergesang betreffen, nicht aufhalten; ich will auch nur nebenher bemerken, dafs die deutschen Zitate vielfach ganz entstellt wiedergegeben sind, was nicht immer auf Rechnung des Setzers geschrieben werden darf:[1] meine Bemerkungen sollen sich nur auf das eigentliche Thema, auf die Beziehungen des H. Sachs zu der italienischen Literatur beschränken. Als Quellen des H. Sachs sind in dem italienischen Buche die *Cento novelle antiche*, Petrarcas *De rebus memorandis*, *De remediis utriusque fortunae*, *I trionfi* und *Le Epistole*, Boccaccios *De claris mulieribus*, *De casibus virorum illustrium*, *De Genealog. Deorum* und *Filocolo* bezeichnet. Das ist einerseits zu viel, anderseits zu wenig. Es sind zu streichen die *Cento novelle antiche*, Petrarcas *Trionfi* und *Epistole* und Boccaccios *De Genealogia Deorum*, welche H. Sachs nicht kannte. Dafür wären als Vorlagen des Meisters anzuführen: Ph. Beroaldus,[2] Poggio[3] Bracciolini, *Enea Silvio Piccolomini*,[4] *Polidoro Virgilio*,[5] ferner ist es sehr wahrscheinlich, dafs Sachs noch einige italienische Schwank- und No-

---

[1] So z. B. gewifs nicht Silbentrennungen wie folgende: Spru-chgedicht (S. 13), nüt-zliches (S. 27), Ba-uer (S. 77 bis), sit-tliches (ibid.), Schw-ank (S. 100) usw.

[2] Vgl. meine Abhandlung *Über die Quellen der H. Sachsschen Dramen* (*Germania* 36, S. 4 ff.).

[3] Dem H. Sachs deutsch vorgelegen in Steinhöwels u. Brant-Adelphus' *Esopus*.

[4] Seine Erzählung von Eurialus und Lucretia bearbeitete H. Sachs durch Vermittelung des N. von Wyle in einem Meistergesang.

[5] Mehrfach von H. Sachs ist seine durch M. Tatius Alpinus 1537 verdeutschte Schrift *De rerum inventoribus* zu Meisterliedern benutzt worden.



vellendichtungen, so z. B. die *Facetie* des Piovano Arlotto,[1] durch die Vermittelung seines des Italienischen kundigen Freundes Niclas Braun kennen lernte.[2]

Von dem ungeheuren Einfluſs, den Boccaccio durch seine drei Werke auf den Meistersänger ausübte, hatte Cesano bei weitem nicht die richtige Vorstellung. Auch das über Petrarcas Einwirkung auf H. Sachs Gesagte erschöpft in keiner Weise den Gegenstand.

Um mein Urteil zu belegen, schreite ich sogleich dazu, einzelne Stellen aus der Arbeit anzuführen: S. 10 sagt Cesano, daſs nach dem Erlöschen der Linie der Hohenstaufen 'la letteratura italiana e la tedesca rimangono estranee l'una all'altra fino a H. Sachs.' [Aber H. Vintler, Arigo, Steinhöwel, A. v. Eyb, H. Folz, Seb. Brant-Adelphus u. a.?] Ferner: 'H. Sachs ... senza aver vissuto in Italia ... sente il fascino d'una vita più allegra, d'una letteratura più libera di quella del suo paese e la studia e innamoratosene non se allontana più.' Leere Phrasen! Die italienischen Autoren in ihren meist sehr holperigen Übersetzungen waren für H. Sachs stoffliche Quellen nicht besser und nicht schlechter wie seine anderen. — Falsch ist, daſs dem H. Sachs (S. 19) 'Plauto', ferner Ambrosio, Isidoro 'erano famigliari'. — S. 22 heiſst es: 'Erano gia apparsi (von H. Sachs), è vero dal 1517 al 1549, due o tre componimenti di questo genere (Dramen) etc.' Das ist unrichtig. Bis 1549 hatte Sachs bereits 18 Fastnachtspiele und 20 Tragödien bezw. Komödien geschrieben. — S. 29 lesen wir von H. Sachs: 'attiravano pure la sua attenzione i primi nostri scritti in volgare ... e lo accendevano d'entusiasmo i grandi umanisti italiani del secolo XIV. Cosi conobbe e in parte rese note al suo popolo *Le novelle antiche* ... Le n. antiche lo attraevano per la profonda psicologia e per la morale che racchiudono etc.' Alle diese Dinge, von denen die H. Sachs-Forschung nichts weiſs, kann Cesano nur auf übernatürlichem Wege, etwa durch ein nächtliches Gesicht erfahren haben. — Eigentümlich ist folgende Motivierung (S. 43): 'H. Sachs ammiro le opere del Petrarca, ma egli non potè e non volle fermarsi a lungo sul grande Aretino, sia forse perchè dolente di non poterne leggere il Canzoniere, sia perchè quanto alle idee religiose, si sentiva troppo lontano dal poeta.' Ich halte es nicht für nötig, hier etwas hinzuzufügen. — S. 45 zählt Cesano die Spiele '*Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet* ed anche *Die ungleichen Kinder Eva'* (muſs heiſsen Eve) unter die besten Dramen, 'che H. S. ha composto ispirandosi all antico testamento.' Daſs der Dichter sich hier nicht aus der Bibel, sondern aus anderen Quellen seine Inspiration geholt hat, ist längst bekannt (vgl. *Germania*, H. S. 33—35). — '*Frau Warheit will niemandt herbergen* — heiſst es S. 45 weiter — fu composta su di un capitolo delle *Bestemmie e cose serie* del Pauli. Raccontono il Pauli ed H. Sachs come le quattro donzelle — Ignis Aqua Aer e Veritas stabilissero d'informarsi à vicenda delle loro sedi etc.' Hieran ist erstens die Übersetzung *bestemmie* für *Schimpf* (und Ernst) — also lautet bekanntlich der Titel von Paulis Schwankbuch — falsch und zeugt von ungenügender Kenntnis der deutschen Sprache des 16. Jahrhunderts. Cesano hätte *scherzi* oder *burle* schreiben müssen. Dann ist es nicht wahr, daſs in Sachsens Spiel die 'quattro donzelle' vorkommen, Cesano hat offenbar das Stück nicht gelesen. — S. 30 wird Sachsens Schwank *Der hecker mit den dreyen seltsamen stuecken* auf die *Cento novelle antiche* zurückgeführt, in der er sich übrigens nur in der Ausgabe von Giunti 1572 befindet. Sachs entnahm, wie längst bekannt, die vielverbreitete Erzählung Pauli 423. — S. 63 steht: 's'ispirò (H. S.) alle *novelle antiche* che erano volte in tutte

---

[1] Vgl. meine H. Sachs-Forschungen, S. 78—83, 188—189; *Studien z. vergl. Lit. Gesch.* II, S. 161—165.

[2] Vgl. *Zeitschrift f. deutsche Philologie*, Bd. 32, S. 484.



le lingue e del Petrarca lesse i libri *Rerum memor.*, il trattato *De remediis utriusque fortunae* e le *Lettere* (in Latein). Del Boccaccio conobbe le opere latine, lette probabilmente nelle traduzioni tedesche.' Hierzu sei bemerkt: von Übersetzungen der C. n. a. ist nichts bekannt. Petrarcas beide ersten Werke las Sachs nur in den deutschen Übersetzungen von Vigilius (1541) bezw. Stahl-Spalatins (1552), die keinem H. Sachs-Forscher fremd sind, und Boccaccios lateinische Werke nicht nur wahrscheinlich, sondern sicher in den nicht minder bekannten Übersetzungen von Steinhöwel und H. Ziegler. Wenn Cesano (S. 64) im Anschlufs an des letzteren Übersetzung der *De casibus virorum illustrium* (1545) sagt: 'prima di lui Jacopo Micillo (Micyllus) aveva fatto il medesimo lavoro per il *De Genealogia Deorum*,' so ist zu erinnern, dafs dieser Humanist zwar den lateinischen Text der *Genealogia* 1532 'cum annotationibus' (Basilea apud J. Hervacium), aber keine Verdeutschung veröffentlicht hat. — Unrichtig ist auch, was Cesano S. 83 sagt: 'bisogna considerare che H. Sachs, dopo la Hroswitha, fu il primo scrittore drammatico etc.'

Endlich ist noch zu erwähnen, dafs Cesano in einer sonst rühmlichen Begeisterung für H. Sachs oft in der Wertschätzung seiner Leistungen zu weit ging. So heifst es z. B. S. 23: 'più vicina alla perfezione sono le commedie ispirate alle novelle del Boccaccio.' — Ferner S. 46: 'le tragedie di *Jocasta* e di *Clitemnestra* possono annoverarsi fra i migliori drammi del poeta.' — S. 86: '*La Lisabetta* ... si potrebbe giudicare un perfetto lavoro drammatico se avesse uno sviluppo maggiore.' — S. 91 bis 92: 'Questo *meisterlied*, (*Die schererin mit der nasen*) — betreffs dessen 'il poeta si è fondato senza dubbio sulla novella VII, 8 (des Decamerone)' — che per la vivacità e per l'umorismo potrebbe dirsi ... uno degli scherzi piu perfetti ed allegri, prova piutosto come il poeta gia nel 1538 ... fosse tanto compenetrato dello spirito boccaccesco da ritrarlo in modo meraviglioso, pur allontanandosi dalle concezioni del grande novellista.' Das sind riesige Übertreibungen, zu denen Cesano teils das leicht zur Einseitigkeit führende Spezialstudium, teils die mangelhafte Kenntnis des Deutschen, teils — und dies zeigt besonders das letzte Zitat — die ganz ungenügende Bekanntschaft mit den übrigen Quellen des H. Sachs und mit seiner Schaffensweise verführte. *Die schererin mit der nasen* geht, wie bereits Goedeke, *Dichtungen des H. Sachs* I, 108 — von Cesano noch eigens zitiert —, angab, auf *Das Buch der Beispiele der alten Weisen* (Bidpai) und nicht auf Boccaccio zurück, und alle Vorzüge, die darin zu finden sind, gehören so ziemlich dem alten indischen Fabelbuch.

Nicht minder wie in der Beurteilung der Originalität und der künstlerischen Leistungen des Meistersingers verläfst Cesano auch betreffs seiner Moralität den festen Boden der Tatsachen. So lesen wir S. 43, dafs H. Sachs unter seinen Boccaccios *De claris mulieribus* entlehnten Gedichten 'non ripete le avventure della sciocca Paolina, nè quelle della greca Leena etc.' In Wahrheit hat S. von beiden Stoffen je einen Meistergesang (1537 bezw. 1544) gedichtet. S. 70 heifst es: 'Egli (H. S.) sceglie ... le novelle (Boccaccios) esenti da immoralità, e quando tratta argomenti che alquanto si allantanano dai suoi severi principi si affretta a far conoscere le conseguenze del male.' Leider verdient H. Sachs dieses hohe Lob nicht. Nicht nur hat er einige der bedenklichsten Novellen des Florentiners (wie z. B. II, 7 und V, 4), sondern auch viele der widerlichsten Zoten Poggios und anderer in Meisterlieder verwandelt, ohne jede Moral.

München. Arthur Ludwig Stiefel.

Schädel, Bernhard, Mundartliches aus Mallorca. Halle a. S., R. Haupt, 1905. 43 S.

Diese interessante Mitteilung über die lebenden Mundarten von Mallorca, die der Verfasser in Erinnerung an gemeinsame Arbeit im roma-

nischen Seminar zu Zürich mir zu widmen den freundlichen Gedanken hatte, setzt sich aus zwei Teilen zusammen. Die ersten 29 Seiten geben mit kurzen Einleitungen, die über die Sprachverhältnisse der Insel orientieren, sechs volkstümliche Stücke in phonetischer Umschrift (nach Böhmer): zwei prosaische (Märchen) von Manacor (aus Jordi des Recó, *Aplech de Rondayes Mallorquines*, Ciutat de Mallorca 1896—1904) und vier gereimte von Sóller (aus J. Rullan, *Literatura popular mallorquina*, Sóller, 1900). Der Rest enthält 'Bemerkungen zum Mallorkinischen'. Beide Teile bieten eine Belehrung, wie sie nur der zu geben vermag, der im lebendigen Verkehr mit Land und Leuten auf Grund eingehender fachmännischer Kenntnisse liebevoll beobachtet und gesammelt hat.

Im nördlichsten und im südlichsten Teile des katalanischen Sprachgebietes, im Roussillon und in Valencia, ist das einheimische Idiom, dort vor dem Hochfranzösischen und hier vor dem Kastilischen, zum bloßen Vulgärdialekt herabgesunken. Barcelona aber besaß hinreichende geistige Selbständigkeit, um der Muttersprache das Interesse der Gebildeten zu erhalten. Auf Barcelonesischer Basis hat sich, wie einst die altkatalanische Schriftsprache, so auch das Literärkatalanisch der *Renaixensa* des vorigen Jahrhunderts entwickelt. Dieses Literärkatalanische ist auch dem gebildeten Mallorkiner geläufig: es ist die interne Literatursprache der Insel, neben der das Kastilische die Sprache des offiziellen Verkehrs und eines auch für Spanien berechneten Schrifttums ist. Außer diesen beiden Schriftsprachen besteht der mallorkinische Dialekt als Umgangssprache auch der Gebildeten.

Aber auch innerhalb dieses mallorkinischen Idioms sind wachsende zentripetale Kräfte wirksam: die Hauptstadt Palma beherrscht den Verkehr, und vor der Palmesaner Sprechweise schwindet die Sonderart der Lokaldialekte zusehends. Der ländliche Gelegenheitsdichter (*gluzədó*; *glusədó* V, 5 scheint Druckfehler) verstummt. Wie Schule und Kirche sich zu der Entwickelung der Dinge stellen, sagt uns Schädel leider nicht.

Zwei dieser Lokaldialekte gibt Schädel in seinen Märchen und Gedichten lautlich wieder: den der Stadt Manacor und den des abgelegenen Tales Sóller. Jener steht dem Palmesaner Idiom nahe; die Mundart der *Sollerichs* aber ist von ausgeprägter Eigenart — oder sie war es wenigstens, bis die Poststraße das einsame Tal für Palma erschloß. Diese Eigenart, welche die alten Leute und die Bewohner der Huerta noch bewahrt haben, stellt Schädel dar. Ein Vergleich seiner Transkriptionen mit der traditionellen Graphie zeigt, wie wenig wir bisher von der wirklichen Lautgestalt des Vulgärmallorkinischen gewußt haben.

Ich bedaure, daß Schädel die Texte nicht mit einer Übersetzung oder wenigstens mit einem Glossar der schwierigeren Wörter versehen hat. Er schreibt doch auch für solche, die aus dem Katalanischen kein Hauptstudium gemacht haben, und denen einschlägige Hilfsmittel nicht zur Verfügung stehen. Seine inhaltsreiche, so viel Neues bietende Studie ist ein Vorläufer weiterer, umfänglicherer Arbeiten:[1] das Interesse für diese

[1] Schädel ist — ich hoffe nicht indiskret zu sein — mit einer Darstellung der katalanischen Mundarten auf breitester Basis beschäftigt. Das Unternehmen erfreut sich der Mitarbeit anderer, auch einheimischer Sprachkundiger. Wir haben alle Ursache, diesen neuen Gaben mundartlicher Forschung mit Spannung entgegenzusehen: hoffentlich wird sich unter ihnen auch ein Sprachatlas befinden. — Bei diesem Anlaß sei ein Wort über das Transkriptionssystem gestattet. Schädel hat für seine Zwecke Böhmers Zeichen nicht nur ergänzt (was ja unanfechtbar ist — welchen Lautwert hat *ρ* S. 34? —), sondern sie auch teilweise modifiziert. Er läßt für palatales *l* das Zeichen *ly* bestehen, ersetzt aber das *tχ* (für palatales *k* bezw. pal. *t*) durch *k*. Solche Modifikationen sind nicht nur deshalb unzweckmäßig, weil sie aus dem System (Notierung der Palatalisierung durch *-y*, *-χ*) herausfallen,

zu wecken und überhaupt die romanische Mundartenforschung zu fördern, ist das schöne Ziel seiner Bemühungen. Wer aber fördern und wirken will, muſs den anderen die Nachfolge möglichst leicht machen.

In seinen 'Bemerkungen' gibt Schädel eine Reihe äuſserst interessanter sprachlicher Beobachtungen, mit denen er auch manche überlieferte Meinung richtigstellt.[1] Der Wandel von *á* zu *é* bereitet sich in Palma vor und geht augenscheinlich von der Kombination *tχa* aus.[2] Das Mallork. kennt ein hochtoniges *ə* aus lat. *ẹ* (*drət*). Die Sandhierscheinungen der Konsonanten sind sehr mannigfach; insbesondere bemerkenswert ist die Wirkung von *s*: *s* + *s* > *ts*; *p* + *s* > *ts*, wonach die Artikelform *ets* von Schädel sehr wohl auf *ipse* zurückgeführt werden darf (S. 42). Er hat überhaupt der wechselnden Lautgestalt des Artikels eine eingehende und sehr aufklärende Darstellung gewidmet: *ipse* ist gemeinmallorkinisch; nur Pollensa scheint von alters her *ille* verwendet zu haben; wo sich sonst (neben *ipse*) *ille* findet, da ist es als vornehmere Form aus dem festländischen Katalanisch eingeführt worden. — Zweifelhaft ist mir, ob S. 35 die Filiation der Entsprechungen des latein. *g*^{e, i} richtig ist. Fornalutx hat nur *y* (*yent*, cf. altspan. *yente*), Sóller hat *dyẽnt*, aber nach Vokalen *žẽnt*; Palma hat *džẽnt* und nach Vokalen ebenfalls *žẽnt*. Die entscheidende Indikation scheint mir, wie Schädel selbst, darin zu liegen, daſs auch die nach Pausa stehenden Formen in Sóller und in Palma den Verschluſslaut zeigen (*dyẽnt*, *džẽnt*): danach ist der Verschluſslaut wohl überhaupt, auch in Fornalutx, die ältere Lautstufe. Nach Vokal hat sich der Verschluſs gelöst, und der an dessen Stelle tretende Reibelaut hat sich in Fornalutx verallgemeinert; in Sóller und Palma hat sich seine palatale Artikulation gegen die Alveolen zu verschoben, *ž*, und in Palma ist von dieser Verschiebung auch der Verschluſslaut selbst (*dy* > *dž*) ergriffen worden. Es ist dabei nicht auſser acht zu lassen, daſs trotz ihrer Graphie die *dy*, *dž* nicht mit *d* zusammengesetzte Laute, sondern einheitliche palatale, resp. palatal-alveolare (stimmhafte) Explosivae sind. Daſs ihre Reduktion zu homorganen Reibelauten im Gemeinmallorkinischen nur nach Vokalen eintritt, kann sehr wohl, wie Schädel meint, ein Fingerzeig für die Entwickelung von *dy*, *dž* zu *y*, *ž* in anderen romanischen Idiomen sein.

Gewiſs ist es Schädel gelungen, davon zu überzeugen, daſs unser Wissen von den katalanisch-mallorkinischen Idiomen viel lückenhafter ist, als die Ausgaben entsprechender Texte uns vermuten lieſsen. Seine Mitteilungen haben aber auch davon überzeugt, daſs er der Mann ist, um diese Lücke unserer Kenntnis auszufüllen. Die romanistische Forschung darf auf diesem Wege von ihm reiche Förderung erwarten. H. M.

---

sondern auch weil auf diese Weise jeder Forscher sich tatsächlich eine neue Umschrift schafft. Es empfiehlt sich aus praktischen Gründen, bei einer der bisherigen phonetischen Graphien zu bleiben. Gewiſs sind *sy*, *ly*, *dy*, *tχ* etc. sehr unglückliche Zeichen, aber sie haben den praktischen Vorzug ererbter und weiter Verbreitung. — Übrigens würde ich aus ebensolchen praktischen Erwägungen zur umfänglichen Darstellung des Katalanischen das System Gilliéron wählen, was auch immer gegen einzelne Zeichen eingewendet werden mag. Auch der *Atlas linguistique de la Suisse romande* tut dies. Wir würden dann für Sprachkarten, die von Guernesey bis nach den Balearen, vom Val d'Anniviers bis nach Bordeaux reichen, eine einheitliche Graphie haben!

[1] Das palatale *k* (resp. *t*), von dem S. 35 die Rede ist, ist an-, in- und auslautend ein weitverbreiteter Laut romanischer, speziell auch galloromanischer Mundarten, so daſs ich die Bemerkung des Verfassers nicht verstehe.

[2] Es wäre sehr erwünscht, über den Umfang der Erscheinung Näheres zu hören. Verhält sich hier betontes *á* und nebentoniges *a* gleich? Cf. Salvionis Untersuchungen zum Lombardischen (*Studi di fil. romanza* VIII 1 ff).



Verzeichnis

der vom 13. Juni bis zum 1. Oktober 1905 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. XXVI, 2 [Review: Root's Classical mythology in Shakespeare].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XI, 3, 4 [M. Haberlandt, Über Raufwerkzeuge der Innviertler Bauernburschen. — J. Blau, Vom Briseltabak und seiner Bedeutung im Volksleben der Böhmerwaldgegend um Neuern. — J. Franko, Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland. — Kleine Mitteilungen etc.].

Festschrift, Adolf Tobler zum siebzigsten Geburtstage dargebracht von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Braunschweig, G. Westermann. VI, 477 S.

Meyer-Rinteln, Wilhelm, Die Schöpfung der Sprache. Leipzig, Grunow, 1905. XVI, 256 S.

Gutro, Emil, Das Doppelwesen des Denkens und der Sprache. Berlin u. Neuyork, Internationale physio-psychische Gesellschaft. XV, 279 S.

Dittrich, Ottmar, Die Grenzen der Sprachwissenschaft. Ein programmatischer Versuch [S.-A. aus *Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur*, XV]. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. 20 S.

Breysig, Kurt, Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer. Berlin, Bondi, 1905. XI, 202 S.

Skeat, W. W., A primer of classical and English philology. Oxford, Clarendon Press, 1905. VIII, 101 S. 2 sh.

Horovitz, Josef, Spuren griechischer Mimen im Orient. Mit einem Anhang über das ägyptische Schattenspiel von Friedrich Kern. Berlin, Mayer & Müller, 1905. 104 S.

Wolf, Johannes, Geschichte der Mensural-Notation von 1250—1460. Nach den theoretischen und praktischen Quellen bearbeitet. Teil I: Geschichtliche Darstellung. X, 424 S. M. 14. Teil II: Musikalische Schriftproben des 13. bis 15. Jahrhunderts. VIII, 150 S. M. 8. Teil III: Übertragungen. VIII, 202 S. M. 8. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1904.

Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M. am 18. Juni 1905. Gestiftet von Freunden der Schule. Leipzig und Frankfurt, Kesselringsche Hofbuchhdlg., 1905. VI, 157 S. [Darin: F. Bothe, Zur Geschichte der Anstalt. S. 1—46. — F. Dörr, Vom Unterricht in den neueren Sprachen seit 1890. S. 63—78.]

Literaturblatt für germanische u. romanische Philologie. XXVI, 6—9 (Juni — September).

Modern language notes. XX, 6 [A. S. Cook, Notes on Shelley. — K. Sills, Another word on Dante's Cato. — L. H. Holt, Notes on Ben Jonson's Volpone. — G. L. Swiggett, Notes on the Finnsbury fragment. — Reviews, correspondance].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. XIII, 3 [H. Büttner, Die schriftlichen Klassenarbeiten, ein Vorschlag zu ihrer Reform. — K. Meyer, Über Shakespeares *Macbeth* (Schlufs). — R. J. Lloyd, Glides between consonants in English (V). — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv f. Volkskunde, hg. v. E. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. IX, 1 [E. A. Stückelberg, Über Pergamentbilder. — A. Rossat, *Les Paniers*, poème patois (suite). — S. Meyer, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. — Miszellen: A. Zindel-Kressig, Die Knabenschaften von Sargans. — E. Hoffmann-Krayer, Zum sog. Heckerlied. — M. K. F., Ein Auswandererlied. — J. Jeanjaquet, Formulettes enfantines de la Suisse romande accompagnant l'écorçage du saule. — A. Ithen, Über Tänze im Kanton Zug. — Bücheranzeigen. — Kl. Chronik. — Bibliographie].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphilolog. Verein in Helsingfors, 1905, N°. 3 [A. Wallensköld, La simplification de l'orthographe française. — Besprechungen. — Die schriftlichen Maturitätsproben im Frühjahr 1905. — Protokoll des Vereins. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Modern philology. III, 1 [J. L. Lowes, The dry sea and the carrenare. — J. E. Matzke, Some examples of French as spoken by Englishmen in Old French literature. — O. Heller, Ahasver in der Kunstdichtung. — G. F. Reynolds, Some principles of Elizabethan staging, part II. — H. C. Sills, References to Dante in 17th century Engl. literature. — R. Holbrook, 'Maître Patelin' in the Gothic editions, by P. Levet and G. Beneaut. — G. L. Swiggett, Schlegel's fragment 'Die Amazonen', a discussion of its authorship].

Modern language teaching. I, 5 [R. J. Lloyd, The standard English of the 20. century. — F. C. Johnson, French methods of teaching. — W. G. Hartog, The teaching of French composition. — R. H. Allpress, A visit to a reform-gymnasium. — F. R. Robert, The teachers' guild holiday course at Santander. — W. O. Brigstocke, Modern language association. — The king Alfred school society. — Review].

Wychgram, J., Stephan Waetzoldt [S.-A. aus *'Frauenbildung'*, IV. Jahrgang]. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. 18 S.

Vrba, Dr. K. F., Relativ obligates Französisch und Englisch am Gymnasium [S.-A. aus *Österreichische Mittelschule* XIX. Jahrg., 3. Heft]. Im Selbstverlage des Verfassers. 22 S.

Ford, J. D. M., 'To bite the dust' and symbolical lay communion, 1905 [S.-A. aus den *Publications of the Mod. Association of America* XX, 197—230. Eine interessante, wohldokumentierte Untersuchung 1) über die Redensart, die der Titel gibt (franz.: *mordre la poussière*; deutsch: *die Erde (ins Gras) beifsen*; span.: *morder la tierra* etc.), und die wohl aus dem antiken *modere terram* hervorgegangen ist, und 2) über die Notkommunion des sterbenden Kriegers: span. *comulgar de la tierra*, auch italienisch; vgl. deutsch: *ein brosemen von der erden brechen*; altfranz. *acomenier de l'herbe*, deren Ursprung (heidnische Elemente) unbestimmt gelassen wird].

Nagl, J. W., und Zeidler, J., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 27. Lieferung, bez. 10. Lieferung des Schlufsbandes. Wien, Fromme. S. 433—480. M. 1.

Hollander, Lee Milton, Prefixal S in Germanic together with the etymologies of Fratze, Schraube, Guter Dinge. Diss. Baltimore, Furst, 1905. 34 S.

Weise, Oskar, Prof. Dr., Ästhetik der deutschen Sprache. 2. verb. Auflage. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. VIII, 328 S.

Wülfing, J. Ernst, Was mancher nicht weifs. Sprachliche Plaudereien. Jena, Hermann Costenoble, 1905. VIII, 192 S. Geb. M. 2,50.

Henschke, Margarete, Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Zur Lektüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten zusammengestellt. Mit 4 Abbild. und 7 Tafeln. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin, Th. Hofmann, 1905. XVI, 423 S. Geb. M. 3,50.

Lessing, G. E., Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Für den Schulgebrauch hg. von Dr. Martin Manlik. Mit einer Abbildung. 1. Auflage (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1904. 128 S. Geb. M. 0,60.

Goethe, W. v., Dichtung und Wahrheit. In Auswahl. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Schulrat Dr. Leo Smolle (Graebers Schulausgaben klassischer Werke). Leipzig, Teubner. XII, 83 S. M. 0,50.

Bäumer, Gertrud, Dr. phil., Goethes Satyros. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte. Leipzig, Teubner, 1905. 125 S.

Schiller, Friedrich v., Maria Stuart, ein Trauerspiel. Für den Schulgebrauch hg. von Edmund Aelschke. 1. Aufl. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1904. 171 S. Geb. M. 0,80.

Schlegel, Friedrich, Fragmente und Ideen. Hg. von Franz Deibel. Mit dem Porträt Schlegels und dem Faksimile einer Briefseite (Die Fruchtschale. Eine Sammlung, III). München u. Leipzig, Piper. XXVIII, 290 S.

Spiefs, Heinrich, Dr., Direktor am Gymnasium in Bochum, Die Lyrik des 19. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch herausgegeben (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1905. 232 S. Geb. M. 1,50.

Graf, Emma, Dr., Rahel Varnhagen und die Romantik (Literarhistorische Forschungen, hg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg, XXVIII). Berlin, Felber, 1903. 106 S. M. 2,20.

Melchior, Felix, Heinrich Heines Verhältnis zu Lord Byron (Literarhistorische Forschungen, hg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg, XXVII). Berlin, Felber, 1903. X, 170 S. M. 3,50.

Platen, August Graf von, Tagebücher. Im Auszuge hg. von Erich Petzet. Mit Porträt, Abbildung des Grabmals und Faksimile der letzten beiden Tagebuchseiten. (Die Fruchtschale. Eine Sammlung, II.) München u. Leipzig, Piper. XX, 400 S.

Hebbel, Friedrich, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. Dritte Abteilung. Briefe, 2. Band 1839—1843: Hamburg-Kopenhagen — Hamburg-Paris, Nr. 92—172. Berlin, Behr, 1905. VIII, 370 S. M 3.

Vierordt, Heinrich, Ausgewählte Dichtungen. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Heidelberg, Winter, 1906. VIII, 152 S. Kart. M. 1.

Lilienfein, Heinrich, Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters. 1. und 2. Auflage. Heidelberg, Winter, 1905. IV, 70 S. Kart. M. 1.

Plawina, Oswald, Aus Zeit und Leben, Gedichte. Tuntschendorf, Veith, 1905. 78 S. M. 1.

Menge, Karl, Dr., Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen. 2. verbesserte Auflage von Prof. Dr. O. Weise. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1904. VIII, 127 S.

Viëtor, Wilhelm, Prof., Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der amtlichen Schreibung). Als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache. Erster Teil: Fibel und erstes Lesebuch. 2., durchgesehene Auflage. Leipzig, Teubner; London, Nutt; Paris, Klincksieck; Neuyork, Lemcke & Büchner; Amsterdam, Sülpke; Kopenhagen, Ursin, 1904. XII, 158 S.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht f. d. Selbststudium der schwedischen Sprache von E. Jonas, E. Tuneld, C. G. Morén. Berlin, Langenscheidt. Brief 27—30 zu M. 1.

Englische Studien. XXXV, 2 [J. Laidler, A history of pastoral drama in England until 1700. — J. S. Starkey, Henry Reynolds, 'The tale of Narcissus'. — W. J. Lawrence, A forgotten restauration playhouse. — Besprechungen. Miszellen].

Beiblatt zur Anglia. XVI, 6—9 (Juni — September).

Scottish historical review. II, 3 [A. Lang, The household of Mary Queen of Scots in 1573. — R. C. MacLeod, Side lights from the Dunvegan charter chest. — Th. Duncan, The Queen's Maries. — G. A. Sinclair, The Scots at Solway Moss. — Archibald Black Scott, Nynia in northern Pictland. — J. C. Watt, Dunnottar and its barons. — W. R. Scott, Scottish industrial undertakings before the union. — C. S. Terry, The battle of Glenshiel. — E. Dupont, Le Château de Brix, en Normandie. — Review].

Bausteine, Zeitschrift für neuenglische Wortforschung, unter Mitwirkung des neuphilologischen Vereins in Wien hg. von Leon Kellner und Gustav Krüger. Berlin, Langenscheidt, 1905. I, 1, 83 S. Jährlich 6 Hefte, M. 18 [L. Kellner, Suggest, suggestion, suggestive. — H. Richter, Chatterton's Rowley-Sprache. — Kleine Notizen, Fragen und Antworten, Bücherschau, Plauderecke, Zitierschlüssel. A. Mussafia †].

Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen herausgegeben von F. Holthausen. I. Teil: Texte und Namensverzeichnis (Alt- und mittelenglische Texte, hg. von L. Morsbach und F. Holthausen, III). Heidelberg, C. Winter; Neuyork, G. E. Stechert, 1905. VII, 112 S. M. 2,20.

Bibliothek der angelsächsischen Prosa, begründet von Christian W. M. Grein, fortgesetzt von Richard Paul Wülker. 6. Band. Kleinere angelsächsische Denkmäler I: 1. Das Læceboc. 2. Die Lacnunga mit grammatischer Einleitung. 3. Der Lorica-Hymnus mit der angelsächsischen Glossierung nebst einer Abhandlung über Text und Sprache des Denkmals. 4. Das Lorica-Gebet und die Lorica-Namen. Herausgegeben von Günther Leonhardi. Hamburg, Grand, 1905. 242 S. M. 10.

Derocquigny, Dr. Jules, A contribution to the study of the French element in English. A thesis submitted to the faculty of letters, University of Lyons. Lille, Bigot, 1904. 176 S.

Schoenwerth, Rudolf, Die niederländischen und deutschen Bearbeitungen von Thomas Kyds Spanish Tragedy (Literarhistorische Forschungen, hg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg, XXVI). Berlin, Felber, 1903. CXXVIII, 227 S. M. 8.

Koeppel, E., Studien über Shakespeares Wirkung auf zeitgenössische Dramatiker (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, hg. von W. Bang, IX). Louvain, Uystpruyst; Leipzig, Harrassowitz; London, Nutt, 1905. XI, 103 S. M. 5,60.

Vershofen, Dr. Wilhelm, Charakterisierung durch Mithandelnde in Shakespeares Dramen (Bonner Beiträge, XX). Bonn, Hanstein, 1905. 157 S.

Shakespeares ausgewählte Dramen. II: The merchant of Venice, erklärt von H. Fritsche, 2. Aufl. bearb. von L. Proescholdt. XXX, 104 S., Anm. 61 S. Geb. M. 1. — VII: Julius Caesar, erklärt von Alexander Schmidt, neue Ausgabe von Hermann Conrad. 114 S., Anm. 113 S. Geb. M. 1. (Weidmannsche Sammlung.) Berlin 1905.

Lees Trauerspiel Theodosius or the force of love von Dr. Fritz Resa (Literarhistorische Forschungen, hg. von J. Schick und M. Frh. v. Waldberg, XXX). Berlin u. Leipzig, Felber, 1904. 219 S. M. 4,50.

Shaftesbury, Untersuchung über die Tugend. Ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von Paul Ziertmann, Oberlehrer (Philosophische Bibliothek, 110). Leipzig, Dürr, 1905. XV, 122 S.

Derocquigny, Dr. Jules, Charles Lamb, sa vie et ses œuvres (Travaux et mémoires de l'université de Lille. Nouvelle série. I: Droit, Lettres. Fascicule 3). Lille, au siège de l'université, 1904. 415 S. 12 fr.

Dalrymple, Cochrane Maxton, Dr., Kipling's Prosa (Marburger Studien zur englischen Philologie, IX). Marburg, Elwert, 1905. 104 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3814: Marie Corelli, Free opinions.
„ 3815: F. F. Moore, The white causeway.
„ 3816—7: M. Pemberton, Mid the sick arrows.
„ 3818: E. W. Hornung, Stingaree.
„ 3819—20: 'Rita', Queer Lady Judas.
„ 3821: H. G. Wells, A modern Utopia.
„ 3822: Agnes and Egerton Castle, Rose of the world.
„ 3823—4: E. Robins (C. E. Raimond), A dark lantern.
„ 3825: Jerome K. Jerome, Idle ideas in 1905.
„ 3826—7: M. E. Braddon, The rose of life.
„ 3828: A. E. W. Mason, The watchers.
„ 3829: B. M. Croker, The old cantonment with other stories of India and elsewhere.
„ 3830: W. D. Howells, Miss Bellard's inspiration.
„ 3831: Helen Mathers, The ferryman.
„ 3832—3: E. F. Benson, The image in the sand.
„ 3834: A. Ch. Swinburne, Love's cross-currents.
„ 3835: Fiona Macleod, The sunset of old tales.
„ 3836: Dorothea Gerard, The improbable idyl.
„ 3837: Robert Louis Stevenson, Tales and fantasies.
„ 3838: Lady Broome, Colonial memories.
„ 3839—40: Richard Bagot, The passport.

Kruisinga, M. A., Ph. D., A grammar of the dialect of West Somerset, descriptive and historical (Bonner Beiträge zur Anglistik von M. Trautmann, XVIII). Bonn, Hanstein, 1905. VI, 182 S. M. 6.

Curme, Prof. G. O., A grammar of the German Language designed for a thorough and practical study of the language as spoken and written to-day. New York, The Macmillan Company; London, Macmillan, 1905. XX, 662 S. M. 8,50.

Dammholz, R., Prof. Dr., Englisches Lehr- und Lesebuch. Ausgabe B. II. Teil, Oberstufe. Band I: Grammatik. 2. Aufl. Hannover u. Berlin, Carl Meyer, 1904. XIV, 255 S. Geb. M. 2,70.

Dubislav, Prof. Dr. G., und Boek, Prof. Paul, Methodischer Lehrgang der englischen Sprache für höhere Lehranstalten unter besonderer Berücksichtigung der Mädchenschulen in zwei Teilen. Erster Teil: Lese- und Elementarbuch. Mit einer Karte von England, einem Plan von London und einer Tafel der englischen Münzen. Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1905. XII, 203 S. Geb. M. 2,50.

Görlich, E., und Hinrichs, H., Kurzgefaſstes Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache für Realschulen, Realgymnasien, sowie für Reformschulen und Gymnasien. Paderborn, Schöningh, 1905. XII, 348 S.

Mitcalfe, Constance, English made easy. Eine neue Methode, Englisch lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Besonders geeignet für Privat- und Pensionats-Unterricht. Dresden, Folze, 1905. X, 145 S. Geb. M. 2,50.

Plate, H., Lehrgang der englischen Sprache. II. Mittelstufe. Methodisches Lehr- und Übungsbuch mit beigefügter, auf das Lesebuch Bezug nehmender Sprachlehre. 61., der Neubearbeitung 8., Auflage, durch-

gesehen von Oberlehrer Dr. Karl Münster. Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann; Friese & Lang, Wien I, Brännerstraſse 3. VIII, 368 S. Geb. M. 2,90.

Reichel, Dr. K., und Blümel, Dr. Magnus, Lehrgang der englischen Sprache. Lese- und Übungsbuch. Mit einem Plane von London und einer Karte des britischen Weltreiches. Breslau, Trewendt & Granier, 1905. VIII, 254 S. M. 5.

Röttgers, Prof. Benno, Englische Schulgrammatik. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905. XII, 280 S.

Schwicker, A., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache nach der direkten Methode. Mit mehreren Abbildungen und einem Liederanhange. 14. Auflage. Hamburg, Meiſsner, 1905. VIII, 312 S. M. 1,20.

Sevin, Ludwig, Elementarbuch der englischen Sprache nach der analytischen Methode bearbeitet. 2. Teil. 2. Auflage. Karlsruhe, Bielefeld, 1905. VIII, 228 S. M. 2,80.

Selections from English poetry. Auswahl englischer Dichtungen von Dr. Ph. Aronstein. Mit 14 Illustrationen (Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. English authors 104). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905. XII, 316 S. M. 2.

Beer, Taco H. de, und Irving, El. Jane, The literary reader, a handbook for the higher classes in schools and for home teaching. III. The nineteenth century. Part II. 4. ed. revised by Taco H. de Beer. Halle, Gesenius, 1905. XII, 520 S.

Mason, Ch. M., The counties of England, ausgewählt und erklärt von Dr. Otto Budke, Prof. am Realgymnasium in Stralsund. Mit fünf Abbildungen und einer Karte von England. Berlin, Weidmann, 1904. VIII, 190 S. Geb. M. 1,60.

Fulda, Ludwig, Unter vier Augen, Lustspiel in 1 Aufzug. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von Dr. Ph. Hangen (Englische Übungs-Bibliothek, 21). London, Nutt; Dresden, Ehlermann; Glasgow, Bauermeister; Neuyork, Dyssen & Pfeiffer, 1905. VIII, 83 S. Geb. M. 0,80.

Romania, p. p. P. Meyer et A. Thomas. N° 134 (avril 1905) [A. Thomas, Gloses provençales inédites, tirées d'un ms. des *Derivationes* d'Ugucio de Pise. — G. Huet, Sur qqs formes de la légende du *Chevalier au cygne*. — P. Meyer, Notice du ms. 305 de Queen's College, Oxford (légendier français). — R. Weeks, Etudes sur *Aliscans* (suite). — Mélanges: P. Meyer, L'inscription en vers de l'épée de Gauvain. — G. Raynaud, Une nouvelle version du fabliau de *La Nonnette*. — A. Thomas, Ponthus de La Tour-Landri; — Norm. *caieu* 'moule'; — franç. *milouin*; — prov. *colonhet* et *colonhier* 'fusain'. — A. Dauzat, Prov. *bodosca*, *bedosca*. — C. Nigra, *trekawda* (H^te-Savoie), *trekawdé*, *trakudé* (Aoste) etc. — Corrections: A. Mussafia, Per il *Tristano* di Beroul ed. Muret. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chroniques].

Revue des langues romanes. XLVIII, 3 [P. Barbier, fils, Le mot *bar* comme nom de poisson en français et en anglais. — A. Roque-Ferrier, *Jana de Mourmeiroun*, essai de restitution d'un chant populaire Montpelliérain. — F. Castets, *I Dodici Canti*, compléments à l'introduction. — A. Vidal, Les délibérations du conseil communal d'Albi de 1372 à 1388. — Bibliographie].

Archivio glottologico italiano, fondato da G. J. Ascoli, continuato sotto la direzione di C. Salvioni. Torino, Ermanno Loescher, 1905. Vol. XVI n° 3, Seite 395–658. Lire 12,50 [C. Salvioni, Appunti sull'antico e moderno lucchese. — Cremon. *scutumaja* = soprannome (von *costume*). — Lomb. *rierát* = pipistrello. — S. Santangelo, Il vocalismo del

dialetto d'Aderno (Catania). — C. Salvioni, *bugliólo, búgno*. — Venez. *vanéza* = porca, ajuola (von *maneggia, terra maneggiata*). — Friul. *púinte* = feccia (*pŏnita). — P. E. Guarnerio, Il Sardo e il Corso in una nuova classificazione delle lingue romanze. G. vertritt die Meinung, daſs das Korsische mit Unrecht zum Sardischen gezogen werde, wie dies W. Meyer-Lübke, *Einführung* S. 16, tut; das Korsische gravitiere zum festländischen Italienisch, speziell zum Toskanischen. — C. Salvioni, *boulanger*, weist das Wort auch im Lomb. nach. — G. Toppino, Il dialetto di Castellinaldo (Piemontesisch). — C. Salvioni, *Santhià* (= Santa Agata). — Poesie in dialetto di Cavergno (Valmaggia). — Rassegna bibliografica. — Indice del volume, ein vortrefflicher Index, der über 50 zwei- bis dreispaltige Seiten füllt. — Aggiunte e correzioni].

Studj romanzi, editi a cura di E. Monaci (Società filologica romana). Roma, deposito presso Erm. Loescher, 1904. Heft III, 155 S. Lire 7 [E. Monaci, Per la toponomastica italiana. — G. J. Ascoli, Ricordi concernento la toponomastica italiana. — E. G. Parodi, La data della composizione e le teorie politiche dell'*Inferno* e del *Purgatorio* di Dante, ein hochinteressanter Aufsatz zur Entwickelungsgeschichte des Danteschen Ghibellinismus; *Inferno* wäre demnach nicht später als 1306 abgeschlossen und *Purgatorio* zwischen 1308 und 1313 geschrieben. — S. Santangelo, Il manoscritto provenzale U. — G. Marchesi, La prima traduzione in volgare italico della *Farsaglia* di Lucano e una nuova redazione di essa in ottava rima. — C. Nigra, Note etimologiche e lessicali. — G. J. Ascoli, Intorno ai consinuatori côrsi del lat. *ipsu*; der Verf. nimmt willkommene Veranlassung, von der Stellung des Korsischen unter den roman. Sprachen zu reden, und hebt, unter Berufung auf seinen berühmten Aufsatz im VIII. Bande des *Archivio* (S. 111), Zusammenhänge zwischen Korsisch und Sardinisch hervor, ohne Guarnarios Ansicht abzulehnen. — G. Crocioni, Lo studio sul dialetto marchigiano di A. Neumann-Spallart. — G. Bertoni, Un nuovo testo volgare del sec. XIII. — Un nuovo accenno alla rotta di Roncisvalle. — Notizie].

Romanische Forschungen, Organ für romanische Sprachen und Mittellatein, hg. von K. Vollmöller. XVI, 3 [M. Huber, Visio Monachi de Eynsham, zum erstenmal kritisch herausgegeben. — P. Marchot, Etymologies. — L. Jordan, Peros von Neeles gereimte Inhaltsangabe zu einem Sammelkodex, mit Einleitung und Glossar zum erstenmal herausgegeben. — J. Luzi, Die sutselvischen Dialekte (Lautlehre). — A. Reiff, Historische Formenlehre des Dialekts von Bournois-Besançon]. XVII. Band [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, VI. Band: Oberengadinisch, Unterengadinisch: Das siebzehnte Jahrhundert, XVI, 656 S.]. XVIII. Band [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, VII. Band: Oberengadinisch, Unterengadinisch: Das achtzehnte Jahrhundert, VIII, 494 S.]. XIX, 1 [G. Wenderoth, E. Pasquiers poetische Theorien und seine Tätigkeit als Literarhistoriker, vgl. *Archiv* CXII, 234. — R. Reis, Die Sprache im *Libvre du bon Jehan, duc de Bretagne* des Guillaume de St-André (14. Jahrhundert). — P. C. Juret, Etude grammaticale sur le latin de s. Filastrius]. 2 [A. Sechehaye, L'imparfait du subj. et ses concurrents dans les hypothétiques normales en français. — Fr. Fizet, Das altfranzösische Jeu-Parti. — E. Fehse, Sprichwort und Sentenz bei Eustache Deschamps und Dichtern seiner Zeit. — J. Ulrich, Drei romanische Fassungen der beiden Jakobsbrüder. — G. Baist, *banse; bouleau; bride; buiron; cagot; caraffa; conjogle; corma; guige; hote, hocque, ho; piéton; royaume; toenard; triège*].

Société amicale Gaston Paris. Bulletin 1905. 39 S. — La bibliothèque Gaston Paris donnée à l'Ecole des Hautes Etudes par la Marquise Arconati Visconti en mémoire de son père Alphonse Peyrat. Paris, Impr. Nationale, 1905. 8 S.

Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festschrift Heinrich Morf zur Feier seiner 25jährigen Lehrtätigkeit von seinen Schülern dargebracht. Halle a. S., M. Niemeyer, 1905. 427 S. M. 12.

Spingarn, J. E., La critica letteraria nel rinascimento, saggio sulle origini dello spirito classico nella letteratura moderna. Traduzione italiana del Dr. Ant. Fusco, con correzioni e aggiunte dell'autore e prefazione di B. Croce. Bari, Laterza e figli, 1905. XII, 358 S. Lire 4. [Spingarns Buch, das bekanntlich zuerst 1899 in englischer Sprache erschienen ist, ist eine gut dokumentierte Geschichte der Poetik der Renaissance (d. h. in der Hauptsache des 16. Jahrhunderts) und behandelt in drei Teilen erst Italien, dann Frankreich und endlich England. Spanien fehlt. In der Vorrede nimmt B. Croce von neuem Stellung zu Saintsburys *History of criticisme*, der im kürzlich erschienenen dritten Bande auf seine und Spingarns Kritik geantwortet hat. — In der Darstellung der Entwickelungsgeschichte der poetischen Theorien Frankreichs kann ich Spingarn nicht überall folgen, wofür ich auf meine *Gesch. der neueren franz. Literatur*, I, verweise. Spingarns Darstellung der Einführung der *Unités de temps et de lieu* im 17. Jahrhundert gibt einfach die traditionellen Irrtümer wieder.]

Ebeling, G., Probleme der romanischen Syntax. Erster Teil. Halle a. S., Niemeyer, 1905. 178 S. [1) non ... altro che .... — 2) Vom Condicionalis im Rumänischen. — 3) *il a dû venir* = er mufs gekommen sein. — 4) Span. *¡que ojos tan hermosos!* = Welch schöne Augen. — 5) *tutto* = lauter; cf. zum gemeinrom. *sono tutti pagani* das unflektierte *totum gentes sunt* der *Peregrinatio ad loca sancta*, zitiert in Wölfflins *Archiv* IV, 270. — 6) *non che* mit folgendem Infinitiv. — 7) *dispiacere non mi dispiacete* = mifsfallen tut Ihr mir nicht, wozu zu bemerken, dafs nicht nur im Engadin (S. 122), sondern auch am Rhein das Verbum finitum mit *cha, che* eingeführt wird, z. B. *ira ch'ei maven in gron tschancun* ('sie gingen ein gutes Stück', im Volkslied vom *Signur Completi*); dafs das Bergellische neben *dir ye l džes* auch *par dir ye l džes* kennt (cf. *Gött. Nachrichten*, 1886, S. 90); zuerst ist die Erscheinung überhaupt wohl von Gartner, *Gredner Mundart*, 1879, S. 75, erwähnt worden. — 8) *non la sta cosi* = das ist nicht der Fall. — 9) *che hai paura* = hast Du Furcht? — 10) *irons tornoiier moi et vos*. Es ist ein sehr gehaltreiches Buch mit einer reichen Fülle vcn Material und feinen Beobachtungen, das sich Toblers *Beiträge* in Darstellung und Druck erfolgreich zum Muster genommen hat].

Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXVIII, 2 u. 4, der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft.

Revue des Études Rabelaisiennes. II, 1 [P. Toldo, Rabelais et Honoré de Balzac. — J. Barat, L'influence de Tiraqueau sur R. — H. Clouzot, Les amitiés de R. en Orléanais et la lettre au bailli du bailli des baillis. — Mélanges. — Comptes rendus. — Chronique. — Suppléments: Statuts, liste des membres. — Réimpression de *l'Isle sonnante*, introduction].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. IV, 1 et 2 [L. Gauchat, L'origine du nom de *La Chaux-de-Fonds*; *la chaux* < *calmis*, kelt. Wort, das unbebautes Land bezeichnet; *de fonds* bleibt rätselhaft. — J. Surdez, Pronostics et dictons agricoles. Patois du Clos du Doubs, Jura bernois. — A. Neveu, *Djua dè Tsalandè* (Weihnachtsspiele), patois de Leysin. — R. Chassot, *Katiljon la chòrchyére* (Catillon la sorcière), patois de Villargiroud, Fribourg. — E. Muret, Additions aux proverbes de Lens. — Compte rendu].

Gobineau, Comte A. de, Amadis, poème. Œuvre posthume. Portrait de l'auteur gravé à l'eau-forte. Paris, Plon, 1887. XLIV, 556 S. — Les religions et les philosophies dans l'Asie Centrale. Troisième édition.

Paris, Leroux, 1900. X, 543 S. — Trois ans en Asie (1855—58). Nouv. édition. Paris, Leroux, 1905. VI, 500 S.

Gobineau, Graf, Nachgelassene Schriften, hg. von Ludwig Schemann. Dichterische Werke: I. Alexandre le Macédonien, tragédie en cinq actes. 2. Aufl. Strafsburg, Trübner, 1902. IX, 101 S. M. 2. — Alexander. Tragödie in fünf Aufzügen. Deutsch von Ludwig Schemann. 2. Auflage. Strafsburg, Trübner, 1904. VIII, 107 S. — Die Renaissance. Historische Szenen. Deutsch von Ludwig Schemann. Neue durchges. u. verb. Auflage. 3. und 4. Tausend. Strafsburg, Trübner, 1904. M. 5. — Asiatische Novellen. Deutsch von Ludwig Schemann. Mit einem Lebensbild des Autors. Leipzig, Reklam, Univers.-Bibl. N° 3103—4.

Wahlund, C., Un acte inédit d'un opéra de Voltaire, publié d'après deux anciennes copies manuscrites de la Bibl. Royale de Stockholm; avec des facsimilés. Upsala, Almqvist & Wiksells, 1905. 59 S.

Weidmannsche Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller mit deutschem Kommentar. Berlin, Weidmann, 1905:

Le Cid von P. Corneille, hg. und erklärt von Fr. Strehlke. Zweite völlig umgearb. Aufl. von Dr. Fr. Meder. 113 S. und 25 S. Anmerkungen.

Auswahl aus Victor Hugo. Erklärt von Dr. O. Weifsenfels. V, 248 S.

Cherbuliez, V., Die Kunst und die Natur, I. Übersetzt von H. Weber. Ascona, C. v. Schmidtz, 1905. 125 S. M. 2,35.

Jordan, L., Die Sage von den vier Haimonskindern [Münchener Habilitationsschrift]. Erlangen, Junge, 1905. X, 198 S.

Bamann, O., Die burlesken Elemente in Rabelais' Werk [Würzburger Dissert.]. München, Dr. C. Wolf & Sohn, 1904. 63 S.

Knoblauch, K., Das Verhältnis der *Chroniques admirables* zu den *Chroniques inestimables* und zu Rabelais [Würzburger Dissert.]. Jena, A. Kämpfe, 1904. 76 S.

Kammel, Dr. W., Die Typen der Helden und Heldinnen in den Dramen Victor Hugos [S.-A. aus dem 32. Jahresber. der k. k. deutschen Staatsrealschule in Prag-Kleinseite]. Prag, Statthalterei-Buchdruckerei, 1905. 42 S.

Rall, Ed., A. de Musset, ein echter Romantiker [Würzburger Dissert.]. Aschaffenburg, Schippnersche Druckerei, 1905. VIII, 92 S.

Pellissier, G., Le mouvement littéraire contemporain, 3ème édition. Paris, Plon, 1902. VII, 302 S.

François, A., La grammaire du Purisme et l'Académie française au XVIIIe siècle. Introduction à l'étude des Commentaires grammaticaux d'auteurs classiques. Paris, Soc. nouv. de librairie et d'édition, 1905. XV, 279 S. Fr. 5. [Dieses Buch behandelt einen sehr wichtigen Abschnitt aus der Geschichte der sprachlichen Theorien Frankreichs und stellt ihn auf Grund eingehender Erforschung auch des handschriftlichen Materials (Archiv der franz. Akademie) vortrefflich dar. Das *Archiv* wird in einer ausführlicheren Besprechung auf diese bedeutsame Leistung zurückkommen.]

Plattner, Ph., Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. III. Teil: Ergänzungen. Erstes Heft: Das Nomen und der Gebrauch des Artikels. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1905. 231 S. M. 3,60.

Metzger, Prof. Fr., und Ganzmann, O., Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Handlung und des Erlebnisses. Für lateinlose und Reform-Schulen. Mit Zeichnungen von Hellmut Eichrodt. I. Stufe. 2. vollst. umgearb. Aufl. Berlin, Reuther & Reichard, 1905. X, 250 S. Geb. M. 2.

Mistral, Fr., Mirèio, provenzalische Dichtung. Deutsch von August Bertuch. Vierte Auflage. Mit Mistrals Bildnis. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1905. XXXIV, 259 S. [Mit Freuden begrüfst man den Erfolg dieses Meisterwerkes deutscher Übersetzungskunst, dem hier nach fünf Jahren wieder eine neue Auflage zuteil wird. Die Einleitung, die aus persönlicher Kenntnis der Menschen und der Dinge des Felibrige heraus geschrieben ist, ist etwas erweitert und berichtet auch vom halbhundertjährigen Jubiläum des Feliberbundes im Mai 1904.]

Lewent, K., Das altprovenzalische Kreuzlied [Berliner Dissert.]. Erlangen, Junge, 1905. 128 S.

Lefèvre, Ed., L'année félibréenne (2e année, 1904). Deuxième supplément du Catalogue félibréen et de la bibliographie Mistralienne. Marseille, Ruat, 1905. 54 S. [Eine sehr willkommene und nützliche Chronik und Bibliographie der Feliber-Bewegung, mit der Liebe gemacht, die auch das Kleine (z. B. die Ansichtskarten) nicht vergifst.]

Schädel, B., Mundartliches aus Mallorca. Halle, R. Haupt, 1905. 43 S.

Giornale storico della lett. italiana, dir. e red. da F. Novati e R. Renier. Fasc. 134—5 [U. Cosmo, Giuseppe Baretti e José Francisco de Isla. — Varietà: V. Pirazzoli, Sopra due frammenti poetici dell'Ariosto. — R. Bergadani, Nota sulla questione delle *Filippiche.* — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Communicazioni ed appunti. — Cronaca]. — Supplemento N° 8: A. Farinelli, Appunti su Dante in Ispagna nell'Età Media. — F. Cavicchi, Intorno al Tebaldeo. — Varietà: F. Pasini, Un plagio a danno di Vincenzo Monti].

Bulletin italien. V (1905), 2 [Paget Toynbee, Dante and the legend of St. John the Evangelist (*Parad* XXV, 100—2; 112—24). — P. Duhem, Albert de Saxe et Léonard de Vinci, II. — L.-G. Pellissier, Un traité de géographie politique de l'Italie à la fin du 15e siècle. — M. Paoli, Lenau et Leopardi. — Mélanges et documents: L. Auvray, Inventaire de la collection Custodi, VI. — Bibliographie].

Dante Alighieri, La Divina Commedia, con postille e cenni introduttivi del prof. Raff. Fornaciari. Edizione minuscola ad uso delle letture pubbliche e delle scuole. Milano, Hoepli, 1904. XXII, 577 S. In 64°. Lire 3. [Fornaciari hat seinem Text und Kommentar die Ausgaben T. Casini[4], L. G. Passerini und G. A. Scartazzini[4] zugrunde gelegt und sich in Kommentar und in der Einleitung über Dantes Leben und den Sinn seines Gedichtes der gröfsten Kürze befleifsigt. Seine Ausgabe soll der Schullektüre dienen und besonders ein Hilfsmittel für Hörer von Dante-Vorlesungen sein. Die Kleinheit des Formats (7 × 12 cm) und das geringe Gewicht des leichten Papiers (75 g) machen das Büchlein *facilmente tascabile.* Der Druck ist aufserordentlich scharf. Diese bequeme Ausgabe erscheint in hohem Mafse preiswürdig.]

Fucini, Renato (Neri Tanfucio). Le veglie di Neri, paesi e figure della campagna toscana. Settima edizione, quarta illustrata da artisti fiorentino. Milano, Hoepli, 1905. 251 S. 13 × 25 cm. Lire 5,50. [Die unvergleichlichen Schilderungen des toskanischen Landvolkes, die Fucini in seinen 'Abenden von Neri' (1882) gegeben, liegen hier in einer entzückend illustrierten Ausgabe vor.]

Scartazzini, A. G., Enciclopedia Dantesca, continuato dal prof. A. Fiammazzo. Volume III: Vocabolario-concordanza delle opere latine e italiane di Dante Alighieri, preceduto dalla biografia di G. A. Scartazzini. Milano, Hoepli, 1905. LXXII, 667 S. Lire 8. [Der erste Band dieser umfangreichen *Enciclopedia* ist 1896 (S. 1—1169), der zweite 1899

(S. 1170—2200) erschienen. Scartazzini selbst plante einen Supplementband, der allerlei Lücken ergänzen und Nachträge bringen würde. Darüber ist der Unermüdliche 1899 gestorben. Es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, an die beiden ersten Bände zunächst ein vollständiges Repertorium des ganzen bei Dante vorkommenden Sprachmaterials, eine sogenannte Konkordanz, zu fügen, ehe in einem vierten Bande der versprochene Nachtrag erscheint. Eine solche Konkordanz, die alle Werke Dantes, auch die lateinischen und apokryphen, umfaſst, ist ein wirkliches Bedürfnis. Für *De vulgari eloquentia* ist der kritische Text der Società dantesca (Rajna), für alle übrigen Werke die Ausgabe Moore (*Oxforder Dante*, 1894), für einzelne Apokrypha Fraticelli zugrunde gelegt. Die Ausführung dieser mühevollen Arbeit scheint sehr gewissenhaft zu sein. Leider schreibt Fiammazzo einen gezierten Stil, der der Klarheit seiner *Einleitung* erheblichen Eintrag tut.]

Passerini, G. L., e Mazzi, C., Un decennio di bibliografia Dantesca (1891—1900). Milano, Hoepli, 1905. VII, 668 S. Lire 12. [Passerini und Mazzi arbeiten an einer alle Zeiten und Länder umfassenden Dante-Bibliographie. Möge es ihnen gelingen, ein solches Riesenunternehmen zu glücklichem Ende zu führen! Welch wertvolles Arbeitsinstrument ihre Bibliographie sein wird, das zeigt dieses Spezimen, das ein Jahrzehnt der Dante-Forschung inventarisiert: die fruchtbarste und wohl kontroversenreichste Periode, welche diese Forschung kennt. Dieser Band bietet eine musterhafte Arbeit. An die Aufführung der *Edizioni* und *Traduzioni* Dantescher Werke (226 Nummern) schlieſst sich das nach den Verfassernamen geordnete Verzeichnis der *Scritti intorno a Dante*, N° 227 bis 4285, wozu noch hundert Nummern Nachträge kommen. Die einzelnen Ausgaben und Monographien sind mit Verweisen auf die bedeutenderen Rezensionen versehen — wo am ehesten noch kleine Lücken zu ergänzen wären. Nicht selten orientiert eine kurze Bemerkung über den Inhalt oder Charakter der angeführten Schrift. Drei Indices ermöglichen die volle Ausbeutung des Buches: ein Personen- und ein Sachregister sowie eine Liste der Textstellen aus Dantes Werken, mit denen die Forschung dieses Jahrzehnts sich befaſst hat.]

Porena, M., Delle manifestazioni plastiche del sentimento nei personaggi della Divina Commedia. Lavoro premiato con premio di primo grado nella Gara Dantesca fra i professori di scuole secondarie dell' anno 1900. Con due appendice. Milano, Hoepli, 1902. XI, 190 S. Lire 4. [Feine Bemerkungen eines künstlerisch empfindenden Menschen über die Plastik der Danteschen Figuren. Unter den Personen des *Purgatorio* fällt insbesondere Matelda durch ihre plastische Gestaltung auf. Dem Rätsel ihrer symbolischen Bedeutung widmet Porena einen der beiden *appendici* (p. 133—165): er erkennt in ihr die die irdische Glückseligkeit bildende Vereinigung von tätigem (Lia) und beschaulichem (Rachele) Leben.]

Sanvisenti, B., I primi influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio sulla letteratura spagnuola, con appendici di documenti inediti. Milano, Hoepli, 1902. XVI, 463 S. Lire 7,50. [Dieses Buch hat das unbestreitbare Verdienst, zum erstenmal im Zusammenhang darzustellen, in welchem Maſse die Werke der drei groſsen Florentiner die Literatur Spaniens beeinfluſst haben. Daſs Sanvisentis Information noch recht lückenhaft ist und oft genug an der Oberfläche sich bewegt, haben seither Farinellis Studien gezeigt. Es ist nicht das kleinste Verdienst dieses Buches, daſs es augenscheinlich den Anstoſs dazu gab, daſs Farinelli mit den Resultaten seiner gründlichen Forschungen hervorgetreten ist: *La fortuna del Petrarca in Ispagna*, cf. *Archiv* CXIV, 269; *Il Corbaccio nella Spagna medievale* in der Festgabe für Ad. Mussafia (1905); *Boccaccio in Ispagna* hier CXIV, 397 ff. und nun auch:]

Farinelli, A., Appunti su Dante in Ispagna nell età Media [S.-A. aus *Giorn. storico della lett. italiana*, Supplem. nº 8]. Torino, Loescher, 1905. 105 S. [Dante heifst hier: die *Commedia*, denn seine *Opere minori* waren im Spanien des 15. Jahrhunderts wenn nicht völlig unbekannt, so doch literarisch wirkungslos, wie Farinelli zeigt, der mit der sicheren Gelehrsamkeit, die man längst an ihm kennt, den Spuren des *divino poema* bei den Katalanen und den Kastiliern nachgeht, viel Neues aufweisend, manches Alte berichtigend. (Dafs der allegorische 'dezir' des Villasandino (*Cancionero de Baena* nº 34, anno 1407) auf Dantes Canzone *Tre donne* beruhe, hat mich freilich nicht überzeugt.) Auch den Portugiesen, die von Santillana und Juan de Mena lernen, widmet er einige Seiten. Ob die Katalanen auch als 'dantistas' die Brücke zwischen Italien und Spanien geschlagen haben, mufs ungewifs bleiben. Aber hervorragend ist ihr Anteil auf alle Fälle, und die Versübersetzung des Katalanen Febrer ist der flüchtigen Prosawiedergabe Enrique's de Villena überlegen. Obschon das 15. Jahrhundert in der Fülle seiner allegorischen Dichtung eine günstige Prädisposition zur Erfassung der *Commedia* besafs, so ist doch die Nachahmung rein äufserlich geblieben, beim ersten, Imperial, wie dann auch bei den besten, Santillana und Mena, die für manche *poetæ minores* die einzige — mittelbare — Quelle einiger Dante-Kenntnisse gebildet haben. Es fehlte in Spanien wie in Frankreich der grofse Künstler. Dafür lockte den Nachempfindenden die leichtere Verständlichkeit des *Roman de la Rose* oder die elegante, einförmige Glätte des *Maestro Alen Charrotier, muy claro poeta moderno*. Wo sie das Feld beherrschen, da ist der Weg zum wahren Dante versperrt — da dient Dante nur dazu, den landläufigen Allegorien einige Ornamente zu liefern. Wie diese Ornamentik im einzelnen beschaffen ist, das illustriert mit immer neuen Beispielen und zeigt in immer neuer Beleuchtung diese schöne Arbeit Farinellis.]

Novati, Fr., Il Petrarca ed i Visconti. Nuove ricerche su documenti inediti. 76 S. mit einer Tafel [S.-A. aus *F. Petrarca e la Lombardia*]. Milano, Tipografia Cogliati, 1904. [Novati beleuchtet auf Grund von fünf unedierten und einem bisher kaum beachteten Dokument Petrarcas Beziehungen zu den Visconti, d. h. im wesentlichen des Dichters Aufenthalt zu Mailand (1353—61). Neues Licht fällt auf den persönlichen Freundeskreis Petrarcas: in dem Erlebnis eines Freundes sieht Novati das entscheidende Motiv, das Petrarca bewog, das gefährliche Mailand zu verlassen.]

Subak, G., Noterelle sarde. 27 S. [S.-A. aus dem *Archeografo triestino* serie III, vol. II]. Trieste, Stabilimento G. Caprin, 1905. [Subak gibt hier im wesentlichen Ergänzungen zu seinen *Bricciche sarde*, Triest 1903, und behandelt: 1) *tuta* 2) *osca* 3) *matessi* 4) *igùe, igussu, iguḍḍàe* 5) La terza persona del plurale nei verbi 6) *nuraghe* 7) *dae = là dove* 8) *alicunu* 9) Spigolature dall 'Altlogudoresisches' del Meyer-Lübke 10) *dittus, ogiu, buthegaiu* 11) *inoghe* 12) Appropoeito delle nuova edizione della *Carta de Logu*.]

Foerster, W., Sulla questione dell'autenticità dei codici di Arborea. Esame paleografico. Con una zincografia nel testo e due tavole in fototipia. 32 S. [S.-A. aus d. *Memorie della R. Accademia delle Scienze di Torino*, serie II, vol. 55]. Torino, Clausen, 1905. [In der Masse der gefälschten 'Urkunden von Arborea' hat Förster zwei echte Stücke des 15. Jahrhunderts gefunden: eine Hafenordnung von Castelsardo (logudoresisch) und ein unediertes latein.-katalanisches Notariatsprotokoll. Zu dieser interessanten Publikation vgl. *Zs. f. rom. Phil.* XXIX, 250 ff.]

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky, unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Berlin,

Langenscheidt. Brief 27—30 zu M. 1. — Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Meth. Toussaint-Langenscheidt, zusammengestellt von G. Sacerdote. Teil I: Italienisch-Deutsch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, 1905. XXXVI, 470 S. Geb. M. 2.

Bulletin hispanique. VII, 2 [H. de la Ville de Mirmont, Cicéron et les Espagnols. — J. Saroïhandy, Remarques sur la conjugaison catalane, eine Übersicht, die ursprünglich für die zweite Auflage des Gröberschen *Grundrisses* bestimmt war. — C. Michaelis de Vasconcellos, Algumas palavras a respecto de púcaros de Portugal, eine sehr interessante Ergänzung von Morels Artikel über span. *comer barro* (Tonerde essen) in den *Mélanges Wahlund* 1896: *púcaro, búcaro* (< *poculum*) bezeichnet das poröse Tongefäfs, das, aromatisch zubereitet, zur Parfümierung der Zimmer diente — besonders seit der Entdeckung Amerikas —, und dann auch die aromatische Tonpastille, welche die spanischen und portugiesischen Schönen im 17. Jahrhundert leidenschaftlich naschten. — E. Mérimée, D. Juan Valera. — Variétés: A. Morel-Fatio, D. Nuno de Mendoça. — Bibliographie. — Sommaire des Revues consacrées aux pays de langues castillane, catalane ou portugaise. — Chronique].

Revista de archivos, bibliotecas y museos. Número extraordinario en comemoración del Centenario del *Quijote*. Mayo 1905 [M. Menéndez y Pelayo, Cultura literaria de M. de Cervantes y elaboración del *Quijote*, Festrede, gehalten in der Aula der Madrider Universität. — Infantin Doña Paz de Borbón, Torneo en el Palatinado en 1613: aus Anlafs der Hochzeit des Kurfürsten Friedrich V. mit Isabella Stuart wurde bei den Hoffestlichkeit im Heidelberger Schlofs auch ein Turnier abgehalten, zu welchem *D. Quijote de la Mancha, caballero de la triste figura* alle benachbarten Ritter einlud. — P. Torres Lanzas publiziert zum erstenmal vollständig den Text jener Eingabe, mit welcher Cervantes 1590 um ein Amt in Westindien bittet. — A. M. de Barcia, Exposición conmemorativa de la publicación del *Quijote*. — Em. Cotarelo, Bibliografía de los principales escritos publicados con ocasión del tercer centenario del *Quijote*].

R. Menéndez Pidal, Sobre Aluacaxí y la elegía árabe de Valencia [S.-A. aus dem *Homenaje á D. Francisco Codera en su jubilación del profesorado*, S. 393—409]. Zaragoza 1904. [Die spanische Königschronik enthält Transkription und Übersetzung einer arabischen Elegie, welche die Not der vom Cid belagerten Stadt Valencia beklagt, und deren Dichter Aluacaxí sich im Sinne einer Übergabe der Stadt ausspricht. Menéndez Pidal restituiert mit Hilfe des Arabisten J. Ribera den Urtext in arabischer Graphie, begleitet ihn mit phonetischen Bemerkungen und erweist die Bedeutung der Elegie gegenüber den Zweifeln Dozys.]

Morel-Fatio, A., Un faux autographe de Cervantes. Paris, Librairie Henri Leclerc, 1905. 15 S. [Das Musée Dobrée zu Nantes bewahrt einen kurzen Brief des Cervantes auf, dessen Unechtheit Morel paläographisch und sprachlich erweist.]

Valera, Juan, Discurso que por encargo de la R. Academia española escribió Exemo. Sr. D. Juan Valera para conmemorar el tercer centenario de la publicación del *Quijote*. Madrid 1905. 37 S. [Die Rede ist leider ein Fragment geblieben. Der Tod hat Valera verstummen lassen, nachdem er kaum begonnen, von den allgemeinen Betrachtungen zum speziellen Teil überzugehen.]

Farinelli, A., Cervantes. Zur 300jährigen Feier des *Don Quijote*. Festrede, gehalten in Zürich am 6. März 1905 im Auftrage des Lesezirkels Hottingen [S.-A. aus der Beilage zur *Allgem. Zeitung* N° 113—115]. München 1905. 39 S. [Eine sehr schöne Gedenkrede, deren Verf. mit vollen

Händen aus dem reichen Arsenal der vergleichenden Literaturgeschichte schöpft.]

Cirot, G., Mariana historien. Bordeaux, Féret et Fils, 1905. XIV, 481 S. Fr. 15.

Hanssen, Fr., Sobre el metro del poema de Fernán González. Santiago de Chile, Imprenta Cervantes, 1904. 29 S. [Cf. *Archiv* CXIV, 248—50; Hanssen vertritt die Meinung, daſs der Verf. des Gedichts wie auch z. B. López de Ayala aus nationaler Gewöhnung die aus Frankreich importierte *cuaderna via á sílabas cuntadas* mit einheimischen Romanzenversen durchsetzt habe.]

Félix José de Augusta, Fray, Misionero Apostólico Capuchino de la provincia de Baviera, Gramática Araucana. Valdivia, J. Lampert, 1903 (B. Herder, Freiburg i. B.). XVI, 408 S. M. 5.

Maerkel, Prof. Dr. Paul, Der Kulturwert des Russischen. Programm des Askanischen Gymnasiums zu Berlin. Berlin, Weidmann, 1905. Progr. 55. 30 S. M. 1.

Kawraysky, Dr. Th. v., Deutsch-russische Handelskorrespondenz (Göschens Kaufmännische Bibliothek, 6). Leipzig, Göschen; St. Petersburg, Wolff, 1905. IX, 250 S. Geb. M. 3.



Zur Entstehung des Märchens.

(Fortsetzung.)

IV. Das indische Märchen.

In keinem anderen Lande ist der Reichtum an Märchen so unübersehbar wie in Indien. Und auch in keinem anderen Lande hat das Märchen eine dem indischen vergleichliche Geschichte und Bedeutung. Schon vor den Zeiten des Rigveda, mindestens im dritten Jahrtausend vor Christus, sind Märchen für Indien bezeugt, und wir finden ihre Spuren in allen folgenden Jahrhunderten. Der Buddhismus hat um diese Märchen das Gewand seiner Lehre gehängt, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstanden dann die ersten Märchensammlungen, die spätere Zeiten beständig bereicherten und erweiterten. Um das 12. Jahrhundert vollendet der bedeutendste unter den uns bekannten indischen Märchendichtern, Somadeva, seinen Kathâsaritsâgara (Ozean des Stromes der Erzählungen), nicht viel später wurden die anderen Märchensammlungen abgeschlossen: der Siddhapati (entsprechend den 'sieben weisen Meistern'), die Çukasaptati (70 Erzählungen des Papageien), die Siñhâsanadvatrimçati (32 Erzählungen des Thrones), die Vetalâpañcavimçati (25 Erzählungen des Geistes), das Pantschatantra ('Fünfbuch') und der Hitopadeça ('Die nützliche Anweisung').[1] Diese Sammlungen leben, in die neuindischen Dialekte übertragen, als Schul- und Unterhaltungsbücher noch heute, und aufser diesen durch die Tradition geheiligten Märchen leben noch viele andere, unendlich mehr, als wir nach den vorhandenen Aufzeichnungen und Sammlungen ahnen können.[2]

---

[1] Vgl. auch von der Leyen, *Das indische Märchen, Preufs. Jahrbücher* 99, 62 f. (1900).

[2] Natürlich enthalten nicht alle diese Sammlungen Geschichten, die nur in ihnen und sonst nirgend erscheinen. Die buddhistischen Jâtakas z. B. kehren (meist freilich verändert) im Pantschatantra, Somadeva etc. wieder, die Çukasaptati und der Siddhapati haben eine Reihe Geschichten gemeinsam (Bolte, *Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde*, 1905, 229), zwischen Çukasaptati und Pantschatantra gibt es viele Berührungen usw. Sogar innerhalb eines Werkes, innerhalb des Kathâsaritsâgara von Somadeva (übers. von Tawney, *Bibliotheca Indica*, Calcutta 1881—87) z. B., wird dieselbe Geschichte zwei- und dreifach erzählt. Ich nenne folgende Märchen der auch darin aufgenommenen Vetâlapañcavimçati (XII, 75 f.):

Einer solchen Kontinuität und einer solchen ehrwürdigen literarischen Überlieferung können sich, um das zu wiederholen, auf der ganzen Welt nur die indischen Märchen rühmen. In anderen Ländern, Arabien etwa ausgenommen, wird das Märchen erzählt, aber selten aufgezeichnet, es gehört nicht zur Literatur, dem Inder galt das Märchen als Kunstpoesie, dem er alle Feinheiten und Künstlichkeiten verschwenderisch schenkte, durch die er jene auszeichnete. Auch die tiefste Philosophie und Lebensweisheit hat man seit den Tagen des Buddhismus dem Märchen fortdauernd anvertraut, so daſs wir heute die Märchen oft weniger um ihrer selbst als um der wundervollen überall in sie eingestreuten Sprüche willen bewundern. Unseren deutschen Romantikern schwebte, nachdem sie den Roman als ein für ihre Universalität zu enges Gefäſs verworfen, das Märchen als ihre Kunst vor: darin fügten sich die Motive leicht und ohne Zwang, anmutig und schillernd, aneinander wie Perlen an eine Schnur, Lieder unterbrechen verlockend und sehnsüchtig die Erzählung, weisheitschwere Sprüche, Gleichnisse und Symbole führten in die letzten Tiefen und zeigten dem ahnenden Blick den Urgrund alles Seins und aller Kunst, das Kindlichste und Harmloseste stand heiter und lieblich neben dem gereiftesten Ernst und den letzten Erkenntnissen der Philosophie und Weisheit. Das Märchen umschloſs als reichste, vielfältigste und himmlischste Kunst das ganze Leben, während der Dichter ohne jeden Zwang, in künstlerischer Willkür die buntesten Einfälle aneinander zu reihen schien. Die Romantik hat ihr Ideal fast niemals, hier und da nur in den Märchen des Novalis, erreicht, ihre Kunst war der Fülle und dem Reichtum der Märchenmotive nicht gewachsen, sie wurden von den Märchen beherrscht, aber sie herrschten nicht über das Märchen, und sie gerieten auch zu gern in leere Spielereien. Die Inder haben, in ihrer Art, erreicht, was die Romantiker erreichen wollten: ihr Märchen hat die tiefste Weisheit aufgenommen und zugleich das übermütigste Leben und die seltsamsten Wunder, alles nicht nebeneinander, sondern eins wirkt immer sonderbar und überraschend auf und gegen das andere, und das Märchen hängt unlösbar eng mit Wundern und mit Leben zusammen. Auch ist gerade der kunstvolle Aufbau, die sichere Herrschaft über die Motive, die erstaunliche Gabe, alle nur möglichen Wirkungen aus ihnen herauszuholen, beim indischen Märchen bewundernswert. Wollte jemand heute im Ernst jeden

---

Rahmen = VII, 38 (Tawney I, 349); 1 = XII, 171 (Tawney II, 157) und = I, 4 (Nr. I + XV, Tawney I, 44); 3[b] = XVIII, 124 (Tawney II, 617); 4 = IX, 53 (Tawney I, 519); 6 und 12 = V, 25. 26 (Tawney I, 194 f.); vgl. auch XVIII, 120 (Tawney II, 569 f.), 14 = XVI, 112 (Tawney II, 493); 16 = IV, 22 (Tawney I, 174); 17 = III, 15 (Tawney I, 104), vgl. auch VI, 33 (Tawney I, 294).

Einfluſs des indischen Märchens auf das anderer Völker ableugnen, das müſste er zugeben: für kein anderes Land — auch für Arabien nicht Tausendundeine Nacht — bedeutete das Märchen das alles, was es für Indien bedeutet, und als Abbild der indischen Seele behält das indische Märchen immer einen unvergleichbaren Wert für die Erkenntnis der ganzen menschlichen Kultur.

Wir muſsten ja während unserer Betrachtungen wiederholt auf das indische Märchen andeutend hinweisen. Diese Hinweise nehmen wir, wie schon gesagt, wieder auf und erweitern sie zu einem Vergleich des indischen Märchens und der indischen Märchenkunst mit den Märchenmotiven und Märchen der anderen Völker. Dabei bitte ich schon im voraus, zu entschuldigen, wenn ich schon Bemerktes wiederhole und etwas schulmeisterlich breit auftrete; aber ohne das könnte ich die komplizierten Entwickelungen nicht erklären.

I. Rahmenerzählungen. Unter den Sagenmotiven, die einmal schreckhafte Träume waren, hatten wir (*Archiv* CXIII, 257) auch das mannigfach variierende Motiv genannt: einem Menschen wird eine Frage oder ein Rätsel vorgelegt, und wenn er die Antwort darauf nicht findet, so wird er getötet. Dies Motiv erweitert sich — ganz analog einem ähnlichen, von dem Ungeheuer, das jährlich ein Menschenopfer verlangt, bis ein Held kommt und es besiegt — oft dahin, daſs der Fragende, ein böser Geist, eine Sphinx oder eine grausame Prinzessin, einen nach dem anderen, der keine Antwort weiſs, wirklich tötet, bis der Held kommt, der sich nicht durch den Untergang aller früheren schrecken läſst, die Frage richtig löst und den Geist dadurch vernichtet. Aus dem einen Rätsel sind dann auch — man denke an die Turandot-Fassungen unseres Motivs [1] — mehrere Rätsel geworden, und der Prinzessin, die selbst so grausame Rätsel stellte, wurde von dem glücklichen Sieger auch ein Rätsel aufgegeben, damit sie selbst einmal die Qualen derer empfinde, die sich umsonst um eine Lösung mühten.

In Indien gab es nun dies Märchen: [2] Ein Bettler schenkt einem König eine Frucht mit Juwelen, er verlangt dafür, daſs dieser ihm einen Leichnam hole, in dem ein zauberkräftiger Geist, ein sogenannter Vetala, sich aufhalte. Der König holt den Leichnam, erfährt aber von dem innewohnenden Geist, der an der Furchtlosigkeit dieses Herrschers seine Freude hat, daſs der Bettler ihn vernichten wolle, er tötet darum diesen und wird selbst der Zauberkräfte mächtig, die der Geist verleihen kann.

[1] Zu Turandot: Liebrecht, *Zur Volkskunde* 153; Chauvin, *Bibliografie des Ouvrages ... Arabes* V, 191 f.
[2] Somadeva VII, 38 (Tawney I, 349).

Als Zusatzmotiv wurde nun zu diesem Märchen das Motiv erfunden: der König kann den Geist nur an seinen Platz bringen, wenn er schweigt. Aber der Geist erzählt dem König Geschichten, und diese enden alle so drastisch und unerwartet, daſs dem König gegen seinen Willen immer Ausrufe des Entsetzens, Erstaunens oder der Bewunderung entfahren. Bei jedem dieser Ausrufe verschwindet der Geist, der König läuft hinter ihm her und holt ihn wieder ein, und das wiederholt sich vierundzwanzigmal, bis der König schweigt und seinen wirklich sehr mühselig verdienten Lohn empfängt.[1]

So waren aus einem Märchen fünfundzwanzig Märchen geworden und das alte Grundmärchen doch erhalten geblieben, als eines mit vielen Einschachtelungen, mannigfaltiger und spannender. Diese Spannung hat man noch erhöht, indem man nicht seltsame Pointen, sondern Fragen an das Ende der Geschichten setzte: der Geist stellt sie dem König, um dessen Ansicht über die Personen, Ereignisse und Probleme der mitgeteilten Geschichten zu hören. Dabei bedroht er den König — und damit sind wir wieder bei dem alten Alptraummotiv angelangt — mit dem Tode, wenn er diese Fragen, die er absichtlich dumm und unwissend stellt, nicht richtig beantwortet. Der König gibt die verlangten Antworten, immer fein und geistreich, aber sowie er zu Ende ist, verschwindet der Geist, bis er endlich selbst dieses Hin- und Herlaufens müde wird und dem König eine Frage stellt, die dieser trotz allen Nachdenkens nicht richtig lösen kann.[2] Er schweigt daher, erreicht sein Ziel, tötet den falschen Bettler und wird dann mit so viel Ruhm und Anerkennung überhäuft, daſs uns sogar seine Mühe gering scheint. — Das ist der Rahmen der indischen Vetâlapañcavimçati. Die alte einfache und grausame Alternative in unserem Motiv haben also die Inder in ein sehr künstliches Dilemma umgewandelt: wenn der König schweigt, wird er getötet, wenn er redet, bringt er sich um den Lohn seiner Kühnheit, um den Geist. Er entschlieſst sich, da er dem Bettler sein Versprechen halten will, zum Reden, und das wiederholt sich vierundzwanzigmal, bis sich der Geist des Königs erbarmt.

Die Erweiterungen des alten Fragemotivs in den auſserindischen Fassungen wie in der Sage von Ödipus, der Turandot bestrebten sich, den Helden recht hervorzuheben, weil er vor einem Wagnis nicht zurückschreckte, bei dem seine Vorgänger

[1] So in der mongolischen Fassung der Vetâlapañcavimçati, vgl. von der Leyen, *Indische Märchen* 122/25; *Preuſs. Jahrbücher* 99 (1900), S. 65; Jülg, *Die Märchen des Siddhi-Kür*, Leipzig 1866.

[2] Vater und Sohn heiraten Mutter und Tochter, aber der Vater die Tochter und der Sohn die Mutter, beider Paare Kinder heiraten sich wieder, wie sind nun alle miteinander verwandt?



alle den Tod fanden. Nur die Turandot-Dichtung, d. h. eine orientalische Dichtung, steigerte auch die Bedeutung des Motivs, indem sie die Rätsel vervielfältigte und an Sieger und Besiegte verteilte. Im Indischen tritt der Held zurück, den Inder verlockt das Motiv selbst, er versucht, es zu dehnen, zu vervielfältigen, zu verkünsteln und schliefslich zu mildern. Dies verkünstelte Motiv bringt er in eine seiner alten Geschichten hinein, und er weifs die Spannung immer aufrecht zu erhalten, indem der König jedesmal eine neue Gelegenheit findet, seinen Scharfsinn und seinen überlegenen Geist zu zeigen.

Es wird also im Indischen zweierlei erreicht: eine alte Geschichte künstlich verlängert und ein auch anderen Völkern bekanntes Motiv in ein höchst abwechselungsreiches Frage- und Antwortspiel verwandelt. Dabei zeigt sich eine Vorliebe für das Massenhafte und ein Geschick in der Variation, das andere Völker nicht von weitem erreichen.

Die Vetâlapañcavimçati kam nun als Ganzes nicht nach Europa. Unser erstes Beispiel gibt also nur eine Probe von der indischen Erzählungskunst, wie sie sich bei einem einheimischen und einem internationalen Motiv bewährte. Ganz ergebnislos für die Frage nach dem Einflufs der indischen Märchen auf Europa ist aber auch dies Beispiel nicht: wir dürfen im Anschlufs daran behaupten, dafs die Technik der Rahmenerzählung, die uns hier zum erstenmal begegnet, und die auch abendländische Märchensammlungen kennen, in Indien erfunden und ausgebildet wurde.

Ich will diese Behauptung durch einige Beispiele beweisen.

Throne, an denen die Kunst ganzer Völker ihr Bestes verschwendete, Throne, die Macht und Herrlichkeit ihrer Besitzer zur sinnenfälligsten Geltung brachten, schildern uns Dichtung und Phantasie der Völker gern, vor allem die des Orients. Zu diesen Thronen führen goldene Stufen empor, der Thronsessel funkelt von Juwelen, Edelsteinen und den erlesensten Kostbarkeiten, seltsame und ungeheuerliche Tiere halten daran Wacht: und es wird sogar erzählt, dafs diese Tiere wie wirkliche Tiere ihre Stimme erschallen liefsen, und dafs sie vermittels eines künstlichen Mechanismus den König auf den Thronsessel hoben, wenn er den Thron bestieg.

Derart etwa wird in spätjüdischer Dichtung der Thron des Salomo geschildert.[1] Von ihm wurde aufserdem gefabelt, dafs die sämtlichen Tiere — ein wildes und ein zahmes standen sich jeweils gegenüber — ein mifstönendes Geschrei erhoben, sobald jemand vor dem Thron eine Lüge aussprach, und dafs Nebukadnezar den Thron besteigen wollte, die Tiere des Thrones aber

[1] Vgl. Paulus Cassel, *Wissenschaftliche Berichte der Erfurter Akademie* I (1853), 56—138.



machten ihm diese Besteigung unmöglich. Erst Kyrus war des Thrones wieder würdig.

Diesem letzten Motiv ist die folgende indische Geschichte bei Somadeva ähnlich:[1] Ein König kommt in eine menschenöde, wunderbare Stadt, er erblickt dort einen edelsteinprangenden Thron und will sich daraufsetzen: ein Geist verbietet es ihm, dieses Thrones seien nur Unsterbliche würdig. Aber als der König sich zu erkennen gibt als Boten des berühmten Vikramâditya, darf er den Thron besteigen, und die Geister dienen ihm.

Dies Märchen wurde zu einem Rahmenmärchen ausgebildet: der Thron, hiefs es, war nach dem Tode seines berühmten ersten Besitzers vergraben, und wer über dem Throngrabe lebte, dem teilten sich besondere Gaben mit, sei es ungewöhnliche Klugheit,[2] sei es ungewöhnliche Freigebigkeit.[3] Durch diese Gaben wurde ein kluger König aufmerksam, er liefs an der Stelle nachgraben und fand einen prachtvollen Thron, rechts und links umgaben ihn im Halbrund je sechzehn Figuren. Als er sich nun auf den Thron niederlassen will, erhob sich eine der Figuren und hielt ihn zurück; du darfst nicht auf den Thron, sagt sie, es sei denn, du wärest gerecht und klug wie jener König, dem er gehörte. Und sie erzählt ihm eine Geschichte von der Weisheit jenes Herrschers. Wie die erste, so die folgenden: bis der König alle zweiunddreifsig Geschichten hörte und nun, da er die gesamte Weisheit jenes Thronbesitzers in sich aufnahm, auch auf dessen Thron sitzen darf.

Hier hat sich also eine Geschichte zu zweiunddreifsig vervielfacht, die Klugheit des ersten Thronbesitzers wird aufserdem

---

[1] XVIII, 124 (Tawney II, 614 f.).

[2] So bei Jülg, *Mongol. Märchen*, Innsbruck 1860, 197 f., und ursprünglich auch in der persischen, einer indischen Rezension entstammenden Fassung, *Senguehassen Battisi* (deren Held Bekermadjiet), S. 45 f. Diese persische Fassung, mir nur aus der sehr seltenen Übersetzung Lescalliers (*Le trône enchanté, traduit du persan*, New York, imprimerie de Desnoues, 1817) bekannt, hat für den Märchenforscher vielerlei Interesse. Einmal durch merkwürdige Motive (Toter Vogel wird, wie er ergriffen werden soll, lebendig und entfliegt immer seinem Verfolger; Traummotiv? — König regiert nur für einen Tag und wird nachts von einem bösen Geist aufgefressen, ebenso alle seine Nachfolger, vgl. Frazer, *Golden Bough*, Einleitung), dann durch ihre merkwürdige Mittelstellung zwischen der mongolischen und der späteren indischen, von Albrecht Weber herausgegebenen Form der Throngeschichte, drittens durch ihre Beziehungen zum persischen und türkischen Papageienbuch, viertens durch ihre Ähnlichkeiten mit der indischen Vetâlapañcavimçati, von der sie offenbar eine Reihe Märchen übernahm: der Inhalt beider Sammlungen, insofern sie von den Taten und Abenteuern eines klugen und tapferen Königs erzählen, berührt sich ohnehin vielfach, freilich kommt der König vom verzauberten Thron dem Ideal des buddhistischen Herrschers näher.

[3] So im späteren Indischen, vgl. Albrecht Weber, *Indische Studien* XV (1878), 217 f.



nicht einfach behauptet, sondern sie lebt in einer Fülle von Geschichten immer von neuem auf, der König wird so lange zurückgehalten, bis er die ganze Weisheit des Thrones hört, und dabei ist das Motiv von höchst eigentümlicher Wirkung, daſs diese toten Bildsäulen Leben erhalten, aber nur, damit sie das Vermächtnis des früheren Herrschers der Nachwelt überliefern können, dann sinken sie wieder in die alte Leblosigkeit zurück. Die Inder haben hier ein altes Motiv nicht allein kompliziert, vervielfacht, seinen Schluſs hinausgeschoben, wie in der Vetâlapañcavimçati auch, sie haben es äuſserlich ins Märchenhafte und zugleich innerlich ins Lebenstiefe gesteigert: und das ist auch eine Kunst, deren nur sie fähig waren.

Auch die Cukasaptati[1] entstand aus einem einfachen Märchen: Ein Kaufmann verreist und läſst seine Frau unter dem Schutz eines Papageienpaares zurück. Kaum ist er aus dem Hause, so will die Frau das Ehebrechen anfangen, der jüngere Papagei warnt sie, trotz Abraten des älteren, und wird von der erbosten Herrin sofort umgebracht, der ältere Vogel schweigt, erzählt aber dem zurückkehrenden Kaufmann alles, was er mit ansah, und fliegt davon.[2] Solche Anekdoten von Frauen, die unter dem Schutze kluger Vögel zurückgelassen werden, wenn der Mann verreist, waren keine indische Spezialität, die alten Griechen kannten und verbreiteten ähnliches auch.[3] In den Cukasaptati wird der unbequeme Warner, eine Krähe, gleichfalls umgebracht; nun aber kommt die Erweiterung: der Papagei schweigt nicht, er fordert die Frau sogar auf, zu gehen und ihre Jugend zu genieſsen, nur, fährt er fort, wenn du ertappt wirst, sei so klug wie ..., und nun erzählt er eine Geschichte, meist vom Ehebruch. Im spannendsten Moment, wenn wir glauben, nun wird die Schuldige ertappt, und wenn wir gar keine Lösung mehr sehen, hält er ein und erzählt nicht weiter, bevor ihm die Frau versprochen, sie werde heute nicht gehen. Das wiederholt sich siebzigmal, bis der Kaufmann wiederkommt, seine Frau ist ihm nun treu geblieben, der Papagei wird belohnt, und das Märchen endet in eitel Glück und Frieden.

[1] *T(extus) s(implicior)*, übersetzt von R. Schmidt, Kiel 1894; *T(extus) o(rnatior)*, übers. von demselben, Stuttgart 1899.

[2] Vgl. *Jātaka*, übers. von Cowell, Nr. 98 und 145. — Die Geschichte ist auch dahin erweitert, daſs nur ein Papagei existiert, der schweigt, dem zurückkehrenden Manne aber das Betragen der Frau erzählt, und diese täuscht nun, indem sie den Käfig verdunkelt und Lärm macht, dem Vogel ein Gewitter vor. Als er am folgenden Morgen dem Kaufmann von diesem Gewitter erzählt, hält dieser ihn für einen elenden Lügner und glaubt der Frau. Dies Märchen kam durch den Siddhapati nach Europa. Vgl. Chauvin, *Bibliographie Arabe* VIII, 36 f.

[3] Vgl. Marx, *Griechische Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes* S. 54 Anm. 2. 77.

Bei dieser Erweiterung konzentriert sich die Spannung auf den erzählenden Papagei, und es ist einfach erstaunlich, wie der Papagei seine Geschichten in Szene setzt, und wie er sie immer gerade so abbricht, daſs ein Ausweg unmöglich scheint und wir uns doch immer besinnen, wie er wohl sein möchte. Freilich wiederholt sich die gleiche Pointe in der Cukasaptati zu oft, wir werden ihrer überdrüssig, und das Raffinement hebt sich durch sich selbst auf. Das ist auch eine Eigentümlichkeit, eine der Kehrseiten der indischen Erzählungskunst.

Die Rahmenerzählung der Cukasaptati drang über die indischen Grenzen hinaus zu den Persern und zu den Türken,[1] kam also an die Schwelle des Abendlandes.

Die Rahmenerzählung des Siddhapati ist in Indien verloren, läſst sich aber aus den auſserindischen Fassungen herstellen und kam nach dem Abendlande. In ihr (d. h. in dem Teile, der uns hier interessiert) sind zwei Geschichten verbunden und dann erweitert. Einmal eine der vom Weib des Potiphar sehr ähnliche: die Frau eines Königs will dessen Sohn verführen, er sträubt sich, sie verklagt ihn beim König, er habe ihr nachgestellt; der König glaubt ihr und will ihn zum Tode verurteilen. Zweitens die durch eine Doppelgeschichte, eine von einem schlechten Mann und eine von einer schlechten Frau gerade in Indien oft ausgetragene Streitfrage: wer ist schlechter, die Männer oder die Frauen?[2] Beide Fabeln sind im Siddhapati derart ineinander geschoben: der zum Tode verurteilte Prinz muſs sieben Tage schweigen infolge eines bestimmten Gelübdes und kann sich nicht verteidigen. Daher gibt der König den Befehl zur Hinrichtung, aber in diesem Augenblicke tritt ein Minister vor und gebietet Einhalt: der König möge der Frau nicht glauben, die Frauen seien heimtückisch und schlecht; zum Beweis erzählt er eine Geschichte. Der König, überzeugt, zieht den Hinrichtungsbefehl zurück. Da erhebt sich die Frau, um eine Geschichte von der Niedertracht der Männer vorzutragen, mit dem Erfolge, daſs der König den Hinrichtungsbefehl wiederholt. Ein zweiter Minister erwidert mit einer Geschichte von der Niedrigkeit der Frauen, und so geht es weiter, bis die sieben Tage mit Geschichte und Gegengeschichte ausgefüllt sind, der Prinz sprechen darf und die gerechte Strafe über die schuldige Frau kommt.

Man erkennt leicht die gleiche Technik wie in den früheren Fällen: wie in der Vetâlapañcavimçati entsteht die Rahmengeschichte aus zwei Fabeln: die Geschichten werden immer in dem Augenblicke vorgetragen, in dem es sich um Tod oder Leben

[1] *Tuti Nameh*, übers. von Iken, Stuttgart 1822; *Tuti Nameh, das Papageienbuch*, übers. von Georg Rosen, Leipzig 1858.
[2] Vgl. z. B. Vetâlapañcavimçati Nr. 3.



handelt, und sie können immer neue Aufmerksamkeit verlangen, da es sich um eine unlösbare Frage handelt, deren Lösung doch immer von neuem versucht wird.

Dieser Siddhapati blieb uns in vielen abendländischen und morgenländischen Rezensionen erhalten, er wanderte durch die ganze mittelalterliche Welt und hinterliefs in ihrer Literatur überall tiefe Spuren, denn er war eins der verbreitetsten und gelesensten Märchenbücher.[1]

Auch die Rahmenerzählungen des Pantschatantra — es sind in den ersten vier Büchern einfache, in der buddhistischen Literatur erhaltene Fabeln, durch eine Fülle von Geschichten auseinandergerissen, die immer wieder eine in die andere geschoben werden[2] — kamen von Indien nach anderen asiatischen Ländern und nach Europa, wo man sie übersetzte, umarbeitete und erweiterte.[3]

Da nun die vorgeführten Beispiele zeigen, dafs in Indien die Technik der Rahmenerzählung besonders produktiv ist, dafs sie dort fein ausgebildet und virtuos beherrscht wurde, da zwei dieser indischen Rahmenerzählungen aufserdem nach Europa kamen und die Vorliebe für Einschachtelungen eine orientalische ist, darf man die Inder getrost die Erfinder der Rahmenerzählungen nennen. Wenn abendländische Erzähler, etwa Boccaccio und seine Nachahmer, ihre Geschichten in einen Rahmen einordnen, so folgen sie bewufst oder unbewufst dem indischen Vorbilde.

Wir konnten auch die seltsame Vollendung der indischen Erzählungskunst in verschiedenen Fällen verfolgen. Und wir beobachteten, dafs diese Erzählungskunst von Geschichten und Motiven ausgeht, die gar nichts Besonderes oder Bemerkenswertes haben, die auch andere Völker erfanden oder erfinden konnten.

Das ist eben der Schlüssel für die Beantwortung der Frage

---

[1] Bibliographie jetzt bei Chauvin Bd. VIII (1904) Syntipas, bes. 33 f.

[2] Buch I = *Jātaka* 349; Buch II = *Jātaka* 306; Buch III = *Jātaka* 270; Buch IV = *Jātaka* 208 (vgl. 57. 224. 342).

[3] Die Rahmenerzählung von Tausendundeiner Nacht ist wohl auch in Indien entstanden. Jedenfalls begegnet ihr Hauptmotiv schon frühzeitig in der indischen Literatur, und die Auffassung der Frauen, die daraus spricht, ist durchaus buddhistisch. Der Inhalt ist im Indischen etwa der: Zwei Männer, empört über die Untreue ihrer Frauen, ziehen in die Welt und sehen abends einen Drachen, der aus seinem Innern eine Frau herausholt, er ergötzt sich mit ihr und schläft dann ein. Sie bemerkt die Fremden, die sich versteckt hatten, verlockt sie zum Beischlaf und zeigt ihnen an Ringen, die sie besitzt, dafs sie den Drachen, der bei ihr, die er in sich aufbewahrte, jede Untreue ausgeschlossen wähnte, schon hundertmal betrog. *Jātaka* 436; Somadeva X, 63 (Tawney II, 79), X, 64 (Tawney II, 93; dort seltsam mit der Geschichte vom Meisterdieb verbunden); Chauvin V, 190. VIII, 59. — Man vergleiche auch Ariost, *Rasender Roland*, 28. Gesang.



nach dem Einfluſs der indischen Märchen: diese Märchen haben genau die gleiche Herkunft wie die der anderen Völker auch, nirgends aber sind diese Motive mit solchem Geschick erfaſst, nirgends alle nur möglichen Wirkungen so erkannt, nirgends sind sie so märchenhaft gesteigert und vervielfältigt wie in Indien. Dadurch wurden diese Märchen zu so einzigartigen Gebilden, deren Zauber sich die ganze Welt nicht entziehen konnte.

Aber es bedarf noch mancher Beispiele, bis diese Behauptung einleuchtend und überzeugend bewiesen ist.

II. Zauber- und Verblendungsmärchen. Ich führe nun einige Märchen mit Zauberei, Spiegelung und ähnlichen Motiven vor: die ersten zeigen, daſs die Inder aus allgemeinen und auch sonst verwerteten Motiven Märchen schufen, die uns als etwas ganz Neues überraschen, die späteren, daſs gerade die in Indien emporgehobenen Märchen nach Europa wanderten.

Wir greifen zuerst wieder auf Bekanntes zurück. Viele Völker kennen, wie wir erfahren, das Motiv vom Zauberschlaf (vgl. oben *Archiv* CXIII, 253): die Inder erzählen es märchenhafter, zauberschöner und zugleich tiefer als alle anderen: nur der Leib eines Mädchens weilt auf dieser Erde, ihre Seele schläft in einem fremden, goldenen Wunderland, und sie darf nur dem gehören, der in dies Wunderland eindringt. — Und: die goldene Pracht des Paradieses stellen auch die Märchen anderer Völker wehmütig und resigniert der dürftigen Armut dieser Erde gegenüber — in keinem Märchen aber erscheint der Gegensatz so unmittelbar, so demütigend und so hoffnungslos wie im indischen: nach langer Wanderung, nach kaum überwindlicher Mühsal erkämpft sich der Märchenheld den Eingang zum Paradies, und in einem Augenblick wird er vom Himmel auf die Erde herabgeschleudert.[1]

Schon primitive Völker und die alten Kulturvölker erst recht hatten, wie wir bemerkten, an Zauberstückchen ihre Freude: ein Zauberer täuscht etwa einem Mädchen einen reiſsenden Strom vor, sie hebt die Röcke ganz in die Höhe und sieht unter dem Gelächter der Anwesenden zu ihrer Beschämung, daſs sie einen kleinen Bach, der ihr kaum die Füſse netzte, für den ungeheuren Strom gehalten.[2]

Die jüdische Sage erzählt ein sehr ähnliches Motiv, aber nicht als Zauberstück, sondern als Sinnestäuschung: König Salomo hat in seinem Palast einen kristallenen Fuſsboden; als die Königin von Saba kommt und diesen sieht, hebt sie die Röcke hoch

[1] Vgl. von der Leyen, *Indische Märchen* 187 f.; Benfey, *Pantschatantra* I, 152.

[2] Vgl. oben *Archiv* CXIII, 266, wo auch über die Herkunft des Motivs, auſserdem Voretzsch, *Epische Studien* 264; Liebrecht, *Zur Volkskunde* 115.



in die Höhe, in der Meinung, es sei Wasser, und zeigt dabei ihre Beine. Salomo hatte die Herrscherin absichtlich getäuscht, um zu erfahren, ob sie dämonischer Abkunft sei und tierische Beine habe.[1]

Im Indischen erscheint das gleiche Motiv mehrfach variiert. Die Cukasaptati (textus simplicior 60) berichtet vom klugen Haridatta, dem ein anderer Fürst seine Prunkhalle zeigte; als er die von mannigfachen Edelsteinen funkelnde Halle erblickte, konnte er nicht unterscheiden, ob sie aus Wasser oder fester Masse bestehe, da warf er eine Betelnuſs hin, erkannte, daſs es kein Wasser war, und ging heim.

Im Indischen und Jüdischen ist die Sinnestäuschung das Hauptmotiv, die Königin von Saba unterliegt ihr, der kluge indische Minister beugt ihr vor.

Auch nach der entgegengesetzten Richtung haben die Inder das gleiche Motiv gesteigert. Im Mahābhārata hat der König Judhishthira einen kristallenen, mit lotosgleichen Edelsteinen bedeckten Estrich, den hält Durjodhana für einen Wasserteich und zieht seine Kleider in die Höhe, nachher hält er einen wirklichen Teich für einen künstlichen und fällt hinein.

Die Inder verdoppeln hier die Sinnestäuschung und erhöhen dadurch ihre Komik. Denn der Getäuschte, der zum Schluſs wirklich ins Wasser fällt, gerade darum, weil er die erste Beschämung vermeiden will, wirkt viel komischer als der, der nur einmal begreiflicherweise einen Kristallboden für Wasser gehalten hat. Dieser Kristallboden scheint im Indischen einem Teich dadurch noch ähnlicher, daſs ihn Edelsteine bedecken, die den Lotosblumen im Teiche gleichen.

Da nun nur im Indischen und Jüdischen der Kristallboden und die Sinnestäuschung statt der Verzauberung begegnen, liegt die Annahme nahe, daſs die jüdischen und indischen Versionen unmittelbar zusammenhängen. Wer der Gebende war, ob Juden oder Inder, läſst sich kaum feststellen. Jedenfalls haben die Inder dies Spiegelungsmotiv vielfältiger zur Geltung gebracht, sie haben es auch zu einer Reihe anderer, lustiger und tiefsinniger Geschichten ausgesponnen.[2]

---

[1] Wilhelm Hertz, *Rätsel der Königin von Saba* (*Gesammelte Abhandlungen* S. 421 f. 427 Anm. 2).

[2] Ich erwähne hier die folgenden: *Cukasaptati, textus ornatior* 50: Eine Stiefmutter miſshandelt ihren Stiefsohn. Dieser, um sich zu rächen, sagt dem Vater: ich habe einen zweiten Vater. Der glaubt der Verleumdung und miſshandelt nun die Frau; sie ahnt die Rache ihres Stiefsohnes und verspricht ihm feierlich die beste Behandlung, wenn er den Vater versöhne; da zeigt der Sohn dem Vater dessen Bild im Spiegel: das ist mein zweiter Vater, sagt er. Und nun leben alle drei im Frieden. — Zu vergleichen wäre damit die Geschichte *Cukasaptati, t. s.* 28, *t. o.* 37 (s. Liebrecht, *Zur Volkskunde* 135; Chauvin VIII, 98): Eine Frau genieſst ihren Lieb-



Uns allen ist ein Spiegelungsmotiv aus einer wunderhübschen griechischen Fabel bekannt: ein Hund trägt ein Stück Fleisch im Maul, sieht, wie sich dasselbe Fleisch im Wasser spiegelt, hält es für ein anderes, gröſseres, und schnappt danach, wobei ihm sein Fleisch fortfällt, so daſs er nun gar nichts hat.[1]

Die Inder erzählen eine ganz ähnliche Fabel so: ein Schakalweibchen mit einem Stück Fleisch im Maul kommt an einen Fluſs, an dessen Ufer ein groſser Fisch liegt. Es legt das Fleisch fort und schnappt nach dem Fisch: aber ein Geier stürzt sich aus der Luft herab und entführt das Fleisch, und der Fisch taucht in das Wasser zurück.

Dem Inder war das eine Tier der griechischen Fabel nicht genug, er verdreifachte die Tierzahl und führte Schakal, Fisch und Geier in die Fabel ein: ein Tier des Landes, eins der Luft und eins des Wassers. Das indische Schicksal bestraft den gierigen Schakal mit ausgesuchter Bosheit: gerade die geringeren Tiere, Geier und Fisch, überlisten ihn und er ist doppelt betrogen, durch zwei Ereignisse, die er gar nicht erwartet, und die blitzschnell gleichzeitig kommen. Aber dies Raffinement gehört nicht in eine Geschichte, die gerade durch ihre Einfachheit so eindringlich wirkt, und durch dies Raffinement verschwand gerade das Wesentliche an ihr, daſs der Hund ein wirkliches Fleisch um eines gespiegelten willen fallen läſst. Im Griechischen straft sich vor allem die Dummheit, im Indischen die Gier des Tieres: es ist hier keineswegs aus Zufall ein Weibchen. Und im Indischen wird die Fabel noch weiter gebildet: die tierische Gier wird mit der noch gröſseren und verblendeteren menschlichen

---

haber unter einem Baum, als ihr Mann sie ertappt, lügt sie, der Baum sei verhext, wer unter ihm liege, erscheine doppelt, und zwar habe er als Mann immer eine Frau und als Frau einen Mann neben sich liegen. Sie steigt zur Probe sofort auf den Baum und entrüstet sich über den Mann, der in den Armen einer anderen liege: er glaubt ihr und ist versöhnt. — Und nun eine ernsthafte Geschichte buddhistischer Färbung (Somadeva XII, 72; Tawney II, 182): Ein Papagei klagt seinem gestorbenen Weibchen nach. Buddha, auch als Papagei, mahnt ihn, die nutzlose Klage zu lassen: das Weibchen sei als anderer Papagei wiedergeboren und habe ihn längst vergessen. Er führt den törichten Vogel ans Wasser und zeigt ihm sein Spiegelbild: das ist deine Frau. Der Papagei, entzückt, holt ihr die schönste Frucht und läſst sie ins Wasser fallen, tieftraurig sagt er dem Buddha: sie nahm sie nicht. Ja, antwortet er, du bist ihr eben gleichgültig. Und dann nimmt er den Vogel mit sich und schaut, zärtlich sich an ihn schmiegend, mit ihm in ein anderes Wasser, und nun überzeugt sich der Witwer wirklich, daſs sie ihn vergessen, bei einem anderen Trost gefunden, und ist geheilt. — Ursprünglich war das gewiſs eine lustige Fabel, die die Dummheit des Papageien verspottete, durch den Buddhismus wurde ein wunderlich weiser Betrug daraus, und die Anschauung klingt deutlich hindurch: die ganze Welt ist solche trügerische Spiegelung.

[1] *Pantschatantra* IV, 8; *Jâtaka* 374; Benfey I, 79. 179. 348; Schiefner Ralston, *Tibetan tales* 229.

verglichen. Das ist ein echt buddhistischer Gedanke. Eine Frau — erzählt das Pantschatantra — stahl ihrem Mann das Vermögen und ging mit einem Schelm auf und davon. Sie kamen an einen Fluſs: da sagte der Schelm, er wolle erst das Geld und dann sie hinübertragen, und damit sie noch leichter würde, solle sie ihm auch ihre Kleider geben. Sie tat es, und er ging davon, so daſs sie ohne Geld, ohne Kleider und ohne Mann sitzen blieb. In diesem Zustande sah sie das Schakalweibchen, das sich um sein Fleisch brachte, und glaubte das Tier verhöhnen zu müssen, das aber den Hohn treffender zurückgab: ihre, der Menschin, Torheit sei noch viel gröſser.

Wir haben hier ein Beispiel, daſs eine wunderhübsche, wirksame kleine Geschichte durch die indische Erzählungskunst entstellt, in ihrem Wesen unkenntlich gemacht und in etwas ganz anderes verwandelt wird: eben weil die Inder von ihrem Raffinement und die Buddhisten von ihrer Weltanschauung nicht lassen können, bringen sie beides in Fabeln, die das gar nicht vertragen. Die Entstellung zeigt somit, unwiderleglicher noch als die Steigerungen und Vertiefungen von Motiven, die wir kennen lernten, wie eng indisches Raffinement, indische Erzählungskunst und indische Weltanschauung zusammenhängen.

Benfey behauptete nun, daſs die meisten indischen Tierfabeln aus Griechenland stammten, während die Märchen, mit der Geschichte von den Ohren des Midas als einziger Ausnahme, von Indien aus durch die übrige Welt gewandert seien. Diese Scheidung läſst sich nicht aufrechterhalten. Auf die indischen Fabeln kann ich hier nicht eingehen: mir scheint, daſs sie selbständiger sind, als Benfey zugab, die Untersuchungen anderer müssen zeigen, was an ihnen original war und was stark genug zum Einfluſs auf andere Völker. Die indischen Märchen aber sind von denen anderer Völker nicht so unabhängig, wie Benfey meinte, manche griechische Geschichte, wohl auch jüdische und ägyptische, drangen in sie ein — wir werden noch manches derart zu betrachten haben — und wurden weiterentwickelt; entwickelt freilich durch eine Erzählungskunst, die auſserhalb Indiens nicht ihresgleichen hat. —

Ich komme nun noch einmal zu den Visionen. Dem durch Haschisch Berauschten erscheint 'ein kleiner Stein als gewaltiger Felsblock, ein schmales Rinnsal als breiter Strom' (vgl. oben *Archiv* CXIII, 266). In einem indischen Märchen ist von einem Prinzen erzählt, den ein Geist (Râkschasa) verfolgt. Als dieser ihn packen will, wirft er etwas Erde hinter sich, es entsteht ein Berg. Der Râkschasa übersteigt ihn und kommt dem Prinzen wieder nahe: er wirft etwas Wasser hinter sich, es entsteht ein Strom, der Râkschasa durchschwimmt ihn; er wirft Dornen hinter sich, es entsteht ein Wald, der Râkschasa will ihn durchschreiten, da

wirft er Feuer hinein, und vor dem gewaltigen Brande kehrt der Riese um.[1]

Diese Episode des indischen Märchens hat die Eigentümlichkeiten der indischen Erzählungskunst: das gleiche Motiv, vierfach variiert und vierfach gesteigert, und es bleibt nicht ein Erzählungsmotiv, es greift rettend und helfend in die Handlung ein: im Moment, in dem wir den Verfolgten verloren glauben, wirft er Erde, Wasser, Dornen und Feuer hinter sich, und zu unserer staunenden Überraschung vergröſsern sich und wachsen diese unscheinbaren Dinge ins unendliche, bis auch der Geist mit überirdischen Kräften vor ihnen umkehrt.

Die gleiche Verfolgungsgeschichte — natürlich variieren die zurückgeworfenen Gegenstände — erscheint auch als Episode in vielen auſserindischen Märchen; freilich nirgends so klar und anschaulich erzählt wie im indischen selbst. Da nun die Entwickelung dieser Episode aus dem einfachen Motiv durchaus der Entwickelung entspricht, die wir bei den auf Indien beschränkten Märchen beobachteten, haben wir hier ein sehr augenfälliges Beispiel von dem Einfluſs und der Wirksamkeit eines indischen Märchens.[2]

Der Zauberer ist, wie ich vielleicht schon zu oft betonte, bei allen Völkern charakterisiert durch seine unbegrenzte Verwandelungsfähigkeit. Er kann jede Gestalt annehmen, die er annehmen will, er kann etwa als Vogel und Fliege, als Fuchs und als Stier, als Gerstenkorn und als Ring, auch als Mensch,[3] er kann zu ungeheurer Gröſse anschwellen und zu unbemerkbarer Winzigkeit zusammenschrumpfen. Aus diesem Glauben haben sich märchenhafte Geschichten früh entwickelt. Von Zeus erzählten die Griechen, er habe eine Zauberin Metis, die verschiedene Gestalten annehmen konnte, verschluckt, als sie in eine Fliege sich verwandelte.[4] Dieser Geschichte steht sehr nahe die uns durch den gestiefelten Kater bekannte: der gestiefelte Kater bittet einen mächtigen Zauberer, er solle sich doch in eine Maus verwandeln, der Zauberer erfüllt die Bitte, der Kater stürzt auf die Maus zu und verschluckt sie.[5]

---

[1] Somadeva VII, 39; vgl. Hertel, *Bunte Geschichten* 101 ff.

[2] Vgl. Reinhold Köhler I, 173. 175; Cosquin Nr. 32; Benfey, *Göttinger Gelehrte Anzeigen*, 1862, 1220 f.

[3] Man vergleiche die Geschichten, in denen ein Zauberer die Gestalt eines anderen, der verreist ist, annimmt, bis er schlieſslich entlarvt wird. Die abwechselungsreichste und überraschendste dieser Geschichten entstand auch in Indien und hat sich von dort aus verbreitet; siehe oben *Archiv* CXIV, 1 Anm. 4; dazu Lescallier, *Trône enchanté* 130 f.; Chauvin VIII, 157.

[4] Vgl. Andrew Lang, *Myth, Ritual and Religion* I, 314. Bei *Saxo Grammaticus* kann die Zauberin Harthgrepa alle Gestalten annehmen (I, 21 ed. Holder S. 37).

[5] Vgl. Reinhold Köhler: zu Laura Gonzenbach Nr. 65 (*Zs. des Vereins für Volkskunde* 6, 165); *Kleine Schriften* I, 28. 371. 416. 558; *Archiv für*

Die Inder kannten solche Geschichten auch, und am hübschesten ist eine dieser Art und indischer Herkunft in Tausendundeiner Nacht erzählt: Ein Fischer fand einen in einer Flasche verschlossenen Geist und befreite ihn aus seiner Haft. Da verwandelte sich der Geist sofort in ein fürchterliches Ungeheuer und rief dem Befreier zu, er müsse ihn nun morden. Doch jener antwortete, er glaube nicht, daſs dies Ungeheuer, was der Geist nun sei, vorher in der kleinen Flasche habe Platz finden können, und bat ihn, er möge doch wieder zurückkriechen: der Geist, stolz auf seine Kunst, erfüllte die Bitte, der Fischer verschloſs sofort die Flasche und warf den Geist ins Meer zurück.[1]

Dies indische Märchen unterscheidet sich von den europäischen, insofern wir bei ihm erleben, wie der Geist zuerst ohnmächtig ist, dann überwältigend und toddrohend anschwillt und zum Schluſs infolge seiner törichten Eitelkeit sich wieder in seine frühere Ohnmacht zurückbringt. Auſserdem triumphiert im Indischen ein Mensch, kein Tier mit übernatürlichen Kräften und kein Gott, über den Geist.

Die Geschichte in Indien ist also sinnenfälliger, im Aufbau symmetrischer, wir sehen den jähen Übergang von Ohnmacht zur Übermacht und zur Ohnmacht zurück, und die Geschichte ist im Inhalt freier, im menschlichen Sinne reicher als die europäischen Parallelen. Darum hat sie sich auch in der ganzen Welt durchgesetzt und lebt bei vielen Völkern, auch bei den Deutschen, als Volksmärchen. Sie gelangte namentlich durch die Vermittelung der Araber nach dem Abendlande. —

Zauberer liebten es, ihre Künste im Wettkampfe zu erproben und zu vergleichen, davon erzählten die Völker gern, denn solche Wettkämpfe enthielten gleich mehrere Zauberstücke und -geschichten auf einmal. Aus dem alten Ägypten sind uns Geschichten von Zauberwettkämpfen erhalten, und an den mit diesen verwandten Rätselwettkämpfen hatten die Dichter der Edda die gleiche Freude wie die des Orients.[2] Es wurden auch Verwandlungswettkämpfe erzählt: alte Mythen, aus dem Veda und der Edda, melden als kühne Tat eines Gottes, daſs er, in einen Vogel verwandelt, einen Trank raubte, und daſs der Besitzer des Trankes, auch als Vogel, ihn verfolgte.[3]

Die Inder haben ein Märchen, darin verfolgen sich zwei Zauberer und messen sich gleichzeitig in einem Verwandlungs-

---

slaw. Philologie VII, 314; Cosquin I, XXXII; ders., *Les contes populaires et leur origine*, 1895, S. 23; Wünsche, *Sagenkreis vom geprellten Teufel*, 1905, 97.

[1] Vgl. oben *Archiv* CXIII, 267 und die dort angegebene Literatur. Dazu Chauvin VI, 25 Anm. 3.

[2] Vgl. von der Leyen, *Märchen in Edda* 51; R. Köhler III, 365 f.

[3] Kuhn, *Herabkunft des Feuers*[2] 138; von der Leyen, *Germanist. Abhandlungen für Paul* 147 f.; Usener, *Götternamen* (1895) 204 Anm. 1.

wettkampf, aber in einem Kampf auf Leben und Tod. Beide verfolgen sich zuerst als Vögel, der Verfolgte wird zum Ring an der Hand einer Königstochter, der Verfolger, in einen Mann verwandelt, kauft ihn der Königstochter ab, der Ring verwandelt sich in Gerstenkörner, der Mann in einen Hahn, der die Gerstenkörner auffrifst, das letzte Gerstenkorn in einen Fuchs, der den Hahn totbeifst. Schlag auf Schlag folgen sich die Verwandlungen, so dafs wir kaum Atem holen können; eine Verwandlung ist überraschender als die andere, und immer bleiben der Verfolgende und der Verfolgte zugleich in fortwährend wechselnder Lebensgefahr, wir wissen bis zum Schlufs nicht, wer Sieger bleibt, und endlich siegt gerade der Verfolgte, von dem wir dachten, dafs er doch unterliegen würde.

Kein anderes Volk hat einen Verwandlungskampf so aufregend, mit dieser Fülle von Überraschungen und in diesem überstürzenden Tempo erzählt wie die Inder. Wir erkennen — und damit beweist sich, dafs dies Märchen nur in Indien entstanden sein kann — auch sofort die Eigentümlichkeiten ihrer Erzählungskunst: Vervielfältigung eines alten Motivs, dies Motiv, der Verwandlungswettkampf, wird gesteigert zu einem Kampf auf Leben und Tod, und die Spannung bleibt während des ganzen Märchens die gleiche. Dies Märchen ist nun wieder siegreich durch die ganze Welt gezogen, in Einzelheiten abweichend, im grofsen und ganzen das gleiche, kehrt es fast bei allen europäischen Völkern wieder, von der Türkei bis zur Bretagne und bis zum hohen Norwegen.[1]

Die echt indischen Eigentümlichkeiten des Märchens werden recht anschaulich, wenn man es mit einem anderen verwandten Inhalts vergleicht, das sich auch weit verbreitet hat, mit dem Märchen vom Riesen ohne Seele. Dessen Seele ist meist 'eingeschachtelt' — in einem Ei, dies in einem Vogel, der in einem Widder. Der Held, der den Riesen besiegen soll, hat dies Geheimnis erfahren, und mit Hilfe dankbarer Tiere bemächtigt er sich der Seele: ein Hund besiegt ihm den Widder, ein Habicht die auffliegende Ente, ein Fisch holt das aus dieser herabfallende Ei aus dem Wasser; er zerdrückt es und tötet dadurch den Riesen. Das Märchen entsprang, wie schon dargelegt wurde (oben *Archiv* CXV, 8 Anm. 2), aus uralten Vorstellungen von der Seele, diese Vorstellungen wurden ineinander geschachtelt. Die Vorgänge entwickeln sich hier nun langsam, einer nach dem anderen, man möchte fast sagen programmäfsig, wir sind gar nicht im Zweifel, dafs der Held die Seele des Riesen endlich packt, und von dessen Qual und Angst hören wir gar nichts oder wenig,

---

[1] Clouston, *Popular Tales and Fictions* I, 413; Benfey I, 410; R. Köhler I, 138.



je nach der wechselnden Begabung der Erzähler; denn weit von dem Riesen wird seine Seele gefangen und vernichtet, er selbst ist eigentlich gar nicht dabei. Die ganze Lebendigkeit, die atemlose Spannung und die überschnelle Steigerung[1] des indischen Märchens fehlt hier.[2]

---

[1] Ein ähnliches überstürzend rasches Tempo hat die indische Geschichte von den Honigtropfen im Siddhapati, vgl. Chauvin VIII, 41 f.: Tropfen von Honig, den ein Jäger gefunden, fallen bei einem Bäcker auf die Erde, Mücken setzen sich auf den Honig, die Katze des Bäckers stürzt sich auf die Mücken, der Hund des Jägers auf die Katze, tötet sie, der Bäcker tötet den Hund, der Jäger entzweit sich mit dem Bäcker, die Dörfer der beiden bekriegen sich.

[2] Dies Märchen begegnet auch in modernen indischen Sammlungen, und diese erhöhen die Spannung sofort: die Seele ist etwa in einem Vogel, dem langsam Federn, Flügel, Füſse ausgerissen werden, bis er stirbt, und der Riese verliert zu gleicher Zeit unter gröſsten Qualen eins seiner Glieder nach dem anderen (Frazer[2] III, 353 f.). Von diesen modernen indischen Märchen möchte ich bemerken, daſs sich ja manchmal wertvolles und seltenes Erzählungsgut unter ihnen verbirgt — ich erinnere etwa an Landes, *Contes et Legendes Anamites*, Paris et Saigon 1884—86, und an Minayeff (Minaef), *Indiiskia Skaski y Legendy*, Petersburg 1877 —, sehr viele aber — man lese nur die Sammlungen von Frere *Old Deccan Days*, London 1868, und Steel and Temple, *Wide-awake stories*, Bombay 1884 — enthalten Märchen europäischer Herkunft, die durch Missionare und Europäer nach Indien getragen sind. Ihr ganzer Stil, ihre Breite, der kindliche Ton der Erzählung ist von den alten indischen Märchen grundverschieden. Wenn also frühere Forscher — ich nenne etwa Reinhold Spiller, *Programm der Thurgauischen Kantonschule* 1892/93, dazu Vogt, *Dornröschen-Thalia* (*Germanist. Abhandlungen* XII, 195) — bei europäischen Märchen, die nicht in alten indischen Sammlungen erschienen, dem Märchen von Dornröschen und Schneewittchen etwa, aus solchen modernen indischen Märchenbüchern Parallelen aufbrachten, diese ohne weiteres für die ältesten Formen der Märchen erklärten und aus ihnen die europäischen herleiteten, so war dies sehr verkehrt: die indischen Formen sind hier die abgeleiteten, die europäischen die ursprünglichen. — Der ausgezeichnetste Kenner des modernen indischen Märchens, der darin zugleich höchst interessante Varianten zu alten indischen Geschichten entdeckte, und dem Sammlungen zugänglich wurden, die auſser ihm, soviel ich weiſs, niemandem zugänglich sind, ist Emanuel Cosquin. Man vergleiche auch dessen Angaben über Märchensammlungen aus Asien und Afrika in *Les contes populaires et leur origine*, Paris 1895, 15 und 15 Anm. 1.

München. Friedrich von der Leyen.

(Fortsetzung folgt.)

Wielands 'Metamorphose' in seiner eigenen Beurteilung.

Eine Metamorphose nennt Wieland selbst mit kühner Erweiterung des Begriffes die geistige Wandlung, die ihn zum Dichter des 'Don Sylvio' und der 'Comischen Erzählungen' gemacht hat,[1] und deutet damit an, wie groſs auch in seinen Augen die Veränderung ist, die mit ihm vorgegangen: er ist gewissermaſsen eine andere Person geworden. *'Non sum qualis eram'* ruft er mit Horaz aus,[2] und wiederholt klingen briefliche Schilderungen des Gegensatzes zwischen einst und jetzt in ein *'Voilà bien du changement!'* aus.[3] Es ist ihm wohl bewuſst, daſs auch seine Leser denselben Eindruck haben müssen. Selbst sein damaliger Intimus Zimmermann gesteht in einem Schreiben an Tscharner[4]: *'son système présent est le rebours de son système passé.'*

Auch die Vorwürfe und Anfeindungen, die ein so tiefgehender Wechsel der ganzen Lebensanschauung zu erregen pflegt, kommen Wieland nicht unerwartet, und im Hinblick auf sie wird es ihm schwer, Farbe zu bekennen. Wenn Zimmermann in seinem Buche 'Von der Erfahrung in der Arzneykunst' (I, 211) schreibt: 'Einem Arzte ... soll es ebenso wenig schwer fallen, der Welt zu gestehen, daſs er im Irrthum war, als es izt einem Wieland schwer fiele, zu gestehen, daſs er den Horaz dem Plato, den Chaulieu dem Young ... vorzieht,' so steht das in direktem Widerspruch zu dem, was ihm der Freund selbst kurz zuvor geklagt hatte: *'Je ne sens, que trop, combien il est difficile et prèsque impossible de rentrer de bonne grace dans ce bas-monde, après avoir débuté par des voyages dans l'autre.'*[5] Der 'Don Sylvio' geht ohne den Namen des Verfassers in die Welt, und Geſsner und Zimmermann gegenüber begründet Wieland diese Vorsicht mit dem drohenden Spotte des Publikums.[6] Zimmermann muſs sich wegen seiner öffentlichen Anspielung den Vorwurf der 'Waschhaftigkeit' gefallen lassen. 'Sie haben nicht bedacht, daſs der Schaden, den Sie mir

---

[1] *Ausgew. Briefe* II, 195. [2] Ebenda 194. [3] Ebenda I 270, II 195.
[4] *Briefe von Zimmermann, Wieland und Haller an Tscharner*, 1881, S. 52; vgl. a. *Ausw. denkw. Briefe W.s* I 31.
[5] *Ausgew. Br.* II 195 f. [6] Ebenda 223, *Ausw. denkw. Br.* I 5.

durch eine solche Etourderie zuziehen können, gröſser ist als der nützliche Gebrauch, den Sie etwa in Ihrem Buche von dergleichen Factis machen können' fügt Wieland etwas gereizt hinzu.[1] Er straft den 'Schwätzer', indem er ihm den 'Endymion' vorenthält, um weitere Indiskretionen zu vermeiden. Nichtsdestoweniger lesen wir in einem kurz darauf geschriebenen Briefe an Geſsner: 'Ich hasse alle Gleisnerey, und sobald ich anders denke als ehemals, so scheue ich mich auch nicht, es zu sagen.'[2]

Zwar klagt Wieland bald nach Erscheinen des 'Don Silvio', man solle doch endlich aufhören, ihn auf Grund seiner literarischen Vergangenheit mit besonderem Maſsstabe zu messen,[3] aber alle Angriffe hindern ihn nicht, die 'Comischen Erzählungen' ans Licht treten zu lassen, auch nicht das Bewuſstsein, Öl damit ins Feuer zu gieſsen.[4] Die Kritik äuſsert sich seiner Erwartung gemäſs anerkennend, aber doch befremdet und nicht frei von Sticheleien. Eine rühmliche Ausnahme macht Abbt, der in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* (I, 2, 227) die Erklärung der Metamorphose der Nachwelt überläſst und schlicht und vornehm sich begnügt, 'schön zu finden, was schön ist, es mag herkommen von wem es will.'

Die geteilte Aufnahme, die 'Musarion' findet, veranlaſst Wieland schlieſslich doch noch zu einem öffentlichen Bekenntnis, das er in Form eines Schreibens an Weiſse der zweiten Auflage voranschickt. Er anerkennt die Philosophie der Grazien, die am Schlusse der Dichtung so genial erklärt wird, als seine eigenste Lebensauffassung und betont, wie begreiflich ihm selbst die Entrüstung der 'modernen Sophisten und Hierophanten' sei. Diese verächtliche Bezeichnung wird in der *Hamburgischen neuen Zeitung* von Gerstenberg zurückgewiesen, dem der Tadel der Majorität durchaus berechtigt erscheint.[5] Noch in den siebziger Jahren des Jahrhunderts hält der Widerspruch an, zumal von seiten der Theologen. Aber auch da noch zeigt Wieland sich frei von Einseitigkeit, wie ein Brief an F. H. Jacobi[6] beweist: 'Ich verdenke es diesen Herrn nicht, daſs sie so urteilen; es war eine Zeit, da ich ebenso dachte wie Sie.' Stets tröstet er sich damit, daſs die 'Vernünftigen', die 'Weisen'[7] verstehen werden, daſs sein Abfall von den Idealen der Jugend erfolgt ist, *'sans que ce qui constitue le vrai mérite d'un homme de bien en ait souffert la moindre altération,'*[8] und daſs nur den 'schwachen und guten Seelen', den *'petites âmes'*[9] — sei ihre Zahl auch noch so groſs —

[1] *Ausgew. Br.* II 226. [2] *Ausw. denkw. Br.* I 10. [3] *Ausgew. Br.* II 244. [4] Ebenda 249 f.
[5] *Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh.* 128, S. 236.
[6] *Neue Br. W.s*, hrsg. v. Hassencamp, 1894, S. 262.
[7] *Ausgew. Br.* I 365, 366. [8] Ebenda II 195.
[9] Ebenda 250 u. 196.

der Zusammenhang dunkel bleiben mufs, der den Dienst der Grazien mit der platonischen Schwärmerei von einst verbindet.

Denn dafs ein solcher Zusammenhang besteht, würde nach Wielands Überzeugung[1] eine chronologische Darstellung der Entstehungsgeschichte seiner Werke unwiderleglich dartun. Eine kurze Skizzierung dieser Entwickelung in Heinses Briefen[2] beruht vielleicht auf eigenen Äufserungen Wielands, mit dem Heinse damals in Erfurt verkehrte. — Zur Bekräftigung seiner Ansicht weist Wieland darauf hin, welch starke Kontraste in Platos Werken zutage träten, ohne dafs man ihm je einen Vorwurf daraus gemacht habe.

Damit stimmt es überein, wenn der Dichter daran festhält, dafs der Prozefs in seinem Innern ein allmählicher gewesen sei, so plötzlich und unvermittelt er auch dem Publikum habe vorkommen müssen. 'Natürlich und gradatim' ist es damit zugegangen, wie er später an Leonh. Meister schreibt,[3] oder, nach einer Schilderung aus dem Ende der fünfziger Jahre, *'par des degrés presque imperceptibles.'*[4] Andeutungen, die eine genauere Festlegung der Übergangszeit zu ermöglichen scheinen, begegnen in den Briefen des öfteren, aber sie harmonieren leider recht wenig. Während es im März 1758 einmal heifst: *'Je commence de plus en plus à me familiariser avec les gens de ce bas-monde,'*[5] wird im April des gleichen Jahres diese Rückkehr zum Irdischen bereits als beendet dargestellt.[6] Vier Jahre später liegt sie weit zurück.[7] 1764 soll der 'Abfall von der platonischen Partei' 'vor einigen Jahren' erfolgt sein,[8] während eine andere, ziemlich gleichzeitige Stelle um volle acht Jahre zurückweist.[9] Ein Brief an Gefsner von 1766[10] führt wieder an die Wende der Jahre 1757 und 1758. Diese Datierung der entscheidenden Wendung ist also die wahrscheinlichste. Freilich, wenn Wieland den 'Cyrus' und 'Araspes und Panthea' die ersten Früchte der Wiederherstellung seiner Seele nennt,[11] so fügt er mit Recht hinzu: 'Indessen konnte es nicht anders seyn, als dafs damahls alles noch sehr idealisch in meinem Kopfe war'; denn das erste Werk, in dem er sich wirklich völlig losgerissen hat von den Traditionen der Jugend, ist doch ohne Zweifel erst der 'Don Sylvio'.

Der Übergang erstreckt sich also auf mehrere Jahre, und demgemäfs blickt der Priester der Grazien bereits in manchem seraphischen Hymnus durch, ebenso wie später die Glut der einstigen Schwärmerei noch ab und zu leise aufflackert. — Schon 1757 pariert Uz die Angriffe unseres Dichters gewandt durch den Hinweis darauf, dafs 'der heilige Wieland selbst zuweilen

[1] Ebenda 368. [2] *Werke* (Inselverlag) 9, 34 f. [3] *Ausgew. Br.* III 385. [4] Ebenda I 270. [5] Ebenda I 259. [6] Ebenda I 270. [7] Ebenda I 194. [8] *Ausw. denkw. Br.* I 9. [9] Ebenda 10. [10] Ebenda 47. [11] *Ausgew. Br.* III 385.

schalkhaft schildere' und führt ein schlagendes Beispiel aus den *'Briefen von Verstorbenen'* an,[1] und die Kritik greift das begierig auf.[2] Wieland selbst nimmt an, dafs schärfer sehende Geister lange voraus wissen mufsten, welchen Weg er einmal gehen würde. *'Pour vous et vos semblables vous avez sans doute deviné et prévu tout cela de longue main, et vous en serez aussi peu surpris que moi'* schreibt er 1762 an Zimmermann[3] und ein andermal[4] malt er sich die Freude aus, die 'die Utze, die Lessinge und die Nicolai' bei der Lektüre des 'Parisurteils' über die Erfüllung ihrer Prophezeihungen haben würden. Rückschauend auf seine früheren Jünglingsjahre spricht er einmal von dem 'Kampf der sinnlichen Liebe mit dem überspanntesten Platonismus'.[5] Wie weit zurück er die Grundlagen seiner späteren Denkart verlegt, geht auch aus solchen Äufserungen hervor, in denen von einer 'Rückkehr' zu seinem ursprünglichen Wesen die Rede ist. Wir haben schon von einer 'Wiederherstellung seiner Seele in ihre natürliche Lage' gehört.[6] Ganz ähnlich drückt ein Brief an Zimmermann es aus mit den Worten *'ce rétablissement dans ma forme naturelle'* und *'je me trouve tout naturellement au point d'où je suis parti il y a dix ans.'*[7] Scharf weist aber Wieland stets den naheliegenden Verdacht zurück, dafs seine religiös-sittliche Begeisterung nur Heuchelei gewesen sei. Interessant in dieser Hinsicht ist die Gegenüberstellung des jungen und des gereiften Wieland in Mösers Schrift *'Über die deutsche Sprache und Literatur'* 1781 (Werke 9, 149). Er findet etwas Unwahres in den Erstlingswerken. Die Sprache scheint ihm mehr Empfindung zum Ausdruck zu bringen, als wirklich in dem Dichter wohnt, während sie später für die Fülle der wahren Empfindung zu eng ist. — Wie ein Schleier fällt, nach Wielands eigenen Worten,[8] der Pietismus von ihm ab; seine wahre, ursprüngliche Gestalt kommt zum Vorschein. 'Die Natur tritt wieder in ihr Recht ein' urteilt Gerstenberg, und ein anderer Kritiker findet, dafs der Dichter erst jetzt in seinem eigentlichen Elemente sei.

Dem allmählichen Auftauchen der wahren Physiognomie folgt ein wenn auch nicht ebenso langsames, so doch auch länger zu verfolgendes Verschwinden der letzten unechten Züge. Diese Zeit hat Goethe wohl im Auge, wenn er in 'Dichtung und Wahrheit' sagt: 'Er warf sich auf die Seite des Wirklichen und gefiel sich und andern im Widerstreit beider Welten,'[9] und in dem-

---

[1] In dem *'Schreiben des Verf. d. Lyr. Gedichte an einen Freund'*.
[2] *Biblioth. d. schönen Wissenschaft.* I 2, 425. [3] *Ausgew. Br.* II 196. [4] Ebenda 249 f. [5] Böttiger, *'Lit. Zustände'* I 218.
[6] Vgl. auch *W.s Briefe an Sophie v. La Roche,* hrsg. v. Horn 1820, S. 58 (*'guéri'*), und *Teutscher Merkur* 1774, I 312.
[7] *Ausgew. Br.* II 195, 194. [8] Ebenda I 365. [9] *Werke* (Weimarer Ausg.) 27, 90.

selben Sinne schreibt Heinse 1771 an Gleim:[1] 'Die Ideen vom geprüften Abraham, den Briefen der Verstorbenen und der Hymne auf die Erlösung liegen noch immer natürlicher Weise zugrunde in dem Kopfe des göttlichsten Mannes.' Auch Gerstenberg glaubt zeitweilige Rückfälle in die 'Enthusiastereien' der Jugend bei Wieland bemerkt zu haben (a. a. O. 390). Mehr scherzhaft gemeint ist dagegen Wielands Geständnis: *'j'éprouve que je me suis flatté trop tôt d'être guéri de l'enthousiasme'* in einem undatierten Briefe, der vermutlich ins Jahr 1765 gehört.[2] Immerhin haben wir selbst aus seinen alten Tagen Beispiele von merkwürdigen übertriebenen Gefühlsausbrüchen, die an die Exaltation des Jünglings gemahnen.[3] — In diesem Zusammenhang sei schliefslich noch erwähnt, dafs Wieland bei jeder Gelegenheit hervorhebt, seine Auffassung der Moral habe sich durchaus nicht wesentlich geändert,[4] eine Selbsttäuschung, die ebenfalls zu den letzten Spuren des inneren Kampfes gerechnet werden mufs.

Platonismus ist das Schlagwort, mit dem Wieland am liebsten den Zustand seiner Seele in den Jünglingsjahren bezeichnet (bes. *Ausgew. Br.* I 261 f., II 241, 242, Böttiger a. a. O., I 174). Plato beherrscht ihn in dieser Zeit ganz. *'Je ne vais plus instruire les jeunes filles dans les mystères de la philosophie de Platon'* heifst es in einem Briefe aus der Übergangsperiode[5] und wieder: *'Platon a fait place à Horace.'*[6] Bald nennt er sich *'revenu des rêveries de Platon,'*[7] bald redet er von einem Verlassen der 'platonischen Parthey' oder von der 'platonischen Schwärmerey' von einst.[8] Im 'Anti-Cato' (*Teutscher Merkur* 1773, III 110 f.) wird die Entwickelung eines Menschen wiedergegeben, dessen Jugend 'im Arm der Weisheit und der Tugend in edleren Übungen verfliefst.' Auch hier, wo offenbar eine Selbstschilderung vorliegt, ist Plato der Lehrer des jungen Weisen. In Gerstenbergs mehrfach zitierter Analyse der dichterischen Persönlichkeit Wielands (a. a. O. 389) wird ebenfalls betont, dafs die 'ansteckende schwärmerische Beredsamkeit' Platos ihm verhängnisvoll geworden sei. — Aber nicht nur sein Denken, auch sein Fühlen steht Jahre hindurch unter der Einwirkung des Griechen. Er gibt selbst zu, ein typisches Beispiel eines platonischen Liebhabers gewesen zu sein.[9]

Neben Plato hat der junge Wieland natürlich noch andere Vorbilder und Führer. Am besten unterrichtet darüber die schon erwähnte Stelle des 'Anti-Cato'. Einen Sokrates, einen Epiktet,

---

[1] *Werke* (Inselverl.) 9, 34. [2] *Br. an Sophie La Roche* 58.
[3] Böttiger a. a. O. I 197; *Ausw. denkw. Br.* II 109, vgl. a. 106 oben.
[4] Z. B. *Ausw. denkw. Br.* I 7. *Ausgew. Br.* II 224, 241 u. 262 f.
[5] Ebenda I 270. [6] Ebenda II 194 f. [7] Ebenda II 224. [8] *Ausw. denkw. Br.* I 9, vgl. auch *Ausgew. Br.* II 262, III 385. [9] *Ausw. denkw. Br.* I 198.

Plutarch und Xenophon verehrt er als die Weisesten der Weisen, Phocion, Timoleon, Diotima sind seine sittlichen Ideale. Von Zeitgenossen und Vertretern der näheren Vergangenheit ist in erster Linie der Mentor Bodmer zu nennen; bezeichnet sich doch Wieland selbst als Bodmérien![1] Auch als Anhänger Youngs bekennt er sich häufig, und er preist gern die Dichtungen der Elizabeth Rowe. Shaftesbury darf hier ebenfalls nicht fehlen. — Bald aber hören wir andere Namen erklingen. Young macht Chaulien Platz, und der einst geschmähte Uz kommt zu Ehren.[2] *'Je pense sur le Christianisme comme Montesquieu sur son lit de mort; sur la fausse sagesse des esprits sectaires et les fausses vertus des fripons comme Lucien: sur la morale spéculative comme Helvetius, sur la métaphysique — rien du tout; elle n'est pour moi qu'un objet de plaisanterie.'* So lautet ein Bekenntnis aus dem Jahre 1764.[3] Bemerkenswert ist, dafs auch Gerstenberg (a. a. O. S. 389) von einem Übergang 'von Plato zum Buffon oder Helvetius' spricht.

Am liebsten bezeichnet Wieland diesen Übergang als ein 'Herabsteigen' aus höheren Regionen in die irdische Wirklichkeit.[4] Denselben Ausdruck adoptiert dann Zimmermann in einem Briefe an Nicolai (bei Bodemann, *'Zimmermann'* S. 293). Die Flüge in ätherische Räume erscheinen dem reifer gewordenen Dichter als Verirrungen und Abenteuer, die er durch seine Jugend und durch Mangel an Erfahrung erklärt.[5] Er nennt sie 'puerile Extravaganzen' und 'moralische Don Quixotterien', und mit den Worten 'Man kann nicht immer ein Knabe seyn' emanzipiert er sich von dem Zwange einer ungesunden Moral.[6] Das Vorleben der menschlichen Seele, die seraphischeu Wesen und vieles andere sind ihm Chimären geworden.[7] Nicht von ihm, sondern von einem achtzehnjährigen Schwärmer, von einem 'jungen Gelbschnabel' sei Uz beleidigt worden, heifst es in Briefen an Riedel,[8] und diese Aufserung zeigt von neuem, warum Wieland bei anderer Gelegenheit nach dem Worte 'Metamorphose' griff.

Seine Jugendw e r k e verwirft der umgewandelte Dichter ebenso rücksichtslos wie seine Jugendi d e a l e. Er nennt sich selbst einen 'strengen Vater gegen seine ersten Kinder'.[9] Bodmer und Schinz gegenüber ist er freilich sorglich bemüht, jeden Verdacht, als ob er sich dieser Erstlinge schäme, zu entkräften.[10] Ein solcher Verdacht — der völlig berechtigt war, wie andere

---

[1] *Ausgew. Br.* I 365. [2] Ebenda II 250. *Ausw. denkw. Br.* I 9.
[3] *Ausgew. Br.* II 241.
[4] *Ausgew, Br.* I 368 (vgl. 315 u. *'Cyrus'* S. VI), II 195, 250, III 385, auch I 270, II 227, I 259, II 195, *Teutscher Merkur* 1773, III 111.
[5] *Ausgew. Br.* I 261, 315, 366, *'Idris'* 6 f.
[6] *Ausw. denkw. Br.* I 9 u. 10, *Ausgew. Br.* II 244. [7] Ebenda II 241.
[8] *Ausw. denkw. Br.* I 196, 211. [9] *Ausgew. Br.* I 368, vgl. auch III 315. [10] Ebenda II 92.

Aufserungen Wielands beweisen[1] — war besonders durch die Vorrede zum 'Cyrus' geweckt worden. Schinz soll sich nun sein Urteil nicht nach dieser 'eilfertigen' Vorrede bilden, sondern die Diskurse zu der Sammlung der *'Poetischen Schriften'* abwarten. Wie wenig diese geeignet waren, Schinzens Vermutung zu widerlegen, mögen Wielands eigene Worte in der Einleitung zum 'Idris' (S. 6 f.) zeigen: 'Dafs ich dieser Gefahr (nämlich der Selbstüberschätzung) glücklich entgangen sey, beweisen die Urtheile, die ich selbst über meine jugendlichen Poesien in der neuen Auflage, so im Jahr 1762 zu Zürich davon gemacht wurde, gefällt habe, und, wie ich hoffe, meine neuern Versuche.' — Die Verdammung der Jugendschriften wechselt ab mit der schon erwähnten Betonung des historischen Zusammenhanges der gesamten Produktion.

Wieland gibt uns auch über die Hauptfaktoren selbst Auskunft, die nach seiner Ansicht zusammengewirkt haben, um einen neuen Menschen aus ihm zu machen. *'Ce qui a le plus contribué,'* schreibt er 1762 an Zimmermann, *'à opérer ou plûtot* [sic!] *à achever entièrement cette métamorphose ... c'étoit principalement la suite de désastres, de peines, et de misères qui m'a poursuivi depuis mon retour dans ma patrie.'*[2] Derselbe Sinn liegt in den Worten: *J'ai appris par une longue expérience de privations, de peines, de soucis et de chagrins ce que vaut le plaisir.'*[3] Freilich, diese trüben Erfahrungen fallen bereits in die Biberacher Zeit und haben, wie Wieland selbst zum Ausdruck bringt, das Werk nur zu Ende gebracht. Die Übersiedelung nach dem durch Konfessionsstreitigkeiten bewegten Biberach und die Übernahme eines öffentlichen Amtes hatten selbst schon in der gleichen Richtung gewirkt. Weist doch der Dichter eigens darauf hin, dafs sich die Hirngespinste seiner Jugend in seiner 'süfsen angenehmen Einsamkeit' (in der Schweiz) besonders üppig hätten entwickeln können.[4] *'J'ai été obligé ou de reformer mon Platonisme, ou d'aller vivre dans quelque désert du Tyrol,'* meint er ein andermal.[5] Die Gesellschaft, in die er eigentlich erst in Biberach eintritt, zieht ihn von seinen Schwärmereien ab und macht ihn zu einem 'angenehmen Gesellschafter'.[6] Seine Absonderung von der Welt hatte ihn auch in völliger Unkenntnis des Lebens gelassen.[7] So wird denn auch der jugendliche Träumer im 'Anti-Cato' als gänzlich unerfahren geschildert.[8] Wie aus einem Briefe an Leonhard Meister von 1787 hervorgeht, sind es besonders Graf Stadion und La Roche gewesen, die als Weltmänner 'unendlich viel zur Erweiterung und Berichtigung der Welt- und Menschenkenntnis' Wielands

[1] *Ausw. denkw. Br.* I 9 u. 178, vgl. auch Gerstenbergs *'Rezensionen'*, S. 139. [2] *Ausgew. Br.* II 195. [3] Ebenda 223, vgl. 250. [4] Ebenda 195. [5] Ebenda 241. [6] *Ausw. denkw. Br.* I 200, vergl. allerdings ebenda 37. [7] Ebenda 47. [8] *Teutscher Merkur* 1773, III 111, 112.

und dadurch zu der 'Revolution in seiner Seele' beigetragen haben.[1] — Noch ein anderes Moment darf nicht übersehen werden: der Einfluſs der Frauen. 'Durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern' wurden ihm die ätherischen Regionen verleidet, lesen wir in 'Dichtung und Wahrheit'.[2] Zwar hatte das weibliche Geschlecht auch vorher schon eine wichtige Rolle in Wielands Entwickelung gespielt, aber damals hatte sich diese Einwirkung nach einer ganz anderen Richtung geltend gemacht, nämlich gerade nach der Seite der Weltflucht und Phantasterei.[3]

Wenn auch ein Autor nicht immer ein einwandsfreier Beurteiler seiner selbst sein kann, so sollten doch seine Selbstbeobachtungen stets die Grundlage der literarhistorischen Forschung bilden; denn gar vieles muſs er besser wissen, als es der scharfsinnigste Kritiker und Psycholog zu erkennen imstande ist.

---

[1] *Ausgew. Br.* III 386. [2] *Werke* (Weimarer Ausg.) 27, 90. [3] *Ausgew. Br.* I 287, *Ausw. denkw. Br.* I 198, *Br. an Sophie La Roche* 332.

Bonn. Julius Steinberger.

Die Burghsche Cato-Paraphrase.

Abgesehen von den Hauptwerken Langlands, Richard Rolles, Chaucers und Gowers hat kein anderes mittelenglisches Werk eine solche Verbreitung gefunden wie des Magister Benedict Burgh Bearbeitung der *Disticha Catonis*. Mag daher die dichterische Bedeutung dieser nüchternen, langatmigen und unbeholfenen Reimerei noch so gering sein, die englische Literatur- und Sprachgeschichte wird nicht umhin können, auch diesem Werke ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden als dem typischsten Repräsentanten des literarischen und sprachlichen Niveaus des 15. Jahrhunderts. Aus diesem Grunde will ich den Fachgenossen den kritischen Text dieses Denkmales, den ich seit über neun Jahren im Pulte ruhen habe, nicht länger vorenthalten, zumal ich die wichtigsten damit verknüpften literarischen Fragen bereits 1898 in meinem Aufsatze 'Über Benedict Burghs Leben und Werke' (*Archiv* Bd. CI, S. 29—64) besprochen habe. Auf diese Arbeit mufs ich den Leser vorläufig für alle Einzelheiten verweisen. Es sei hier daraus nur wiederholt, dafs die vorliegende Cato-Paraphrase in siebenzeiligen Chaucer-Strophen wahrscheinlich zwischen 1433 und 1440 für seinen damaligen Schüler William Bourchier, ältesten Sohn des ersten Grafen Essex, von Magister Benedict Burgh verfafst ist, der, um 1413 geboren, seit 1433 als magister grammaticae (?) in Oxford Sprachunterricht erteilte, dann durch die Familie Bourchier nacheinander die Pfarrpfründen von Maldon (? ca. 1438—40), Sandon (6. Juli 1440 bis 24. Sept. 1444) und Sible Hedingham (19. Okt. 1450 bis 1476) — sämtlich in Essex — erhielt und schliefslich als Archidiakon von Colchester (10. Febr. 1466 bis 1483), nachdem ihm auch noch eine königliche Präbende zu Bridgnorth (11. April 1470), ein Kanonikat an St. Paul's zu London (23. Febr. 1472) sowie eine reiche Stiftsstelle an St. Stephan in Westminster (8. Juni 1476) übertragen waren, am 13. Juli 1483 gestorben ist.

Die uns beschäftigende Cato-Version ist, soweit mir bekannt, ganz oder fragmentarisch in folgenden 25 Handschriften und 4 alten Drucken auf uns gekommen:[1]

[1] Sämtliche Handschriften, P und Q ausgenommen, sowie der erste Druck Caxtons und der Coplands liegen mir in Abschriften oder Kollationen vor, aus denen ich gern Interessenten über etwaige Varianten Mitteilungen machen werde. In meiner Gesamtausgabe der mittelenglischen Cato-Versionen werde ich natürlich den ganzen Variantenapparat bringen.



a) Handschriften:[1]

1) Ha = London, Brit. Mus., Ms. Harleian 116, fol. 98^{a}—124^{a}
2) Hb = „ „ „ „ „ 172, fol. 52^{a}—71^{b}
3) Hc = „ „ „ „ „ 271, fol. 26^{a}—44^{b}
4) Hd = „ „ „ „ „ 2251,[2] fol. 169^{a}—178^{b}
5) He = „ „ „ „ „ 4733, fol. 3^{a}—30^{a}
6) Hf = „ „ „ „ „ 7333, fol. 25^{a}—30^{a}
7) A = „ „ „ „ Arundel 168, fol. 7^{a}—14^{a}
8) Ad = „ „ „ „ Additional 34193, fol. 204^{a}—223^{a}
9) Ht = London, im Besitz des Herrn Alfred H. Huth, Huth Ms. Nr. 7, fol. 113^{a}—134^{a}
10) C = Oxford, Bodleian Library, Ms. Rawlinson C. 48, fol. 84^{a}—111^{b}
11) F = „ „ „ „ Rawlinson F. 32,[3] fol. 3^{a}—29^{b}
12) R = „ „ „ „ Rawlinson F. 35,[4] fol. 1^{a}—17^{b}
13) E = Cambridge, University Library, Ms. Ee. IV. 31, fol. 7^{a}—24^{a}
14) Fc = „ „ „ Ms. Ff. IV. 9, fol. 86^{b}—106^{a}
15) H = „ „ „ Ms. Hh. IV. 12, fol. 1^{a}—31^{a}
16) Pm = Cambridge, Magdalen College, Pepys Ms. 2006,[5] pag. 211—224
17) Q = Cambridge, Jesus College, Ms. 56 (früher Q. I'. 8), fol. 78^{b}—92^{b}
18) M = Manchester, Chetham Library, Ms. 8009, fol. 49^{a}—75^{a}
19) Y = York, Hs. des Rev. Canon J. Raine (jetzt im Besitz seiner Witwe), fol. 1^{a}—34^{b}
20) D = Durham, Bishop Cosin's Library, Ms. V. 2. 14,[6] fol. 69^{a}—92^{a}
21) G = Glasgow, Hunterian Museum, Ms. U. IV. 17 (früher Q. 4. 58), fol. 1^{a}—25^{b}

---

[1] Einzelne versprengte Strophen werden sich vermutlich auch sonst noch in Handschriften vorfinden. So steht z. B. Str. CXI im Add. Ms. 29729 auf fol. 288^{b} (von Stowes Hand).

[2] Hd bietet den Cato nur bis V. 643, da die folgenden Lagen, nach Ausweis der alten Paginierung fol. 184—203, verloren gegangen sind.

[3] Eine sorgfältige Abschrift von F verdanke ich der unvergleichlichen Opferfreudigkeit von Prof. A. Napier.

[4] Da in R die erste Lage fehlt, beginnt die Handschrift erst mit V. 427 des Cato.

[5] Pm enthält nur die Verse 1—367.

[6] Eine sehr genaue Kollation von D hat mir in liebenswürdigster Weise Rev. Canon W. Greenwell hergestellt.

22) P = Peniarth (Merioneth, Wales), im Besitz des Herrn W. E. Wynne, Peniarth Ms. 38
23) Db = Dublin, Trinity College, Ms. E. I. 29, fol. 2ᵃ—11ᵇ
24) Fb = Cambridge, University Library, Ms. Ff. I. 6,[1] fol. 181ᵃ—185ᵇ
25) Pc = London, Brit. Mus., Regius 18. D. 2,[2] fol. 207ᵃ—209ᵃ.

b) Drucke:

26) Cx = Druck von William Caxton, erste Ausgabe,[3] 4⁰, ohne Jahr und Ort;
27) Cx_2 = „ „ „ „ zweite Ausgabe,[4] 4⁰, ohne Jahr und Ort;
28) Cx_3 = „ „ „ „ dritte Ausgabe,[5] Folio, ohne Jahr und Ort;
29) Cp = „ „ William Copland,[6] London 1557, in klein Quart.

---

[1] Fb enthält nur 40 herausgerissene Strophen unseres Cato und zwar in folgender Anordnung: Strophe 39, 30, 18, 17, 13, 20, 21, 34, 38, 37, 42, 40, 53, 56, 57, 59, 79, 78, 80, 81, 77, 76, 83, 85, 166, 162, 164, 22, 25, 27, 31, 32, 91, 93, 94, 96, 100, 101, 102, 104.

[2] Pc enthält nur folgende 23 Strophen: 73, 76, 77, 11, 14, 17, 19, 23, 38, 56, 66, 70, 80, 57, 61, 62, 44, 28, 74, 25, 79, 20, 21 (gedruckt in *Antiquarian Repository* IV 182—187 und von E. Flügel in *Anglia* XIV 471—497; vgl. Zupitza, *Archiv* XC 296 f.), mit denen laut Angabe der Handschrift der kunstsinnige fünfte Graf Percy (1478—1527) die Wände eines Gemaches auf seinem, 1650 durch die Puritaner zerstörten Schlosse Wressle am Humber hatte schmücken lassen. Vgl. auch E. Barrington de Fonblanque, *Annals of the House of Percy*, London 1887, Vol. I S. 328.

[3] Cx ist mit Type 2, also vor dem 2. Februar 1479, gedruckt. Das einzige erhaltene Exemplar befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Cambridge (Signatur: AB. 8. 48. 2). Vgl. W. Blades, *The Biography and Typography of W. Caxton* (London 1861—63), Vol. II S. 52—54 und Plate XXXIII.

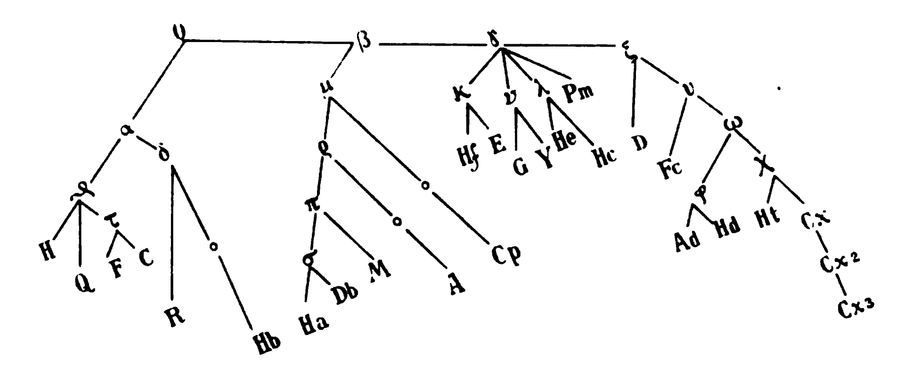
[4] Ebenfalls mit Type 2 gedruckt. Einziges Exemplar im Besitz des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth in Derbyshire. Blades II 85.

[5] Vor 1481 gedruckt. Die drei bekannten Exemplare befinden sich im Besitz des St. John's College zu Oxford, des Earl Spencer zu Althorp in Northamptonshire und des Herrn Maurice Johnson zu Spalding in Lincolnshire. Blades II 80—82 und Plate XXIX.

[6] Der Titel des Coplandschen Druckes lautet: *The Godly aduertisement or good counsell of the famous orator Isocrates, intitled Parænesis to Demonicus: wherto is annexed Cato in olde Englysh meter .ANNO DO. M.D.LVII. Mense Decemb.*, das Kolophon: *Imprinted at London in Fletestreate, at the signe of the Rose Garland, by William Coplande. Finished the first day of January. Anno M.D.LVIII.* Das einzige mir bekannte vollständige Exemplar befindet sich auf der Bodleiana zu Oxford (Signatur: J. 18. Art. Seld.). Das Exemplar des Britischen Museums (Sign.: Grenville 7792) ist unvollständig und enthält nur den Cato. Für den Nachweis eventueller weiterer Exemplare wäre ich sehr dankbar. Das Buch wurde zwischen 19. Juli 1557 und 19. Juli 1558 in das Register der Londoner Buchhändlergilde eingetragen, wo wir im Reg. A fol. 24ᵃ (= Arber's

Die Handschriften fallen fast sämtlich noch in das 15. Jahrhundert; nur Ht ist frühestens um 1500, Pc erst unter Heinrich VIII. (1509—47) geschrieben. Wenn man auf den freilich trügerischen Eindruck der Altertümlichkeit der Schriftzeichen etwas zu geben wagt, so könnte man C und F vielleicht noch in das Jahrzehnt vor 1450 verlegen, Q H Hb Fb E wenig später, auch Ha Db Hd He Hf Pm R D Y G M wohl noch in das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts.

Die Handschriften und Drucke lassen sich, wie ich später eingehend zeigen werden, zu folgendem Stammbaum anordnen,



in welchem freilich die Nebenbeziehungen,[1] die zwischen mehreren Handschriften und Gruppen bestehen, nicht angedeutet werden konnten. Hb bietet einen stark überarbeiteten Text und ist zweimal nach irgendeiner Handschrift der β-Gruppe durchkorrigiert worden. Ht und Cx enthalten einen Mischtext, insofern als sie in den Versen 51—232 (d. i. Anfang des Cato Maior) nicht dem im Schema angedeuteten Verhältnis folgen, sondern mit der Gruppe α, speziell δ oder noch richtiger der Vorlage von Hb zusammengehen: dies erklärt sich am einfach-

---

Transcript I 79) lesen: *To* William Coplande *to prynte this boke Called* the Isocrates *Paranensis* [!] *or admonysion to Demonicus and for his lycense he geveth to the house* ... [keine Summe angegeben; dafs dies Buch aber niemals gedruckt sei, wie H. R. Tedder im *Dictionary of Nat. Biogr.* XII 174 annimmt, ist unrichtig]. Die Sprache Burghs ist in dem Coplandschen Drucke leicht modernisiert.

[1] Ich bemerke aber ausdrücklich, dafs ich für die Annahme solcher Nebenbeziehungen stärkere Beweise verlange als John Koch in seinem Aufsatz über 'Das Handschriftenverhältnis in Chaucers Parlement of foules' (*Archiv* CXI 64 ff., 299 ff., CXII 46 ff.). Wer den mittelalterlichen Schreibern so wenig Selbständigkeit und Nachdenken zutraut wie John Koch, wird wohl überall zu dem Resultate gelangen, dafs nahezu sämtliche Handschriften irgendwie miteinander verwandt sind.

sten bei der Annahme, dafs ihre Vorlage χ in den genannten Versen nach einer zu δ gehörigen Handschrift durchkorrigiert war. A hat starke Beziehungen zu φ. Fb gehört, soweit die wenigen Strophen ein Urteil zulassen, in eine Gruppe mit R. Die Handschrift Pm gehört sicher zur Gruppe β, doch hat sie so viele selbständige Lesarten, dafs ich auf Grund des fragmentarischen Inhaltes ihr einen näheren Platz nur versuchsweise anzuweisen wage. Die Anordnung von Q ist nur eine vorläufige. P habe ich noch nicht gesehen, also auch noch nicht berücksichtigen können.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs der Originalwortlaut am besten repräsentiert wird durch die Gruppe α und innerhalb dieser wieder durch die Gruppe ϑ. Die vier dazugehörigen Handschriften C F H Q bieten indes sämtlich einen so guten Text, dafs es schwer ist, zu entscheiden, welcher von ihnen der Vorzug zu geben ist. Ich habe die Handschrift C zur Grundlage meines Textes gewählt, weil sie vermutlich die älteste ist und auch wohl die geringste Fehlerzahl aufweist. Dabei habe ich die Textgestalt so konservativ wie möglich gehalten, so dafs der unten folgende Text im wesentlichen eine Reproduktion von C ist, mit stillschweigender Einführung moderner Interpunktion, Auflösung der Abkürzungen mit Kursivdruck, Regelung der grofsen Anfangsbuchstaben und Fortlassung der Cäsurpunkte. Nur wo ein Vergleich der übrigen Handschriften lehrt, dafs C nicht den Originalwortlaut bietet, habe ich diesen auf Grund des gesamten Variantenmaterials wiederherzustellen gesucht. In allen solchen Fällen habe ich die Lesart von C sowie die Varianten der übrigen Handschriften vollständig am Fufse der Seite verzeichnet und im Text selbst durch ein vorgesetztes Sternchen auf den Variantenapparat verwiesen. Es sind dies im ganzen 236 Fälle: eine gewifs kleine Zahl bei 1134 Versen (nach Abzug des in C fehlenden Parvus Cato), wenn wir die notwendige Unsicherheit handschriftlicher Überlieferung, zumal beim Durchgang durch mindestens drei Abschriften, in Betracht ziehen; aber doch eine hohe Zahl, wenn wir bedenken, welch selten günstigen Fall wir vor uns haben, wo die handschriftliche Überlieferung kaum zehn Jahre nach der Entstehung des Originales einsetzt! Wenn schon nach zehn Jahren bei der vierten Abschrift in wenigstens jedem fünften Verse sich ein Fehler eingeschlichen hat, wessen sollen wir uns da bei Handschriften versehen, die eine hundertjährige Überlieferung durchlaufen haben?! Diese Erfahrung mahnt gewifs zur Vorsicht und Skepsis und ist ein Warnungszeichen für eine Wissenschaft, die so viel mit späten Kopien und obendrein meist nur einer Handschrift zu arbeiten hat.

Die dem eigentlichen Cato vorausgehenden *Breves sententiae* oder, wie sie im Mittelalter heifsen, der *Parvus Cato* fehlt in

der Gruppe *α*. Die Handschrift H bringt ihn zwar am Ende des Ganzen; jedoch ist ihr Text des Kleinen Cato augenscheinlich so nahe mit der Gruppe *x* verwandt, daſs wir mit Bestimmtheit annehmen dürfen, daſs H ihren Parvus Cato erst nachträglich aus *x* oder einer mit dieser verwandten Handschrift hinzugefügt hat. Es muſs daher die Frage aufgeworfen werden, ob die Übersetzung des Parvus Cato überhaupt von Burgh herrührt. In der Holperigkeit des Verses, Nüchternheit des Ausdrucks und Öde des Inhalts steht der Parvus Cato sicher noch eine Stufe tiefer als der Burghsche Hauptteil, so daſs man geneigt wäre, eine andere Hand darin zu sehen. Indes könnte man diesen Unterschied doch wohl daraus erklären, daſs die *Breves sententiae*, von denen 7—10 jedesmal zu einer Strophe zusammengestellt werden muſsten, durch ihre Vielheit und Knappheit dem ungewandten Übersetzer noch gröſsere Schwierigkeiten bereiteten als die Distichen, so daſs ich nicht mit Sicherheit den 'Kleinen Cato' unserem Burgh abzusprechen wage. In meinem unten folgenden Texte habe ich daher den Parvus Cato trotz der Unsicherheit über seine Echtheit mitabgedruckt und zwar auf Grund der Handschrift H.

Das lateinische Original, das in den Handschriften meist jeder Strophe vorausgeschickt ist, habe ich nicht mitabgedruckt. Doch ist am linken Seitenrande jedesmal auf das entsprechende lateinische Distichon verwiesen und zwar nach der Zählung der Cato-Ausgabe bei Baehrens, *Poetae latini minores*, Leipzig 1881, Vol. III 214--235.

I. Hh. IV. 12, fol. 29v

Whan I aduertyse in my remembrance
    And see, how feele folk erre greuously
In the way of vertuose gouernance,
    I haf supposyd in my self, that I
Aught to support and consell prudently
Them to be full gloriose in lyuynge
And how they shall hem self to honou*r* brynge.

II.

Therfore, my **leef* childe, I shall teche the,
    Herkyn me well, the maner and the gyse
How thyn soule inward shall acqueynted be
    W*ith* thewys good and v*er*tue in all wyse.
    Rede and conceyue; for he is to dispise,
That redyth aye and *wot not, what is ment.
Suche redyng is not elle*s* but wynd dispent.

III. H, fol. 30r

Pray thy God and prayse hym w*ith* all thyn hert.
    Fader and moder haf in reuerence;

8 *leef* f. HHfE 13 *not wot* HHf, *noot* λ

Love them well. And be thow neu*er* to smert
To here mennys cou*n*sell; but kepe the thens,
Till thow be clepyd. Be clene wi*th*out offence.
Salue gladly. To hym, that is more digne
Than art thy-self, thow shalt thy place resigne.

IV.

Drede thy maist*er*. Thy *thyng*es* loke thow kepe.
Take hede to thy household. Loue aye thy wyfe.
Plesaunt wordys out of thy mouthe shall crepe.
Be nat irouse. Kepe thy behest as lyfe.
Be tempred *with* wyne and not to excessiue.
Thy wyues word make non auctorite
In folye. Slepe no more than nedyth the.

V. H, fol. 30v

In goodly bokys whilome shalt thow rede;
And that thow redyst, in thyn **mynd* it shytt.
Styre no wyght to wrath. Lye not, I the rede,
Do well to good, and *th*at* **will* eft be quytt.
Be not wikkyd, ne to the wykkyd knytt.
Stond in the place of pletyng excersise.
Deme the ryght. Be cou*n*seld of the wyse.

VI.

Play *with* a toppe; the dyse loke thow eschewe.
Despise not women; kepe them thy behest.
Skorne neuer wreche; for than thow shalt it rewe.
Couette no ma*n*nys *good. Spek few at fest.
Loke [*] thy vengeance be **alw*ay *with* the lest.
Who *ha*th* done the good, *haf in remembrance.
Love eu*ery* wyght, and thys shall the avaunce.

VII. Lenvoye. H, fol. 31r

Behold, my maist*er*, thys lityll tretyse,
What it is full of wytt and sapience,
Enforceth ȝow the mater to complise.
Thynk it is *translate at ȝowr reuerence.
Enrolle it therfor in ȝowr aduertence.
*Desyre *to know, what thys Catou*n* ment.
Whan ȝe it rede, lat not ȝowr hert be thens.
Doth as thys saith *with* all ȝowr hoole entent.

Explicit liber parui Catonis

I. 1 VIII. Rawl. C. 48, fol. 84r

For why that God is inwardli the witte
Off man and yeueth hym vndirstondyng,
**As* ditees seith, therfore shalt thou vnshitte
Thyn *hert*s* to thyn souereyn lord *and* kyng.
Pryncipalli *a-boue alle othir thyng,
Yeuyng hym laude, honour and reuerence,
Whiche hathe endued the with excellence.

---

22 *thyng* H Ha Hc χ 30 *mynd*] *hert* H Hf E 32 *that will*] *thow shalt* H 39 *goodes* H 40 *loke aye* H | *ay* H Hf 41 *Who so haf* H Hf E | *haf it* H ν Hd 46 *translatyd* H ν A ν 48 *Desyreth* H ν Hf Fc | *to*] *for* H, *for to* A ν 53 *As*] *And* τ 54 *hert* C 55 *a bouen* C He

I. 2

IX.

A-wake, my childe, and love no *slogardye;
In muche sleep look thou neuer delite,
Yiff thou purpose [*] to worship for to stye.
Long sleep and slouthe to vices men excite;
It makith dulle, it makith vnp*ar*fite;
It fostreth vp the filthes of the flessch;
It palith eek and wastith bloodis fressch.

I. 3

X.

Trist weel also: the first of vertuys alle
Is to be stille and keep thi tonge in mewe.
Off tunge vnteied *much*e* harme may falle.
And, leve me weel, this is as gospell trewe:
Who can delaviau*n*ce of woord eschewe
And reste with resou*n*, this is verray text,
To God a-bove that man is aldir-next.

I. 4

XI.

fol. 84v

Auyse the weel, that thou neu*er* trau*er*se
Thi owne sentence; for theroff risethe shame.
Sey nat oon and eft the contrary reherse.
Such repugnau*n*ce wille make thy worship lame,
Wher stedefastnesse wil cause the good fame.
For he shal neuer accorde with man on lyue,
That with hymsilfe will ay repugne *and* stryve

I. 5

XII.

Yiff thou adu*er*tise and behold a-boute
The liffe of men and ther maners also,
Both of thi silf and othir the withoute,
In myddilerthe thou shalt **nat* fynden, who
That in su*m*me parti ne is to vertu **fo*.
Blame no man therfore, iff thou do a-riht;
Sith on erth lakles lyueth ther no wiht.

I. 6

XIII.

Yiff thou suppose thynges shall noye *and* greeue,
Thouh thei be der and of riht grete apprise,
Such as suffreth nat thi profette acheeue,
Yiff thou list be reuled as the wise,
Absteyne the from suich thynges in all wise;
For it is more wisdom in sothfastnesse
To proferr p*ro*fette than such richesse.

I. 7

XIV.

fol. 85r

It is a good lessou*n* for the nones
A *w*i*ht now to be tempred with co*n*stau*n*ce
And to be glad and mery eft-soones,
Nat alwey sad ne liht of contenau*n*ce.
A ma*n*nys cheer may hym ful oft avau*n*ce;
For att eche tyme, as the thyng requyrith,
So the wiseman viseageth and cheerith.

---

58 *slogardrye* C ν Hd 60 *the to* τ σ, *ye to* Q 67 *much* C 82 *nat* F A φ] f. d. übr. 83 *fo*] *so* τ E, *fro* ν 94 *wiht* C

I. 8

XV.

Yiff nat credence alwey to thy wiffe,
That for hir ire and hir vnpacience
With sharper tonge than is swerd or knyffe
Pleynyth on thi *seruaunt, thouh non offence
Thou fynd in hym: leer weel this sentence.
The wiffe wille hate and cause for to smerte
Oftyn hym, that hir housbonde loueth in herte.

I. 9

XVI.

And iff thou *warne a wiht of his surfette,
Althouh he gruchche with frownyng contenaunce
And in his language manace the *and* thrette,
Yit forber nat for *al such displesaunce
To teche hym amende his gouernaunce.
As thou began, correcte that is a-mysse;
For that is ay a freendli teche i-wisse.

I. 10

XVII. fol. 85v

Ageyns the wordy folk ay full of wynde
Stryue nat atte all; it may the nat profite.
Such iayissh folk been in conceitis blynde.
The witles word auaileth nat a myte.
In woordis fele is wisdom oft full lite.
For to euery wiht is youen speche;
And yit the wise full ofte been to seeche.

I. 11

XVIII.

Love othir men and haue **hem* so cheer,
That to thy silfe thy love may moste extende.
Looke that no persone be to the mor deer
Than thyn estat; for than shaltt thou offende
And hurte thy silfe and othir folk amende.
But ay cherissh othir and love hem soo,
That to thi silffe thou be nat founden foo.

I. 12

XIX.

Rumours newe, that flyen as the wynde,
Eschew, my child, with al thi dilligence.
Be neuer besy newe *tidinges **for* to fynde;
Such nouelte causeth *ofte offence.
It is no witt, it is no sapience,
It hurtith nat a man to be in pes;
But it dothe harme to putt his tonge in pres.

I. 13

XX. fol. 86r

Make no promys of othir mennys heste.
Remembre weel, that promys is *vnsure;
And but thou keep it, thi name thou sleste.
To serue thi beheste do thou thy cure.
Trist nat the woord of euery creature.
Sum mannys feithe is esy for to breke;
For many folke thynke nat as thei speke.

---

103 *serrauntis* ϑ v 107 *werne* C 110 *al maner* C Hc 121 *hem*] *men* C
130 *tithendes* C | *for* f. C Q β 131 *often* ϑ 136 *vsure* C

I. 14

XXI.

With woordis fair whan fauel fedith the,
Be thou nat blent for his fals *flat*er*ie.
Latt thyn owne reson alway thy iuge be.
And, in effecte, **if* thyn estate be hyhe,
Thouh fauell with his craft wil blynd thyn ye,
In al thy **ly*f*e* thou neu*er* geue credence
More *of thi silfe than to thy conscience.

I. 15

XXII.

Whan thou seest a-nothir ma*n*nys desert,
As for his good deedis comendable,
In euery place, preuy and aperte,
Such a wiht with thi good woord enable.
And thouh thou haue be riht **a*vailable,
Yit of thi good deede make thou no bobbau*n*ce,
And than othir men shall thy name enhau*n*ce.

I. 16

XXIII.

fol. 86v

And thou lyve longe an olde ma*n* shall thou bee.
Age wille approche maugre alle that sey nay.
Than p*er*ceyue, behold a-boute and see,
How agid *folk been tretid euery day;
And so to purveye for thy silfe assay.
Into stoupyng age whan thou art crepte,
Thyng may the helpe, that in youthe was kepte.

I. 17

XXIV.

Charge nat, al-thouh sume mene speke softe,
Ne chau*n*ge no cheer; for oft it is weel bett
In secrete wise to speke than crye on lofte.
A man shuld see alwey, wher he wer sette,
And aftir that so schuld he speke or lette.
But to the suspect of harme it seemeth
Men speke of hym; he noon othir demyth.

I. 18

XXV.

Whan fortune hathe youe the felicite
And sette the on hihe, than war the of a falle;
Than sueth oft ful sharp adu*er*site.
Fals fortune turnethe as a balle;
In hir trost haue thou no sykirnesse att all.
Her perilous play turneth whilom to grame;
The eend is woo, of that began with game.

I. 19

XXVI.

fol. 87r

Our bretil liff is heer **so* ful of doute,
That in verray surete **no* wiht may stond.
So sodenly creepe the soulis oute
Al a-boute this world in eu*er*y lond
Off yong and old; for euery wiht is bonde
To dethe. Therfor sett nat thyn affiau*n*ce
In deth of hym, *th*at* may survyue p*er*chau*n*ce.

---

143 *flatri* τ 145 *if*] *of* C Hb 147 *lyve* C M 148 *of*] *to* C 153 *vailable* C H Fc 159 *folkis* C, *folkys* Hb 173 hinter *as* ein *doth* übergeschrieben (v. sp. H.), wie H R β lesen 177 *so* f. α 178 *no*] *ne* C 183 *that*] *the* C Hf ν λ, *he* F

I. 20

XXVII.

A litil yift youen with good entent
Off thi frend, that lith in pouerte,
With riht good cheer such yifte take _and_ hent,
Supposyng ay, that as good wille hath he
And more than many men, that richer be.
*Peise nat the yifte ne pondre nat the pris.
The entent is good, and *_that_ may the suffice.

I. 21

XXVIII.

Sith nature, that is the firste norice.
Hath brouht the hidr all nakid and *_al_ bare,
Thouh thou neu_er_ can richesse accomplice
But thou arte hold alway in pou_er_tis snare,
Yit, no force, make neuer to muche care,
Take pacientli pouerte for the beste.
Richesse is nat of nature, but of *co_n_queste.

I. 22

XXIX. fol. 87v

Thouh deth be fyne of euery creature,
And no wiht on lyue shall from *_it_ escape,
Yit dreede nat deth with ou_er_ besy cure.
To lyve in erthe than is but a iape,
Iff thou shalt aftir dethe so alway gape.
Thynk weel to deye, but modifie thi thouht,
Or *ell_is_ to lyue auaileth the riht nouht.

I. 23

XXX.

For thi desert if no freende thanke the,
I meen, whan thou haste don thi force and peyne
To othir folk ful freendli for to bee,
Iff thei can nat to the grau_n_tmercy seyne,
Withdrawe thyn hand and so thi silfe restreyne.
Blame nat *thy God for theer vnfreendlynesse,
But for such men do aftirwarde the lesse.

I. 24

XXXI.

Sith no richer man ne liveth any-wher,
Yiff he *co_n_sume his *good_is_ alle and waste,
But that pou_er_t shall greue hym sore _and_ dere,
Therfor, my child, such goodis as thou haste,
Latt nat to soone out of thyn handis be *ra_f_te.
*Last *tha_t_ thi good hereaftir wille the faill,
Hold, that thou haste; it may the eft availl.

I. 25

XXXII. fol. 88r

Behote noma_n_ a thyng to leene hym twise
And faile hym; that is but a vilanye.
Yiff thou may leende, do it in ffreendly wise.
Such cheuysance wil freendlynesse bewrie.
Off thi good deed clamour nat ne crye.
Be nat to wyndy nor of *wordes breeme,
Yif a good ma_n_n the list appeer and seeme.

---

189 _Preise_ ϑ Hb Cp x Hc G D Fc Ad 190 _that_ f. C Fb 192 _al_² f. C M ν 197 _coquest_ C 199 _it_] _him_ C Hb M Hc x φ 204 _ell_ C 210 _thyn_ C, f. A 213 _cosume_ C | _good_ α Ad Fb 216 _raste_ C 217 _Last_ C, _lese_ Hc, sonst _lest_ | _than_ C M ν Fb χ, f. x 224 _woorde_ ϑ

I. 26

XXXIII.

And yiff thou fynde the *sone of dowbilnesse,
The fals dissimulour if thou espie
With peyntid woord and hert ful of falsnesse,
Thou maist in no wise better bleer his ye
Than *ser*ue hym with his owne trecherie.
For *woord*is* fair and freendlynesse no part
Yeue thou the same and so aart **be*gyl*e* with aart

I. 27

XXXIV.

Preeve nat a man bi *ouer-peyntid speche.
Undir fair woordis ys ofte couerid gyle.
The *woord is gay, but frenship is to seeche.
And as men sey, such craft is in this ile:
Su*m*me thynken harm, whan thei hir tonges file.
The whistlyng fouler maketh mery song,
And yit briddis begilethe he a-mong.

I. 28

XXXV.

fol. 88v

Whan that God hathe youen the children fele
And no richesse, than do thou in this wise:
Teche thy children with *craft*is* for to dele,
That with their aart thei may hemsilf cheuyse.
Yiff thou do thus, thou werkist as the wise.
Craft is ful good, and craft is lucratyffe;
By craft thei may deffende the nedy liffe.

I. 29

XXXVI.

Haue this conceit; for it is often *seen,
Thynges deer shall ofte abate of prise,
And thynges, that of litil valewe been,
In tyme comyng may to grete derthe a-rise.
Remembr*e* this and it *w*ee*l adu*er*tise.
Thus shalt thou beste the name of chynchery fleme.
And othir men shall the no negard deeme.

I. 30

XXXVII.

A-vyse the weel, latte resou*n* be thy guyde,
Whan othir folk thou art a-boute to blame,
That suche defaute in the be nat aspied;
For if ther be, than *shal*t* thou haue the shame.
A manys hono*ur* such thynges will reclame.
It is ful foule, whan that a man will teche,
Iff that **h*is deede a-yens his *woord*is* preche.

I. 31

XXXVIII.

fol. 89r

Loke thi desir be grou*n*did in a riht
And that it neuer trauers honeste;
For as oft-tymes, as any wiht
Desirith more than riht or equite,
Than may his request repellid be.
And it is clepid nycete and grete folye
To asken oft thatt me*n* will ay denye.

---

226 *sones* α (*smones* Hb) 231 *woord* C 232 *begyle*] *begyled* A ν κ Fc Ad, *gylyd* C H 233 *ouer fair p.* C 235 *world* α Fb 242 *craft* τ, *some crafte* Hb 247 *seyn* C Hb Cp D 251 *wille* C Ad, *wolle* Hb M Hf, *foll* Fc 257 *shall* C 260 *his* [1]] *is* C Db Fc Ad ‖ *woord* C M 261 *a* ist fortradiert in C

I. 32

XXXIX.

Chaunge nat thi freende, that thow knowest of old,
For any newe in trost, that thou shalt fynde
Bettir than he; but in thyn handis hold
Hym, that hathe to the ffreendly been and kynde.
Such eschaunges been ful *often blynde.
Thou weenest *to knowe *and yit knowist nat a deel.
To know a freend it is a casuel.

I. 33

XL.

Sith manys liff is fulle of miserie,
Whilom in mirthe and aftir in myscheef,
Now in the vale, now in the mont on hihe;
Now man is poore *and* eft richesse releffe;
The shynyng morwe hath ofte a stormy eve —
To *this policie take heed and entend:
Look thou haue lucre in thi labours eende.

I. 34

XLI.

fol. 89v

Thouh thou may venquyssh and haue the victory
Off thi freend and felawe, yit forbere.
Reffreyn thi silfe; be nat hawteyn ne to hihe.
Irous hauntes ful oft men do dere,
Wher esy softnesse *freendis may conquere.
For bi good deedis, sett in lowlynesse,
Men be to-gidre *knytt in freendlynesse.

I. 35

XLII.

The lymytour, that visiteth the wyues,
Is wise i-nouh. Of hym a man may leer
To *yiuen *girdiles, pynnes and knyues.
This craft is good; *thus dothe the celi freere:
Yiueth thynges smale for thynges, that been deer.
Iff thou receyue, gif ay *sumwhat ageyn;
And that wille *norissh *freendes deer certeyn.

I. 36

XLIII.

Toil nat ne stryve with hym, that is thi freende.
Bewar of that: make nat thi freend thi foo.
A toilous man may frenship breke *and* sheende.
Thes baratours, that beth mysreulid soo,
Intrike *hemsilfe and *wrappe hem in much wo.
For ire of kynde engendrith nat but hate,
Wher-as accorde *norissheth loue algate.

I. 37

XLIV.

fol. 90r

Whan thi seruant thou takist in diffaute,
Thouh he cannat his necligence excuse,
Yit in thyn ire make nat to fers assaute,
But with thi maletalent a while take trewse;
Thow shalt fynde ese, this feet if thou vse:
Reule thi passioun euer bi such mesure,
That thou save hem, that be vndir thi cure.

---

272 *oft* C 273 *to* f. τ | *and*] *at* C 280 *this*] *his* C Fb 286 *freend u* (*a freend* H) 288 *knyt*] *sett* ϑ, *brought* Hb 291 *yiue girdils* C 292 *this* C Hb M He Ad, *soo* Fb Cp 294 *summe thyng* ϑ 295 *norsshe* τ Y | *freend* C, *thi freend* F H 300 *hymsilfe* C, *themsilfe* Q H Hb Cp | *wappe* C 302 *norsheth* C, *norshit* F

I. 38 **XLV.**

'Suffraunce dothe ese', was seid full yore a-goo.
Suffre thou and haue al thyn entent.
Thouh thou may ouercome, yit do nat soo.
Conquere thoruh suffraunce and be pacient,
But to foul cruelte neuer consent;
For it is clepid in vertu excellence
A wiht to lyue in humble pacience.

I. 39 **XLVI.**

Be nat to scant, be nat to prodigal.
· Conserue thy thyng goten with labour.
It is ful faire [*] to be said liberal,
But eschew waste and be no surfetour.
Consume nat al thy tresour in an hour.
Whan of thi labour riseth noon availle,
Nedy pouerte must the ful soone assaille.

I. 40 **XLVII.** fol. 90v

Be nat like Sceuola[1]; for he wold ete
With euery man and at his feest hym feede.
But neuer wiht myht tasten of his mete;
Noman to hym, but he to all men yeede.
Be fre of mete, but look that largesse leede
The no ferther then thou may weel atteyne.
Be thyn owne freend, thus seith Catoun certeyn.

XLVIII. Lenvoye.

Take heed, sire, how holsumly this clerk
Entretith men with vertuous doctrine,
His firste part of this compendious werk,
In worschip how thei shal ful cleerly shyne,
Gydyng to renoun streiht as any lyne;
Whos preceptis obseruen if ye list
And to his good cownsel yowr herte *enclyne,
Riht on your welthe full weel *it shal be wist.

XLIX.

The vertues foure, that men shoold foorth conveie
Loo in this liff, as bridill dothe a beest,
That man nat erre heer in this pereilous weye,
Stablisshyng hym, as dothe a stedfast reest,
As sikir guydes, that been worthiest
Mannys lyuyng to sette in gouernaunce,
This sage Catoun ful wisely doth regest.
*Preentith his sawes in yowr remembraunce.

Explicit **pars prima*.

II, praef. 1—2 **L.**

Iff thou list, my child, setten thyn delite
Off erthe for to knowe the tilthe *and* the cultur,

319 *for to* τ Q 324 *seuola* Hd χ, *seuola* μ λ Fc Ad, *sevola* Pm, *seuela* D, *yeuola* κ ν 337 *ecline* C 338 *shal it* C H ν 346 *preetith* C | *pars prima* H σ] f. C u. a.

[1] Wohl jener 'P. Scaeuola', welcher nach Macrobius, Saturnal. III, 13, 11 (ed. Eyssenhardt), an dem Schlemmerbankett des Pontifex Maximus Q. Metellus Pius teilnahm, welches Macrobius ausdrücklich als ein Beispiel von *luxuria* anführt.

And iff thou wilt be of knowlech perfit
Whi su*m*me is arable and su*m*me is pasture,
And whi su*m*me is spreynt with floury pictur,
I conseil the to musen for a while
In the laureat poete greete Virgile.

II, praef. 3—4 LI. fol. 91r

And forthermor, my chyld, if that thou list
The vertues of herbes for to discrive, —
It may nowher in erthe bettir be wist,
Which be co*n*sumyng and which be nutritive,
Which hote, which cold, which confortatyve, —
Than reede Macere in his old ditee,
Which tellith hem in propre qualite.

II, praef. 4—5 LII.

And iff thou haue desirous fressh corage
To heer of noble Romayns worthynesse,
How that thei venquesshed them of Cartage
And many othir thoruh manly p*ro*wesse,
Than reede Lucan; fful weel can he exp*r*esse,
Who bar hym best in tou*n* and eek in feeld,
And who dide merueillis vndir Martis sheeld.

II, praef. 6—7 LIII.

But he, that list of louers for to reede
And in that wise hymsiluen so tauau*n*ce,
As in that craft Naso can teche hym speede.
Su*m*me louyth song, sume harpe, lute *and* dau*n*ce,
Su*m*me othir dyv*er*s thynges of plesau*n*ce;
Su*m*me louyth couertly and list nat been espied;
Su*m*me will be knowe; and *th*us* writith Ouyde.

II, praef. 8—9 LIV. fol. 91v

But yit, my leeff child, iff in auentur
Thyn hert be youe to noman*er* of such thyng,
Or iff it be nat al to thyn plesure,
That Virgil, Macer, Lucan and Naso bryng,
Yit that thou may be wise in thy lyuyng,
Iff the list to yeue me audience,
I shal shewe the doctryne of sapience.

II, praef. 10 LV.

Therfore, my chyld, cu*m* vnto me and leer,
**And* I shal the shew the verray *treaur
Off sapience, if that the list to heer,
And how thou shalt in good estate endur
And leede thi lyff aftir Goddis pleasure.
Therfore come neer and leer bi thys reedyng
To be a man vertuous in lyuyng.

II, 1 LVI.

Ther is no wiht [*], that ferther may reporte,
Off thi good deedis, than the strau*n*ger may.

---

374 *this* CHb 383 *And* f. C | *tresour* ℈ × Y Fc ℘ 389 *wiht on lyue* C

Make hym good cheer and shew hym thy disport,
And he shall vttir the, this is no nay;
For *the vnknowe sumtyme to do assay.
Freendis inowe to have *is bettir thyng
Than is freendles a man to been a kyng.

II. 2 LVII. fol. 92r

Off Goddis misterie and his werkyng
Make neuer, my child, to *ferre inquirance.
It is foli to muse vpon such thyng.
Dispute neuer thi Goddis purueiaunce.
All thyng must be vndir his gouernaunce.
Sith thou art man clad in mortalite,
Dispute thou thynges such as mortal be.

II. 3 LVIII.

The dreede of deth that is inordinat, —
I meene, to dreed it ay and neuer cees.
Bewar of that, I conceil the algate;
For this is as trewe as gospel *douteles.
Who dreed it so, is alway merthelesse.
Whan dreede of dethe a man so *aggreggithe,
It wastithe liff and his tyme abreggithe.

II. 4 LIX.

For *thyng. that is to the vncerteyne.
Whan thou art wrothe, look neuer þat þou stryve;
Thi passions esili withdrawe and refreyn.
For ther is no persone in erth on lyve,
But that vnresounles he is als blyue
As besy wrathe *hath *kyndled hym on fyre.
And than can he nat deeme the *trouthe for ire.

II. 5 LX. fol. 92v

As tyme requerith, so make thyn expence.
Mesure thyn hand aftir thyn proprite
Off thynge, of tyme, and aftir the presence.
See that thou spende nomor than nedith the.
And that to spende loke that thyn herte be fre.
A man shold do cost and make his spendyng
Considryng tyme and rewardyng the thyng.

II. 6 LXI.

To much is nouht of any maner thyng.
The meen is good and moste comendable.
That man stant surest heer in his lyuyng,
With meen estat that halt hym greable.
Plente and pouerte be nat suffrable.
For than is the ship in the see moste sur,
*What tyme [*] the flode excedithe nat mesur.

II. 7 LXII.

Iff thou knowe ouht, that may turne vnto shame,
Keep it secre; for nothyng it *bewrye.

---

393 *the*] *he* τ, *a man* Hb 394 *is*] *his* C Db A 397 *tofore* τ 406 *doutles* ϑ σ D 408 *aggruggith* C H Hb Cp A χ 410 *thyng* f. ϑ (*that* F) 415 *hath*] *had* τ, *hadde* Fb | *kynled* C Db, *kenlid* M 416 *trothe* C 430 *Whan* C Cp | *tyme that* τ R Db Y, f. Cp Pc 432 *bewreye* C δ Ha A x G Hc D Fc

Be nat to besy such thynges to *pro*-clame
And publissh, as thou knowest pryuye.
435 Make nat all men [*] on it to gaur **and* crye,
Lest mo deprave, whan thow thi woord hast sowe,
That was before to othir folke vnknowe.

II. 8 LXIII. fol. 93r

438 Iff thou espie and see a *su*r*fetour,
A theeff, a shrew of much mysgou*er*nau*n*ce,
Trist weel su*m*me tyme that ther shal come an hour,
441 Whan for his deede he shal suffre penau*n*ce.
Cursed deede askith wrech and vengau*n*ce.
Thouh wikkydnesse for tyme be kept secre,
444 Yitt att the laste will it discurid be.

II. 9 LXIV.

Thouh that su*m*me tyme natur hathe been vnki*n*de
And youe a man to be of smal stature,
447 Yit, my child, remembre and haue in mynde
That thou neu*er* dispise that creature.
For God may sendde hym fortune *and* good vre,
450 Als oft thei be with good cou*n*seil allied,
To whom that nature hathe grete *stren*g*th denyed.

II. 10 LXV.

Whan the happithe trauers or [*] haue a-do
453 With oon thou knowist nat egal to thi myht,
Thyn vttrest powere shewe nat **such* vnto,
Lest that eft-soone he haue the in such pliht.
456 For it is seen in turment and in **f*iht:
Fortune chau*n*gethe ofte withynne an hour,
And he is sconfet, that erst was victowr.

II. 11 LXVI. fol. 93v

459 Off brondis smale be maad thes fires grete.
Withdrawe *th*e* brond, the fier shal eek discrees.
A-gein the knowe, *tha*t* herr, loke thou nat bete
462 With woordis fele; *for woord distrobleth pes.
The man is wise, that can of *woord*is* cees.
For this is sothe as God *y*af* the thi liffe:
465 Off woordis small is bred ful muche striffe.

II. 12 *LXVII.

*Deele nat withe sorcerye ne with surquedrie.
In Goddis hand is all thi sort and fate.
468 Be nat a-boute to calkle thy distanye,
Iff thou be **myse*rous or ffortunate.
Lat God allone; in hym is all thy state.
471 And that hym list of the for to purpose,
Withoute the can he fulweel dispose.

---

435 *out on it* ϑ Hb | *and*] *or* C, f. F   438 *suffetour* C   451 *strenth* C Ad χ   452 *or to* C ν   454 *such*] *a man* α (*þat man* Hb)   456 *siht* C   460 *thi* C Hb   461 *that*] *tha* C Hb ‖ *herr* C, *herre* Hb, *erre* F, *ar* H, *here* Fc, *heir* R Ha, *eyr* A λ ν, *ayr* Db Cp, *ayere* M, *eyre* D, *hyer* ω (*highere* Ad), *man* κ   462 *woord for* C   463 *woord* τ   464 *yeue* τ Hb E, *yeueth* H   Str. LXVII mit LXXXII vertauscht in α   466 *Deyle* τ, *dwel* Db   469 *yrous* C δ

II. 13

LXVIII.

Bewar of envye with hir techches fell.
Withynne thyn herte looke that she nat reste.
For it is oon of the *peynis of helle.
Whan she soiourneth in a mannys breste,
Than *brennithe Fenix withynne his owne neste.
And thouh she may non othir man *myscheeue,
*Yit Ethna cesith nat hirsilfe to greue.

II. 14

LXIX. fol. 94r

Enforce thyn herte with manly sufferaunce,
Thouh wrong iugement a-yens the proceede.
Be nat abassht in woord ne countenaunce;
For the processour may reule and leede
The lawe; but trost me weel withouten dreede,
Long to reioisshen acheueth he nate,
Which bi menys vntrewe his goodis gate.

II. 15

LXX.

Wraththe of olde, that shuld be oute of mynde,
Be nat aboute to make it eft on lyue,
But the envious hathe that tech of kynde.
Such malice, my childe, look thou nat revive;
For such ire of old makithe a new stryve.
And who that remembrithe old enmyte,
A wikkid man forsothe, my childe, is he.

II. 16

LXXI.

Thi silfe also looke that thou nat preise
Ne dispreise, but lette othir men allone.
Alway aftir prudence thi *woordis peise.
For thyn avaunt honour shalt thou gete none,
But haue a mokke as faste as thou arte gone.
A man to preise hymsilfe, as seithe the scoole,
Or dispreise moche is token of a foole.

II. 17

LXXII. fol. 94v

Whan it is tyme of coste and grete expence,
Bewar of waste, and spend as bi mesure.
Who that to keepe *and* spende no difference
Makith, his goodis may nat longe endure.
The olde sawe seithe: Mesur is tresure.
For in short tyme the good may *slippe a-waye,
That was goten in many a sondry day.

II. 18

LXXIII.

It is *no wisdam alway to be sage.
But sumtyme to seeme nyce and feyn folye,
Who that hathe this fet, shal fynde avauntage.
What tyme and thyng requerithe, that espie;
And than dissimule, that is good policie.
Summe tyme to be vnwise in apparence
Among the wise *is clepid ful hih prudence.

---

475 *peyns* C 477 *bredithe* α 478 *mischeeff* C, *myschewe* F 479 *And yit* C 496 *woord* 𝔉 E 506 *shippe* C 508 *nat* 𝔉 514 *his* C Ad

II. 19

LXXIV.

The filthy flessh, in meuyng bestiall,
That fihtithe ay a-yens the soule withynne
Bi force of hir entisment sensuall,
Eschewe, my chyld, and keepe the from hir gynne.
That and grace been sette ful ferr atwynne.
And fle of auerice the wikkid fame:
Thes too it be, that causen euyl name.

II. 20 — fol. 95 r

LXXV.

Beleve nat in every wihtis sawe;
For sume reporte thynges al othir wise
Than it was don or any man it sawe.
And sume have it of custu*m* and of guyse
To feed folk withe flatrie and with lise.
Yif litil trost therfor to suche spekyng;
For many folk spekith many a thyng.

II. 21

LXXVI.

Yff thou surfete in drynk for-yete nat that.
Avyse the eft, thou come nat in that snare.
Withdrawe thyn hand; feede nat thy throte so fatte;
Drynk, that suffisith the, and *ell*es* spare.
To much drynk makethe men of wit ful bare.
And yit the wyne therof is nat to blame,
But the drynkere makithe hymsilfe lame.

II. 22

LXXVII.

To thi trosty freend, that is ay secre,
Shew thi cou*n*seil; to hym thyn herte *bewry.
A trosty freend is [*] chest of pryuyte;
But it is hard such *freend*es* to espie.
Trye oute oon a-mong a companye.
And of thy body betake thou the cure
To suche a leche as is trosty and sure.

II. 23 — fol. 95 v

LXXVIII.

Withynne thy silfe a-greve the nat to sore,
Thouh thyng amys sume tyme the betide;
Dismay the nat in besy wise therfore.
Thyn auenture thou muste needis a-bide;
Fortune may nat alwey be on thy side;
With harmes to greve in a-waite lith she
To reven men welthe and *pro*sp*er*ite.

II. 24

LXXIX.

In thi silffe compasse a-boute before
Thyng to p*er*ceyue, that aftir schall befalle.
It noieth nat nor greueth half so sore,
That is forseyn, as othir thynges shall.
Sodeyn chau*n*cis disesithe moste of all.
It hurtithe lesse, and is in better pliht,
Wheroff beffore a man can haue insight.

---

532 *ell* C Cx, *els* F Hf, *elles* übr. 537 *bewreye* C Hb G Hf D Fc 538 *the chest* τ R Hd χ, *the cheef* Fb, *a ch.* D 539 *freend* C (es-Schleife vom Korr. 1 angefügt) Fb, *a frend* F H R A 556 *aman* C

II. 25 LXXX.

Whan dyuers thynges trauers thyn entent,
And thow art wrappid in aduersite,
War for wanhope thou be nat lost *and* shent.
Latt nat dispeir thy witte bereuen the.
A-bide the tyme, that she shall better be.
Hope is she, **that* shal make the a sethe;
Hope leueth nat a man, thouh man leue the brethe.

II. 26 LXXXI. fol. 96r

Whan men profre, it is tyme to receyve.
Take thynges, whil thei be in seson.
Thei profre now, that eft will yiftis weyue.
Plente nowe will aftirward be gesoun.
Take in tyme; for so comaundithe resoun.
The ballid hed, whilom full of heris,
Now is bare withoute rasour or sheris.

II. 27 LXXXII.

Prouyde thy silfe and haue delyueraunce,
Be likly coniectur what may be-tide.
Aduertise, my childe, in thi remembraunce
Affore and aftir, aboute in euery side.
Follow God, and lat hym be thi guyde,
That hathe al thyng in his gouerment,
Futur and passid and that, that is present.

II. 28 LXXXIII.

It is a tecche of a deuouryng hounde
To receyue superflue and don excesse,
Til his receit a-geyn from hym rebounde.
Contente thy nature and flee gredynesse.
Foule lustis ay keepe vndir *and* represse.
Feed nat thi *lust with all, that she wil craue,
Yff that in helthe thou lust thi body save.

II. 29 LXXXIV. fol. 96v

Whan a multitude hathe youen a decre
Or concludith ouht a-yens thyn entent,
Trauers nat yit a-yens the comonte;
For iff thou do, thou shalt lihtly be shent.
Dispise nat alone the peples iugement.
In auenture thou plese of hem nat oon,
Whil thou wilt impugne hem euerychon.

II. 30 LXXXV.

Take good heed vnto thyn owne estate:
To reule thy body weel with good diete.
But look with tyme thou be nat at debate,
Thouh thoruh thyn owne *mys*reule and* surffete
Seeknesse or sorwe hathe *youen the an hete.
The tyme is good, and no dismale ther is,
But men it make, for that thei do amys.

---

562 *that* f. C R | *aseth* A He, *seethe* Hc, *feith* Hf 583 *lustes* C 595 *mysse* τ R Fb (in C *rewle* vom Korr. 2 ergänzt) 596 *youe* τ Hc, *yeue* R Db He Hd, *yeuen* H Ha E, *gyven* D, *gyeve* M, *you* Fc, *ȝet* Ad, f. Y

II. 31.

LXXXVI.

Dreede no dremys, **so* seithe Deutronomy,
*Thou*h* thei be causid of complecciou*n*,
Or ellis of any nyced fantasie,
Or **of* a superflue repleciou*n*.
For dremys be but fals illusiou*n*.
Whan men be wakyng, thei desire or thynke;
Vpon that thyng thei dreme, whan thei wynke.

LXXXVII. Lenvoye.

fol. 97r

Musithe a while, what all thes maters meen.
A-bidith, sire, and go no ferther yitt.
To reden hem, **a*ua*i*leth not a been,
But iff a ma*n* the kernel wil *vnkn*i*tt.
Therfore your mynde and al your hert *vnsh*i*tt
And *lok*e* whatt lith vndir the boistous rynde.
And I dar say, of wisdom and of witt
Plente *and* foisou*n* therin shall ye fynde.

LXXXVIII.

Reffressheth you with this holsom diete,
That fostreth v*er*tue and keepith on lyue.
To your p*er*sone me thynkith it ful meete
For to receyue such a nutrytive,
Which your astate shal ay p*re*serue on lyue
In grete honour and keepe yow fro noysau*n*ce,
Oute of dau*n*ger and vices infectyve,
Yiff ye will werche aftir this ordynau*n*ce.

LXXXIX.

And in especiall looke, that your deede
May bere trewe *witteness*e* and testifie
The mateer, that ye beholde and reede.
Looke with your herte as weel as with your eye.
Than, dar I say, sumwhat shall ye espye,
That to this werk shall meven **your* corage.
Wherfor yo*ur* hert, your eye and all applye,
Your silf to reule aftir thes ditees sage.

Expl*i*cit *secunda* par*s*.

III, praef. 1—2

XC.

fol. 97v

Behold, what wiht that listith for to reede
In this my ditee, somwhat shall **he* fynde,
Wherwith his soule he may fostre *and* feede
With thewes good and it from vices vnbynde.
Come neer, my child, therfore and haue in mynde
Suche doctryne to beer a-wey and leer,
**As* to thy liff shall be full leef and deer.

III. 1

XCI.

The soule resemblith a new pleyn table,
In which as yit apperith no picture,
The filisophre seithe withouten fable.

---

599 *so* f. C 600 *thou* C 602 *of* f. C 608 *valeth* C (davor *a-* vom Korr. 2), *vayleth* Hb ν χ, *wailithe* Ad 609 *vnknett* C χ 610 *vnshett* C χ 611 *lokith* τ 623 *wittenesy* C 627 *your* in C eingefügt von Korr. 2 631 *ye* C δ M 636 *as*] *and* τ δ, *as thou* Hf

So is the soule but a dedly figure,
Til the tyme she be recleymed with the lure
642 Off doctryne and so gete hir a good habite
To bene expert in connyng and *parfite.

III, praef. 3—4

XCII.

Inprente my techyng in thy soule stedfaste;
645 And ful profitable thou shalt it fynde.
Forsake it nat ne from thyne hert it caste;
For iff that thou exclude oute of thy mynde
648 This lessoun, thow art full bareyn *and* blynde
Fro vertu. And therof a-wite nat me,
Sith *the deffaute, my sone, is than in the.

III. 2

XCIII.

fol. 98r

651 Iff thou lyve iustly keepyng the vpriht,
Neuer declynyng for meed ne **for* fauour,
Than stondist thou in a ful holsum pliht,
654 *Thouh men maligne with *woordes of *rygoure
Yff thou live thus thi good liff is thi tour.
We may nat lette the peple to gawre **and* crye.
657 But do we weel; if thei sey mys, thei lye.

III. 3

XCIV.

Iff thou be clepid the sothe to testyfye,
Ay sauyng thy worship *and* honeste,
660 Thi freendis trespace be **nat* a-bout to wrie,
Wher as no shame may growe therof to the.
This requirith ay freendlynesse parde.
663 In wele *and* woo the trewe *benyvolence
Bi-twix folke is frenship in existence.

III. 4

XCV.

Make besy wacche, and keep thi soule algate,
666 Behold a-boute, aspie the couert treyne,
Whan that fals fauell knockethe atte gate,
He menythe guyle, *thow outeward fair he feyn.
669 He can enoynte softly thyn erys tweyn
*With oile of plesaunce in ful grete foysoun;
But vndir that keepe the from his poisoun.

III. 5

XCVI.

fol. 98v

672 Slouth, slogardy and dul idylnesse,
Lacches, that causeth to be necligent,
Eschew, my child, with all thi bisynesse;
675 For ydill soule makith the body shent.
Ther is on erthe no gretter argument
For to conclude the body vnapte
678 Than that the soule in idilnesse be wrapte.

III. 6

XCVII.

Who that lacketh reste, may nat longe endure;
Therfor a-mong take thyne ese and disporte.

---

643 *profite* C mit Abkürzungsschleife für *ro* 649 *a wyȝt* Hb, *atwyte* H R, *athwyte* F, *a wayt* Hc, *wyte* A Cp ϰ (*wytt* E) ν ζ, *awyte* σ He 650 *thi* C Hb 652 *for* f. τ R Fb Y Cp γ 654 *thou* C | *woords* τ R | *rygourye* C 656 *or* C Hb | *gaule* R, *gawle* Fb, *gnare* M, *gare* Cp, *grare*? Ha 660 *nat* f. τ δ Fb Db M λ 663 *bevyolence* C, *by vyolence* Hb 668 *thow* C Hb 670 *which* C

Delite the neuer in besynesse and cure,
But that whilom thou maist also resorte
To play, recreaciou*n* and conforte.
Thou shalt the bettir labour at **the* longe,
Whan thou haste me*r*the thi bisynesse a-monge.

III. 7 XCVIII.

It is full hard to plese iche a wiht.
Dispreise noma*n*ys deedis nor hem lakke,
Ne *woord*es* nother. For even so riht
As thou deprauyst hym, byhynde thy bakke
Riht so wol men make the a *mo*kk*e and a knakke.
The contrarye thouh [*] men had it sworne,
The skorner shal be guerdoned ay with scorne.

III. 8 XCIX. fol. 100r[1]

Whan thi laste sort, that som men clepyn fate,
Is good and plesau*n*te aftir thyn entente, —
Thus meen I, loo, whan thou arte fortunate, —
Receyue the good, that God hathe the sent.
Suffre it nat rechelessely to be spente.
For than of wastour thou shalt haue **the* name,
For grete ryot will causen feble fame.

III. 9 C.

Into grete age what tyme that thou art krepte
And thou hast richesse and grete habundaunce,
Be liberall of good, that thou haste kepte.
Thynk thou hast inowh and suffisau*n*ce.
Latt nat thi good of the haue *goue*r*nau*n*ce;
But *goue*r*n it and pa*r*te it with thy freende.
Whan thou goste hens, it may nat with the weende.

III. 10 CI.

Grace is youen to men in sondry wise:
Sum haue wisdom, and som haue elloque*n*ce.
Thes pore folk somtyme thei ben full wise.
A *ser*uaunt may be of grete sapience,
Thauh he be had in litel reuerence.
Reward **his* wit, if it be worth the while.
Vertue is hid vndir an habite vile.

III. 11 CII. fol. 100v

This woorldis welthe, ebbynge *and* flowyng ay
At no certeyn, as is wantou*n* Aprile,
Thouh thou haue *lost, thou shalt nat the dismay.
*Be content with that thou hast for the while.
Sume ma*n* ther is, that hathe nouthir cros **ne* pile
Now in this world, and yit good auentur
Is hym ful nyh. No man can know his vre.

III. 12 CIII.

Wedde nat a wiffe for hir inheritaunce;
For she wol caste it **ful* oft in thy berde.

---

684 *the* f. τ R 688 *woord* ϑ R 690 *mowe* C Hb E G D Fc, *moppe* Cp He Hd 691 *thouh that* C R 698 *the* f. C 704 *goueraunce* C 705 *goueren* C 712 *is* C 716 *lust* C, *losse* R Fb Ha A κ ν ζ 717 *Been* C 718 *nor* τ M, *ner* A, *nethyr* H 722 *wel* C, f. Hb β

[1] Fol. 99 ist bei der Paginierung übersprungen.

And *_if_ she be noysaunt, ful of greuaunce,
Constreyne hir nat to biden in thi yerde.
Off chastyment it is a curside yerde
To keepen oon, that wol the ay atwyte.
He is att ese, that of such on is quyte.

III. 13 CIV.

Off othir men thow shalt thy myrour make.
Conforme the to that moste men appreve.
What thou shalt do _and_ *_what_ thou shalt forsake,
A bettir fette maist thou nat *contreve
Than to othir *mennys deede releeve.
In al, that perteynethe to thy techyng,
Make othir men a rewle for thy lyvyng.

III. 14 CV. fol. 101r

Attempte no thyng, that sourmountith thy myht
Ne that to ffynyssh thow *mayste nat *accheve;
For than thou stondist foule in thyne owne liht.
Ouer his power what man leste to meeve,
With shame his werke moste nedis take leve.
It is foly a man such thynges to begynne,
Which to perfourme his wittis be *_to_ thynne.

III. 15 CVI.

Law presumeth, that what *_man_ kepith stille
The cryme of oon, that hath don grete offence,
And discurith it nat, he is *als ille,
As is the cryminous for his silence.
Wherfore, my sone, bryng it in audience,
That thou perceyuest nat weel don is,
Leste for silence men deeme of the a-mys.

III. 16 CVII.

Whan that the lawe is streit _and_ rigerous,
Entrete the iuge to *shewen the fauour,
Enclynyng hym for to be gracious.
*An egal iuge may the *parcaase socour,
And yit the lawe shal be his gouernoure,
Which he suethe somtyme to modyfie,
In the caas he may a poynt espye.

III. 17 CVIII. fol. 101v

What peyn [*] thou suffrest for thi deserte,
Receyue it weel with gre in paciens.
And thouh thi trespace be *preuye and couerte,
Yitt, whan thou feelist in thyn aduertence,
That thou arte blemsshed in thi conscience,
Withynne thy silfe than make arbitrement,
Deemyng thy-silfe in thyn owne jugement.

---

723 _if_ f. C Hb D 730 _what_ f. C Hf 731 _contryve_ C Hb M Hc D, _constryue_ Fc 732 _mannys_ C Fc, _mens_ A Ad 736 _muste_ C | _acchewe_ C, _eschewe_ Hc, _atteyne_ σ 741 _to_] _ful_ τ Hb 742 _man_ f. C, _a man_ R ν 744 _als_ R, _also_ Ad, _all_ C A Y Fc, _than_ χ, _as_ übr. 750 _shew_ C 752 _And_ τ R A Hf Hc, _For an_ ω | _parcause_ C, _perchas_ Y, _case_ v (_cause_ χ) 756 _that thou_ C He Fc Ad 758 _pruuye_ C, _pryue_ ν, _preue_ M, _pryvary_ Hb

III. 18

CIX.

Mispende no tyme for slouthe or for lacchesse,
But whilom reed in bookis olde *and* wise.
Reed and reporte with grete attentyfnesse.
Be reedyng to connyng men may arrise.
Than reed, my sone, and connyng accomplise.
Thes poetes writen thynges of grete m*er*uayle
And of smalle credence oftyn, thys is no faile.

III. 19

CX.

A-mong freendis sittyng at the feest
Be curteis and demure of thy language.
Who spekith moste, may nat offende leste.
Off flessh and boon nature hathe made a cage
The tonge to keepe, that she be nat outrage.
*Tha*n* if thou wolt ben losed of *n*or*ture,
Refreyne thyn tonge with al thy besy cure.

III. 20

CXI.

fol. 102r

Some wommen weepyne of pur femynyte,
Whan othir wise thei kan nat her entente
*Acche*ve*; but yit beware of nyce pite
Thi manly resou*n*, that it be nat blent.
For suche wepyng thyne hert auhte nat relente.
Some wommen of kynde be eu*er*-moor weepyng
And vndir that kan thei bothe prikke *and* stynge.

III. 21

CXII.

That thou haste goten, to thin owne worship vse.
What auailethe richesse withoute honoure?
To spare good and worship to refuse
The nygard chynche with peyne and w*ith* labour
Is besy. But I reede the nat devour
Withouten resou*n* thy good excessiffly;
For than muste thou begge of othir *hast*i*ly.

III. 22

CXIII.

Enprente, my childe, ay sadly in thy mynde,
That thou be nat of *de*th* to *sore adradde,
That shal the from wrecchidnesse vnbynde,
Wher-in thi liff longe thou hast ladde,
Til of thy *corps thy soule hathe ben ful sadde.
For riht as dethe is eend of ferfulnesse,
So is she eende of al thy wrecchydnesse.

III. 23

CXIV.

fol. 102v

*Thi wifis woord suffre and take in gree,
Whan it availeth; for betide it may
Ful ofte, that *of riht grete prudence is she
And muste ben a-lowed, this is no nay.
Suffre hir than and hir conceit assay.
For it is hard, whan thou can nat be stille,
Ne hir to suffre thou kanst haue no wille.

---

775 *Thauh* C | *nature* C Hb σ Cp χ, *nurture* R λ D Ad 779 *acchew* C M Ha Hc Fc, *eschewe* Db, *askuse* Hf 790 *hastly* C R, *hastyly* F H Hb Ha Hc (*-ili*), *hastely* κ Da Cp A D, *hastyfly* G He 792 *ded* C | *tofore* C 795 *corpus* C, *cors* γ 798 *this* C 800 *riht of* C

III. 24

CXV.

Goodis, that be youen the of nature,
Comethe eek of thy progenytours.
Therfore, my child, with al thi force *and* cure
Love hem weel and cherissh at all hours.
Thei fostred the and kept in youthe shours.
Thi moodir, my child, in especiall,
Iff thou do wele, neuer offende at all.

CXVI. Lenvoye.

Resorte, resorte and hidirward releve.
My maister, now her is *an holsom ayr.
For your availe vnto this place retreve,
Wher-as of moralite floures fayre
And swete ful plesauntly, lo, dothe repeir.
Gadrith therof and makithe yow a gay
And restethe yow heer riht in this *herbeire.
Behold and see, what thyng is to your pay.

CXVII. fol. 108r

Whane ye haue gadrid floures *to your liste,
Tastethe hem; for thei ben preseruatiffe.
Holdithe hem fast and berethe in your *fiste.
For the pestilence ayers infectyffe
I conseil yow, and *iuparte my liff,
That ye shall leede your liff in sikirnesse
Thoruh vertue of this conseruatiffe
And eeke atteyne to muche worthynesse.

CXVIII.

Thus meve I you vndir proteccioun
Off your good grace, what tyme ye reede
Or haue in this mateer inspeccioun,
As it biddith, that ye wol don in deede.
And than I dar afferme [*] withouten dreede,
Ye shall *accheve and be ful vertuous.
Heer shal ye fynde, that you may guyde *and* leede
Streiht to good fame and bryng yow til hir hous.

Explicit *tertia* pars.

---

813 *vnholsom* C 818 *herbere* C M ν ζ (*erbayre* Ad) 820 *to* f. C, *vnto* F, *at* Hb 822 *feste* C, *feystys* D 824 *enparte* C, *iuparte* F, *in part* R, *jupard* H, *jubarte* M, *jubard* σ, *joberd* A, *jeopard* Hb Cp D Fc, *gewparde* Fc, *gibarde* ν, *iebarde* Ht, *ieparde* Cx 832 *afferme it* τ 833 *acchewe* C, *eschewe* σ, *eschue* ν

Würzburg. Max Förster.

(Schlufs folgt.)

Zur englischen Wortgeschichte.

1. *Carfax.*

Carfax, Carfox 'a place where four roads or streets meet; name of a place formed by the intersection of two principal streets in various towns, as at Oxford and Exeter' wird vom *N. E. D.* ohne Zweifel richtig auf afrz. **carreforcs* (*carrefors*) = lat. *quadrifurcus* 'four-forked' zurückgeführt. Die lautliche Entwickelung des englischen Wortes ist nicht ganz klar. Das *N. E. D.* bemerkt: 'The total absence of the *r* in English is ... notable, especially as *fork* was a well-known word from OE. times.' Grofse Schwierigkeit kann jedoch der Schwund des zweiten *r* nicht machen: wir haben hier offenbar einen Fall von totaler Dissimilation. Umgekehrt mag das *a* < *o* der zweiten Silbe auf Angleichung an den Vokal der ersten Silbe beruhen, wenn es nicht eher aus Mundarten stammt, die *ŏ* lautgesetzlich zu *ă* wandeln (*ox* > *aks, top* > *tap* im Süden und angrenzenden Mittelland).

Für totale Dissimilation mögen hier den Sammlungen von Jespersen, *E. St.* XXIII 461, und Hempl, *Loss of* r *in English through dissimilation,* in: *Dialect Notes* (published by the American Dialect Society) I 279 ff., noch einige Beispiele zugefügt werden.

Fevere = *February, Cely Papers* 1483 (S. 140—142), 1487 (S. 169 f.). Diese für die ältere Zeit vom *N. E. D.* nicht belegte Form mit Dissimilation ist heute noch dialektisch: *E. D. D.* II 319 verzeichnet *Febiwerry* und *N. E. D.* schott. *febewar*. Henslowe schreibt in seinem Tagebuch 1591—1609 *febery* (S. 33).

libary für *library* kann man gelegentlich hören; L. Murray, *English Spelling-Book* (York 1804) stellt es unter die *vulgar errors* (Kap. 18).

Afrz. *orfreis* (*aurifrisium*) erscheint im 15. Jahrh. als *orpheis, offreis,* vgl. *N. E. D.* unter *orphrey* 'gold embroidery'.

pimrose für *primrose,* vgl. Wright, *Grammar of Windhill,* § 262; F. E. Taylor, *Folkspeech of South Lancashire,* Manchester 1901; Darlington, *Folkspeech of South Cheshire,* S. 20.

Für *quarter* verzeichnet *N. E. D. qwatteer* 14. Jahrh., für *quarterage quaterage* 15. Jahrh.

Shrewsbury (*Sciropesberie*) heifst in der örtlichen Aussprache *sroazbri* und *soazbri.*

transom 'Querbalken' (vgl. *traunsum, transum, transounes* in *Records of a London City Church* 1426—27, S. 65 f., 1487—88, S. 137; *E. E. T. S.*, Original Series No. 125) erklärt Skeat als 'a corruption of lat. *transtrum*', vgl. jetzt auch seine *Notes on English Etymology,* S. 304. Das Etymon ist allem Anschein nach richtig, nur ist das englische Wort keine *corruption,* sondern lautgerechte Entwickelung. Zunächst ist *transtrum* zu *transt(o)m* (*r* — *r* zu *r* — *0*, totale Dissimilation) und dann ist *stm* ganz regelrecht zu *sm* geworden wie in *Christmas*.

Wenn in altengl. *cwearten* aus *cweartern* 'Gefängnis', *beren* aus *berern* 'Scheune', *scēapheorden* aus *-ern* 'Schafstall' ein *r* geschwunden ist, so ist daran wohl nicht allein die 'schwachtonige Stellung' schuld (Pogatscher, *Litbl.* XXII, 160); es ist wohl kein Zufall, daſs in der vorhergehenden Silbe schon ein *r* stand.

l ist infolge totaler Dissimilation geschwunden in mundartlichem *eelak* für *lilac* (Ellis, *On Early English Pronunciation* V 443, 714) und *chiblain* für *chil-blain* 'Frostbeule' (a. a. O. 237). Vgl. deutsch-mundartliches *ilache* = *lilachen, Z. f. hd. Maa.* I 27. Der Schwund des *k* in *spetacle(s)* = *spectacles* (*E. D. D.*, Bartlett, *Americanisms,* S. 40, vgl. deutsch-mundartliches *Spitākl* = *Spektakel*) wird wohl auch auf totaler Dissimilation beruhen.

2. *foreign.*

foreign hat in heutigen Mundarten die Entsprechung des *u* an Stelle von *o*: Wright, *E. D. D.*, belegt *furren* für Dorset, *furrin* für Nord-Yorkshire und östliche Mundarten; auch West-Somerset hat die Entsprechung des *u* und ebenso Oldham in Lancashire (nach einer Mitteilung von Herrn Lektor K. G. Schilling). Die Behauptung von E. Kruisinga, *Grammar of the Dialect of West Somerset,* Bonn 1905, § 230, der vorausgehende Labial habe den Übergang von *o* > *u* verschuldet, bedarf keiner Widerlegung, ebensowenig wie andere 'sporadische' Lautwandlungen ähnlicher Art, mit denen er operiert.

Der *u*-Laut in *foreign* war früh-neuenglisch auch in der Schriftsprache üblich: darauf deutet die Schreibung *furraine,* 17. Jahrh. (*N. E. D.*).

Englisches *furain* geht auf altfrz. *fourain* (*fouran, fourin,* vgl. Godefroy) zurück. Und diese altfrz. Form stellt die lautgesetzliche, volkstümliche Entwickelung aus lat. *fŏrāneus* dar: 'vortoniges freies *ǫ* vor oralen Konsonanten wird über *ọ* zu *u*', vgl. *cǫrona* > *curone, mǫrire* > *murir* (Schwan-Behrens, *Altfranzösische Grammatik*[6], § 91). Dagegen ist frz. *forain* Lehnwort, und darauf geht engl. *foreign* mit *o* zurück.

3. *leach, letch.*

Ne. *leach, leech, letch* mit der jetzt veralteten Bedeutung 'to water, wet', mit der noch bewahrten 'to cause (a liquid) to percolate

through some material', 'to subject to the action of per colating water' wird von Bradley, *N. E. D.*, aus ae. *lęččan* 'wässern' abgeleitet. Damit ist deutsches *lecken* 'netzen, begießen' (nach Ausweis z. B. der hessischen Mundart mit Umlauts-*e*) identisch; vgl. *D. Wb.* VI 481. Die gemeinsame germanische Grundform ist **lakjan*, über dessen Etymologie man *N. E. D.*, Kluge, *Etym. Wtb.*,[6] S. 241 (*leck*), und J. Franck, *Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal,* S. 559, vergleiche.

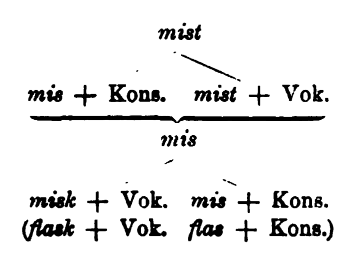
Zur Lautform der englischen Wörter bemerkt Bradley: 'The form *letch* is normal; the form *leach* is phonologically obscure.' Schröer (in der Neubearbeitung von Griebs *Wtbch.*) verweist auf *leak* aus altnord. *leka*. Die Nebenform *leach* könnte wohl wirklich eine Kontamination aus lautgesetzlichem *letch* + *leak* (*lēk* Smith 1568, S. 43) sein, vgl. *N. E. D. leak,* 5.

Das Substantiv *leach, letch,* das in verschiedenen technischen Verwendungen gebraucht wird (*N. E. D.*), ist aus dem Verbum abgeleitet.

4. Dial. *misk* 'mist'.

Wright, *E. D. D.* IV 129, verzeichnet für die Mundarten von Devon und Somerset *misk* 'a mist, fog'. Kruisinga, *Grammar of the Dialect of West Somerset* (Bonner Beiträge zur Anglistik XVIII), meint S. 178 (zu § 371): '*məsk* is probably connected with *muxy*' (= schmutzig).

In Wirklichkeit ist *misk* aus *mist* entstanden. Die Entwickelung ist folgendermaßen verlaufen. Zunächst wurde *mist* (besonders vor folgendem konsonantisch anlautenden Wort) zu *mis,* eine Form, die auch für West-Somerset bezeugt wird (vergl. *fact* > *fak, cast* > *kas* usw.). Weiterhin ist eine schöne Beobachtung Elworthys aus dem Dialekt von West-Somerset zu beachten, die freilich von Kruisinga in seiner Grammatik ganz übergangen worden ist: 'We hardly ever sound *k* after *s,* except when followed by a vowel, and not always then — as *vlaas* "flask", *maas* "mask"' (vergl. *An Outline of the Grammar of the Dialect of West Somerset,* E. D. S. 1877, S. 5[3]). *k* nach *s* ist vor konsonantisch anlautenden Wörtern geschwunden, vor vokalisch anlautenden geblieben: *flask* zu *vlaas* + Kons. (vgl. *asked, askt* > *ast*), *vlaask* + Vok. Da neben *vlaas* auch *vlaask,* neben *maas* auch *maask* steht, ist zu *mis* ein *misk* neugebildet worden.



5. *rash* 'Rasch'.

Der Tuchname engl. *rash,* dtsch. *Rasch* wird allgemein auf frz. *ras* zurückgeführt, über dessen Herkunft man Körting, *Latein.-rom. Wtb.*², No. 6682, Franck, *Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal,* S. 773, vergleiche. Auffällig ist die Vertretung des frz. *s* durch *š* im Englischen und Deutschen.

Zur Lautform des englischen Wortes bemerkt Craigie, *N. E. D.* VIII 157: 'the origin of the *-sh* ... is not clear.' Und wenn Heyne im *D. Wtb.* VIII 125 sagt, *Rasch* sei 'mit einer Verbreiterung des Auslauts' aus *(ar)ras* entstanden, so ist damit nichts erklärt.

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, dafs der französische (in Arras gewebte?) Stoff durch niederländische Vermittelung nach Deutschland und England gekommen ist. Nun entspricht z. B. einem niederländischen *vis* (geschrieben *visch*) im Englischen und im Deutschen die Form *fiš* (*fish, Fisch*). Englischem und deutschem *-š* steht niederländisches *-s* gegenüber: altes *-sk* ist in mndl. Zeit lautgesetzlich zu *-s* geworden; vergl. J. Franck, *Mndl. Grammatik,* § 110, 2, und W. van Helten, *Mndl. Spraakkunst,* S. 195. Nach dem Muster von *fis* : *fiš* u. dgl. wurde ndl. *ras* zu *raš* (*rash, Rasch*) umgebildet. Es liegt hier also 'analogische Lautsubstitution' vor, wie man sie oft beobachten kann bei Entlehnungen aus einer Sprache in die andere, aus einer Mundart in die andere, bei den Wechselbeziehungen zwischen Schriftsprache und Mundart. Vgl. z. B. *Zs. f. frz. Spr.* XXII 61 ff., *Archiv* CVII 414.

Rasch ist auch in das Skandinavische übernommen worden und zwar in der Form *rask*. *sk* für *š* ist Lautsubstitution. Skandinavische Grammatiker früherer Zeit setzen engl. *sh* dem skandinav. *sk* gleich.

Ob esthnisches *rask* 'wollenes Fufstuch der Weiber' (F. Wiedemann, *Esthnisch-deutsches Wörterbuch,* S. 928) mit unserem *rasch* identisch ist, kann ich nicht beurteilen. Zu ital. *rascia,* das Florio als *rash* erklärt, vgl. Körting, *Lat.-rom. Wtb.,* No. 6671.

Auf einen ähnlichen Fall von analogischer Lautsubstitution sei noch hingewiesen.

Me. *pertriche* (ne. *partridge,* afrz. *pertris*) erscheint im älteren Schottisch und in heutigen Mundarten Nordenglands und Schottlands als *pertrik, partrik,* vgl. *E. D. D.* und Jamieson, *Etymological Dictionary of the Scottish Language,* New Edition, III 445, 450. Für diese Form mit *k* gibt es nicht etwa eine unmittelbare altfranz. Quelle. *pertrik* mufs aus *pertriche* entstanden sein.

Einem südhumbrischen *tš* (*ch*) entspricht im Nordhumbrischen *k*; deshalb wurde in *pertrich* bei der Übernahme in das Nordhumbrische *tš* durch *k* ersetzt.

Ist so auch *feek* für *fetch* zu erklären, das für Cleveland in Yorkshire (vgl. *E. D. S.,* Original Glossaries III, S. 2) bezeugt wird?

Auf Entlehnung aus dem Südhumbrischen deutet auch *fes̆* in Schottland: *ts̆* ist durch *s̆* ersetzt worden; das ist Lautsubstitution, und zwar lautmechanische, nicht analogische.

6. Dial. *wist* 'unlucky'.

Das *E. D. D.* VI 517 belegt *wist* neben *wisht* 'unlucky' und stellt es sehr einleuchtend zu *wish* 'verwünschen'. Unaufgeklärt bleibt dagegen die Lautform: *st* neben *sht*. Das Wort ist den *Gutturallaute,* S. 19 f., gesammelten Beispielen von *s* für *sh* anzureihen. In ae. *wȳsct(e)* wurde die ungeläufige Lautgruppe *skt* durch *st* ersetzt (vergl. Cosijn, *Beitr.* VIII 571, und Sievers[3], § 405, Anm. 8); vergl. *asked, askt* > *āst,* ahd. *wunscta* > *wunsta* (Notker).

Gießen. W. Horn.

Zur letzten Londoner Theaterseason.

London ist auch theatralisch das Zentrum Englands: es erhält und sichert die Tradition, es schafft und gebietet über die Mode. Englisches Theaterwesen kann in der 'town' erschöpfend studiert werden — freilich nicht in kurzer Zeit, wegen der Überfülle des Materials, aber für lange Zeit hinaus, weil der Londoner nirgends konservativer ist als in seinem Theater. Nach sechs Jahren war es mir unlängst vergönnt, Londons stage-land wieder abzustreifen, ich habe nichts Neues gesehen, nur anderes als ehedem. Die Beobachtungen von damals und jetzt zeigen mir dasselbe Bild, führen mich zum selben Urteil in den Grundzügen. In Einzelheiten bin ich freilich auf Neuheiten gestoſsen. Bezeichnend aber ist, daſs dies Neuartige nicht etwa dem Ganzen Richtung gibt, sondern bloſs nebenher läuft. Es sind Reformen, die nicht durchgreifen, Schöpfungen, die nicht einschlagen. Beiden fehlt es an Perspektive in die Zukunft, sie bleiben im Moment ärmlich isoliert. Doch sind sie nicht minder wertvoll. Sie werden das vom symptomatischen Standpunkt, indem sie Mängel zeigen, die sie beheben wollen. Und sie zeigen überall hin: auf die theatralische Organisation wie dramatische Produktion, auf die schauspielerische und szenische Konvention.

Daſs es mit dem modernen englischen Theater schlecht bestellt ist, verhehlen sich auch die Engländer nicht. Nur wollen sie den Hauptgrund prinzipiell nicht zugeben. Er liegt in der Organisation. Es gibt nur Privattheater; die müssen aber zu Geschäftstheatern werden und 'en-suite' spielen. Auf jeder Bühne wird nur e i n Stück gespielt, ohne Abwechselung, so lange es eben zieht, d. h. verdient. Bricht es jung zusammen nach ein paar Dutzend Aufführungen, oder erlahmt es nach etlichen hundert Vorstellungen an Altersschwäche, so wird es durch ein anderes ersetzt, das sich wiederum auszuleben hat. Dieses System besitzt e i n e n Vorteil: jedes Stück wird bestens vorbereitet, aber zwei Nachteile: für das Drama und für die Darstellung. Autor wie Direktor unterwerfen sich dem Geschmack, besser Ungeschmack des Publikums beim Ausarbeiten oder Auswählen des Stückes. Die Schauspieler werden zu einseitigen Routiniers, die talentlosen zu selbstsicheren Handwerkern, die

talentvollen zu selbstgefälligen Virtuosen. Sie bleiben unter der Kunst zurück oder gehen über die Kunst hinaus, denn sie schaffen nicht erfrischt von den stets wechselnden Forderungen des Repertoires aus persönlicher Stimmung heraus, sondern arbeiten gewohnheitsstarr in endlos gleichem Betriebe.

Dieses En-suite-System steht fest, trotz schüchterner Reformversuche nach einem Repertoire-Theater hin. Antriebe hierzu kommen von verschiedenen Seiten. Sogar vom inner-circle des Metier. Da ist Tree, der hervorragende Schauspieler und Direktor von 'His Majesty's Theatre'. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust: als konkurrierender Bühnenleiter mufs er Geschäftsmann sein und soll das jeweilig führende Stück en-suite spielen; als Künstler möchte er ein Repertoire schaffen. So gelangt er zu dem Kompromifs, dafs er die Suite ab und zu mit verschiedentlichen Shakespeare-Dramen unterbricht. Dafs er darin Paraderollen findet, begreift sich. Das Experiment gelang. Shakespeare und Tree sind eben zwei Namen, die im theatralischen London ziehen. An solchen 'literarischen Abenden', wie man bei uns sagen würde, ist das weitläufige Haus voll von society, middle-class und mass. In Logen und stalls prangt Eleganz, das pit zeigt Intelligenz, die gallery steuert Temperament bei.

Ein anderer Versuch war zwar auch geglückt, aber so zahm angelegt, dafs er sich von vornherein als Episode gab. Vedrenne, der Impresario, und Barker, der Schauspieler, hatten sich zusammengetan, um einen modernen Dramatiker, Bernhard Shaw, zu lanzieren. Als Haus wurde das niedliche Royal Court Theatre gewählt (im fernen Südwesten, um an Miete zu sparen), als Zeit der Nachmittag (um die Mitwirkung von Schauspielern verschiedener Bühnen des Westens zu ermöglichen). Die Stücke waren 'Kaviar fürs Volk', das natürlich auch ausblieb. Dafür erschienen die Theater-Gourmets der oberen und mittleren Schichten. Nach den Vorstellungen gab's vor dem Hause ein kleines Gedränge von carriages und auto's zwischen behäbigen 'busses', worauf jene ladies und gentlemen, die das auch noch sind, nach dem Westen heimfuhren. So kam das Court Theatre zu einem Repertoire, wenn auch nur von matinées — unter dem Zeichen einer literarischen Mode.

Der dritte Versuch scheint mir mifslungen zu sein. Er war ja auch rein literarisch und ganz prinzipiell geartet, wie schon der Titel des Unternehmens verkündigte: The Mermaid Repertory Theatre. Also gespielt wurde historisches Drama und zwar im Great Queen Street Theatre. Dieses liegt bedenklich verwinkelt im W. C., wo der erlahmende Westen schon sehr von der Schäbigkeit des erstarkenden Zentrums abfärbt. Der pompöse Titel der Strafse soll wohl für ihre Enge, ihren Schmutz, ihre Unbedeutendheit entschädigen. In sie hinein pafst auch

das armselige Haus mit seinem unbequemen Saal. Die Schauspieler sind — mit wenigen Ausnahmen — zu jung oder zu alt, die da glauben, schon oder noch spielen zu können. Das Publikum ist dünn gesät und in seiner äufseren Erscheinung von der internationalen Halbschäbigkeit der Intellektuellen, nicht dekorativ, doch voll ehrlicher Begeisterung, die von kritischem Feingefühl gemeistert wird, kurzum geistige Auslese, keine Herde, sondern eine Gemeinde unter dem Banner des gebildeten Geschmacks. Das war auch nötig, denn das Repertoire basierte auf Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, Vanbrugh. Die Stücke wechselten von Woche zu Woche, so dafs die Reform hier im mechanischen Abkürzen des En-suite-Systems bestand.

Das waren die organisatorischen Neuerungen: Halbheiten und Schwachheiten. Ja vielleicht darf nur Trees Versuch als zweckbewufster Vorgang gelten, vielleicht ist das Repertoiresystem in den beiden anderen Fällen blofs eine theatralische Begleiterscheinung wesentlich literarischer Experimente. Sieht man von Shakespeare ab, so war die 'Literatur' auf der Londoner Bühne blofs durch die Shaw-Matinées und das Mermaid Repertory vertreten, mithin unscheinbar, zufallsmäfsig, wirkungslos. Es herrscht eben ausschliefslich mehr oder minder geschickte Theatralik, Marktware des Tages. Auch das ist ein durchgehendes Charakteristikum des Londoner Repertoires (wenn man darunter die Gesamtheit der aufgeführten Stücke versteht), dafs es durchaus modern ist. Modern freilich nicht im stilistischen Sinne, sondern ganz äufserlich, es werden meist nur funkelnagelneue Stücke aufgeführt. Dieser Mangel an historischer Tiefe fällt dem Deutschen und Franzosen auf. Das nationale Repertoire des Wiener Burgtheaters geht doch fast 150, das der Comédie française weit über 200 Jahre zurück — ebenso weit wie das lebensfähige deutsche oder französische Drama selbst. In London vertritt einzig Shakespeare das 'historische' Drama. Warum? Wohl aus zwei Gründen. Dem englischen Drama fehlte es seit Shakespeare an den beiden Eigenschaften, die es vor der Vergefslichkeit des Tages hätten retten können: an kulturellem Gehalt und an originärer Form. Jedes lebensfähige Drama mufs seine Zeit spiegeln, Kulturwerk sein und mufs als Kunstwerk dauernden Formreiz besitzen. Es hat zugleich Interesse und Gefallen im Publikum zu erwecken. Besitzt das Drama blofs seinen interessanten Gehalt oder blofs seine reizende Form, so wirkt es entweder auf eine historisch oder auf eine ästhetisch interessierte Gemeinde; für das naive Publikum, die unbewufst anspruchsvollere Masse, stirbt es jedoch ab. Nur während der Renaissance war das englische Theater Zeitspiegel für das Volk. Später verkümmerte es im Dienste von Klassen und Cliquen. Es unterhielt während der Restauration Hof und Adel, es erbaute in der Folge braves

Bürgertum, war bald frivol, bald ehrbar, wurde amüsant oder sentimental. Oder es lebte noch ausländischen Moden zu Gefallen kosmopolitischer Ästheten, oder es gab sich als Sprachrohr von Parteiproblemen und Gesellschaftsstimmungen. Nie mehr aber gewann es die kraftspendende Bodenständigkeit in Ganz-England, nie mehr die Bedeutung für die gesamte Nation. Und so starb es von Periode zu Periode ab, denn diese Perioden waren keine inneren Entwickelungsphasen, wo die spätere zur Erbin der früheren wird, sondern isolierte Abschnitte von blofs chronologischer Folge. Darum versteht der Engländer das Gestern nicht im Heute wie der Deutsche oder Franzose, darum ist sein heutiges Theater auch nur von heute.

Freilich Shakespeare lebt. Er hat eben die humane Philosophie, der für das Verständnis keine Ort- und Zeitgrenzen gesetzt sind, und er hat eine organische Form von unverwelklichem Reiz, weil sie den umschlossenen Kern symbolisiert. Überdies bietet er seinen Landsleuten ein Engländertum, das sie als ihre innerste Eigenart unmittelbar anempfinden, immer noch trotz mehrhundertjährigen Kulturwandels. Respekt und Intimität bilden die Grundlage von Sh.s dauernder Geltung in London. Das hat freilich nicht gehindert, dafs mit seinen Werken sehr frei umgesprungen wird. Sh. auf der heutigen Londoner Bühne — das ist weniger für ihn als für sie charakteristisch. Direktor, Dramaturg, Regisseur, Darsteller und Publikum gewinnen von Sh. aus Physiognomie. Besonders auffallend ist die Verschiedenheit der Aufführungen unter sich, nicht etwa nach dem Grade, sondern nach der Art der Kunstleistung. Man könnte letztlich sagen: nach ihrem Zweck. Da gibt es einen Sh.-Direktor par excellence. Es ist der nun auch nicht mehr junge Benson. Er reist auf Sh. im ganzen Königreich herum, da er ja in London nicht immer nur Sh. spielen kann. Und in der town richtet er sich mit seiner Truppe meist in peripherischen Häusern ein, denn er spielt nicht für die Mondänen des Westens und nicht modern, sondern für die brave middle-class in der Tradition der Halbvergangenheit. Mittelgute Ausgeglichenheit ist die Signatur seiner Truppe.

Ist Benson mit der Muse Sh.s solid verheiratet, so kommt Tree mit ihr über einen scharmanten Flirt nicht hinaus. Sh. soll seinem Theater den Anstrich einer literarischen Repertoirebühne geben im Westen und für den Westen. Da wird denn auch modern gespielt nach dem Geschmack der eleganten Welt, d. h. von guten Schauspielern in blendender Inszenierung. Schönheit ist die Parole.

Nach anderen Zielen streben andere Direktoren. 'Interessant' ist die Losung von Asche und Poël. Jener raffiniert Sh. mit hypermodernen Milieukünsten für kulturhistorische Fein-

schmecker, dieser vereinfacht Sh. auf seiner archaistisch-elisabethinischen Bühne für die literarhistorische Orthodoxie.

Endlich die Star-Vorstellungen! Da wird der Dichter vom Schauspieler erdrückt. Das Drama ist zum Vorwand geworden, und man kann Sh. nur mehr als Bomben-Rollen-Schreiber studieren und auch als solchen — bewundern.

Mit dem verschiedenen Zweck ändert sich die Art der Aufführungen, vor allem hinsichtlich des Textes. Um das persönlich auszudrücken, müfste man sagen: der Dramaturg spielt die mannigfachsten Rollen; er ist streng konservativ und opfert keine Zeile, oder er schont das Original nach Möglichkeit pietätvoll, oder er operiert brutal mit seinem Blaustift. Zwei Faktoren diktieren ihm sein Vorgehen, die Bühne und der Schauspieler. Nur auf der altlondoner Bühne kann der Text, d. h. hier das szenische Gefüge, unverändert erhalten bleiben, und so ist auch blofs der archaisierende Poel völlig texttreu. Unsere moderne Bühne (und für London besteht sie seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts) kann mehr und weniger als die alte: sie ist für das szenische Einzelbild ausdrucksfähiger, aber gegenüber der Szenengruppierung viel ungelenker. Auf ihr mufs die Sh.sche Szenenfülle zusammengedrängt werden. Unter diesem Zwang steht jeder moderne Dramaturg. Aber nur die literarischen bleiben da stehen, wo der Zwang aufhört, die meisten schreiten unbekümmert weiter vor. Sie streichen an Szenen, oft ganze Szenen, werfen mehrere, zeitlich und örtlich getrennte Szenen in eine einzige zusammen, nur um Theaterarbeit zu sparen. Sinn und Stil der Dichtung werden so der Bequemlichkeit der Aufführung geopfert. Oder sie tun dasselbe, um ihren Star glänzen zu lassen: dann werden die 'Szenen ohne Star' zusammengestrichen oder überhaupt getilgt; die 'Szenen mit Star' womöglich mit seinem Abgang abgebrochen, um seinen Rolleneffekt nicht abflauen zu lassen. Um solche Handwerkssünden des Dramaturgen zu beleuchten, will ich auf etliche Hamlet- und Romeo-Aufführungen — es waren ihrer sechs — zurückgreifen. Den brutalsten Eingriff bedeutet die Streichung ganzer Szenen. In Hamlet entfällt meist II 1 und IV 1, 2, 3, 4, 6. Im zweiten Akt wird also auf eine Charakterisierungsszene verzichtet, und der vierte Akt wird von Hamlet purifiziert, es gibt hier eben keine Glanzstellen für den Star; dafür wird dieser Akt zum 'Ophelienakt' par excellence. Einmal entfiel sogar III 3 (des Königs Gebet) — Gott weifs warum. Auch aus Romeo werden gewöhnlich 6 Szenen ausgeschieden: II 1, III 2, 4, IV 2, 4, V 2, womit auf bessere Motivierung der Fabel oder auf Stimmungskontraste verzichtet wird. Banal ist es, wenn zwei (ursprünglich oder zufolge von Streichungen) aufeinander folgende Szenen, die am selben Ort spielen oder etwa spielen könnten,

in eine einzige zusammengezogen werden. So Hamlet III 1 und 2, IV 5 und 7 oder Romeo I 1 und 2, II 3 und 4, IV 3 und 5. Ist eine solche Operation vom Standpunkt des Ortes eben noch möglich, so wird sie unsinnig in bezug auf die Zeit — selbstverständlich auf die ideale Zeit. Der Dichter braucht Pausen, die er durch Lokalwandel markiert oder durch Zwischenszenen füllt. Solche Pausen tilgen heifst die Stimmungsskala einer Szenengruppe völlig verkennen. Raffiniert sind die Abstriche am Szenenende. So schliefst in Hamlet III 2 die Schauspielszene mit des Königs Flucht und Hamlets Triumph in fortissimo und die letzte Szene mit Hamlets Tod. Gleicherweise in Romeo III 1 mit Romeos Flucht von der Leiche Tybalts und die letzte Szene mit Juliens Tod. Überschaut man diese 'dramaturgischen' Eingriffe, so stehen sie immer im Dienste derber Wirkungen. Nur das Grobstoffliche der Fabel wird gewahrt, aber feinere Motivierung wird geopfert; Rolleneffekte werden gesucht auf Kosten eindringlicherer Charakterisierung.

Ist der Dramaturg für die Materie des Stückes verantwortlich, so der Regisseur für den Stil. Er hat vor allem zu inszenieren. Das geschieht dermalen für Shakespeare in verschiedenartigster Weise. Dreierlei Tendenzen spürt man aus dem Chaos heraus: die Inszenierung ist altmodisch, neumodisch oder übermodern. Der brave Benson repräsentiert die altmodische im Sinne einer ausgebleichten Tradition: die Dekorationen sind mäfsig, die Kostüme reich, die Komparserie bleibt ledern, die Solisten formen sich zu hübschen Gruppenbildern; das Ganze wirkt typisch flau. Neumodisch wird bei Tree inszeniert: Dekorationen und Kostüme sind prächtig, die Statisten famos dressiert, die Solisten ausgezeichnete Mimiker; dazu kommen zwei Stimmungsbehelfe für die Bühne, die virtuos behandelt und reichlichst verwendet werden, Licht und Musik. Kurzum, alles strebt nach faszinierender Schönheit im Opernstil. Tree melodramatisiert Shakespeare (das Wort im kontinentalen Sinne verstanden). Er spielt ja auch für den verweichlichten Westen. In anderer Art sucht Asche auf sein blasiertes Publikum zu wirken — als scharfer Charakteristiker. Er betreibt Milieukünste als Kulturhistoriker, er sucht Zeitstimmung zu geben. Sein Hamlet spielt in einem barbarischen Dänemark der Urfabel, seine Zähmung der Widerspenstigen in einem echten Renaissance-Italien. Ist dieses überflüssig, so wird jenes falsch. An Hamlet ist jeder Zoll englische Renaissance, und dafs der uralte Stoff dem genialen Künstler auch dazu tauglich wurde, beweist nur, welch inferiore Rolle der Materie im Kunstwerk zugewiesen ist. Wenn Asche den Stoff über den Geist setzt, so treibt er geistlose Meiningerei. Zu diesen reinen Typen der Inszenierung treten auch Zwittererscheinungen. Nur mit einem stillen Lächeln

konnte ich die Ungleichmäſsigkeit in der Ausstattung der Einzelszenen feststellen, als ich den Kaufmann von Venedig im Drury Lane Theatre gesehen. Der alte Irving spielte den Shylock. Die Inszenierung war schäbig, ausgenommen die Shylockszenen!

Mit der Inszenierung ist nun erst die eine Hälfte der Arbeit des stilschaffenden Regisseurs geleistet, die Arbeit für den Rahmen. Er hat auch für das Bild zu arbeiten, für den Stil der Schauspieler. Dieses lebende Material ist seinem Bildner nicht absolut gefügig, das Ergebnis ist hier wesentlich ein Kompromiſs zwischen Regietendenz und Schauspielertradition, und in der Praxis erweist sich letztere wohl meist sogar als das stärkere Element. Darum möchte ich den Stil der Darstellung lieber unter dem Titel 'Shakespeare und seine heutigen Londoner Schauspieler' behandeln.

Der Schauspieler ist — ob er nun will oder nicht, ob er es bescheiden eingesteht oder hochmütig leugnet — schlieſslich doch nur der Diener des groſsen Dichters. So folgt er auch stilistisch den Weisungen seines Herrn. Der Stil des Shakespeareschen Dramas ist nun nicht einheitlich, es herrscht Stilmischung. Historisch besehen war dies aufgespeichertes Erbgut — vom klassischen und vom volkstümlichen Drama her. Der groſse Erbe Shakespeare konnte damit zweierlei anfangen, entweder die Stilelemente untereinander ausgleichen oder gegeneinander ausspielen. Als universaler Geist entschied er sich für letzteres. Er hat die Absicht auf die Mannigfaltigkeit im Ausdruck, er strebt nach der Kontrastwirkung seiner Stilmittel. In seinen Dramen wechseln plastische Deklamation, lyrische Emotion, knappes Referat, preziöse Gewundenheit, derber Jargon und kerniger Dialekt. Idealismus und Realismus und alle zwischenlagernden Schattierungen sind vertreten. Unter dem Gesetz des Gegensatzes verschärfen sich die einzelnen Spielarten. Der Schauspieler wird vom Dichter mitgerissen. Er wird Spezialist, wenn die Figuren, die er seinem Rollenfach zufolge zu spielen hat, stileinseitig sind, wie die komischen, oder er wird stilistisch vielgestaltig, wenn er ein ernstes Fach vertritt, denn hier wechselt der Stil innerhalb der Rolle nach der Situation. Immer aber hat sein Spiel scharfe Prägung. Ist er Künstler, so geht er bis an die Grenze des Erlaubten, ist er Handwerker, so führt ihn die Übertreibung darüber hinaus. Sein Pathos wird hohl, seine Rührung breiig, seine Causerie geschwätzig, sein Bericht trocken. Für die Gesamtwirkung bedeutet solche Stilmischung Farbenpracht im guten, Buntscheckigkeit im üblen. Stets ist das der Ausdruck von Kraft, sei es gezügelter oder ungebändigter. So wird Shakespeare heute von seinen englischen Schauspielern gespielt, und das ist wohl alte Tradition. Nuancen hat der jeweilige Zeitgeschmack in den verschiedenen Perioden

wohl geschaffen und wieder getilgt, die Grundzüge sind aber geblieben — sie stimmen eben zur Dichtung.

Dieser autochthone Shakespeare-Stil fällt uns Deutschen auf und wird uns in seinen Vorzügen und Nachteilen noch klarer, wenn wir mit den Londoner unsere deutschen Shakespeare-Aufführungen vergleichen. Diese streben nach einer beiläufigen Ausgleichung der stilistischen Gegensätze, suchen nach einer Art von Einheitstil. Das schädigt die koloristische Mannigfaltigkeit, stumpft die Einzeltöne etwas ab, läſst das Detail zurücktreten. Aber es bringt auch Vorteile: die Charakteristik von Figur wie Situation verliert an Schärfe, gewinnt aber an Feinheit.

Der Engländer muſs infolge seiner Stilschablonen mehr typisieren, während der Deutsche mehr individualisieren kann, denn er ist stilistisch freier. So wirkt jener stärker, dieser tiefer. In London beruht der mächtige Eindruck der Vorstellung auf der grellwechselnden Leuchtkraft der Einzelheiten, bei uns auf der einheitlichen Abtönung des Ganzen.

Woher der Unterschied? Der Engländer spielt seinen Shakespeare in theatralischer Tradition vor dem ganzen Volk. Mit seiner Bodenständigkeit ist er urwüchsiger, vor seinem gemischten Publikum muſs er für dessen gröberen Bruchteil auch greller wirken. Auf der deutschen Bühne ist Shakespeare fremdes Lehngut, nicht eine volkstümliche, sondern literarische Erscheinung und wird für die Gebildeten gespielt. Hier wird aus ihm mehr das Form-Feine und Geistig-Tiefe herausgeholt.

Fragt man nach dem Wert der schauspielerischen Einzelleistungen, so ergibt sich für die verschiedenen Rollengruppen die Antwort von selbst. Ausgezeichnet werden die 'Figuren aus dem Volke' — meist die Repräsentanten der vielgestaltigen Komik — gespielt. Sie sind ja bodenständig, haben Bühnentradition und bieten Gelegenheit zu hartliniger Charakterisierung in derb realistischer Manier. Weniger gut sind die geistig und sozial hochstehenden Figuren. Nur die wenigen wirklich groſsen Schauspieler halten sich von Deklamation und Geziertheit fern, bleiben in der Schönheit noch wahr. Fast immer schlecht sind die mittleren Figuren: statt diskreter Charakteristik herrscht hier stumpfe Handwerkschablone.

Die interessanteste Shakespeare-Aufführung dieser season muſs ganz gesondert behandelt werden, denn sie stand nach Zweck und Mittel und auch bezüglich des Publikums völlig isoliert im Londoner Gesamtrepertoire. Der Theaterzettel spricht deutlich genug: 'At the request of the London Shakespeare League. Romeo and Juliet given by the Elizabethan stage society at the Royalty Theatre, London. Under the direction of Mr. Wm. Poel. Last production of the society. God save the king.' Es handelt sich also um ein theatergeschichtliches Experi-

ment: auf der alten Bühne in der alten Weise sollte ein Shakespearewerk dargestellt werden. Berufene hatten das Unternehmen unter ihren geistigen Schutz gestellt, einem Auserwählten unter den Kennern des elisabethinischen Theaters war die Leitung zugefallen. Der äufsere Erfolg — um das vorwegzunehmen — war schwach, nur eine winzige Gemeinde von Interessierten war dem autoritären Rufe nach dem kleinen Theaterchen gefolgt, der Saal blieb halb leer. Es war die letzte Veranstaltung dieser Art, das grofse Publikum hat die Gesellschaft völlig im Stich gelassen. Der Durchschnitts-Engländer schaut eben in die Zukunft, nicht in die Vergangenheit.

Die Aufführung als solche war in jeder Beziehung lehrreich. Vor allem in bezug auf die Bühne. Freilich, die richtige alte Bühne war das nicht, denn sie war im Bühnenraum des modernen Theaters untergebracht. Das heifst, sie war im Gegensatz zur alten vom Publikum distanziert, und das bedeutet, das Spiel konnte für das Publikum nicht die einstige Intimität gewinnen, als die Bühne mit ihrer vorderen Hälfte mitten in die Zuschauermenge hingerückt war. Hiervon abgesehen, konnte sie allerdings technisch die alte Bühne darstellen. Über deren Gestaltung gehen die Meinungen der Forscher bekanntlich ziemlich weit auseinander. Wohl darum, weil für die alte Zeit mit mehreren, wenn auch in den Grundzügen verwandten Bühnentypen gerechnet werden mufs. Die Rekonstruktion von Poel kann also nicht den Anspruch erheben, die altenglische Bühne darzustellen, darf aber getrost als Verkörperung einer der möglichen gelten. Sie besteht aus einer Vorderbühne und Hinterbühne, dazwischen der Vorhang. Dazu kommt die Oberbühne: sie liegt über dem rückwärtigen Teil der Hinterbühne und hat ihren eigenen Vorhang, wird also durch den zugezogenen Hauptvorhang (zwischen Vorder- und Hinterbühne) gedeckt. Endlich befindet sich an der Rückwand der Hinterbühne — wieder durch einen Vorhang isolierbar — die kleine, hinterste Bühne. Somit ergeben sich zwei Hauptbühnenfelder, die Vorder- und Hinterbühne, und zwei Nebenfelder, die Oberbühne und die hinterste Bühne. Dieser kompliziert scheinende Apparat arbeitet sehr einfach. Die Schauspieler treten von rechts und links zu Seiten der schmäleren Hinterbühne nach der breiten Vorderbühne vor, sie gelangen hierher auch von der Hinterbühne aus; diese selbst ist zugänglich durch die drei Türen in ihrer Rückwand. Ober- und hinterste Bühne werden direkt aus dem unsichtbaren Hinterraum betreten. Die Oberbühne ermöglicht aus perspektivischen Gründen blofs ein Vordergrundspiel (in unserem Fall einzig die Balkonszene). Dekorationen fehlen gänzlich, die Wände sind mit Teppichen behangen. Requisiten sind spärlich vertreten: Bett — Sessel — Altar — Tischchen mit

dem Kräuterkörbchen für den Mönch — Bahre für die scheintote Julia. Die Beleuchtung ist stationär, die Nacht wird durch Fackelträger angedeutet; nur mitunter flammt 'bengalisches Licht' auf. Der szenische Apparat ist also ungemein ärmlich, aber sehr gelenkig für die Abfolge der Szenen. Jede Hinterbühnenszene kann in ihrem Verlaufe die Vorderbühne in Anspruch nehmen und dann auf dieser allein weiterspielen, indem der Hauptvorhang zusammenschlägt. So können mehrere (anfängliche) Hinterbühnenszenen unmittelbar aufeinander folgen. Die Requisiten werden — wenn nötig — von Dienern vor den Augen der Zuschauer auf die Vorderbühne getragen und von da wieder abgeräumt. Es herrscht also grofse Freiheit auf Kosten der Illusion und in notwendiger Folge weitestreichende Bühnenkonvention.

Wie wird nun auf dieser Bühne inszeniert? Da die Szene konventionell ist, kann es nicht auffallen, dafs auch die mise-en-scène gleiches Gepräge trägt. 'Andeutung statt Ausführung' wird auch hier zur Devise. Vor allem ist die Bühne klein. So reicht sie zu für figurenarme Szenen, für monologische, für Zwei- und Dreigespräche. Ensembleszenen sind aber in realistischer Art nicht darstellbar. Die Bühne geht ferner mehr in die Breite als in die Tiefe. Das hat zur Folge, dafs die Figuren mehr in Stellung als in Bewegung vorgebracht werden. Die Gruppierung vollzieht sich typisch: in der Mitte die Hauptfiguren, an den Flügeln die Nebenfiguren. Oft versteift sich dies bis zu starren 'lebenden Bildern', wie in antiken Tempelgiebeln. Oder es wird eine Massenszene pantomimisch angedeutet, z. B. die Bankettszene am Schlufs des ersten Aktes durch eine Reihe von Dienern, die mit Töpfen und Schüsseln um die Bühne einzeln herumhuschen. Im ganzen macht solche unbeholfene Konvention einen kindlichen Eindruck auf uns, die wir auf diese Konvention nicht geeicht sind. Zu gleicher Zeit wird einem erst klar, wieviel vom statuesken Klassizismus noch in der romantischen Tragödie steckt, was unsere heutige, realistische Inszenierung verdeckt.

Auffällig war diese Vorstellung auch in bezug auf die Kostüme. Sie waren in alter Zeit bekanntlich prunkvoll. Damit sollte wohl das Bühnenbild farbig belebt werden, das unter der Einförmigkeit der Dekoration hieran argen Mangel litt. Poel ging hyperhistorisch zu Werke: er opferte der historischen Kostümtreue die Schönheit, verfolgte das Charakteristische bis ins Häfsliche hinein, wurde Kulturhistoriker, statt Theaterhistoriker zu werden.

Die stärkste Wirkung versprach ich mir vom ununterbrochenen Spiel, also von den Stimmungskontrasten zwischen den Einzelszenen, die in geschlossene Gruppierung rücken. Meine

Erwartung wurde enttäuscht. Im wesentlichen stellte sich bei mir Ermüdung ein, und ich war für eine unhistorische Zehnminutenpause hinter Akt III, Szene 1 aufrichtig dankbar. Entweder sind wir Modernen zu schwach geworden für die konstante Aufnahme von immer neuen Bühneneindrücken, oder es waren diese Schauspieler zu schwach, um durch die Stärke der Eindrücke auf die Dauer zu fesseln. Schauspielerisch war die Vorstellung allerdings ziemlich minderwertig, wenn man die Darsteller des Romeo und besonders der Julia ausnimmt. Das Heldenpaar wirkte zwar nicht durch feine oder starke Kunst, sondern durch die persönliche Note ihrer Darsteller. Es waren so junge Leute, dafs auch die Jugend ihrer Figuren glaubhaft wurde, und dies Stück ist ja die Tragödie der Jugend.

Im ganzen erwies das Experiment, dafs die alte Bühne vollauf nur als Deklamationsbühne funktioniert, dafs sie als Aktionsbühne mit konventionellen Notbehelfen wirtschaftet, die auf uns keine Wirkung ausüben können. Die Vorstellung war lehrreich vom historischen Standpunkt aus, aber nicht lebendig im Sinne des Theaters. Hierzu fehlte freilich schon die erste Bedingung: die volle Künstlerschaft der Spieler.

Scheidet man Shakespeare aus dem Londoner Gesamtrepertoire aus, weil er sein Publikum in allen Schichten der Bevölkerung findet, so gliedert sich alles übrige im Hinblick auf das Publikum in zwei ziemlich streng gesonderte Gruppen. Sehr schwach vertreten ist das literarische, sehr stark das modische Repertoire. Kunstfreude und Unterhaltungssucht sind eben in London sehr ungleich verteilt.

Das literarische Repertoire.

Shakespeare gehört nicht zum literarischen Repertoire Londons, er bedeutet da mehr als ein Stück Literatur. Der Engländer wertet ihn nicht einseitig ästhetisch, sein Kult ist ihm Herzenssache. Hingegen wirbt das literarische Repertoire um das Interesse der Kunstverständigen. Dünn sind diese gesät, ärmlich ist also jenes vertreten, ganz besonders hinsichtlich des älteren Dramas. Das Mermaid Repertory Theatre wollte solches vorführen. Der Gedanke war verdienstlich, die Tat aber schwächlich. Leider mufste das so werden, und zwar schon aus einem äufseren Grunde. Das ältere Drama braucht ausgezeichnete Schauspieler. Weil sein szenischer Apparat unbeholfen war und oft versagte, mufste der Dichter mit seinem Text, der Schauspieler mit seiner Person einspringen, um das Milieu zu verdeutlichen und zur notwendigen Wirkung zu bringen. Dieses trat an den Zuschauer oft nur auf einem Umweg heran, über den Eindruck auf die Spielfiguren. Die Szene als Bild konnte keine Stimmung geben, vermochte blofs andeutungsweise zu in-

formieren. Der Schauspieler war mithin dem Dramatiker nicht blofs das wichtigste, sondern fast das einzige Mittel zur Verlebendigung seines Werkes. Das Drama stand und fiel mit der Darstellung. Gleiches galt auch jetzt für das Mermaid Repertory Theatre. Es verwendete zwar die moderne Bühne, aber zufolge Geldmangels in primitivster Art, und aus dem gleichen Grunde standen ihm meist nur ungenügende Schauspieler zu Gebote. Daran scheiterte das Unternehmen im künstlerischen Sinne.

Trotzdem blieben die Vorstellungen wertvoll. Sie waren ja nicht schlecht, nur schwach, und deshalb in der Wirkung auf das feinsinnige Publikum nur dem Grade nach geringer, als sie es hätten sein können. So durfte man die Wirksamkeit der alten Stücke auch hiernach einschätzen. Sie ist — wie bei jedem Kunstwerk — eine zweifache: zeitlos und zeitlich-gebunden. Was heute noch wirkt, wirkt immer; was heute versagt, hat auf die Zeitgenossen des Dichters gewirkt. Es handelt sich hier eben um Meisterwerke ihrer Art.

Ich habe zwei Komödien aus der Renaissance- und eine aus der Restaurationszeit gesehen.

Ben Jonsons 'Silent Woman' ist im Kern eine Charakterkomödie, im Stil ist sie possenhaft. Das mindert nicht den Wert der Hauptfigur, sie bleibt wahr auch in dieser grellen Beleuchtung, die Übertreibung wirkt noch lebendig, weil der Dichter von Lebensechtheit ausgeht. Der Stil wandelt ja nicht den Stoff. Der Grundstock des Stückes ist nun vielfach umrankt von mondänem Beiwerk. Ben Jonson gefällt sich in aktueller Gesellschaftssatire, er hechelt das Gigerltum seines London ausgiebig durch. Viel Platz wird hierfür aufgebracht und eine Fülle von falschem Geist für die Geistreichelnden. Der Dichter fand sichtlich sein Behagen daran und sein Publikum mächtigen Spafs. Doch vor uns brennt hier blofs nasses Feuerwerk ab, das elend erlischt, bevor es noch richtig aufflammt. Nur Kultur hat die Innerlichkeit, so dafs ihr Verständnis den Tag überdauert, nicht aber Mode. Unbarmherzige Striche könnten uns das Stück aus einer literarischen Kuriosität in eine lebendige Komödie wandeln. Mir als Literarhistoriker war die Darbietung des Originals selbstverständlich interessanter, doch verblichene Literatur zu demonstrieren, ist nicht Sache einer lebendigen Bühne. Das Publikum will geniefsen, nicht lernen, und es hat ein Recht auf solche künstlerische Naivität. Theater und Museum sind zweierlei nach Zweck und Nutzungsart.

Mit Sorge ging ich zum zweiten Stück, zu Beaumont-Fletchers 'The Knight with the burning pestle'. Das Drama gibt sich ja durchaus 'historisch' als Parodie von damaligen Theaterverhältnissen auf der Bühne und im Saal. Dennoch war

die Wirkung auf das heutige Publikum stark und andauernd. Dafs ein Lehrbub den Ritter spielt und als zweiter Don Quichote auf Abenteuer ausgeht, und dies auf einer Bühne, um welche 'Zuschauer' sitzen, die in täppischer Art von Szene zu Szene ihre drolligen Forderungen an Stück und Spiel geltend machen — das alles als lebendigen Vorgang zu empfinden von der realisierenden Bühne herab, ist wohl die stärkste Zumutung, die einem modernen Publikum im Theatersaal gestellt werden kann. Was erklärt den Erfolg? Wohl nur der Umstand, dafs das Thema, das da abgehandelt und so sonderlich illustriert wird, uns alle zu innerst trifft: Phantasie wuchert zu Phantasterei auf. Das Grundmotiv ist echt menschlich und erringt sich darum in jeder Einkleidung Verständnis und Mitgefühl. An die begründete Tollheit dieser Haupthandlung schliefst sich eine Nebenhandlung an voll grundloser Narretei. Aber auch die wirkt, weil in der Verbindung. Lachen steckt an — das wufste der schlaue Rechner Ben Jonson. Gegen den Schlufs hin zerfasert sich ihm freilich das lose Gewebe der Handlungen völlig. Die Maikönig-Szene versagt, müfste also für uns gestrichen werden. Um so stärker würde dann das eigentliche Ende, das groteske 'Sterben des Helden', einschlagen und abschliefsen.

Schliefslich erhaschte ich noch Vanbrughs 'Confederacy'. Es ist eine feine Arbeit nach besten Formmustern: die antike, elisabethinische und französische Komödie haben Modell gestanden. Der Inhalt ist Eigenart im Sinne von zeitgenössisch und bodenständig. Das merkt man an den Figuren: nach Charakter allzeit gültige Typen, nach Maximen und Manieren aber Vanbrughsches London. Der Dichter tut so, als triebe er Gesellschaftssatire, und zwar müssen die Bürgerlichen herhalten. Doch seine Entrüstung weicht gar bald einem zynischen Behagen. So können an den Figuren die Schwächen zu Lastern werden und diese für die lustigsten Situationen ausgebeutet werden. Witzige Frechheit ist die Note. Die vielgestaltige Handlung klarzuhalten, gelang der Kunst des Dichters; seine feingeprägten Figuren völlig zu vermenschlichen, mifslang den schwächeren Schauspielern. Vielleicht ist überhaupt zu viel Kunst im ganzen Stück und wurde dadurch die Wirkung geschmälert. Obwohl das Werk moderner, wurde es vom Publikum fremder empfunden, wie die kühle Aufnahme bezeugte. Oder hat der heutige Engländer für Frivolität, soweit sie sich in Geist und Grazie drapiert, nicht viel übrig?

Das war die 'alte Literatur' auf der Londoner Bühne — für den Literaturhistoriker ein seltener und anregender Genufs, für das grofse Publikum ein exotisches Experiment. Es war eben archaistisches Theater. Der geniale Dramaturg hat ge-

fehlt, der den historischen Ballast hätte über Bord werfen sollen. Ich war Egoist genug, um meinem Schicksal zu danken, daſs dieser Dramaturg gefehlt hat, aber das Mermaid Repertory Theatre hat schlechte Geschäfte gemacht.

Besser ist es der 'neuen Literatur' ergangen mit

Bernard Shaw.

Es wurden vier Stücke von diesem sonderlichen Modernen aufgeführt. Weil viel mehr zur Wahl standen, muſs die Auswahl interessieren. Dabei kommt der Theaterdirektor nicht in Betracht, denn Shaws Dramen sind alle gleich leicht oder schwer aufführbar, und auch nicht der Schauspieler, denn begehrenswerte Rollen finden sich in jedem seiner Dramen. Also entschied die Rücksicht auf das Publikum. Was hat man diesem, wie der Erfolg zeigte, mit Recht zugetraut? 'You never can tell', 'Candida', 'Man and Superman' und 'John Bulls other island'.

Sieht man diese Stücke auf ihren Stoffkreis hin an, so sind sie zeitgenössisch und heimisch, spielen in der englisch-irischen Gegenwart des Publikums. Enger gefaſst, geben sich die ersten drei als Familienstücke, nur das letzte weitet seine Sphäre zu einem sozialpolitischen Drama. Familieninteresse schlägt mithin vor, das ist echt englisch im Geschmack des Publikums. Was ist aber hier die persönliche Note des Dichters? Shaw verweilt stofflich im Bezirk der Familie, aber geistig greift er weit über sie hinaus. Seine Probleme erwachsen nicht aus der Familie, sie spielen nur in der Familie. Die treibenden Motive liegen nicht latent im Familienleben, sondern werden hineingetragen von der Eigenart der Figuren. Es sind nicht typische, sondern individuelle Familienkatastrophen. Das verleiht dem alten Genre den Reiz der Neuheit. Diese Familienstücke sind Ehedramen im eigentlichsten Sinne. In 'Man and Superman' zeigt Shaw, wie die Ehe wird, in 'Candida', wie sie ist, in 'You never can tell', was aus ihr wird. Aber nicht etwa typisch. Im ersten Stück wird der siegreiche Kampf des Weibes um den widerstrebenden Mann geschildert. Der Mann wird geheiratet. Sein Intellekt sträubt sich dagegen, es hilft ihm nichts, der Instinkt des Weibes erweist sich als zäher und folgerichtiger, somit als stärker und siegreich. Dieses zutiefst menschliche Problem, das sich auf allen Lebensgebieten einstellt, wird hier speziell am Fall der Eheschlieſsung exemplifiziert. Das Hauptthema wird noch gewissermaſsen glossiert durch eine Nebenhandlung, wieder vom siegreichen Weibe: die geheim vermählte Frau erobert sich den widerspenstigen Schwiegervater. Im zweiten Stück 'Candida' dreht sich die Fabel um den boy als Liebhaber der modernen Frau des unmodernen Mannes. Boy und

man stehen typisch gegenüber als Unreife und Reife, individuell als Genie und Talent. Es spielt Geist gegen Geist, und die Folge wäre verworrenes Unglück, träte nicht die in ihrem Instinkt selbstsichere Frau lösend und läuternd dazwischen. Das Ganze ein halber Ehebruch — meinen die Banalen, aber der Dichter schildert wieder den Kampf von Intellekt und Instinkt — hier in der Ehe, zufälliger- aber nicht notwendigerweise. Über das dritte Stück 'You never can tell' ist schwer zu sprechen, denn es ist geistig genommen ein Fragment. Nur die erste Hälfte ist real gestaltet, in der zweiten ironisiert der Autor sich und sein Werk. Dort zeigt er eine zerbrochene Ehe, die sich nicht einrenken kann. Es ist nichts Besonderes vorgefallen — meint die Welt, nur passen die Leute, Gatten und Kinder nicht zueinander. Als ob es ein bedeutenderes Problem für das Zusammenleben und -wirken gäbe als die Harmonisierung widerstrebender Individualitäten. Ein allgemeines Thema hier in spezieller Durchführung, und zwar an einer Ehe. Das sind Shaws 'Familienstücke' der letzten season.

Eigenartig nimmt sich daneben das soziale Drama 'John Bulls other island' aus. Die irische Frage als Komödie dramatisiert oder, deutlicher gesprochen, der Kampf von Irländer- und Engländertum. Ob das, was der Autor seinem Publikum sagt, richtig ist, bleibe dahingestellt. Hier handelt es sich nur darum, wie dem Autor das soziale Problem erscheint. Die Fabel des Stückes ist einfach. Ein Engländer kommt nach Irland und erobert sich den Kreis, in den er tritt: er gewinnt die Braut des irischen Freundes zur Frau und die Stimmen der Nachbarn für das Parlamentsmandat. Wieso? Irland ist im Niedergang, es phantasiert an seinen Traditionen, es träumt. Soweit es lebt, lebt es seinen Instinkten, aber die sind krankhaft geworden. Da kommt der Engländer, die Verkörperung von praktischem Verstand, ebenso klar wie banal, ganz Energie, ohne jede Phantasie, modern nach der Formel: von heute und für heute. Und der Intellekt siegt über den Instinkt, freilich nur über den kranken und letzlich zum inneren Ruin der irischen Nation. So kehrt auch hier das alte Motiv wieder, nur daſs es der Dichter am weiteren Stoff darstellt und — im Scheinsieg des Gegenteils beleuchtet.

Gemeinsam ist allen diesen Dramen noch mehr als das durchgehende Motiv. Es ist ihre Modernität im eigentlichen Sinne. Überall stehen die neuen Menschen im Kampf mit den alten. Diese repräsentieren die Alltagskultur, die anerzogene Konvention, die Herdenmenschen; in den anderen pulsiert das Leben kräftiger, sie sind Individualisten, Originale oder Querköpfe, je nach ihrer geistigen Reife, immer Suchende, selten Findende. Dazu fehlt es ihrem Schöpfer an Klarheit und sieges-

sicherem Optimismus. Aber auch schon die Ansätze zu solch kultureller Modernität verleihen dem Drama Shaws etwas von der inneren Frische wahrer Kunst. Er bleibt weit hinter Ibsens geschlossener Weltauffassung und ungebrochenem Wahrheitstrieb zurück, aber er hat wenigstens die Tendenz nach höherer sozialer Moral, und mit Ibsen teilt er die Erkenntnis von der Gemütskraft und Phantasiegewalt im Menschen.

Und der Künstler Shaw? Wie nach seiner geistigen Physiognomie zu erwarten, besteht seine Kunst in einer Mischung von blendenden Vorzügen und verdriefslichen Unzulänglichkeiten. Dieser Wirrwarr ist mit zwei Sätzen zu lösen: Shaw ist grofs im Kleinen und klein im Grofsen. Er brilliert im Detail. Dazu gehört vor allem seine Meisterschaft in der Porträtierung. Er hat das scharfe Auge, das an der Einzelfigur alles Individuelle sieht, innerlich und äufserlich, er hat auch die sichere Hand, mit der er die erschauten Figuren klar zeichnet. Ebenso wird er der Einzelsituation völlig Herr, er arbeitet sie immer plastisch heraus, der jeweilige Vorgang lebt auf der Bühne. Gewifs nicht zum wenigsten wegen des ausgezeichneten Dialogs. Die Figuren sprechen natürlich und persönlich aus sich heraus, hinsichtlich der Szene aber kernig und in wirksamer Gliederung. Darum illustriert der Dialog durch Wortwahl und Sprechart die Person und Situation. Das sind die Elemente der dramatischen Kunst, die Shaw absolut beherrscht. In der grofszügigen Komposition jedoch versagt er. Es fehlt ihm an Einfachheit und Einheit. Wohl aus zwei Ursachen. Sein beweglicher Geist drängt ihm Problem auf Problem auf. So kann keines völlig ausreifen. Die Überfülle führt zur Verkümmerung. Gleiches gilt für die Gemütsseite. Die Grundstimmung hält ihm nicht an. So verliert er die Naivität des Schaffens während der Arbeit, gewinnt ein neues Verhältnis zu seinem Werk: er stellt sich darüber, er ironisiert und spielt den Kunst-Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt. 'You never can tell' ist das deutlichste Beispiel. In den ersten zwei Akten feines Lustspiel, wird das Stück mit der zweiten Hälfte zur Farce. Derartige Entgleisungen fehlen auch sonst nicht, nur 'Candida' ist stilrein.

Dafs Shaw von der Bühne aus wirkt, begreift sich ebensosehr, wie dafs er nicht durchgreift. Die Masse verlangt mit Recht vom Kunstwerk Klarheit im Inhalt und Reinheit im Ausdruck. Sie läfst sich alles bieten, aber im Einzelfall auch nur eines. Ihr gesunder Sinn revoltiert gegen die oberste Stillosigkeit von Shaw, der als Künstler zwischen Naivität und Ironie nicht nur hin und her pendelt, sondern auch in raffinierter Absichtlichkeit die Grenzen zwischen beiden gar oft verschwimmen läfst. Sein Publikum ist klein, aber trotz der Minderzahl in Gruppen gespalten. Die einen, die Literarischen, werden

von seinem brüchigen Wesen gefesselt, sie interessieren sich für den ganzen Mann wegen seiner Halbheiten; die anderen, die Theatralischen, lassen sich von den entzückenden Details seiner Bühnenkunst faszinieren; die dritten erfreuen sich als Soziologen an dem witzigen Satiriker der Gesellschaft. Alle nehmen ihn ernst, niemand für voll; immer ist er interessant, nie imposant.

Shaw mufs, um auch nur verstanden zu werden, sehr gut aufgeführt werden. Das geschah durchaus im Court-Theatre. Dieses Lob beschränkt sich naturgemäfs auf die schauspielerische Leistung. Für die Inszenierung bietet das 'moderne Konversationsstück' wenig Gelegenheit, die Szenenstimmung machen hier die Schauspieler. Sie waren vortrefflich — wie immer in London, wenn sie das Drama zu feiner Charakterisierung zwingt, sie weder zu hohlem Pathos, noch zu derber Chargierung verleitet. Hier mufsten sie fein arbeiten, denn Shaws Figuren sind Individuen, oder, wenn er sich mit Typen begnügt, sind sie diskret. Sein erster Interpret von der Bühne herab ist Barker. Er hat Geist und Gemüt. So kann er seine Gestalten scharf profilieren und verinnerlichen. Sie haben Tiefe wie bedeutende Menschen im Leben, sie geben sich in voller Klarheit in der jeweiligen Situation, aber man fühlt immer, dafs in ihnen noch weit mehr steckt, als sie zeigen. Dieser unsichtbare Überschufs bringt sie unserem Mitgefühl um so vieles näher. Barker erzielt das mit seinen Figuren. Es ist aber nicht die bewufste Kunstleistung des Schauspielers, sondern eine ungewollte Zugabe, der Ausflufs seiner starken Persönlichkeit als Mensch; es wirkt innerlich so reizvoll, wie etwa äufsere Vorzüge äufserlich scharmieren, Schönheit der Gestalt oder Wohllaut der Stimme. Dieser individuelle Zauber des Künstlers, der im Moment von Mensch zu Mensch wirkt, tritt in den Dienst der Kunst, weil ein solcher Künstler sein Publikum sofort in Stimmung versetzen kann.

Das modische Repertoire.

Das modische Publikum sucht im Theater ganz dieselben Stimmungen wie das literarische, will sie alle durchkosten vom düsteren Ernst bis zur tollen Lustigkeit. Der Unterschied liegt im Mittel. Die einen verlangen Kunst und mit ihr seelische Wahrheit, den anderen genügt der gleifsende Schein der Künstelei. Statt geistiger und gemütlicher Anregung wollen sie Nervenkitzel; nicht Erhebung, sondern Zerstreuung ist ihr Verlangen. Lassen sich die Literarischen willig nach allen Zonen und Zeiten fremdesten Menschenlebens entrücken, weil sie feinsinnig sich darin immer selber wiederfinden, so kleben die Modischen bei ihrem Stumpfsinn auch geistig an ihrer Scholle. Nur Zerrbilder des eigenen Selbst dulden sie auf ihrer Bühne.

Deshalb ist das modische Repertoire im Stoff bodenständig und modern, es zeigt 'Lebensbilder' vom Tage und aus der Nachbarschaft. Besieht man sich dieses Stoffgebiet auf seine wichtigsten Provinzen, so sind es drei: Familie, Kaste und Gesellschaft. Dafs die Schicksale der engsten Lebensgemeinschaft das weiteste Interesse erzielen, begreift sich: ist doch ein jeder der Familie für Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft verbunden. Dafs Lebenskonflikte, soweit sie durch Kastenunterschiede entstehen, auf Verständnis stofsen, fällt für England nicht auf: ist ja das politisch freieste Volk sozial das konservativste. Dafs endlich die 'upper ten' für ihr eigenes Salon- und Hintertreppengetriebe Neugier aufbringen, liegt auf der Hand. Eigenartig verteilen sich diese Stoffgruppen innerhalb der Stimmungskala der Stücke. Das Familienthema wird nicht schwer genommen. Ehebruch ist französisch, Versündigung von Eltern an Kindern oder von Kindern an Eltern ist deutsch. Die englische Familie ist 'respectable', an ihr haften nur läfsliche Sünden, und die liefern kein Trauerspiel, kaum ein Schauspiel, aber süfse Lustspiele. Anders steht es um die Kaste. Da versteht der Engländer keinen Spafs, die Konflikte werden ernsthaft. Sie führen zwar nicht zu tragischen Katastrophen — tragisch und modisch schliefst sich ja aus —, aber sie streifen ans Unglück, vor dem im letzten Augenblick gebremst wird. So entstehen aufregende Schauspiele. Die Gesellschaft hingegen ist ein variantenreiches Thema. Sie wird ernst und heiter behandelt und liefert realistische Schau- und Lustspiele, wenn sie illustriert wird; sie wird auch kritisiert und liefert satirische Possen oder parodistische Farcen unter Preisgabe der realistischen Darstellung.

Hiermit ist das modische Repertoire noch nicht erschöpft. Den oberen Endpunkt der Stimmungsskala vertritt die unmodische Tragödie. Auch für sie wird Ersatz gefunden und zwar im düsteren exotischen Schauspiel. Exotismus liegt hier nicht im Milieu, auch diese Stücke spielen 'unter uns', sondern in Figur und Motiv, die pathologisch oder kriminell gestaltet werden.

'John Chilcote, M. P.' gehört mit seinem nervösen Helden zur pathologischen Serie. Die Fabel ist sensationell im Sinne eines Kolportageromans: der kranke Held aus der vornehmen Welt hat einen gesunden Doppelgänger unter den armen Advokaten Londons und läfst ihn ab und zu seinen Platz einnehmen in Gesellschaft und in seinem Heim; nicht einmal die eigene Frau erkennt den Rollentausch; das gibt kritische Situationen, bis schliefslich der Kranke stirbt und der Gesunde definitiv an dessen Platz tritt. Dieses kitzlige Thema schreit nach der Farce. Doch Katharine Cecil Thurston hat einen dickleibigen, ernsthaftigen Roman daraus gemacht, und der wurde zum Erfolg des Jahres. E. Temple Thurston hat den Roman dramati-

siert, und George Alexander, der eleganteste Schauspieler, spielt im noblen St. Jamses' Theatre die Bombendoppelrolle. Bald ist er gesund, bald krank, immer ernsthaft, sei es sentimental oder tragisch. Daſs er zusamt dem Stück nicht ausgelacht oder ausgezischt wird, scheint unbegreiflich. Aber es wird so gut gespielt, und das Stück ist in den Einzelszenen so gut gemacht, daſs man, wenn schon nicht in künstlerische Illusion, doch in eine nervöse Erregung kommt, in der man sich alles gefallen läſst. Zum Schluſs schämt man sich seiner Eindrucksfähigkeit, nimmt sich aber die brutale Erfahrung mit nach Hause, daſs man im Theater so sehr dem Moment ausgeliefert ist, daſs das schlechteste Ganze, sofern es sich aus guten Teilen zusammensetzt, mit diesen zu wirken vermag.

Kriminalistisch ist die Fabel von C. M. G. Mclellans 'Leah Kleschna' gestaltet. Die Heldin ist unfreiwillige Verbrecherin, vom Vater für sein Metier, den Einbruchsdiebstahl, abgerichtet. Sie wird vom Helden, den sie eben bestehlen will, gerettet: erst weckt er mit seiner Groſsmut ihren schlummernden moralischen Instinkt, dann erhebt er sie durch seine Liebe zu reinem Menschentum, endlich legitimiert er die Büſserin durch die Heirat vor der Welt. Die Fabel ist spannend, die Gegensätze im Milieu sind interessant — schmutzige Diebeshöhle im plebejischen, mondäne Villa im aristokratischen Paris, idyllische Landeinsamkeit voller Tugend. Dazu gesellt sich aber leider die 'moralische' Entwickelung. Diese Legierung des Kriminaldramas mit dem Charakterproblem bringt das Stück zu Falle. Die Fabel wendet sich an unsere Phantasie, und die läſst sich für den Moment allerlei vortäuschen. Doch die Psychologie weckt unsere Kritik, und vor der hält sie nicht stand. Der Geist muſs in der Kunst echt sein oder alles ist verloren.

Wer — um höflich zu sprechen — naiv genug ist, solche Stücke ernst zu nehmen, der lernt hier das 'Gruseln', und das ist ja das Surrogat für die tragische Stimmung bei den Armen im Geiste. Das sind aber für London die Reichen im Lande. Nicht das Volk, sondern die Gesellschaft füllt dem Direktor die Kassen und setzt ihn instand, die schlechtesten Stücke mit den besten Schauspielern in schönster Inszenierung herauszubringen.

Um eine Note leichter in Stimmung sind die Kastenstücke und im Wesen um vieles weniger unwahr. Die Fabel wird eben hier nicht um ein aprioristisch ausgeklügeltes Problem herum 'geschaffen', sondern es liegen reale Lebensverhältnisse zugrunde, worin der jeweilige Konflikt latent vorhanden ist. Das Was ist realistisch gegeben, der 'Dichter' hat nur das Wie herauszuarbeiten. Schlimmstenfalls kann er den guten Stoff durch Banalität oder Raffinement schädigen.

Hierher gehört das Schauspiel 'Brother Officers' von Leo Trevor. Es ist ein Militärstück: der Held, ein tapferer Unteroffizier, der eben Offizier geworden ist, aber nicht 'gentleman' werden kann, ein kreuzbraver Plebejer, der sich in die 'Gesellschaft' nicht hineinzufinden vermag. Also eine prächtige Lustspielfigur. Das hat auch ihr Dichter und noch mehr ihr Darsteller bestens verwertet. Aber der Dichter wollte mit ihr 'höher hinaus', stellte sie in ernste Herzens- und Ehrenkonflikte hinein. An sich müfste das nicht unwahr wirken, aber für diese Figur in ihrer genremäfsig komischen Ausführung wirkt es stillos. Zudem verkörpert die ernste Fabel ältestes Theater, wir würden sagen: Kotzebue. So wirkt der falsche Ernst auf der Basis echter Lustigkeit doppelt schlecht. Wertvoll am Stück ist sein englisches Milieu — wahr und lebendig, doch das nützt dem Ganzen nichts, denn gute Nebensachen können die schlechte Hauptsache nicht bessern.

Ein anderes Stück derselben Gattung war modernst französisches Lehngut: Mirbeaus 'Les affaires sont les affaires' unter dem Titel 'Bussiness is bussiness'. Dieser Titel war so ziemlich das einzig gute, weil treue an der Übertragung, denn sie war weniger Übersetzung als Überarbeitung. Mirbeau hat ein Kastenstück geschrieben, durchaus französisch, doch so tief, dafs genug allgemein Menschliches übrigbleibt, wenn man das Französische abstreift. Das Stück konnte also in fremden Kulturboden verpflanzt werden. Sydney Grundy hat das für England versucht, doch erfolglos, weil er nur äufserlich anglisiert und innerlich verdorben hat. Die Figuren des Originals scheiden sich in zwei Gruppen, in die ordinären und vornehmen. Bei Mirbeau sind jene scharf, diese zart gezeichnet; bei Grundy steht derb gegen flach. Wenn die ordinären im Original stellenweise, das heifst an richtiger Stelle, auch komisch erscheinen, so ist das ein organischer Beisatz zur Charakteristik. Grundy übertreibt das komische Element, er sucht es zu äufserlicher Theaterwirkung, er bringt es auf Kosten der Charakteristik. Die Individuen des Franzosen werden beim Engländer zu Typen, zum Teil sogar zu Popanzen. Die Gruppe der Vornehmen — sei das die äufsere soziale oder innere seelische Vornehmheit — werden in der Kopie ebenfalls typisiert und verblassen zu blutleeren Schemen. Das war die Arbeit des englischen Nachdichters. Man möchte sagen: des Nachrichters, denn er hat das Stück umgebracht. Die Schauspieler taten das ihrige, um diesen Wandel von Menschen zu Puppen noch zu verstärken. Freilich Tree war eine glänzende Ausnahme, er schuf aus der Hauptrolle ein schauspielerisches Kabinettstück. Sein Izard war Typus und Individuum zugleich, denn er war — was er sein sollte — typisch im Dämonischen als die Verkörperung seiner Leidenschaft, der macht-

suchenden Geldgier, individuell als reichgewordener Plebejer mit einer Fülle charakteristischer Details voller Komik, die aber nur ein ängstliches Lächeln auslöste. So blieb vom ganzen Stück als Gutes nur die eine Hauptrolle, alles übrige ging in Theaterei unter. Die mittleren Schauspieler erwiesen — für London so bezeichnend —, dafs sie blofs die unwahren Extreme darstellerisch beherrschen: sie idealisieren in den blauen Himmel hinauf oder chargieren in den Strafsenschmutz hinab. Einzig der grofse Schauspieler findet seine Rettung im Genre, das er mit grandiosen Zügen zu vertiefen weifs.

Die Gattung des Schauspiels war stofflich noch durch das Gesellschaftsstück vertreten. Erwähnenswert scheint mir nur 'Her own way' von Clyde Fitch. Import aus Amerika, zugleich mit der amerikanischen Truppe. Die Heldin, vermögend zu Beginn, verliert im Verlauf des Stückes ihr Geld durch ihren leichtsinnig spekulierenden Bruder; sie liebt einen sympathischen Offizier und wird geliebt von einem unsympathischen Börseaner. Dieser intrigiert jenen aus dem Hause hinaus bis nach Kuba hinüber in den Krieg. Der Offizier fällt, der Börseaner siegt — fast, denn die Schwester soll sich für den falliten Bruder opfern. Da kommt der Held doch lebendig zurück. Es war eine falsche Todmeldung. Der Held heiratet die arme Heldin. Alles in Ordnung. So am Schlufs des Stückes. Am Schlufs der Vorstellung aber war Unordnung in meinem Kopf und Herzen. Ich wufste nämlich nicht, ob mich das Stück mehr durch seine Banalität oder durch seine Brutalität beleidigt hatte, und ob ich Mitleid oder Scham für die prächtige Darstellerin der Heldin fühlen sollte.

Interessiert hat mich, zu sehen, was sich ein amerikanisches (und leider auch englisches) Publikum bieten läfst im Hinblick auf das französische. Der Vergleich zwischen Mirbeau und Fitch drängt sich auf. Hier und dort dreht sich alles um Geld. Bei Mirbeau ist es aber Symbol, bei Fitch Fetisch. Dort wird es zum Prüfstein für die einzelnen Menschen, schafft Vorgänge, worin sich das Geistige der Figuren spiegelt; hier ist es der Wertmesser der Menschheit: negativ für Held und Heldin, positiv für alle anderen. Ich fragte mich nach dem amerikanischen Stück: ist das alles nur schlechtes Theater oder auch gutes Kulturbild?

Wenn die Mondänen ernst werden, werden sie lächerlich. Besser verstehen sie sich auf das Lachen im Theater. Weniger unerfreulich als ihr Schauspiel ist ihre Komödie, ja mitunter wird sie sogar erfreulich. Allerdings sind ihr enge Grenzen gesteckt: stofflich mit Familie und Gesellschaft, stimmungsmäfsig mit den Varianten ungetrübter Heiterkeit. Das grimmige Lachen der satirischen Komödie mit tiefernster Resonanz fehlt. Gat-

tungsmäſsig ist das Lustspiel, die Posse und die Farce vertreten, mithin das realistische Lebensbild, dessen gesteigerte Übertreibung und ein groteskes Puppenspiel. Das liebenswürdige Familienleben mit seinen kleinen Unarten — wie es der Engländer schaut — paſst natürlich nur für das Lustspiel. Davon habe ich zwei herzige Dinger gesehen.

'Alice, sit-by-the-fire, a page from a daughters diary' von J. M. Barrie war echt englisch. Eltern in Indien, Kinder zur Erziehung in London, beide einander entfremdet. Die Mutter altmodisch sentimental, das Mädel von altkluger Reserve und Roman-verlesen. Der Vater starrer Militär, der Bub gefühlsscheuer Trotzkopf. Die Alten voll Vertrauen, die Jungen voll Skepsis an sich und der Welt, wie die Halbfertigen überall und besonders in England, wo man vorzeitig gentleman oder lady posiert. Kurz, ein köstliches Quartett aus der Hyperkultur von heute. Zu Beginn des Stückes erwarten die Jungen die Alten. Die Herzlichkeit des Wiedersehens geht in die Brüche, und dann kommen die komischsten Verkennungen, und immer gröſser wird die Distanz zwischen den Nahgerückten. Doch am Ende finden sie sich wieder zusammen, weil sie alle — im Kern ihres Wesens gesund — zur klaren Natürlichkeit gesunden müssen. Also endlich ein gutes Stück — ein Lustspiel voll Lebenswahrheit trotz dem originellen Thema, eine Komödie von Bedeutsamkeit, weil sein lustiger Oberbau auf ernstem Grunde steht, ein Drama mit innerer Entwickelung. Dem Inhalt entspricht die Form: die Darstellung leicht, mehr andeutend als ausführend, die Fabel konzentriert auf die natürliche Dauer eines Tages, die Situationen flott hingeworfen, die Figuren intim gezeichnet, der Dialog durchaus individuelle Causerie, das Ganze fast ohne Bühnenkonvention und Theaterei. So wirkt dieses Stück lustig auf die Oberflächlichen, bedeutsam auf die Scharfsichtigen, zart auf die Feinfühligen. Und diese Wirkung wurde reizend verstärkt durch die Aufführung, besonders in den weiblichen Hauptrollen der Mutter und Tochter, von Ellen Terris als schon 'komische Alte' und Irene Vanbrugh als noch 'naive Jugendliche' feinster Prägung. Ob das Stück den Weg zu uns finden wird?

Das andere Familien-Lustspiel war französischer Import. Pierre Wolffs 'Le secret de Polichinelle' wurde zu 'Everybody's secret' unter den Händen von R. Marshall und L. N. Parker. Dabei wurde selbstverständlich das moralische Niveau gehoben. Während der Übersiedelung des jungen Paares von Paris nach London wurde das Verhältnis zu einer geheimen Ehe. Das entzieht zwar dem ernsten Problem den Boden, indem der Gegensatz zwischen legitimer und illegitimer Moral verwischt wird, aber es trifft nicht den Kernpunkt des dramatischen Motivs,

wie nämlich das Enkelkind die Grofseltern mit den Eltern versöhnt, die Familie leimt. Das Stück ist eine reizende Spielerei, verlangt also bestes Spiel. Das fand es im Heymarket-Theatre und würde es in jedem guten Londoner Theater gefunden haben. Modernes Genre von feiner Charakteristik ist ja das Gebiet, wo der englische Schauspieler sich auszeichnet.

Im Verfolg der Untersuchung käme nun jene Komödie in Betracht, die dem Stoff nach Gesellschaftstück, der Art nach Lustspiel wäre. Diese Spezies gedeiht nicht recht. Figuren und Situationen sind hier greller als im Familien-Lustspiel, und das verführt zu Übertreibungen. Als Lustspiel angelegt, entgleist so ein Stück gar oft nach der Posse hinüber. Die beliebteste Art ist die Posse selber. Am äufsersten Flügel steht dann die Farce.

Lustspiel ist noch Pineros 'Cabinet Minister' mit seiner harmlosen Gesellschaftssatire. Freilich die Satire ist die Nebensache und die Lustigkeit die Hauptsache. Das mindert den Wert des Stückes vom Standpunkt des Problems. Und weil die Lustigkeit besonders auf dem Gebiet der Charakteristik mitunter auf Kosten der Natur mit Hilfe der Karikatur bestritten wird, so verliert das Stück seine Stilreinheit. Es biegt oft nach der Posse hin ab. Solche Stücke sind schwer zu spielen. Die Darsteller, die mit ihrer Wirkung auf den Moment gestellt sind, greifen gern zu den drastischeren Ausdrucksmitteln. Steht eine Figur zwischen Lustspiel- und Possenstil, so entscheiden sie sich meist für die gröbere, aber eindrücklichere Karikatur gegen das feinere und stillere Genre. So war es auch diesmal: es wurde durchweg vorzüglich gespielt von den einzelnen, aber es gab ein stilloses Ensemble durch Stilmischung. Die einen lebten als herzgewinnende Personen, die anderen wirkten als zwerchfellerschütternde Figuren.

Schlankweg Gesellschaftssatire betreibt 'Mr. Hopkinson' von R. C. Curton. Freilich fällt diese tatsächlich doch nur als Nebenfrucht ab, denn im wesentlichen wirkt diese Posse durch die Komik ihrer Hauptfigur, des reich gewordenen Plebejers unter den Aristokraten. James Welch spielt ihn genial. Er ist der richtige Possenspieler. Unerschöpflich in den lustigen Details seiner Figur, ist er unwiderstehlicher Komiker; weil er nur charakterisierende Züge hierbei verwertet, wird er zum richtigen Schauspieler, d. h. Menschendarsteller; dafs er diese Vielheit in eine organische Einheit zusammenfliefsen läfst, in Einfachheit verlebendigt, das stempelt ihn zum wahrhaften Künstler, der grofszügig schafft. Freilich übertreibt er, aber er geht dabei vom Leben aus und erhält so seiner Figur ein gut Stück Wahrheit in ihrer Verzerrung. Diese Posse ist ein 'Schauspielerstück', das erst durch die Darstellung Leben gewinnt wie ein Opern-

libretto durch die Musik. Von der Bühne herab vermag sie zu illusionieren, wenn auch die Vorgänge jenseit der Wahrscheinlichkeit und die Gestalten unter der Wirklichkeit liegen. Freilich diese Wirkung der Posse, daſs wir uns an sie verlieren, ist auf die Zeit des Spiels beschränkt. Man lebt ein Lustspiel in der Erinnerung nach, aber man denkt an eine Posse zurück.

Ganz anders wirkt die Farce. Das ist ein Puppenspiel, das wir uns kaltherzig vorspielen lassen. Figuren und Situationen sind unmöglich, aber sie sind bedeutsam. Unser Verstand spinnt die Fäden von diesen Verzerrungen des Lebens zur Wirklichkeit zurück. Wir genieſsen rein kritisch. Es ist ein Spiel des Geistes ohne Widerhall im Gemüt. Die Farce kann sehr lustig und geistreich sein, wenn sie Witz hat, ist aber bar jeden Humors, weil sich in ihr nichts an unser Mitgefühl wendet. Ein famoses Exemplar dieser Gattung war R. H. Davis 'Dictator'. Amerikanischer Import in Stück und Truppe, dessen star W. Collier ein Meister seines Genres ist, d. h. er hat als Sprecher und Mimiker eine so präzise Technik, daſs man deren unpersönliche Sicherheit nur mehr mit dem Wort maschinell bezeichnen kann, ihn selber für eine ideale Puppe erklären muſs. Das Stück hat einen Schimmer von aristophanischer Ambition mit seiner politisch-sozialen Satire: die zentralamerikanischen Republiken mit ihren Revolutiönchen werden verhöhnt, die Spanier verspottet von ihren starkrassigen Nachbarn im sächsischen Norden.

Vom literarischen Standpunkt aus ist das modische Repertoire nicht sonderlich fesselnd. Es zeigt im ganzen die internationalen Züge des Zerstreuungs-Theaters. Wenn ab und zu ein Stück literarischen Wert besitzt, so hat es den sozusagen hinterrücks der Gattung gewonnen. Doch nach der kulturellen Seite hin wirft es seine Streiflichter. Besonders auffällig und bedeutsam ist die Behandlung des Lehngutes. Die Engländer importieren wie die Deutschen, nur daſs diese übersetzen, jene bearbeiten, daſs diese bei ihrem Bildungstrieb das fremde Original rein halten und als solches schätzen, jene ihrem Geschmack angleichen. Hierbei kommt — ästhetisch gewertet — freilich meist schlechteres heraus, aber in dieser Praxis spiegelt sich die stärkere Rasse. Als zähe Rasse geben sich die Franzosen. Sie importieren prinzipiell nicht. Das verengt ihnen den Inhalt ihres Theaters, aber bewahrt die Reinheit der Form.

Noch muſs auf ein künstlerisches Verdienst des modischen Repertoires verwiesen werden. Es betrifft die Darstellung. Das hohe Drama hat in England die Schauspielkunst stilistisch nie gefördert. Das groſse romantische Drama wird von Stilmischung beherrscht mit der Absicht auf Stilgegensatz. Der Schauspieler, der alles gern unterstreicht, was der Dichter andeutet, weil er sich im Moment zur Geltung bringen muſs, verschärft diesen

Gegensatz und übertreibt stilistisch. Das klassizistische Drama übertreibt als Kopie selber und mit ihm sein Schauspieler. Diskrete Aufgaben bietet dem Schauspieler nur das 'Konversationsstück', um einen möglichst weiten Terminus anzuwenden. Hier kann sich der Künstler als feiner Charakteristiker betätigen, im guten Stück mit demselben, im schlechten über dasselbe hinaus. Das ist nun auch das Gebiet, wo englische Schauspielkunst diesen Ehrennamen verdient.

Eine Studie über das Londoner Gesamtrepertoire darf nicht als abgeschlossen gelten, nachdem man Shakespeare, die paar ganz alten oder ganz neuen literarischen Dramen und die vielen nach Stoff und Art modischen Theaterstücke hat Revue passieren lassen. Es wäre noch über das Schauspiel der unteren Volksschichten, über das 'Melodrama' und über das 'Historienstück', das Melodrama der oberen Klassen, sowie über die allseits beliebte Operette zu sprechen. Mir erschienen aber diese Gattungen seit meinem letzten Bericht (Band CIV, Heft 1/2, pag. 162 ff.) durchaus unverändert, und ich hätte dem damals Gesagten nichts beizufügen. Überhaupt sollten und konnten im obigen nur etliche auffällige Erscheinungen betrachtet, mehr geschildert als beurteilt werden. Zur Kritik fehlt mir das Gesamtmaterial, ich habe ja doch nur 24 Theater besucht und bloſs 46 Stücke gesehen, und noch mehr die kulturelle Anempfindung, die man als Tourist nicht gewinnen kann. Als Fremder ist man zwar vor Über- wie Unterschätzungen nicht gefeit; aber als Fremder hat man auch einen Vorteil: die Scharfsichtigkeit des Neulings, der nichts als selbstverständlich hinnimmt und darum vielleicht manches sieht, was der Heimische übersieht. Das kann vielleicht mit seiner notgedrungenen Einseitigkeit versöhnen.

Innsbruck. R. Fischer.

Studien zur fränkischen Sagengeschichte.

II. Clothars Sachsenkrieg auf den Arnulfing Ansigisel übertragen.

Die Sachsenkriege der merowingischen und kärlingischen Könige sind zu ihrer Zeit das Thema der fränkischen Nationaldichtung gewesen, bis sie im 8. Jahrhundert von den Kämpfen gegen die Sarazenen erst in Südfrankreich und noch später in Spanien abgelöst wurden. Nicht nur, daſs wir mit Hilfe von Sagenresten und Chroniken eine ganze Reihe von Sagen und Liedern in ihren Grundzügen wiederherstellen können, die unabhängig voneinander einzelne heldenhafte Züge aus den Kriegen gegen Sachsen oder Thüringer verherrlichten, es gibt auch eine weitere Reihe von Anspielungen, die uns den Einblick in eine zyklisch geschlossene Gruppe von Sachsenliedern gewährt, von denen jedesmal das spätere ein früheres voraussetzt, und die im ganzen genommen nach dem ersten Konflikt das Motiv der Blutrache weiterspinnen, genau wie in den *Lothringern*.

Einen Einblick in diese zweite, zyklische Phase der alten Sachsendichtung gibt uns der Prolog des in später Redaktion erhaltenen *Sachsenkrieges* Karls des Groſsen gegen Wittukind: 'Wenn man die Geschichte der Sachsen folgerichtig hören will,' hebt der Dichter an, 'so muſs das Lied mit den Altvorderen beginnen.'[1]

Einer der ältesten Merowinger hat nun die Unvorsichtigkeit gehabt, dem Sachsen Brunamont seine Tochter Aaliz oder Helois zu geben, die der Heide zur Frau begehrt. Besser hätte er getan, sie mit einem Stock zu töten, denn ihre Erben haben den Franken gewaltig zu schaffen gemacht. Nacheinander traten die Sachsen Broier, Justamont, Guiteclin auf und verlangten das Erbe ihrer Urahne, die fränkische Krone, zugleich Blutrache fordernd für ihre getöteten Väter.

Broier oder Brehier ist derselbe, dessen epischer Name vielleicht von einem Thüringerfürsten Bertharius hergeleitet werden kann, dessen Urbild aber der ähnlich benannte Sachse Bertoaldus ist, den nach *Liber Historiae* (Kap. 41) der Franke Clothar an der Weser erschlug. Eine Tat, die vielleicht die volkstümlichste der Sachsenkriege war, da wir sie im 12., 13. Jahrhundert auch von Ogier dem Dänen erzählen hören. Und als dritter im Bunde tritt

[1] Tirade III. *Qui de l'estoire as Saisnes vuet oïr par raison,*
Des anciens derrier[e] *doit movoir la chançon.*

nun hier im *Sachsenliede* ein gewisser Anseïs auf, der gleichfalls den Ruhm beansprucht, der Brehiertöter gewesen zu sein.[1]

Seine Tat wird in folgender, echt kärlingische Erfindung verratender Weise erzählt:

Nach der Unglückshochzeit der Aaliz mit Brunamont wehrten sich die fränkischen Könige mannhaft, einer nach dem anderen. Bis der letzte ohne Erbe verstarb. So wählten die Franken als Anwalt ihrer Sache Gottfried von Paris und nach ihm Garin den Pikarden. (Andere Hss.: *Girard le Pontier*. Später wird er genannt: *Garins de Baviere, de Lancele, de Sansuerre.*) Das war Anseïs' Vater, der den Knaben mit der Hirtentochter zeugte, den Knaben, der einst dem Heiden Brehier an der Maas das Frankenland streitig machen sollte.

Damals hatten Sachsen und Franken beschlossen, die Zwistigkeiten durch einen Zweikampf zur endlichen Entscheidung zu bringen. Es war der Tag, an welchem sie Anseïs zum Ritter schlugen. Darauf setzte man beide Helden auf ein Eiland der Maas über, dort wurde Brehier besiegt. Wütend zogen die Sachsen ab, aber sie brachen ihre Eide, die Treulosen, und ließen nicht davon, die Franken zu beunruhigen.

Anseïs aber krönten die Franken in St-Denis zu ihrem König. Gerecht war er und edel und diente Gott. Sein Sohn war Pipin, der wackere Held, der den Sachsen Justamont erschlug. Wittukind wollte ihn dann an Karl rächen, — so übernahmen die Söhne nach ihren Vätern die Geschäfte, einer nach dem anderen.[1]

Nach dieser ziemlich trockenen aber übersichtlichen Analyse bringt die Tirade XCVII eine weniger übersichtliche, mit ihrer verworrenen Genealogie ergötzliche Anspielung, die jedoch die Romantik der Sage etwas stärker hervortreten läßt:

Tot war Karl der Kahle, der das Reich sich erobert hatte, tot Karl Martell der Arglistige, kein Erbe blieb der Krone, nicht fünften Grades, nicht sechsten. Zehen Jahre ließen sie drum Gottfried von Paris das Land und krönten dann Garin von .... zum König. Seine Frau war schön und weise, doch ohne Leibesfrucht. Garin aber besaß eine Hirtin, die ein gar freundliches Antlitz hatte; von niedriger Geburt zwar, aber edlen Herzens. Darum wurde auch ihr Geschlecht späterhin zu einem freien erhoben. Um ihrer Schönheit willen wurde Garin ihr zugetan und war eine Nacht lang ihr Trauter. In dieser Nacht wurde der starke König Anseïs gezeugt, der Brehier töten sollte, Anseïs' Sohn aber war Pipin, Pipins Sohn Karl der Große.

Wenn man diese beiden Anspielungen miteinander vergleicht, so muß man wohl zu der Überzeugung kommen: sie rühren nicht

[1] Rohnström hat diese Erzählung erwähnt in seiner Dissertation: *Etude sur Jehan Bodel.* Upsala 1900, S. 138.

von derselben Hand her. Wenn auch die Grundzüge der Dichtung durch beide in gleicher Weise festgelegt werden, so ist doch ein gewaltiger Unterschied in der Auffassung zu erkennen. In der einen werden Dinge berichtet, die in der anderen ausgelassen sind, im Wortlaut sind sie durchaus unabhängig voneinander, die erste läßt die Romantik der Sage kaum zu Wort kommen, die zweite widmet ihr zwar das Hauptinteresse, sucht aber das ihr darin mit der gesellschaftlichen Konvention unvereinbare auf ihre Weise zu interpretieren:

Ein niedrig Ding, — aber das Herz war edel,
Ihr Geschlecht wurde drum von Abgaben befreit.

In der ersten ist Anseïs' Mutter Hirtentochter, *fille au vachier,* in der zweiten hörige Kuhmagd seines Vaters.

In der ersten ist Gottfried von Paris nicht nur zeitweilig Statthalter. 'Nach ihm' erst wählen sie Garin zum König. In der zweiten ist Gottfried Statthalter auf zehn Jahre. Die phantastische Unterbringung von Karl dem Kahlen und Karl Martell der zweiten Anspielung kommt hinzu. —

Unabhängig von Verknüpfungen mit früherer und späterer Geschichte genommen, sind wir im Gebiet echt fränkischer,[1] speziell kärlingischer Sage: Anseïs ist Bastard des im Ehebett kinderlosen Königs von einer Hirtentochter. Er dient in untergeordneter Stellung im Heere und wird in nicht näher bezeichneter Weise zum Retter auserkoren: wie Anseïs zum Sohne einer Kuhmagd, macht die spätere Sage Hugo Capet zum Metzger. Aussetzen des Neugeborenen (*Bueve v. Hanstone, Doon v. Mainz, Wolfdietrich*), einsame Walderziehung mit Verspottung des naiven Helden bei Eintritt in die Welt verbunden (*Siegfried, Parzival,* dem alten Frankreich war hierfür *Aiol* das Muster), Verbannung des Jünglings gehören ebenfalls hierher. Besonders häufig findet das 'Martyrium junger Heldenschaft' in Küche oder auch im Garten statt. Es ist hierin der Hang märchenbildender Zentren zu sehen, den Helden aus dem Dunkel oder aus der eigenen niederen Sphäre als Erlöser erscheinen zu lassen, eine Anzahl typischer Züge immer wiederholend, was die Theorie hervorgerufen hat, alle diese Heldenjugenden seien von einem Märchentypus abzuleiten.

Zu diesen internationalen Zügen unserer Anspielung auf Anseïs kommt seine Bastardschaft, die zwar aus gleichen volkstümlichen Anschauungen entspringt, aber speziell der älteren kärlingschen Sage angehört. Ihr Ursprung liegt in der bestrittenen Ehe

[1] Aus früher Merowingerzeit erinnert man sich der romantischen Lieben Chariberts: die erste zu einer Wollmacherstochter, die ihm die Gattin aus dem Kopf bringen wollte, indem sie dem flatterhaften Ehemann den Wollmacher bei der verachteten Handarbeit vorführte. Die zweite, wie hier, zu einer Hirtentochter. (Gregor IV, 26) '*Habuit et aliam puellam opilionis, id est pastoris ovium, filiam nomine Theudogildem, de qua et filium fertur habuisse.*'



Pipins des Mittleren mit der Nebengattin Alphaid, aus welcher Karl Martell entsproſs, der gegen die Söhne aus Pipins erster, rechtmäſsiger Ehe mit Plektrud den Platz behauptete. Diese an romantischen Elementen reiche Grundlage hat sich die Sage natürlich zunutze gemacht, und wir haben ihr bereits ein Kapitel unserer Studien gewidmet. In gröſserem Umfang ist dieselbe in einer Übertragung auf Karl den Groſsen erhalten, der der Sage dadurch ebenfalls zum Bastard wurde. Als älteste Form dieser Tradition bezeichnete Gaston Paris seinerzeit diejenige der von ihm benannten *Chronique Saintongeoise* (*Histoire Poétique* S. 224).[1] Eine Alte schiebt Pipin ihre Tochter statt der Prinzessin aus Ungarland, Bertha, unter. (Das ist wohl aus der Sage von der untergeschobenen Braut.) Die echte Bertha soll im Walde ermordet werden, flüchtet aber zu einem Kuhhirten Pipins (*Li vachiers Pepin*). Später wird Pipin über die falsche Bertha aufgeklärt, findet durch Zufall die richtige bei seinem hörigen Hirten und zeugt, noch ohne sie zu kennen, in der Nacht des Wiedersehens Karl den Groſsen. Lassen wir an dieser Stelle der Chronik das Wort: 'Der König sah Bertha; und von dem Augenblick ab konnte er die Augen nicht von ihr wenden und frug die Frau des Hirten und den Hirten selber, wer sie sei, und der erzählte, wie er sie gefunden habe. Und der König bat ihn, sie ihm die Nacht in sein Lager zu geben; der Hirte sagte zu und machte ihnen ihr Bett auf einem Karren, der vor der Türe stand und mit Farnkräutern beladen war ...'

Und nicht anders das franko-italische Gedicht von *Berta de li gran Piè:* Eine innere Regung läſst in Pipin eine heftige Neigung zu der Hirtentochter entstehen. Der Hirt weigert sie ihm, aber sie ist bereit, ihm den Willen zu tun, weiſs sie doch, daſs sie seine rechtmäſsige Gattin ist, wenn auch in ihrem Lager eine andere weilt. Zum Hohn deckte ihnen nun der empörte Hirt das Lager auf einem Karren — aber dieses wohl ursprüngliche Motiv hat auch die Dichtung nicht rein bewahrt: der König befiehlt hier, das Lager in der beschriebenen Weise zurechtzumachen, wegen der groſsen Hitze. (V. 1130.)

Iste fuit in carro natus bemerkt eine Chronik von Karl dem Groſsen, und der Prosaroman von *Berthe as grans pies* führt gar von *char* den Namen Charles her, während der flämische *Lekenspiegel* Bertha zu einem *Dienstwyf* erniedrigt (*Hist. Poét.* S. 227).

Da die Sage von Bertha als die unmittelbare Nachahmung der historischen von Alphaid ihrerseits als älter anzusehen ist als unsere Anseïssage, so sehen wir in ihr das Vorbild der entsprechenden Züge im *Anseïs:* wie sich Pipin zur vermeintlichen Findlingstochter seines Kuhhirten herabläſst, so läſst sie Garin, Anseïs' Vater, die Nacht bei seiner *fille au vachier* zubringen. Das 'Wie' ist uns

[1] ed. F. W. Bourdillon, London 1897.



in der knappen Anspielung des *Sachsenliedes* nicht überliefert. Aber es ist wohl, bei der augenscheinlichen Abhängigkeit von der *Berthasage,* kaum ein Zweifel, daſs auch hier der Hirt dem König das Lager in der poetisch-symbolischen Weise unter freiem Himmel bereitete, wie Berthas Pflegevater dem Pipin. So gibt sich der erste Teil der *Enfances Anseïs* als ein Schöſsling der *Berthasage,* aus der Form entsprossen, welche sie in der *Chronique Saintongeoise* und der franko-italienischen Dichtung besitzt, und die Gaston Paris, wohl nicht mit Unrecht, für die primitivste hielt.

Der zweite Teil der *Enfances,* die Entscheidung des Sachsenkrieges durch einen Zweikampf, die Besiegung und Tötung Brehiers, bieten der Quellenforschung kein schwierigeres Problem. Die Sage ist uns in Verbindung mit historischen Vorgängen bereits im 7. Jahrhundert durch das *Liber Historiae* berichtet; freilich nicht von einem Anseïs, sondern von dem Merowinger Clothar II. (anno 622). Dagobert steht an der Weser den Sachsen gegenüber. Im Kampfe wird ihm eine Locke abgeschlagen, und er sieht, daſs er der Gegner allein nicht Herr werden kann. Da sendet er durch einen Boten die Locke dem Vater Clothar 'zum Zeichen der Not'. Gewaltige Freude herrscht im Frankenlager, als Clothar naht. Der Sachse Bertoaldus frägt über den Strom hinüber, warum diese Freudenausbrüche? Man antwortet: Clothar sei da. Ungläubig ruft er: 'Clothar ist ja längst gestorben!' Da nimmt Clothar den Helm ab und zeigt sein langes, graues Königshaar. Wütend beschimpft ihn Bertoaldus, Clothar aber setzt mit dem Pferde über die Weser, besiegt und tötet den Sachsen im Zweikampf und schlägt die Heiden in die Flucht.

Von Historikern wie Sagenforschern ist längst erkannt, daſs dieser Bericht eines realen Hintergrundes entbehrt: Weder Gregor noch der sog. Fredegar wissen von einem solchen Erlebnis Clothars II.

Anders freilich bei Clothar I.: Er ist es gewesen, der im Jahre 531 dem Bruder Theodorich beistehen muſste, die wortbrüchigen Thüringer zu züchtigen. Da nun die Sage zwischen erstem und zweitem des Namens nie unterscheidet, ist wohl die Übertragung des *Liber Historiae* von Clothar I. auf den zweiten lediglich ein Irrtum.

Historisch ist nun, daſs Clothar I. nach Besiegung der Thüringer: Radegundis (die spätere Heilige),[1] eine Tochter des bereits aus dem Wege geräumten Fürsten Bertharius, als Kriegsbeute mitnahm und ehelichte. Und so ist wohl möglich, daſs dieser verewigte Schwiegervater wiedererweckt und zum Riesen Bertoaldus wurde. Warum freilich der Name geändert ist, wäre nicht leicht

[1] Nicht vergessen soll werden, daſs Kurth (S. 355 des gen. Werkes) der Ansicht ist, daſs sich in der Geschichte der Burgunderin Chrotochildis und ihrer Brüder die Schicksale der jüngeren Radegundis und der Thüringerfürsten widerspiegeln. Die chronologische Umdrehung scheint die geistreiche Deutung unmöglich zu machen.



zu sagen. Suchier hat (*Zeitschr. f. rom. Phil.* XVIII, S. 190) auf einen rebellischen Hausmeier Namens Bertoaldus aufmerksam gemacht, von dem Fredegar (IV, 28) berichtet: er wurde durch Leute Clothars II. getötet, nachdem er den Führer vergeblich zum Zweikampf herausgefordert. Wir hätten also in Bertoaldus zwar den Thüringerfürsten Bertharius zu sehen, allerdings durch Vermischung mit einem rebellischen Hausmeier umgetauft.

Aber das *Liber Historiae* trägt vielleicht ausschliefslich die Schuld dieser Neubenennung: denn die Tat, die wir von Anseïs hörten, stimmt zu der von Clothar I. berichteten nicht nur in der Grundlage: Kooperation, Besiegung im Zweikampf, sondern das bisher wahrscheinliche Urbild von Bertoaldus: Bertharius ergibt lautgesetzlich Brehier. Das hat schon Suchier bemerkt (a. a. O., vgl. auch Voretzsch, *Epische Studien* I, S. 229), und es ist schwer an dieser Tatsache vorüberzukommen. Da nun im 12. Jahrhundert der typische Sachsenkämpe noch Brehier — Braier, Broier hiefs, wie der historische Vater von Clothars Kriegsgefangenem Bertharius, so scheint umgekehrt der Name Bertoaldus im *Liber Historiae* lediglich auf Kosten dieser Version gesetzt werden zu müssen und zwar als eine lokal beschränkte Übertragung oder ein Irrtum.

Denn solche Übertragungen finden wir ja auch hier: von einem Anseïs wird das erzählt, was Clothar getan hat, und zur selben Zeit wird dieselbe Tat, die Brehiertötung, in einer anderen Gegend von Ogier erzählt. Alberich von Trois Fontaines schliefslich mufs die Sage auch noch von ihrem Urbild gekannt haben, denn er spricht von Ogier, der im Heldengedicht Lotharius Superbus genannt würde.

Nun, diese Dinge sind oft genug besprochen worden. Über jeden einzelnen Punkt sind Zweifel geäufsert worden, wir werden uns nicht hier zu erneuter Polemik bequemen. Alle bisherigen Gegner von Voretzschs Ausführung, dafs Ogiers Schlufstat einem Sachsenkrieg nachgeahmt sei — auch Settegast, der in diesem Kapitel lediglich Hunnensage sehen wollte und Brehier aus einem Zabergan herholte —, werden einsehen, dafs die nun nachgewiesene *Anseïsversion*, die organisch zu den Sachsenkriegen gehört, Voretzschs Ansicht unantastbar macht.

Auch der zweite Teil der Geschichte von unserem Anseïs zeigt sich als eine Nachahmung von Clothars Sachsenkrieg. Wie dort, tritt ein unerwarteter Retter auf (Kooperation), — wie dort findet die Entscheidung an einem Flusse statt, diesmal an der Maas, — wie dort besiegt der im Mittelpunkt stehende Held den Sachsenkönig im Zweikampf, der hier Brehier, dort Bertoaldus heifst.

Sind wir also über die beiden Sagenmotive der *Enfances rei Anseïs* vollkommen im klaren, so überrascht nur eins. Warum ist diese Tat, die wir von Clothar I. auf Clothar II. übertragen sehen,

die wir von dem auch sonst sagenberühmten Ogier erzählen hören — warum ist sie hier von einem ganz unbekannten Helden erzählt? Gaston Paris hielt die Persönlichkeit wohl für eine Fiktion Jean Bodels, des Redaktors der *Saisnes* (*Hist. Poét.* S. 221)[1]: '*Cet Anseïs, fils de Garin le Poyer ou le Picard et d'une fille de vacher, délivra la France du Saxon Broier, qui prétendait la posséder du chef de son aïeul Floovant. Les Français reconnaissants couronnèrent Anseïs, qui fut le père de Pépin. Telle est la singulière généalogie de Charlemagne d'après Bodel; on y reconnaît des souvenirs confus des changements de dynastie qui eurent lieu en France à deux reprises ...*'

In der Tat, vergebens suchen wir im Epos nach einem Anseïs, der als ein Vorbild unseres Helden gelten könnte, der uns den 'epischen Namen' zu unserer Anspielung lieferte: Anseïs fis Girbert aus den *Lothringern*, Anseïs einer der zwölf Pers im ältesten Karlsepos passen beide nicht, Anseïs de Carthage ist Neffe Karls des Groſsen und nicht Vorfahr und wohl erst spät überhaupt zu einem solchen geworden.

Die Rolle unseres Anseïs als König, als Vater Pipins, als Vorfahr Karls des Groſsen ist zu bestimmt gefaſst, um mit irgendeiner Person identifiziert werden zu können, die nicht historisch an dieser Stelle steht. Und wenn es eine solche nicht gibt, so hört die Erfindung der Poeten oder Diaskeuasten nicht mit *Jeoffroi de Paris* und *Garin le Pohier* auf, wo sie ersichtlich ist, sondern schlieſst Anseïs noch mit ein, wie Gaston Paris vermutete.

Eines anderen belehren uns die Genealogien der Arnulfinge. Da finden wir zu unserer Überraschung, daſs die Angaben des Gedichtes nach unten hin richtig sind: Ansigisus, Ansigisilus (> Anseïs) ist eine historische Person. Er ist der älteste Sohn des heiligen Arnulf, Erzbischofs von Metz, des Stammvaters der Kärlinge. Er ist der Vater Pipins II., der hier als Vater Karls des Groſsen gilt. — Aber erst Pipin III. ist ja Vater Karls des Groſsen? — Wenn wir noch ein Zeugnis dafür brauchten, daſs unsere Sage und ihre Chronologie volkstümlich von geschriebener Chronik unbeeinfluſst ist, so besitzen wir es an dieser Genealogie:

Arnulf
|
Ansigisil
|
Pipin II.
|
Karl [Martell]
|
Pipin III.
|
Karl [der Groſse].

[1] [Vgl. aber seine *Légende de Pépin le Bref* in den *Mélanges J. Havet*, 1895, 605 f.]



Das ist eine Filiationstabelle, welche nur die Chronik auseinander halten kann: zwei Pipin, die beide Vater eines Karl sind, konnte die Sage nicht auseinander halten, verschmolz die Paare und kannte dann nur einen Pipin, nur einen Karl. Wie in Nordfrankreich alle Taten Karl Martells auf Karl den Groſsen übertragen, Pipin II. und III. zusammengeworfen wurden, das haben wir hier bereits gestreift und ist so oft und so gründlich behandelt worden, daſs wir uns mit dem Hinweis auf Pio Rajnas *Carlo Magno e Carlo Martello* aus seinen *Origini dell' Epopea Francese* begnügen können.

Wenn Jean Bodel oder einer seiner Kollegen an unseren Anspielungen etwas erfunden hat, so ist es die Unterbringung von Karl Martell vor Anseïs. Denn durch den eben geschilderten Vereinfachungsmodus der Sage wurde ja Karl Martell herausgedrängt, der 'gebildete' Interpolator aber, bestrebt, seine teuer erworbenen Geschichtskenntnisse an den Mann zu bringen, auf der anderen Seite nicht imstande, das Fleckchen wiederzufinden, wo er historisch hingehörte, machte ihn und Karl den Kahlen gar noch dazu — pro pudor! — zum Ahnen seiner Ahnen.

Also Anseïs ist keine Fiktion Jean Bodels, die Genealogie von ihm bis zu Karl dem Groſsen keine Reminiszenz aus Chroniken — echte, lebendige Sage ist es, die wir angetroffen haben, mit ihrem angestammten Schmucke und ihren ureigenen Irrungen.

Wenn er auch an der Echtheit unserer Sage zweifelt, so scheint Pio Rajna die Tatsache an sich, daſs unser Anseïs der Arnulfing Ansigisel ist, erkannt zu haben. Aber aus mir unerfindlichen Gründen spielt er in seinem Hauptwerk auf diese Beziehung nur an, ohne sie näher darzulegen (S. 246 op. cit.): *'E a più forte ragione* (als die Übertragung der *Enfances Pepin*) *rimetto ad altro luogo il parlare del padre di questo nostro Pipino, Ansegisilo o Anschiso, eroe anch' esso di canti, vivo ancora nella tradizione poetica del secolo XII, ma al quale l'onore di figurare nell' epopea potrebbe essere stato procacciato postumente dalla gloria del figlio e degli altri discendenti.*

Wenn dem so wäre, wenn die Sage Ansegisus erst dann zum Objekt gewählt hätte, als seine Enkel und Urenkel die gröſsten der Franken geworden waren, woher dann die Kenntnis seines Namens? Epische Väter sind freilich jünger als ihre Söhne, diese Erkenntnis ist ja schon zum Gemeinplatz geworden. Aber dann tragen sie auch keine historischen Namen! 'Aus einer Chronik sei der Name übernommen worden!' — Ich schreibe diese Entgegnung nicht als einen Einwand Rajnas hin, der eine solche, seinem eigenen System gegensätzliche nicht erheben würde. Ich schreibe sie nur, um daran zu erinnern, daſs sie schon widerlegt ist, ad absurdum geführt durch die rein sagenhafte Genealogie, welche Anseïs in unserer Anspielung mit Karl dem Groſsen verbindet.

Da nun der erste Teil der *Enfances rei Anseïs* Motive aus der Jugendsage der beiden Karl verwendet, so ist die Form der Sage

freilich jünger als diese Tradition; und da sie zudem als zweites Element die berühmte Tat Clothars auf ihn überträgt, so gibt sie vorab nichts von organisch zu Anseïs gehörendem Sagengut wieder. Es ist nur der 'epische Name' und seine Stellung, die echt sind. Ein epischer Name Anseïs in dieser Stellung aber setzt verlorene, organisch zu seinen Taten gehörende Dichtungen über ihn voraus.

Die Persönlichkeit des Ansigisus war den Arnulfingen besonders teuer aus einem Grunde, den man nicht belachen soll. Denn ein solches Aufschauen zu einer älteren Kultur, ein solches Bestreben, mit der höheren Kultur sich äußerlich zu verbinden, zeigt die Erkenntnis ihrer Superiorität und ist die Quelle innerer Assimilation: die Ähnlichkeit des Namens Ansigisus mit Anchises, dem alten Trojanervater, von dem die Römer sich herleiteten, begründete eine phantastische Ableitung von den Trojanern. Überall in den Taten der Bischöfe von Metz (Pertz II, S. 264), dem Epitaphium der Rothaid, Pipins Tochter (ebda. S. 265), stoßen wir auf sie:

> Aber Anchises, ihr wackerer Ahnherr, führt seinen Namen
> Von dem greisen Vater des ältesten Römers her.[1]

Noch Alberich von Trois-Fontaines nennt ihn: *Ansigisus qui et Anchises* (ad 644, 685). Mousket nennt ihn Angis (21512), ohne von einer Sage über ihn etwas zu wissen.

Es hätte wirklich etwas Bestechendes, in der Übertragung der Tat von einem Merowing auf einen Arnulfing, von Clothar auf Anseïs, eine familienpolitische Tat des jüngeren Geschlechtes zu sehen, aber wieder steht uns die echt volkstümliche Art der *Enfances Anseïs* entgegen: denn eine solche tendenziöse Dichtung würde sich enger an die Chronik und Chronologie gehalten haben, würde ihn nicht zum Bastard gemacht haben, sondern ihn nach Anschises etwa Angis und nicht lautgesetzlich nach Ansigisus: Anseïs genannt haben.

Nein! Eine tendenziöse Dichtung sind diese *Enfances* nicht, und die Tat, die von dem reifen Manne berichtet wurde, die Rolle, die König oder Held Anseïs historisch und episch gespielt, sie muſs bestanden haben, um *Enfances*-Dichtung und epischen Namen entstehen lassen und überliefern zu können. Und sie hat auch bestanden, wenn es auch wiederum nur Chroniken sind, die ein Echo von den ihm gewidmeten Sagen widerhallen. Anseïs hat in dem schon öfters besprochenen, epische Spuren deutlich verratenden Thüringerkriege von 641 historisch eine Rolle gehabt. Zwar nennt ihn Fredegar (Buch IV, Kap. 87) in diesem Kriege Adalgyselus (Algiselus), doch läßt Dahn keinen Zweifel an der Identität beider Persönlichkeiten. Ja, er nennt ihn im Laufe seiner *Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker* mehrfach Adalgisil, im Register allerdings nur unter Ansigisel (S. 645, 6). Es 'begegnet

[1] *Ast abavus Anschise potens, qui ducit ab illo*
Trojano Anchisa longo post tempore nomen.



Adalgisil auch nach Pipins Tode nicht wieder als *major domus*, vielmehr tritt Pipins Sohn Grimoald alsbald in dieses Amt. Einen Bruch mit Arnulfs Sohn hat man aber um deswillen nicht anzunehmen: Adalgisil erscheint 640 als Heerführer in Sigiberts Feldzug gegen die Thüringer neben Grimoald.'

Der gesprächige Fredegar berichtet aber (IV, 77): Radulfus der Thüringerherzog war im Kampf gegen die Wenden Sieger geblieben, und im Hochmut darüber versuchte er mehrmals dem Herzog Adalgyselus nachzustellen und wandte sich nach und nach auch gegen Dagoberts Sohn Sigybertus. Wer den Streit sucht, der hat Kampf im Sinn ... (IV, 87). Im achten Regierungsjahre des Sigybert (641) brach er los. Sigybert berief stracks den Heerbann, setzte über den Rhein, jagte des Thüringers Genossen Fara in die Flucht und drang ins Thüringerland ein. Ein Schwur einte die Herzöge, Radulf nicht länger leben zu lassen; aber es kam anders! Radulf baute sich nämlich ein festes Kastell an der Unstrut und liefs sich ruhig vom Gegner umzingeln. Sigybert war jung und ungeduldig; und obgleich die Herzöge Adalgisil und Grimoald ihn ohne Unterlafs bewachten, befahl er ohne Beratung den Angriff. Radulfus aber hatte ein geheimes Einverständnis mit gewissen fränkischen Herzögen, fiel aus und brachte den Franken eine empfindliche Niederlage bei. Viele Tausende von ihnen sollen getötet worden sein. Sigybertus aber, nachdem Radulf sich wieder in seine Burg zurückgezogen, safs auf dem Boden und weinte bittere Tränen über die Verlorenen. Die Mainzer sollen es gewesen sein, die in diesem Kampfe sich treulos erwiesen.

Kurth ist in seiner *Histoire Poétique des Mérovingiens* S. 466 den sagenhaften Zügen dieser Darstellung gerecht geworden. Fredegars Darstellung macht den Eindruck, als ob die Fülle der ihm gefallenden Züge ihn überwältigte und er dadurch vollkommen aus dem Zusammenhang geraten wäre. Er berichtet (wir haben die Darstellung zu ordnen versucht) von dem planlosen Angriff, dann erst von der Überwachung des königlichen Prinzen durch Adalgisel und Grimoald. Er schliefst seine Schilderung ab, dann erinnert er sich der Untreue der Mainzer und bringt diese Bemerkung als Schlufs der Kämpfe vor den Verhandlungen, mit denen Sigybert den gefährdeten Rückzug erkaufen mufste. Die Untreue der Mainzer bringt er mit einer nicht oft von ihm geübten Vorsicht: Die Mainzer 'sollen' sich in diesem Gefecht untreu erwiesen haben und tatsächlich sind in der späteren epischen Tradition die Mainzer typische Verräter: der Dichter des *Doon de Maience* mufs mehrfach im Laufe des Gedichtes hervorheben, dafs sein Held nicht jener Doon von Mainz sei, der gegen Karl den Grofsen zu Felde gezogen, und der Bueve de Hanstone aus dem Lande gejagt. Jenes 'Mainz' sei eine andere Stadt jenseit des Meeres. Die weitgehendste Verwendung als Typus hat dann das Haus *Maganza,* die Verrätersippe, in den *Reali di Francia* gefunden, jener italienischen Kompilation aus dem Volksepos.



Wenn nun die Mainzer später als Verräter gelten, so muſs wohl einmal in der Geschichte ein Anlaſs zu solcher Anschauung stattgefunden haben. Und warum sollte es nicht dieser sein. Nur Fredegars Ausdrucksweise könnte darauf deuten, daſs er damals schon typisch war und deshalb innerhalb des Ganzen Fredegars Argwohn erweckte. Wenn diese Untreue nicht mit Sicherheit als bereits sagenhafter Zug nachzuweisen ist, so sind es die folgenden sicherlich: der Eid der Herzöge, den Thüringer unter keinen Umständen zu schonen, der junge unerfahrene König, der weinend über Niederlage und Verluste auf dem Boden sitzt wie ein Kind. Das stammt nicht aus trockener Chronikenüberlieferung, das gehört zum feinen und zierlichen Schmuckwerk, mit dem der Volksmund die Sage zu bekleiden pflegt. Aber die Sage von Sigyberts Tollkühnheit und Niederlage hat ihren eigenen Beigeschmack: die Herzöge, die geschworen haben, Radulf keinen Pardon zu gewähren, stehen ja am Ende beschämt und eidbrüchig da, und auch der Übergang von jugendlichem Wagesinn zu kindischstem Ausdruck der Verzweiflung zeigt eine ungünstige Gesinnung der Erzählenden gegen den König. Sehr einfach, denkt man, die Austrasier, aus deren Mitte die Arnulfinge hervorgingen, erniedrigten das absterbende Königshaus und erhöhten das künftige. Jedoch ist von einer Erhöhung von Arnulfs Sohn, den die *Metzer Annalen* den erlauchtesten Fürsten nennen sollten, wenig zu spüren; nichts berechtigt uns, anzunehmen, daſs er den Eid der Herzöge nicht mitgeleistet hat, und nur die Überwachung des Königs mit Grimoald vor dem Unglückskampf zeigt seine Überlegenheit — allerdings miſslingt ja auch sie!

Soll ich daran erinnern, daſs auch andere Sagen sich bei Fredegar vollkommen umgestaltet und zwar volkstümlich umgestaltet zeigen, daſs Teile der Chronik burgundischen Ursprungs sind, daſs nur kurze Zeit darauf Burgund in der poetischen Darstellung seiner Kriege gegen Nordfrankreich sein Heldenepos erhielt, dementsprechend auch in der burgundischen Chronik bereits vielerlei tendenziös gefärbt erscheint, was die Franken anbetrifft? So werden wir wohl kaum fehlgehen, in der Art der Darstellung von Sigyberts Feldzug burgundische Auffassung zu vermuten. Burgundische Dichtung wohl. Den Kern des Berichtes mögen sie von Austrasiern erhalten haben, entwickelten ihn dann in ihrer Art weiter und verschärften das für die Franken Skandalöse. Grund genug, denke ich, dem Bericht Fredegars zu miſstrauen und ihn aus den Geschichtsbüchern verschwinden zu lassen, etwa bis auf den Kern — eine fränkische Niederlage an der Unstrut.

Ich denke mir die Entstehung der Sage folgendermaſsen: die Niederlage Sigyberts an der Unstrut wurde von den Austrasiern in einer Weise dargestellt, welche den Merowingerprinzen demütigte und Ansigisel, dessen Rat vorher zurückgestoſsen wurde, als den schlieſslichen Retter und Rächer auftreten lieſs, genau nach dem Muster

des Liedes von Dagobert und Clothar II., in welchem der junge König eine Niederlage erlitt, der ältere Fürst die Scharte auswetzte. Dort erlegte Clothar den Sachsen Bertoaldus — im *Sachsenlied* tötet Anseïs Brehier, dessen Identität mit Bertoaldus wir schon öfters betont. Also hier finden wir beide Sagen tatsächlich vermengt. Die burgundische Sage entlehnte nur den satirischen ersten Teil, der ihr behagte, und in dem sie die Schande der Austrasier sah. Sie schloſs mit der Niederlage der Franken, ohne Anseïs eingreifen zu lassen. So geht es aber, wenn man das eigene Haus beschmutzt.

Die Austrasier verloren umgekehrt mit Abnehmen des Widerwillens gegen die schwachen, kindischen Epigonen der absterbenden Rasse das Interesse an dem Sigybert niederdrückenden Anfang, der trotz allem eine fränkische Niederlage bedeutete, und behielten nur den, Anseïs erhebenden zweiten Teil, dem sie eine Vorgeschichte im Stile der Bastardschaft Karl Martells, vulgo Karls des Groſsen voraussetzten. Dies scheint mir die wahrscheinlichste Vermutung zu sein, welche besonders dadurch sich empfiehlt, daſs sie die beiden bisher genannten Anspielungen auf Anseïs auf eine Dichtung zurückführt, die das Schema einer älteren Sachsendichtung, der Sage von *Clothar und Dagobert*, getreu kopiert. Wie aber die Merowingersage mit wenigen überkommenen Themen zu wuchern pflegt und diese immer wieder erneuert, haben wir ja bereits öfters betont, wobei die Kooperation eines jungen und alten, tüchtigen und weniger tüchtigen Heerführers auch bereits als immer wiederkehrend erkannt wurde.

Wir können also für die Figur des Anseïs die aufgeworfenen Fragen im wesentlichen als gelöst betrachten. Was nun die seinerzeit so sagenberühmte *Brehiertötung* anbetrifft, so hat ja die von uns beigebrachte Version mancherlei Zweifel getilgt, aber sie hat auch neue Probleme mit sich gebracht: welcher Natur ist die Verwandtschaft der Versionen?

Nun brüstet sich im *Ogier* Brehier vor dem Kampfe (9874): 'Ich will einmal Karls Heer einen Besuch abstatten; als treulosen Verräter will ich ihn vor der Welt hinstellen: Braimont tötete er in mörderischem Verrat, sein Vater Pipin brachte Justamont um. Bei Mahomet, ich werde sie rächen!' Und Pipin schimpft er einen schlechten, stinkigen Zwerg (9946).

Erinnern wir uns nun, was wir zu Anfang sagten: die Erwähnung des Anseïs im Sachsenliede gewährt uns den Einblick in eine zyklische Sachsendichtung. Durch das Prinzip der Blutrache wurden eine Anzahl Dichtungen miteinander verknüpft, die alle einen fränkischen Führer als Sieger über den Sachsenkönig darstellten: als ersten den Floovent, dann Clothar-Anseïs, wie dieser schlug nach *Mainet* (*Romania* IV, S. 319) Pipin dem Justamont im Zweikampf den Kopf ab, ebenso Karl der Groſse dem Wittekind im erhaltenen *Sachsenlied*.

Nachahmungen dieser etwas stereotypen Schlüsse finden wir noch im Zweikampf: Karl der Grofse-Braimant (vgl. Brunamont *Mainet*); Karl der Grofse-Baligant (*Roland*). Und da der *Ogier* innerhalb seiner *Brehiertötung* sich mit den angeführten Worten auf die zyklische Sachsendichtung beruft, in dieser aber die Tat nach Ausweis des *Sachsenliedes* von Anseïs erzählt wurde, so ist es wahrscheinlich, dafs dieselbe von Anseïs auf Ogier direkt übertragen wurde und nicht, wie ich bisher mit Voretzsch annahm, von Lothar auf Ogier.

Des Alberich Anspielung behält freilich ihren vollen Wert, der *Lotharius Superbus* des noch von ihm gekannten Heldenliedes ist auf keine Weise auszuschalten.

Und so haben wir die interessante Sachlage, dafs man im 13. Jahrhundert die Brehiertötung zu gleicher Zeit von drei verschiedenen Personen singen hören konnte: von Clothar in ursprünglicher Version (Zeugnis Alberich, der ihn darum Ogier gleichsetzt), von Anseïs innerhalb einer zyklischen Nachdichtung, von Ogier in einer Nachgeschichte, die auch Motive der *Belisarsage* aufzuweisen hat.

Wahrscheinlich waren diese Sagen geographisch geschieden: Clothar mag in Alberichs Heimat, in der Champagne (Wattenbach: *Geschichtsquellen*, 5. Aufl., S. 422) besungen worden sein, Ogier um Meaux, wo sich nachweisbar eine Legende über ihn gebildet hat.

Anseïs aber gehört dem Osten an. Sein Vater war Erzbischof von Metz, er selber in Austrasien Hausmeier und Herzog. In östlichen Kriegen Heerführer. So nehme man es als Beleg dafür, dafs die Heimat seiner Sage Lothringen gewesen ist, dafs wir an Stelle der Unstrut ältester Sage, der Rune der Karlssage (= die Ruhr [1]), hier die Maas als Schauplatz seiner Taten finden.

Dort safsen auch diejenigen, die von ihm sangen, und die den Sohn des heiligen Arnulf trotz der stärker leuchtenden, alle schwächeren absorbierenden Gestirne Karl Martells, Karls des Grofsen, der Ludwige über fünf Jahrhunderte nicht vergafsen.

Anhang.

Der Text der Anspielung auf das *Anseïslied*.

Saisnes T. IV, 1. François se deffandirent com nobile guerrier.
Li uns rois après l'autre panse de l'anforcier,
Tant qu'en France morut li rois sanz heritier.
Ne sorent la corone cui doner ne baillier;
De Jofroi de Paris firent lor justisier

[1] Rune = Rhein ist ein Irrtum Gaston Paris' (*Hist. Poët.* S. 289), der kritiklos genug weitergetragen worden ist. Seit dem Aufsatz von Jos. Hansen in *Forschungen zur Deutschen Geschichte*, 1886, S. 119—121, ist wohl nicht mehr daran zu zweifeln, dafs die Ruhr gemeint ist: *Rura* > *Rure* ergab durch Dissimilation *Rune*. — Jüngere Literatur zu diesem Punkte siehe Rohnström op. cit. S. 175 ff. Hiernach findet sich der Name *Rune* in anderen Texten in Spanien. Deswegen für das *Sachsenlied* die Etymologie *Rune* — *Rura* abzulehnen, scheint übertrieben.



Por maintenir la guerre et por ax anforcier.
Après celui eslurent dant Garin le Pohyer;[1]
Ne sorent la corone allors miax amploier,
Quar molt estoit prodom, si soct bien guerroier;
Mès ainz n'ot fil ne fille de sa franche moillier.
Cil conçut Anséys an la fille au vachier,
Qui puis derraisna France cors à cors à Brehier[2]
Au parlement sor Muese, où ot maint haut princier,
François et Sesne[3] furent ajorné por plaidier,
Por la destroite guerre finer et apaier.
Dont firent la bataille sor ·II· homes jugier
Et d'ambes parz trez bien jurer et fiancier
Que ne feront jamais guerre recommencier;
Mès cil en ait l'onor cui Dex vodra aidier.
Cel jor firent François d'Anséys chevalier,
Qar ancores servoit au role[4] d'escuier;
Bien li sistrent les armes, si s'an sot bien aidier.
Brehier refirent Saisne molt bien aparoillier,
Puis les firent andeus outre ·I· autre[5] nagier;
Se's ont andeus laissiez as armes acointier.
Anséys le conquist à l'espée d'acier:
Li Saisne s'an tornerent, n'i ot que correcier;
Mès toz lor sairemanz fauserent de legier,
Qar onques ne laisserent nos Frans à laidangier.
Anséys coronerent à Saint-Denis mostier;
Leax fu et prodom, Deu ama et ot chier.
Cil fu peres Pepin le vassal droiturier,
Qui puis refist à Saisnes maint mortel anconbrier
Et ocist Justamont, voirement sanz cuidier.
Guiteclins le cuida puis vers Karlon vangier;
Li fil après les peres repristrent le mestier.

Diese Anspielung ist in veränderter Gestalt wiederholt auf S. 165 desselben I. Bandes:

Tirade XCVII, 2. 'Morz fu Karles li Chaus qi l'ampire ot conqis;
Après Karles Martiax qi tant fu mal pansis;
Ne remest oirs en France ne an qint ne an sis;
·X· ans laisserent France à Joifroi de Paris.
Qant Garins de Baviere[6] fu do roiaume eslis,
Fame avoit bele et sage; mais ainz n'an fu oirs vis;
Cil ot une vachiere qi molt ot cler le vis:
Basse chose ert assez; mès li cuens (l: cuers = R) fu gentis.
Puis fu li suens lignages de chevage[7] franchis.
Por la biauté de li fu Garins ses amis:
O li jut une nuit, si an fist ses delis;
De lui fu angenrez li forz rois Anséys,
Qui puis ocist Brehier,[8] dont ancor nos est pis.[9]
D'Anséys fu Pepins, qi proz fu e gentis;
Et de Pepin fu Karles, qi nos a anvaïs.'

[1] R: Girart le Pontier. — [2] so A; L: Broier; R: cors à cors bataillier. — [3] L: Où France et Saisne ... — [4] A: en robe. — [5] A, R: isle. — [6] R: G. de Lancele, A: G. de Sansuerre. — [7] L: chevax; A, R: servage; T: chevage (vgl. Siepel, *Kritische Beiträge zu Jean Bodels Epos*, Diss., Greifswald 1899, Nr. 106). — [8] L: Broier. — [9] Ein Sachse ist der Erzählende.

München. Leo Jordan.

Note sul Boccaccio in Ispagna nell'Età Media.

(Fortsetzung.)

Il *De claris Mulieribus* ed il *De Casibus,* benchè diversi nell'accozzamento del materiale erudito, mostrano un aspetto medesimo dell'animo del Boccaccio; si completano a vicenda. È un ricreare e sollazzare la mente, riempiendola di fatti egregi e memorandi; un fortificare lo spirito fiacco con riflessioni morali ed una filosofia sensatissima e cristianissima, ma tutta a fior di pelle. Si infilzano esempi, e si ragiona: Badate alle antiche storie che son specchio della vita; incamminatevi alla virtù e fuggite il peccato. Chi, fuor d'Italia, conosceva il *De Casibus* del 'famoso filosofo y grand poeta' Boccaccio,[1] ignorava difficilmente

[1] Così chiamavalo un lettor assiduo del *De Casibus*, Fernan Mexia, nel *Libro yntitulado nobiliario perfetamente copylado y ordenado* (Sevilla 1492, cap. I), che potei consultare quando era già a stampa il capitolo precedente. Quivi il Boccaccio che, in materia di nobiltà e di virtù, pensava come Dante, à tratto a convalidare il pensier retrogrado di una nobiltà basata sulla purezza del sangue e la discendenza, e dovrebbe prestar armi per combattere il 'famoso doctor' Bartolo. (cap. I) 'En favor de nuestro proposito el vocaçio presta o nos enbia tres flechas agudas y fuertes para mortalmente ferir al dicho doctor, escudo de aquella tabla terçera de su escudo, escripto en sus tendales, como fueron sacadas de aquella epistola con la qual fue presentado el libro suyo caydes de principes . La qual esta situada en el començo de dicho libro . Las letras dizen asi . Maginardo onbre de onrrado linaje desta çibdad de floreçia, el qual es cavallero armado y el titulo de su linaje antiguo y muy famoso es en esta çibdad y de buenas costunbres mucho doctado . Por çierto si este famoso filosofo y grand poeta no sintiera como la antiguedad y claridad del linaje no era la perfeçion de la nobleza, no se metiera á dar loores de nobleza de antiguedad del dicho maginardo. ... Y luego lanço la segunda, sacada del goldre del dicho libro . cap. VII . cuyas letras materialmente dizen así . Vi al Rrey minus que ante todas las cosas en su nascimiēto fue muy claro asi como aquel que era engendrado de aquel grand Rrey de creta llamado astrio y de europa fija del Rey agenor; esto dixo el gran poeta por que asterio vestia de la mas alta sangre y antigua y noble del mundo. ... La tercera es aquella la qual sacada del dicho goldre puso en sus tendales aquellas letras que se leen en el cap. XIII en el comienço que dizen ansi: De un linaje muy claro muy alta y linpia sangre fue priamo . Aqui es de notar que alta sangre no quiere otra cosa dezir: salvo antiguo ... e esto quiso dezir el dicho poeta.' Di Dante non ragiona il Mexia nel *Nobiliario* (è così sciolto un dubbio espresso nelle note mie su *Dante in Ispagna,* p. 19 dell'estr.); cita però i *Trionfi* del Petrarca (Lib. I cap. LXXIIII), ricorda la *Vision deleytable* di Alfonso de la Torre (Lib. II cap. XX), e più volte le glosse del Villena all'*Eneide* tradotta.

il *De claris Mulieribus*; avveniva talvolta che i due trattati si mettessero in un fascio e si confondessero. Alla versione francese del *De claris Mulieribus*, venuta in luce nel 1493, il Vérard mandava innanzi l'avvertimento: 'La fin et intention du dit auteur est monstrer l'instabilité et variacion de fortune, laquelle souventesfois, apres plusieurs grandes prosperités, renverse l'estat des humains et parfond de miserable infelicité, et du contraire, apres plusieurs adversités, elle restitue les mortels vivans en plus grande prosperité que devant.'[1]

L'arte, già dal Boccaccio affogata entro le spire dell'erudizione e della morale, immiserivasi necessariamente nelle traslazioni ed imitazioni successive. Il trattato sulle chiare donne giungeva provvidenziale a' dotti, nel fervore delle discussioni sulle donne, in tanto affannarsi per sgombrare da' rovi e dalle spine la via che conduce al cielo. Dovunque s'apron cammini, penetra la donna. Hai le tentazioni di Sant'Antonio, accanto alla visione estatica di Maria Vergine; il diavolo che tira in giù gravoso la carne, e l'angelo che porta salute, e solleva lo spirito all'eterna beatitudine. Attorno alla donna giran tutti gli ordigni maggiori e minori della letteratura. Alla donna s'erigon tempi e si preparano inferni. I femministi lottano co' misogini. Hai trattati sui pregi e le virtù delle chiare donne; hai invettive mordenti e furenti contro il sesso debole e perverso, ed un coro di garrule voci che, dalle chiese e dai chiostri, impreca alle figlie di Eva, e inneggia a Maria, sola fra le donne purissima. Il Boccaccio, natura bonaria, solito a non macerare le carni con digiuni e privazioni, tardi pentito e ravveduto, messo, suo malgrado, a salmodiare co' mistici e gli asceti, perdonava alle donne tante fiacchezze per un amoroso sorriso; non covava per esse odio profondo. Espertissimo della natura loro, delicata, lascivetta e labile, tenera e caparbia, angelica e diavolesca ad un tempo, quand'ebbe rivolta la mente a' pensier gravi, beato ancora di poter scorrazzare a piacere nel mondo apertogli da' dottori antichi, e di riempir le carte di nomi illustri, mette insieme, attingendo alle mitologiche favole, alle leggende ed alla storia, incontentabile nel dare l'ultimo assetto al lavoro suo, i suoi bravi esempi di chiare donne. Lo sfogo de' suoi risentimenti, le amare invettive contro le vedove e le donne in genere, affidava al *Corbaccio,* spolverizzato qua e là di mistica doratura. Aveva scritto pe' paladini delle donne e per i loro denigratori, e pronunciato il suo: scegliete.

Vi furono Spagnuoli pronti a scegliere l'apologia, che, abilmente, sotto il cumulo di lodi, copre il biasimo alla frale natura

---

[1] H. Hauvette, *De Laurentio de Primofato,* Paris 1903, p. 106.

femminile,[1] tenuta dal Chaucer, tra i Britanni, in gran pregio, e fonte alla *Legend of good Women*; vi furono altri che, a chius'occhi, accettaron la satira. Ma, in generale, per certo spirito galante e cavalleresco ch'era ne' più dotti, nella patria del *Don Quijote,* ingentiliti dalla coltura umanistica, in tempi in cui le favole e le ambagi di re Arturo, gli amori di Tristano e d'Isotta scaldavan la fantasia e molcevano i cuori, e correvan le prime storie di Amadigi, preferirono i più schierarsi col *De claris Mulieribus* a sostenitori del valor femminile, che imprecare alla malvagità della donna col *Corbaccio.*[2]

Le imitazioni del trattato latino precedettero verosimilmente la traduzione castigliana, compiuta sotto il regno di Juan II, da un anonimo, che qua e là corresse il Boccaccio, e ne completò le storie abbozzate, giovandosi di 'algunos famosos y mas ciertos autores' (f. VII). Apparve l'opera stampata col titolo: *De las mugeres illustres en romance,* nel 1494, un anno prima delle *Caydas.*[3] I 'varones ilustres' di Castiglia, quali ce li descrive

---

[1] Come anche nel *De Genealogiis Deorum* il Boccaccio amasse svelare le fralezze femminili, mostra lo Schöningh, *Die Göttergenealogien des Boccaccio,* Posen 1900, p. 39 sg.

[2] Grandi vantaggi morali prometteva d'altronde il Boccaccio ai lettori del suo trattato. Vedi la conclusione della versione castigliana del *Libro … de las illustres mugeres,* ch'io citerò più innanzi (f. L) 'Ca los hombres soñolientos y de poco leyendo muchas hazañas y empresas espantosas y de tan sobrados esfuerços de mugeres: sentiran grave aguijon para que no sean de menos que ellas. E las dueñas honradas hallaran grandes enxemplos y muy peregrinos para confirmacion de su virtud.'

[3] Pensava un tempo attribuirla ad Alonso de Cartagena, traduttore dell'ultima parte del *De Casibus,* al quale comunemente si aggiudica un trattato sulle donne illustri, irreperibile, ma è congettura cotesta priva affatto di fondamento. Non avrà certo ignorato l'insigne e dottissimo vescovo l'apologia boccaccesca, ma negli scritti e trattati suoi tralascia di farne ricordo. Nelle chiose alla versione del *De Providentia* di Seneca, ricorda il detto di Salomone: 'la muger es mas amarga que la muerte', per subito aggiungere, non doversi muovere ingiuria alla donna, 'ca no vino medea a buscar a iasō, mas iasō fue a buscar a medea' (Vedi la stampa citata dei *Cinco libros de Seneca*). — L'edizione di Zaragoza del 1494: *Johan bocaçio de certaldo poeta flo: rētin d' las claras excellētes y mas fa mosas y señaladas damas: adreçado a la muy illustre señora doña Andrea de acchiarolis condesa de alta villa,* è di estrema rarità, ed io non potei vederla. (La registrano: il Gallardo, *Ens.* II, 97; A. Hortis, *Stud. s. oper. lat.* p. 897; P. B. Fernández in *La Ciudad de Dios,* 1902, marzo; C. Haebler, *Bibliogr. ibér. del siglo XV.* La Haya, Leipzig 1904, p. 24.) Ai più è solo accessibile l'edizione di Sevilla, 1528: *Libro de Juā Bocacio que tracta de las illustres mugeres,* tolta rapidamente in esame da L. Torretta in *Giorn. stor. d. letter. ital.* XL, 44 sg.: 'primeggia sulle altre per fedeltà, poichè segue passo passo il testo latino e lo rende con scrupolosa precisione', meno assai svisa e travolge il senso dell'originale che non facciano il tedesco Steinhöwel e l'italiano Betussi, 'talvolta al capitolo del Boccaccio, riprodotto interamente, viene aggiunto un nuovo brano contenente ora semplici considerazioni morali, come nei capitoli di Tisbe, di Niobe, delle

Hernando del Pulgar, e prima di lui il D'Ayala, amavan le donne, benchè austeri e gravi fossero; erano 'inclinados á mujeres'; unicamente di sogni puri e platonici non si pascevano. Attorno alle dame di corte gironzano gli spasimanti cavalieri, e profondono lodi e incenso. A paladino dell'onor femminino già s'era eretto Enrique de Villena, chiudendo l'allegorico trattato *Los trabajos de Hercules*. La lirica provenzaleggia e petrarcheggia; si crea i suoi idoli d'amore, e gioie, e tormenti. Cresce il prestigio della bellezza; con baldanza si affissano gli occhi nel bel corpo di donna, e non è da stupire, se Don Alvaro de Luna, incline alle lettere e alle donne, come i più grand' uomini del tempo, in pieno fervore di umanistici studi, capitatigli tra' mani, negli ozi concessigli dagli intricati negozi di stato, il *De claris Mulieribus* del Boccaccio, tentasse emularlo con un trattato analogo: il *Libro de las virtuosas et claras mugeres,* frutto di laboriosa e paziente compilazione, di accurato spoglio degli scrittori antichi, allora più in voga, di Valerio particolarmente, ponderato in ogni parte, scritto con senno e chiarezza, in una prosa nitida e fluida, la miglior prosa del tempo. Sfila innanzi a noi il gran corteo delle donne illustri. Porzia, Claudia, Virginia, Veturia, Lucrezia, Sulpizia, Ipermestra, Argia, Artemisia, Marzia, Penelope, Cammilla, moltissime altre, che troviamo pur raggruppate attorno alla *Cité des dames* di Christine de Pisan (suggerite dall'esempio del Boccaccio), trionfanti nel *Champion des dames* di Martin Le Franc, nella *Clarissimarum feminarum laudatio* di Albert von Eyb,[1] ci insegnano la fermezza muliebre nel fuggir le insidie, l'ozio, le mille tentazioni; celebrano il fior delle virtù nella donna: la castità, incarnata in Sulpicia, dura ad ogni assalto, 'amando con muy grande amor solamente á su marido,

---

mogli dei Meni, ora qualche ulteriore notizia intorno alla protagonista, come in quelli di Leena e di Ippone, notizie che egli attinge per lo più ai fonti stessi di cui si è servito il Boccaccio.' Ancor si dovrebbero studiare i manoscritti sparsi di questa versione, e determinare con esattezza le lacune e le interpolazioni nel testo castigliano, non tutte dovute certamente all'arbitrio dello stampatore.

[1] L. Torretta discorre con cognizioni scarse, nel citato articolo, della fortuna del *De claris Mulieribus,* fuori d'Italia. Di Christine de Pisan non fa parola; ignora il dotto studio di K. Drescher sulla traduzione dello Steinhöwel, ristampata con ogni cura nella *Bibl. d. litter. Vereins Stuttgarts* Vol. CCV, Tübingen 1895. Lo Steinhöwel informa in una nota com'egli liberamente traducesse: p. XXX: 'Ich gedenck ouch, daz ich nit entrinnen müg mit myner arbeit, die ich in guoter main uncz an dise fabel gebracht hab, in ringem, verstentlichem tüsch, on behaltne ordnung der wort gegen wort, ouch nit gelyche sinn gegen sinnen, sonder offt mit zuogeletten worten nach mynem bedunken darzuo dienenden, oder abgebrochen, ouch nit on ursach beschenhen.' Sulla *Clariss. fem. laudatio* ved. M. Herrmann, *Alb. v. Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus,* Berlin 1892, pp. 287 sgg., dove però a torto si tace il Boccaccio tra le fonti.

porque esta es la entera castidad'. Don Alvaro che al corteo delle donne insigni aggiunge le Ebree e le Cristiane, celebrate dalle Sante Scritture, e dal Boccaccio trascurate di proposito, perchè 'descritte in più di un volume da molti santi uomini, nelle sacre lettere dottissimi e non poco onorati', moralizza, emette sentenze, s'inchina ai sapienti; dà rialzo a' detti suoi con un 'segun dicen algunos Doctores, especialmente Juan Boccacio en el su libro de las nobles y claras Mujeres'. Al dottor Boccaccio parecchio toglie per completare le narrazioni degli antichi; toglie da Valerio in special modo, il gran compilatore, da cui, in Ispagna, ognun compila; nè si limita ai particolari, agli aneddoti, ma trascrive vite intere di donne, quando opportuno gli sembra.[1]

In verità, maggior gratitudine meritava il saggio precursore che gli fu provvido d'aiuto e di consiglio, e gli suggerì persino il titolo all'opera: 'claras mugeres'. Gli esce detto, a gran stento, che delle chiare donne: 'Joan Boccacio algunas cosas trata', ed ha il coraggio di appropriarsi anche il proemio del trattato latino boccaccesco. Meravigliasi ancor lui, 'non poco', 'de tantos prudentes, é santos Autores, que de los fechos é virtudes de los claros varones hayan fecho extendida é complida memoria', nessuna particolare descrizione lasciando de' virtuosi, egregi fatti delle donne; ancor lui menziona il Petrarca, 'del qual mas es de maravillar, porque vido el olvido de los otros é fué mas cercano á los nuestros tiempos.'[2]

Il libro, così composto, vergato da mano possente e temuta, fece fortuna. Dovettero rubarselo, a vicenda, donne e donzelle, le quali, con compiacimento infinito, vi avranno visto come un riverbero delle loro reali od immaginarie virtù, buono per stuzzicare la vanità femminile. 'Por haber compuesto tan noble libro en honrra d'ellas,' cioè delle 'claras mujeres del nuestro tiempo', Juan de Mena, l'Omero di Spagna, ringraziava in un *Prohemio* il 'muy virtuoso, é muy magnifico' contestabile. Offriva poi l'autore delle *Trecientas* in un suo svago in rima, accolto da' 'Canzioneros', col titolo: *Claro Escuro*[3], un elogio di virtuose donne, e celebrava Argia, Lucrezia, Ipermestra, Penelope, Arte-

---

[1] Una delle poche cose commendevoli nel libro di B. Sanvisenti, *I primi influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio* ..., Milano 1902, è il diligente ed utile confronto (non privo però di gonfiezze e di fronzoli) fra il *De claris Mulieribus* del Boccaccio e il *Libro de las virtuosas y claras mugeres* di Alvaro de Luna (pp. 289 sgg.), stampato quest'ultimo per cura de' *Bibliof. Espan.*, Madrid 1891.

[2] Il Petrarca aveva pagato, d'altronde, il suo tributo d'encomio alle femmine egregie, in un'epistola ad Anna, sposa all'imperatore Carlo V, e steso un suo bravo elenco di nomi di illustri donne, da Minerva fino alla contessa Matilde. *Epist. fam.* ed. Fracass. Lib. XXI Cap. VIII (III, 70).

[3] *Cancion. general* I, 117.



misa ed altre illustri.[1] La 'buena Hypermestra', la 'casta Lucrecia', Artemisia, Penelope, Argia palesano la virtù loro nel primo ordine delle sfere rotanti del poema maggiore. (Nel 2° ordine di Mercurio str. XC appare 'Eriphyle'.) La *Coronacion* incensa pure le insigni e elette del 'linage feminino'. 'Por no espantar a las donas', aggiunge il poeta, 'ni robarles sus coronas | sus martyrios no assigno.'

I trattati, le biografie muliebri, le dispute sull'eccellenza, la nobiltà delle donne pullulano in quel secolo, così fertile di dotte scritture; muovono gli intelletti e i cuori de' letterati più eloquenti; occupano gli uomini di mondo, non meno degli uomini di chiesa, che di tutti i secreti possedevan le chiavi. Fioccan cavilli, e sottili e lambiccate distinzioni, e paradossi; si ponderano vizi e virtù, sulla bilancia offerta dal Boccaccio; si ribattono le accuse de' misogini sfrontati, con spirito partigiano acceso, acciecato. La tranquilla meditazione, che sola concede di penetrare negli abissi del cuore, ed illumina sulla psiche complessa dell'animal muliebre, non è di nessuno di que' paladini zelanti che, nelle terre del Cervantes, celebravan le Dulcinee alla stregua delle donne antiche, e vedevano un'anima ed una vita esemplare in un nome illustre che la leggenda e il mito tramandavano. È in pochi temperanza di giudizio. Impegnatasi la lotta, conveniva rivelarsi: o risolutamente femministi, o risolutamente antifemministi. Forti delle erudite memorie antiche, salivasi in cattedra e predicavasi alle turbe. S'insegnavan buone costumanze; s'indicavan quelle vie che conducevan dritte alla salute, guidati dal femminino eterno, o senza scorta di donna alcuna, liberi da' demoni tentatori. E se il Boccaccio, nel *De claris Mulieribus*, sdegnava disserrar le chiavi di Paradiso, ora, per la salute delle genti ispane, il Paradiso si dischiude, e all'alto si scorge, trionfante, esultante, il coro delle Vergini e delle Martiri. Le fiammelle delle luci sante si comunicano agli uomini. Alla beata speme ci solleva la Vergine. 'Ved el gran bien que tenemos | Por una Virgen doncella', griderà Juan del Encina agli stolti 'que dicen mal de mugeres', 'E pues fué muger, por ella | Todas las otras honremos.'

Partecipavano alacremente Catalani e Valenziani alle dispute sui pregi e le magagne delle donne, prima che si compiessero trattati e trionfi in Castiglia. Nel settentrione di Spagna erano più stretti i vincoli che univano alla letteratura di Francia, più naturale il riverbero delle diatribe e glorificazioni al

[1] L'opera di Alvaro de Luna figurava tra i libri della regina Isabella cattolica. V. *Memor. d. l. R. Acad. d. l. Hist.* VI, 464; 'puede creerse', congettura il Clemencin, 'que perteneció á su autor el condestable D. Alvaro de Luna'.



bel sesso, ispirate in gran parte all' universale *Roman de la Rose*. Il vescovo Francisco Eximeniz aveva composto lassù, in fin del '300, con intendimento ascetico spiccato, e, con tutta probabilità, indipendentemente dall' opera encomiastica latina, o satirica in volgare, del Boccaccio, il *Libre de les dones*,[1] libro fortunatissimo, divulgato e letto per più di un secolo ('todo de mugeres' come avvertiron poi i Castigliani traducendolo), in cui, saggiamente, col sostegno delle sacre scritture, si esponeva il bene ed il male, 'bondades et vicios', e tempravasi il biasimo alle rie femmine, che, spudorate e baldanzose, correvano per le vie di Valencia, patria del vescovo, colle lodi alle virtuose, di cui, più nelle dotte carte che nella vita, allor vissuta, era memoria. Alle carte latine e volgari, che Bernat Metge assiduamente leggeva, a' tempi dell' Eximeniz, è attinta, in parte, la scienza e l'esperienza muliebre sfoggiata nel *Somni*. Il valente secretario de' prenci di Catalogna ha un bel trincerarsi dietro i grandi e venerati uomini antichi del Lazio e della Grecia, e farsi forte dell' autorità di Aristotile e di Platone, di Omero e di Virgilio, dissimulando la dottrina che agli ingegni d'Italia attinge, tacendo con ostinazion vera e in ogni scritto il nome del Certaldese; irresistibilmente è pur condotto a' trattati de' sommi italiani che saccheggia. È saputo come la grandinata d'ingiurie che l'indovino Tiresia riversa sul capo del 'maleyt linatge femeni', tutta sia tolta al *Corbaccio*. Il panegirico che segue alla diatriba,[2] l'obbligatoria glorificazione de' femminili 'actes virtuosos e de gran valor', è suggerita dal *De claris Mulieribus* boccaccesco. Ben è vero che, al corteggio delle chiare donne antiche s'aggiunge, nel *Somni*, l'esigua schiera di donne virtuose, ch'eran decoro e luce nel reame di Aragona: Pedraltes, Eleonora, Sibilla, Violante e

---

[1] Vedi le mie note sulla fortuna del *Corbaccio*. Non so chi prima fantasticasse di uno studio fatto dall' Eximeniz delle opere del Boccaccio. A. Hortis, ispiratosi ad A. de los Rios (*Hist.* VI, 265) scrive (*Stud. s. op. lat. d. Bocc.* p. 593): 'Per far l'elogio (delle donne), e difenderle dalle accuse del Boccaccio, Francesco Ximenez, cedendo alle preghiere della contessa di Pradés, dettò il *Libre de las Donas*'. Ultimamente l'amico mio J. Fitzmaurice-Kelly, nella sua pregevole *Historia de la liter. españ.* (trad. Bonilla, Madrid 1901, p. 156) sosteneva essere il *Carro de las Donas*, non altro che 'versión catalana del tratado *De claris mulieribus* de Boccaccio'; nè coglieva nel segno Menéndez y Pelayo rettificando, nel prologo alla traduzione (p. XXVIII): 'Boccaccio esta utilizado como otros muchos autores.' La recentissima traduzione francese della bell' opera dell' ispanista inglese (Paris 1904) tralascia, toccando dell' Eximeniz, l'accenno al Boccaccio.

[2] 'Son aço paraules de home ab sana pensa?' così s'ode rinfacciare Tiresia, prima di lanciare le contumelie carpite al Boccaccio (*Somni* Lib. III, p. 112), 'son aço paraules convinents a la tua edat? son aço paraules de home qui am scientia e hage legit tant com tu? Lexa semblants coses a homens otiosos, vans e illiterats, car lo teu enginy nos deu distribuir en amor'.

Maria; si ricordano le donne insigni del Vecchio Testamento; s'esalta la pazienza e l'amore di Griselda; ma dalle storie compilate dal Boccaccio si traggono tutte le aride enumerazioni, gli esempi storici e leggendari dell'aurea antichità, e il *Somni,* che non trascura le Amazzoni conquistatrici, si fregia di nomi illustri, vantati dal Certaldese: 'Semiramis', 'Orithya', 'Tamiris', 'Cenobia', 'Ysis', 'Saffo', 'Pobra' (Proba), 'Hipsicratea', 'Portia', 'Julia', 'Artemisia', 'Emilia', 'Sulpitia', 'Didone', 'Lucretia', 'Hippo', 'Cloelia', 'Cornelia'.

Alla satira de' costumi delle donne s'oppone, 'per semblant forma', quella de' costumi maschili, satira grossolana e sempliciotta alquanto, in cui non è nulla dell'ironia fine e dell'umore bonario del Boccaccio, il quale, pur vantando le virtù femminili, frustando gli uomini, che non rimanevano addietro alle donne nelle foggie artificiate e impudiche, nel restringersi follemente la persona, nello specchiarsi, nell'azzimarsi ecc., ripeteva esser l'uomo il più nobile animale che tra' mortali fosse creato da Dio, più perfetto quindi, più fermo e costante della donna. Il panegirista delle donne nel *Somni* chiama gli uomini bestie senza più: 'La maior part d ells es bestia de prat, e cascu cuyda esser altre Salamo en saviesa, et altre Tulli en eloquentia.'[1]

Tutte le glorificazioni muliebri, sorte in terra di Spagna, nel '400, si oppongono deliberatamente alle accuse vituperevoli de' maldicenti. 'Rusticus est vere, qui turpia de muliere | dicit, nam vere sumus omnes de muliere', ammoniva il *Facetus* (II, 12). Gli avvocati difensori, ispirati talvolta alle arringhe de' difensori di Francia e d'Italia, assestano colpi agli accusatori spietati, e tessono, con lusso di erudite citazioni, il loro panegirico. Da un lato addentano il Boccaccio, per le invettive acerbe contro le vedove, le pulzelle e le maritate, dall'altro attingono alla dottrina del grand'uomo, profusa nel *De claris Mulieribus,* le prove più acconcie per la difesa. E se il Boccaccio dedicava il suo trattato a Madonna Andrea degli Acciaiuoli, sorella del gran siniscalco Nicola, 'elegante nel conversare, generosa nel-

[1] Nel 1420 Mossen Bernat Blanes compiva il suo *Libre dels Feyts d armes de Catalunya,* e quivi, più e più volte, accenna ad una sua 'libreria', fornita di cronache e d'opere storiche d'ogni genere (ediz. della *Bibl. catal.* dell'Aguiló, Barcelona 1880, pp. 41; 122; 167; 328). Ma che vi figurasse un trattato del Boccaccio non dice il Blanes. Era natura opposta affatto al Metge, ghiottissimo di memorie del tempo antico, e condannava le 'favole' che solevano contaminare la storia veridica; spregiava gli scrittori che cercavano il plauso del volgo 'ab lurs mentides e fingiments'. (p. 37) 'Veritat sia dita com sen deu a historia, quen ha desser verge e molt pura ... car deurien esser molt greument punits tots aquells qui ab bodomeries e faules que hi volen mesclar rompen la sua enteresa.' I cronisti maggiori di Catalogna, il Muntaner e il Desclot sdegnarono, ch'io sappia, torre consiglio alle prose ed ai versi dei grandi trecentisti fiorentini.

l'animo, forte nell'ingegno, specchio dei buoni costumi e d'esimia onestà', s'egli chiudeva l'opera poderosa col panegirico alla regina Giovanna, illustrissima donna, per origine, per potenza e costumi; i valentuomini di Castiglia incensano, di comune accordo, il fior delle regine, Donna Maria, sposa al re Juan II, la più virtuosa delle mogli, la 'mas digna y mas noble', 'la muy enseñada et perfecta'; tessono ghirlande sul suo capo; inneggiano al bel sesso nel suo nome; ed è probabile che la regina stessa sollecitasse, per sè e le gentildonne del suo seguito: Doña Leonor de Castilla, Doña Elvira Portocarrero, Doña Beatrix de Avellaneda, Doña Mencia Tellez de Toledo, e trionfi, e tempi, e santuari di illustri donne, perchè si desse piena sconfitta agli iniqui maldicenti, 'çegados por ygnorancia'.[1]

Credo che, prima alquanto di Alvaro de Luna, dessero mano alle loro difese, e componessero i loro trattati, forse ad un tempo, Rodríguez del Padrón e Mossen Diego de Valera, e si impartisse da entrambi la nota lezioncina morale all'autore del *Corbaccio,* ricordata nelle storie letterarie più in voga.[2] Con argomenti filosofici e sottigliezze di ragionamenti, 'por numero de razones é non de mugeres famosas, como algunos, errando en sus fablas proceden', Rodríguez del Padrón vuol mettere in luce la gloria delle donne oscurata, mostrare la preeminenza loro sugli uomini.[3] Al labirinto de' vizi oppone un trionfo di virtù. L'eccellenza, la perfezione fisica e morale della donna, dimostra colle 'naturales razones', già in parte allegate nel *Somni* del Metge, noto probabilmente al Padrón[4] e non sdegnate ancora da Diego de San Pedro, nella *Carcel de amor,* dall'Agrippa, nella *De nobilitate et praecellentia feminei sexus declamatio* (1529), dedicata a Margherita d'Austria.[5] E il

[1] 'ledo y gozoso desechara la murmuracion y assechanças de los tristes maldizientes: y aun puestos por tierra los maliciosos | levara muy adelante y pregonara mucho mas el esclarecido nombre vuestro', così la dedica alla regina Giovanna, nella traduzione castigliana del trattato boccaccesco. E l'anonima *Defensione delle donne* (Bologna 1876, p. 8): 'Volendo io pigliarmi la faticosa impresa della protezione delle donne contra' loro maledici calunniatori ... e dovendo scancellare li obbrobrii che falsamente gli sono imposti, e predicare le loro laudi e virtudi'.

[2] Debbo io qui rimandare alle note critiche, bibliografiche e illustrative sul *Corbaccio in Ispagna,* che ristamperò più tardi, ampliate e corrette.

[3] Un anonimo esponeva, ben prima di lui, cinque cause per le quali 'mulier prefertur viro'. Vedi P. Meyer in *Roman.* VI, 300.

[4] Vedi anche A. Rubió y Lluch, *El Renacimiento clásico en la literatura catalana,* Barcelona 1889, p. 31. Che Rodríguez del Padrón conoscesse anche il *Reggimento di donna* di Francesco da Barberino non mi pare probabile.

[5] Fu poi tradotta in francese: *De la Noblesse et Preexellence du sexe féminin,* Paris 1578. Tra le *Premières Œuvres poétiques* di Marie de Romieu (1581) trovi un *Discours que l'excellence des femmes surpasse celle de l'homme.*

Trionfo, così eretto, ha liete accoglienze in Francia, la patria del *Champion des dames,* e d'altre strenue e gloriose difese dell'onor femminino: *L'Avocat des dames,* il *Miroir des dames à l'honneur des femmes,* il *Chevalier aux Dames,* il *Jardin de plaisance,* il *Miroir des Dames et des Demoiselles,*[1] il *Triomphe ou le parement des dames,*[2] *La Nef des dames vertueuses, Les louenges, fleurs et deffensoir des dames,*[3] *Le Palais des nobles dames* (Jean du Pré), *La louenge de mariage et Recueil des histoires des bonnes vertueuses et illustres femmes* (P. de Lesnaudière), *La louange du mulièbre et féminin sexe* (H. Courteault), *Le grant Triumphe et honneur des dames de Paris et de tout le royaume de France* (1531), *Le Fort inexpugnable de l'honneur du sexe féminin* (François de Billon)[4] ecc.[5]

---

[1] Poemetto recentemente pubblicato da W. Söderhjelm nelle *Neuphilolog. Mitteil.*, hsg. v. neuphilolog. Verein in Helsingfors, 1904, pp. 73 sgg.

[2] Non sembra che Olivier de la Marche abbia cavato dottrina dal *De Mulieribus claris* del Boccaccio. Vedi l'edizione del *Triumphe des Dames* curata da J. Kalbfleisch, Rostock 1901, che poteva ricordare la traduzione, fatta in fine del seicento (*Triumpho das mulheres*), di Dª Juana Josefa de Meneses, contessa di Ericeira, cit. da M. Serrano y Sanz, *Apuntes para una biblioteca de Escritoras españolas*, Madrid 1905, II, 59.

[3] Offron notizia di questi trattati apologetici di Symphorien Champier: l'Allut, *Etude biographique et bibliogr. sur S. C.*, Lyon 1859, pp. 133 sgg. e R. Maulde La Clavière, *Les femmes de la Renaissance*, Paris 1898. Comincia *La nef* (es. d. Nazion. di Parigi Rés. Ye 856) co' versi: 'La nef des dames vertueuse | Ou toute vertu est enclose | Les gestes et le vasselaige | Des dames cy abbat la raige | De cil qui les dames accuse | Des dames par aulcune ruse | Des mesdisans mord le langaige'. Ma il Champier aveva pur scritto un suo acre, mordace e violentissimo 'Corbaccio': *La Malice des femmes.* ('Cy commence ung petit livre intitule la malice des femmes lequel a este recueilly de matheolus et aultres qui ont prins plaisir a en mesdire par affection desordonnee lequel est cy couche non pour mesdire: mais par doctrine pour eviter aux inconvenients que peuvent arriver par femmes. Par quoy sil y a aulcuns mots qui soient desplaisants et mordants soient, attribues au bigame Matheolus.') Gli editori dell'opere di Guillaume Alexis (A. Piaget, E. Picot in *Soc. d. anc. textes*, Paris 1896, *Le debat de l'omme et de la femme* I, 125), ricordano un *Dialogue apologetique excusant ou defendant le devot sexe femenin, introduict par deux personnaiges: l'un a nom Bouche Maldisant, l'autre Femme deffendant.* Nouvellem. impr. à Paris 1516.

[4] Alla letteratura indicata nelle note sul *Corbaccio*, s'aggiunga, per la Francia: A. Campaux, *La Querelle des femmes au XV siècle*, Paris 1865; A. Mennung, *Jean-François Sarasin's Leben u. Werke*, Halle 1904, II, 122 sgg.; A. Lefranc, *Le tiers livre de Pantagruel et la querelle des femmes* in *Rev. d. études rabelaisiennes*, II, 78 sgg.

[5] È saputo quanta stima avesse il Brantôme per il 'beau livre' del Boccaccio sulle chiare donne. Nelle *Vies des dames illustres de France* (ediz. di Leyde 1665, pp. 368 sgg.) offre un panegirico esaltatissimo della regina Giovanna di Napoli, e, ricordato 'ce qu'en dit Boccace en son livre des Dames', soggiunge sembrargli encomio non sufficente. Nessuno avrebbe saputo dire di questa gran donna più degnamente e compiutamente del Boccaccio, 'il l'eut sçeu mieux faire qu'homme du monde pour le grand sçavoir qui estoit en luy.'

'Per una che biasmar cantando ardisco, | lodarne cento incontro m'offerisco,' diceva l'Ariosto, sottil conoscitore della femminil natura, più di diavolo che di angelo. Mossen Diego de Valera risparmia il biasimo nel suo *Tratado,* e prodiga incenso e lodi. Fa specie ch'egli, così pronto a citare le *Caydas,* non menzioni che una sol volta, e di sfuggita, il *Libro de las Mugeres ilustres,* nel quale il Boccaccio 'la vida de muchas castas é virgines con soberano loor descrivió', libro che leggeva e spogliava clandestinamente, nell'originale latino, e fors'anche nella traduzione castigliana. Offre il Valera un seguito di storie di chiare, antiche donne, e consiglia poi a coloro che amassero completarle, o saperle 'por extenso', di leggere (p. 158) 'Tito Livio en la primera é segunda Década, é á Valerio Maximo en el su Compendio, é á Ovidio en el su Metamorfoseos, é á Lucano, é á la Biblia, é ally lo fallarán estendidamente.' Immaginavasi il Valera, compilatore esperto di trattati di scienza e di morale, che nessuno pensasse a rintracciare questi suoi esempi di castità, e fedeltà, e verginità muliebri anche, nell'esemplar libro del Boccaccio, a cui rinfacciava le corbaccesche 'fealdades'? Era anche in Ispagna un profonder gli inchini ai magni uomini di Ellade e di Roma, ed un tacer prudente e ostinato de' men saggi grand'uomini d'altri tempi, men gloriosi, eppur larghi com'essi di consigli e d'ammaestramenti. Pareva stuonassero le voci de' moderni nel coro augusto degli antichi. Mossen Diego de Valera, a cui sovente cadon di bocca i nomi di Socrate, di Seneca, di Platone, toglie, è vero, da Valerio Massimo esempi di vite di virtuose donne; accoglie nel coro sacro le bibliche Ester e le Debore, ma fa pure all'uopo i suoi bravi strappi alle vite narrate, 'con soberano loor', dal Boccaccio; registra le virtù e i fatti egregi di 'Claudia vestal' (p. 149: 'el nombre de su padre no me rremiembro averlo leydo'), rimembrando e compendiando la storia di Claudia dal *De claris Mulieribus,* che pur gli suggerisce le virtù di 'Mynerba por otros llamada Palas' ('por esta fué fallado el arteficio de la lana é ella buscó arte para la limpiar, — esta el usso de las carretas falló'),[1] di 'Clodia romana', di 'Erifola Sebila' (p. 150: 'aver seydo su nascimiento en Babilonia notoria cosa es asaz dias ánte de la total destroycion troyana'),[2] di 'Lucrecia' ('la qual fué onrra de la generacion ro-

[1] '... dizen el artificio de la lana, nunca ante della conocido, aver sido por ella inventado. ... Quieren otrosí algunos aver ella inventado el uso de los carros de quatro rruedas' (*Libro de J. B. ... de las illustres Mugeres,* Sevilla 1528, cap. VI, f. XI).

[2] Leggo nell'ispida traduzione del Betussi, *Libro delle donne illustri,* che ora ho tra mani (ediz. di Venezia 1558, f. 25), di Erithrea, ovvero Eriphila: 'questa essere stata la più celebrata dicono, et essere nata in

mana'), che, ferita a morte, esclamava: 'la que tomar quisiere enxemplo de la culpa no dexe el enxemplo de la pena')[1] di 'Penelope', di 'Porcia', 'Julia', 'Antonia', 'Tamaris', 'Artemisia', 'Argia', 'Suplicia', 'Ipolita griega', 'Hippon' (p. 154 'de quales padres aya traydo su nascimiento, los antiguos ystoriadores, quier por peresa ó por malicia de la fortuna no lo dexaron á nos').[2]

Grandissima stima aveva Mossen Diego de Valera del 'reverendo doctor' Alonso de Cartagena di cui elogia un trattato, che non è il *Libro de las mugeres ilustres,* scritto, si è detto e si è tradizionalmente ripetuto, dal dotto vescovo, dietro l'esempio del Boccaccio, e per desiderio espresso della regina Maria. Non era ancor composta l'apologia, smarrita ormai, quando il Valera scriveva la sua 'Difesa'? È fantastica e gratuita affermazione quella che Andrés Delgadillo esprimeva, in un suo inedito e ignoto *Libro de las Mugeres,* aver egli tolto al Cartagena i suoi esempi di virtù muliebri? È follia voler veder chiaro in tanta oscurità.

I trattati boccacceschi eran pur consultati dal gran Tostado, Alonso de Madrigal, arca di dottrina, 'maestro en santa theologia', capace, volendo, dicevasi, di cavarsi dal capo suo la Bibbia intera, se mai fosse dalla terra scomparsa, scrittor fecondo, autore anche di un *Breviloquio de amor,* e di un trattatello *De como al omne es necesario amar.* Leggendo il Boccaccio, e il *Libro de las claras y virtuosas mugeres* del padron suo colendissimo Don Alvaro de Luna, Fra Martin Alonso de Córdova, che già conosciamo come ammiratore del *De Casibus,* mette insieme un suo *Vergel de nobles doncellas,* che dedica ad Elisabetta, sorella dell'infante Enrico IV,[3] e risolutamente vi combatte 'la non sabia nin onesta osadia de los que contra

---

Babilonia molto prima che fosse la guerra Troiana'. E nella versione castigliana (cap. XIX, f. XXI): 'esta dizen ... que su nacimiēto fue en babilonia poco ante de la guerra de troya'.

[1] 'illustre esempio della pudicitia Romana' (trad. Bet. f. 55) — 's'io m'assolvo del peccato non mi libero dalla pena'. 'Yo desta manera me absuelvo del pecado | mas no me libro de la pena' (trad. cast. f. XLIII). 'Yo só quita de la culpa; mas non de la pena' (*Glosas á los Prov.* del Santillana, *Obras,* 79). Anche le *Caydas* (Lib. III, cap. II, f. XXXVI) offrivano al Valera il racconto della tragica fine di Lucrezia: 'de la culpa y pecado yo me quiero absolver | mas de la pena no me quiero escusar'.

[2] 'dapoi che per la malignità del tempo, et la sua patria, e i suoi parenti e gli altri suoi nobili atti et opre si sono estinte' (trad. Bet. f. 54). 'Mas pues que por malicia de la antiguedad | el linaje | la patria y las otras hazañas suyas nos han sido quitadas' (trad. cast. f. XLVIII).

[3] Stampato, se io non erro, solo nel 1542: *Jardin de las nobles doncellas — A loor y gloria de nuestro Señor y de su bendita madre.* (Ved. A. de los Rios, *Hist.* VI, 266.)

la generacion de las mugeres avian querido dezir é escribir, queriendo amenguar sus claras virtudes'.[1]

Sulle carte del trattato apologetico del Boccaccio più volte ebbe a chinare pensoso il capo il Marchese di Santillana. Le virtù di Porzia, figlia di Catone, l'eroismo tragico di Lucrezia si commendano nelle note ai *Proverbios,* dove esplicitamente si rimanda alle lodi che della 'fortaleça de las mujeres' si fecero nel *Libro de las dueñas,* o *De Praeclaris mulieribus.* Qual giudizio facesse il marchese del *Libro de las virtuosas et claras mugeres* dell'abborrito rivale Alvaro de Luna, non sappiamo, ma l'opera del Boccaccio, ch'ei possedeva tradotta, non poltriva ne' suoi scaffali, e sicuramente era consultata co' *Trionfi* petrarcheschi e le *Caydas,* quando, ad accrescer la gloria dell'onnipossente Fortuna, che volge e rivolge le umane cose, da lui descritta nella *Comedieta de Ponça,* occorrevagli un coro cospicuo di donne insigni. Il Boccaccio gli suggeriva i nomi di Antonia, Rea 'muger de Tarquino', Marzia, Lucrezia, Paolina, Hipsicrata, Curia, Porzia, Cornelia, Triaria, Faustina, Jocasta, Argia, Amaltea, 'la muy famosa Sibilla Erithea', Hippo, Veturia, Proba, Megulia.[2]

Dovette pur leggere il trattato boccaccesco, o consultarlo almeno, il 'Condestavel' Don Pedro de Portugal, ligio assai al 'feminil linage', al quale, diceva, 'yo tanto soy tenudo e loar devo'. Nella *Sátira de felice é infelice vida,* più volte accenna alle virtù magnanime dell'inclite donne; rammenta 'Lucretia', 'Ypo', 'que en las marinas ondas falló causa de loable muerte é perpetual fama', 'Vecturia', 'cuyas mujeriles preces fueron más poderosas que la muy poderosa caballeria romana', 'Pantasilea', e 'Sulpicia', e 'Dido'.[3] Dovevasi comprendere il Boccaccio tra gli 'actores' ed encomiatori delle miglior donne, a' quali vagamente rimanda Pedro de Escavias in alcune sue misere *Coplas á una dama,* dove è gran sfoggio di gran nomi, non tutti vantati però, e rammentati nel *De claris Mulieribus.*[4]

Le difese delle donne nelle provincie di Catalogna e di Valencia erano men calorose che in Castiglia; ma qui pure, per gran tempo, offre consiglio e storica materia il trattato del Boc-

---

[1] Non so dire, se di lui sieno le *Alabanzas á la Virginidad,* attribuite pure ad Alonso de Horozco, vissuto un secol più tardi, e da Nicol. Ant. (*Bibl. Vet.* II, 306 e 665) registrate fra le opere del frate agostiniano.

[2] A questo non pensano punto gli studiosi, buoni, o cattivi, dell'operetta del Santillana, che unicamente pescan nomi ne' *Trionfi* del Petrarca e nella *Commedia* di Dante.

[3] *Opúsculos literarios de los siglos XIV á XVI* (*Soc. d. Bib. Esp.*), Madrid 1892; pp. 74; 76; 81. — Vero è che il Contestabile leggeva con profitto l'apologia di Alvaro de Luna, e dal *De Casibus,* più che dal *De Mulieribus claris,* conosceva i 'tristes infortunios' delle donne insigni.

[4] *Un Cancionero del siglo XV, con varias poesias inéditas* ed. F. de Uhagon in *Rev. de Arch., Bibl. y Mus.,* 1900, p. 519 sg.

caccio, nell'originale latino e nella traduzione castigliana; qui pure certamente era noto e diffuso il libro analogo di Don Alvaro de Luna.[1] A magnificare le virtù di certe monachelle di Valldonzella, ritrosette, suppongo, alle tenere sue proposte d'amore, il notaio Antoni Vallmanya[2] mette insieme, nel maggio del 1448, una serie di 'coblas unissonanz' alle devote vergini, che solleva, sull'ali del canto, all'altezza delle Sofonisbe, delle Medee, Meduse, Veturie, Tisbi, Lavinie, Eritee, Deanire, e perchè non aprissero le monache tant'occhi a nomi sì spettacolosi, ed a paragoni sì poco cristiani, il poeta puntella il verso con una prosa illustrativa, dove rimanda ai libri che gli somministraron tanta scienza: l'*Eneide* di Virgilio, l'*Inferno* di Dante, i *Trionfi* del Petrarca, un libro sulle fatiche d'Ercole, probabilmente la compilazione del Villena, la *Storia troiana* di Guido delle Colonne, e sopratutto il gran libro delle *clares dones de Johan Bochassi.*[3] Quest'ultimo era al Vallmanya indubbiamente ancor presente, quando di nomi illustri cosparge altre rime encomiastiche ('obra de grat e ingrat'), alle dilette sue 'signore monache', e ricorda Tisbe, Didone, 'Issifle' ed altre donne chiarissime.[4]

---

[1] Sono completamente al buio sulla natura e le vicissitudini di un libro sulle chiare donne: *De las donas mes famosas en las historias,* trascritto, non so in qual epoca, da Francisco Barata y Montaña, canonico di Barcellona, priore, per molt'anni, della real casa di Monserrate a Roma, e rimando a quanto Torres Amat osserva in proposito nelle *Memorias,* pp. 85 sg.: 'Tenia copia de esta obra ya rara, mi compañero D. Pedro José Avellá, arcediano y canónigo de la iglesia de Barcelona, pero se le habia extraviado y no pudo enseñarmela. ... No puedo pues decir si el manuscrito de Barata es obra original ó copia de Alvaro de Luna.'

[2] I notai catalani di quell'epoca erano particolarmente invasi da furor poetico. Si pensi a Berenguer Cardona, Johan Moreno, Johan Verdanxa.

[3] Torres Amat, *Memor.* p. 640 sgg.; Milá y Fontanals, *Obras* III, 198; Sanvisenti, *I primi influssi* p. 360 sg.; 384.

[4] Torres Amat, *Memor.* 637 sg.; 639 sg. Se a Jaume Roig fosse noto il *De claris Mulieribus* del Boccaccio non saprei affermare. All'autore del *Libre de les dones* occorrevano, più degli encomi, le rustiche invettive. Chiude però la gran sequela di versetti, inneggiando alla Vergine, sola a sorreggerci in questa valle di lacrime, ed ha un vago accenno alle donne virtuose e famose (p. 182 dell'ediz. citata nelle note al *Corbaccio*): 'Si mes t impliques | hé fort repliques | de virtuoses | dones famoses | hé venerades qui son estades | vergens, fadrines, | monges, beguines, | poques casades, | canonizades | per papa santes | Sybilles tantes ecc.' — Un po' della scienza muliebre, rivelata dal Boccaccio, nell'opere latine e volgari, passò sicuramente a Mossen Johanot Martorell, che mostra conoscere il *Decameron,* il *Filostrato,* la *Fiammetta,* il *De Casibus,* e sfoggia, nel *Tirant lo Blanch,* sentenze, a diritta ed a rovescio, moralizzando col 'gran philosof Aristotil', con Salomone, Cicerone, Seneca, Virgilio, Ovidio, Tito Livio, Catone, Boezio, i Santi Padri. Nel cap. CCLXXXXIV (ed. *Bibl. catal.,* Barcelona 1879, III, 310 sgg.) re Scandiano fa un predicozzo morale a Tirant sui 'casos sinistres de fortuna qui algunes vegades han acostumat de venir als ergullosos, e per lur superbia son mesos baix', e, memore delle letture dei fatti egregi di 'moltes virtuoses senyores qui en lo mon son stades',

Nuove rime e nuove prose si sciorinarono all'apparire dell'innocente *maldecir* del Torrella, ch'ebbe fama immeritata, inaudita. Dall'inferno, dove certamente, con Matteolo, scontava i falli suoi, i vituperi lanciati alle valorose donne, Jean de Meun pareva venuto su in sembianze novelle. Occorreva turar la bocca sacrilega allo scellerato maldicente.[1] Gran tempo si pugnò a parole, ed alla rissa, incruenta, parteciparono i versificatori a frotte. 'Conviene que se castigue, | quien contra damas arguye | ... De las notables y netas | muy mas claras que vedrio | maldezir es desvario', esclama Gomez Manrique, opponendo ad ogni strofa accusatrice del Torrella la sua, di fiacca difesa. Mossen Pere Torrella, vistosi scatenate sul capo le Furie, ministre della giustizia di Dio e della vendetta delle donne, scrive una sua placida ritrattazione, un *Razonamiento en deffension de las donas, por satisfaccion de unas coplas que de la condicion de aquellas conpuso,*[2] dove non credo sia traccia del trattato apologetico del Boccaccio. Qualche suggerimento dal Certaldese avrà avuto invece Diego de San Pedro, innestando nella sentimentale e lacrimosa storia d'amore, che ha già anticipato sapor di Werther, la *Carcel de amor*, 'veynte razones', certificanti gli obblighi che gli uomini contraggono per necessità colle donne, e ponendo in bocca a Leriano, mosso a difendere il bel sesso contro Teseo

---

esalta la donna del suo cuore, comparandola a 'Uricia', 'Semiramis', 'Sinobia', 'Pantasilea', 'Tamilla', 'Minerva', 'Ysipo', 'Porcia', 'Julia', Artemisa', 'Adriana', 'Fedra', 'Sipill'.

[1] Le note sul *Corbaccio in Ispagna* riassumono, con brevità forse soverchia, la storia edificante del martirio inflitto al Torrella. Dimenticava qui di citare, tra le punizioni invocate ai maldicenti, quelle che Christine de Pisan augurava nell'*Epistre au dieu d'Amour* (*Œuvres* ed. E. Roy in *Soc. d. anc. textes* II, 25):

Pour ce conclus en diffinicion
Que des mauvais soit fait punicion,
Qui les blasment, diffament et accusent,
Et qui de faulz desloiaulz semblans usent
Pour decepvoir elles; si soient fait
De nostre Court, chacié, bani, destruit,
Et entrediz et escommenié,
Et tous noz biens si leur soient nyé,
C'est bien raison qu'on les escomenie,
Et commandons de fait — — — —
— — — — — — — — —
que tous ceulz maubaillis
Et villennez soient très laidement,
Injuriez, punis honteusement,
Pris et liez, et justice en soit faitte,
Sanz plus souffrir nulle injure si faitte,
Ne plus ne soit souffert telle laidure.

[2] È registrata, tra le *Obres de Mossen Pere Torroella*, dal Morel-Fatio, *Catal. d. manusc. esp.* IV, 623, fol. 98—105, p. 239.

'y todos los que dizen mal de mujeres', esempi memorandi di virtù femminili. S'invoca quivi dal cielo giusto castigo a' vituperatori malvagi, e giusto, tremendo castigo si ha il Torrella nella disputa su chi dà più occasione di peccare: l'uomo alla donna, o la donna all'uomo, che riempie la storia di *Grisel y Mirabella* (ribattezzata *Aurelio y Isabela*), storia languida, eppure divulgatissima, in cui occorron esempi di bontà e castità muliebre, in opposizione alle 'perversas obras' degli uomini. S'augurava Juan del Encina piovessero le benedizioni sul capo di chi serviva le donne, 'y ensalzare su corona' (*Contra los que dizen mal de mugeres*), e al protagonista di una sua egloga, il disperato Fileno, buon conoscitore del *Corbaccio,* pria che, disperato, per crudel disdegno, si ferisca a morte, fa che innanzi gli si schierino nomi asciutti di donne antiche, chiare e virtuose: Marzia, Lucrezia, Penelope, Didone, Claudia, Veturia, Porzia e più altre, che all'orecchio dell'innamorato pastore ben strani dovevan suonare.[1]

Non è nella natura muliebre la costanza e la fermezza dell'uomo, pensava, col Boccaccio, il petrarchista Don Pedro Manuel de Urrea. Or se la donna, per voler del cielo, realmente rivela coteste rare virtù, chi non vorrà lodarla? 'Pues como dize Juan Bocacio en el libro que compuso de claris mulieribus, las tales cosas en los hombres serian muy alabadas, ¿quanto más lo deven ser en las mugeres, á quien la naturaleza negó las fuerças varoniles?'[2] E parecchie di tali fenici, degne del massimo encomio, e dal Boccaccio esaltate, volle egli pure rammentare.

Biasimi e lodi, le estreme ingiurie, i maggiori encomi si alternano, si combinano, si intrecciano, si combattono in altri componimenti, dell'estremo '400 e del '500, che è qui follia voler descrivere, od analizzare. 'Malas hembras' e 'buenas mugeres', s'oppongono, come 'lodo' all' 'oro', in 24 *coplas* di Fray Iñigo de Mendoza. Un *Tractado e respuesta a çierta pregunta, e de algunas reynas e grandes señoras que non fueron buenas mugeres, et de otras que fueron muy buenas, tiniendo honesta, casta e vyrtuosa [vida] et de cosas famosas que por sus maridos fizieron,* scrive, intorno al 1484, il compilatore del consultatissimo *Valerio de las hystorias,* Diego Rodriguez de Almella, canonico di Cartagena, 'arcipreste de val de santivañes', cappellano della regina Isabella de Castiglia, e a Diego de Caravajal, 'corregidor' della città di Murcia lo dedica.[3] Crebbe via via la discen-

---

[1] Rammentai l'egloga dell'Encina ed altri versi e prose, in pro e contro le donne, nelle note sul *Corbaccio.*

[2] *Prologo* a Do˜a Cathalina de Yxar y de Urrea, riprodotto nel *Cancionero* pubbl. dalla *Deputac. prov.* di Zaragoza, 1878, p. 4.

[3] Le note mie sul *Corbaccio* ricordano la copia manoscritta conservata al British Museum, della quale un breve estratto mi fu favorito dall'amico

denza del *De claris Mulieribus* boccaccesco, determinata in gran parte dalla maggiore o minore violenza con cui le donne erano aggredite, prolifica anche per il riversarsi che facevano, sulle vicine terre d'Italia, altri trattati sul valor femminile, come l'anonima *Defensione delle donne,*[1] il *De plurimis, claris, selectisque mulieribus* di Filippo Foresti da Bergamo[2] ed altri libri analoghi, posteriori, del '500: *Della Eccellenza et Dignità delle Donne* (Roma 1525) di Flavio Galeazzo Capella, le *Difese delle donne* (Firenze 1552) del Pistoiese Domenico Bruni, l'*Apologia pro Mulieribus* (manoscr.) di Pompeo Colonna, *La bella e dotta difesa delle donne in verso e in prosa* di Messer Luigi Dardano (Venezia 1554), curiosa anche per le reminiscenze dantesche che vi si innestano, da nessuno ancora avvertite, diretta, pur essa, contro la 'malvagità d'alcuni uomini, i quali senza alcuno rispetto dicono male del nobile sesso femminile', e 'mercé dei loro strani et disordinati appetiti, vorrebbono non solo oscurare il nome delle valorose donne, ma del tutto spegnerne il seme'.[3] S'ebbero, in Ispagna: un trattato *De las ilustres mugeres* di F. Juan Maldonado,[4] un libro di Francisco de Sosa *De las ilustres Mugeres que en el mundo ha havido* ('recopilado de varios autores'), or perduto,[5] le *Trecientas*

Fitzmaurice-Kelly. Non citano questo trattato Nicol. Ant. in *Bibl. Vet.* II, 325, A. de los Rios, *Hist.* VII, 306 sgg. e quei pochi ch'ebbero a scrivere sull'autore del *Valerio.*

[1] È a stampa, per cura dello Zambrini, in *Scelta di curios. letter.* V, 148. Offre analogie singolarissime col 'Trattato' di Diego de Valera che talvolta sembrerebbe tradurre, ed è, pur essa, diretta contro le 'calunniose accusazioni di perfidi maldicenti'. Il Boccaccio è qui taciuto, e il biasimo maggiore si riversa sull'autore dell'*Ars Amandi* fatale. Trovi invece un rimprovero al Boccaccio nel breve trattato di L. Domenichi, *La nobiltà delle donne,* Venezia 1546, p. 46: 'Et in somma tutti coloro, che le biasimano, come Giovanni Boccaccio e simili, non debbono essere ascoltati: perchè ciò hanno fatto per odio, e per lo non havere elleno voluto a loro dishonesti desiderij acconsentire'.

[2] Consultato più volte dall'Acosta nel suo *Tratado en loor de las mugeres,* Venezia 1592, p. 92 sg. Figurava nell'inventario de' libri di Isabella d'Este (*Giorn. stor. d. letter. ital.* XLII, 75), ed è riassunto nel *De memorabilibus et claris mulieribus, aliquot diversorum scriptorum opera,* Paris 1521 (Vedi *Mémoires de littér.* de Sallengre, La Haye 1775, I, 165) che non veggo citato da quanti ebbero recentemente a scrivere sui trattati in onor delle donne.

[3] Ne trae profitto l'Acosta nel *Tratado* ecc. p. 10, che vi trova 'buenas raçones y verdaderas historias'. L'Acosta ricorda pure, a p. 107, l'apologia di Symphorien Champier.

[4] Lo rammenta il Cardoso in *Agiologio Lusitano.* Vedi Nicol. Ant. *Bibl. Nov.* II, 730. Non è apologetico il *Dialogo de mugeres entre dos sabios* del Castillejo.

[5] Vedi Nicol. Ant. *Bibl. Nov.* I, 479 e la diligentissima, preziosa opera di M. Serrano y Sanz, *Apuntes para una biblioteca de las escritoras españolas desde el año 1401 al 1833,* Vol. I, Madrid 1903, p. X.

del Triumpho de virtudes en defensa de illustres mugeres, tuttora inedite (composte intorno al 1582), del curato Luis Hurtado, rimaneggiatore del *Palmeirim de Inglaterra,* una *Varia historia de sanctas e illustres mugeres en todo genero de virtudes* del 'bachiller' Juan Pérez de Moya, noto poligrafo,[1] il *Ginaecepaenos,* o *Dialogo en laude de las mugeres* di Juan de Espinosa,[2] il *Tratado en loor de las mugeres, y de la Onestidad, castidad, constancia, silencio y justicia dellas* di Cristoval de Acosta, dedicato all'infanta Donna Caterina d'Austria, apologia diretta, come il prologo avverte, 'á un mordaz murmurador de las mugeres en respuesta de una carta que me escrivio', e dipendente ancora dalla dottrina del sapientissimo Boccaccio.[3] Nel 1609, stampavasi a Venezia l'opera del Valenziano Pedro Paolo de Ribera: *Le glorie immortali de' trionfi et heroiche imprese d'ottocento quarantacinque donne illustri antiche e moderne.*

* * *

Conoscere le virtù delle donne valorose poteva sembrare agli uomini gravi del Medio Evo tutt'una cosa come un procacciarsi i suffragi del cielo all'ambita spirituale salute. È grato a Dio chi è grato alle donne, così pensava anche Vespasiano da Bisticci in un suo *Libro della lode e commendazione delle donne.*[4] C'era adunque un posticino per il Boccaccio tra i Padri Santi, gli Evangelisti, le autorità della Bibbia, che medicavano le ferite del cuore, e, col balsamo delle sacre scritture, tenevan lungi le perturbazioni e le passioni struggenti. Naturalmente, a non offuscare la gloria del Boccaccio, occorreva ignorare la diatriba contro le rie femmine, o far piena astrazione di essa. L'ignorava, con tutta probabilità, Donna Teresa de Cartagena,

---

[1] Nicol. Ant. *Bibl. Nov.* I, 757 cita un'edizione dell'opera del Moya di Madrid 1588. M. D. Berrueta, in alcuni appunti, nella *Rev. d. Arch., Bibl. y Mus.,* 1899, p. 467 ne registra un'edizione di Madrid del 1538; sarà, suppongo, errore di stampa. — Ad un trattato sulle chiare donne (*Theatro de mujeres illustres*) di Damian Froes Perim, e ad un altro di Francisco de Guzmán, allude Serrano y Sanz nell'opera sua, Vol. I, p. X; Vol. II, pgg. 6; 86; 162.

[2] Stampato a Milano nel 1580, e ristampato dallo Sbarbi nel II tomo del suo *Refranero español.* E. Motta in una notiziuola: *I libri di un castellano spagnuolo del 1594,* in *Briciole bibliogr.,* Como 1893, p. 42, ricorda il *Micracanthos* dell'Espinosa, edito dopo la morte dell'autore, a spese del Re di Spagna. Il re accordava alla vedova dell'Espinosa, ai 2 novembre 1601, 150 scudi per sussidiarne la stampa (Dall'Arch. di stato di Milano). Il *Micracanthos* è registrato dal Gallardo, *Ens.* II, 955.

[3] p. 20; p. 95; p. 107; p. 113 ecc. A p. 126 si rammenta la *Caida de los principes.* Sull'Acosta Affricano vedi D. Garcia Peres, *Catálogo razonado biográfico y bibliográf. de los autores portugueses que escribieron en castellano,* Madrid 1890, pp. 12 sgg.

[4] Vedi E. Bertana, *L'Ariosto e le donne,* in *Miscellanea di studi critici edita in onore di Arturo Graf,* Bergamo 1903, pp. 161 sgg.

religiosa di non si sa bene qual ordine, amica di Gomez Manrique, estimatore grande della dottrina boccaccesca. Era donna tutta accesa d'amor divino, sempre intenta a dissipare 'la niebla de tristeza temporal humana', a tener lungi l''espeso torvellino de angustiosas pasiones', fuggendo la selva, od 'isola' del peccato, 'que se llama oprobium hominum', l''exillyo e tenebroso destierro', coll'opere di pietà e gli scritti ascetici. Ad illuminarsi fra le tenebre metteva anch'essa i suoi fari, o, com'ella s'esprimeva: popolava i deserti di 'arboledas de buenos consejos y espirituales consolaçiones'. Compilava anch'essa dalle dotte carte, pur deplorando il proprio, 'flaco mugeril entendimiento'. Anch'essa toglieva consiglio da' trattati morali del Boccaccio. Aveva scritto, per compiacere Donna Juana de Mendoza, moglie di Gomez Manrique, una sua *Admiracion de las obras de Dios,* dove pur discute della preeminenza vantata dagli uomini sulle donne, e provvedeva all''entendimiento flaco mugeril, puesto entre tantos e tan peligrosos lasos'. Da Elche mandava a Donna Leonor de Ayala il *Vencimiento del mundo.* Raccoglieva, come prima di lei aveva fatto Fernán Peréz de Guzmán, varie *Sentencias de philosophos e sabios,* ed affidava lo sfogo maggiore dell'anima ad un trattato ascetico morale, l'*Arboleda de los enfermos,* composto 'seyendo apasyonada de graves dolençias', 'a loor de Dios e espiritual consolacion suya e de todos aquellos que enfermedades padescen'. Coi confortatori e salmisti e dottori della Chiesa, non ti meravigli di trovar citato, nell'opere sue, quale veneranda autorità, Giovanni Boccaccio.[1] Avvenivale così, mercè le assidue letture di libri 'los quales de arboledas saludables tienen en sy maravillosos enxertos', i conforti procacciatisi, ed i 'santos consejos', di convertire 'en compañia e familiaridat de buenas costunbres', 'la soledat penosa de las conversaçiones del siglo'.

Alle donne in pena, contristate e gementi, travagliate da iniqua fortuna, poteva, per un capriccio della fantasia de' poeti, apparire il Boccaccio, disceso dal cielo in terra, a terger le lagrime, ad accogliere e reprimere i sospiri, a mitigare i dolori e gli affanni crudi. Chi più del Boccaccio esperto delle miserie e delle sciagure di quaggiù, più atto quindi a porger sollievo e conforto quando il cuore è in preda a cupa disperazione? Se lo fa risorgere il Santillana nella *Comedieta,* a ristoro dell'anima delle regine di 'gran sangue e magnificencia', lettrici del *De Casibus,*

[1] Nell'*Admiracion de las obras de Dios.* Vedi A. de los Rios, *Hist.* VII, 178, dove però assai superficialmente si discorre dell'*Arboleda,* dall'insigne storico forse non mai letta, come ben dimostra Serrano y Sanz, nel notevole articolo dedicato a Donna Teresa de Cartagena (opera citata sulle scritrici di Spagna I, 218 sgg.). Vedi gli estratti dell'opere, manoscritte all' Escorial, offerti dal Serrano.



molestate pur esse dalla 'regina, ch'infra li mortali | rege et iudica', la possente Fortuna. Gemiti e pianti inducono il Boccaccio a partir tosto 'dal loco ove è lo dilecto | eterno, la gloria e somma potencia'; e, impietosito, il grand'uomo favella; offre al 'piacere' delle afflitte: 'prose, rime e versi'. Il Santillana medesimo stupisce di questa risurrezione: 'de como ya vive soy maravellado'; scorge nel redivivo poeta un non so che del venerando aspetto del Catone dantesco. Il Boccaccio appare 'cortés', 'en hábito honesto, mas bien arreado'; ha cinta la fronte di 'verde lauro'.[1] Non per confortare le donne afflitte, ma per farsi protettore dell' onor loro, calpestato da' malvagi, il Boccaccio risorgeva, e prestavasi ad una vivace difesa nel *Procès d'honneur féminin* di Martin Le Franc, preposto di Lausanne, autore di quel *Champion des dames*, che gli Spagnuoli leggevano, al pari del *Trésor* e della *Cité des dames* di Christine de Pisan. Il catalano Francesch Farrer, invece, in un *Conort*, ch'ebbe

[1] In questa immaginata risurrezione del Boccaccio (*Comedieta de Ponça; Obras* 100 sgg.), il marchese sovvenivasi evidentemente dell' apparizione del Petrarca nel *De Casibus* (Lib. VIII, cap. I, f. CI delle *Caydas* cast.): 'E yo fablando comigo assi como hombre vencido del todo alce mi cabeça sufriendome sobre mis codos, y abaxandola otra vez pusola sobre el cabeçal con mucho cansancio: y ahe que me parescio no se de parte venia un hombre muy fermoso de rostro y onrrado acatamiento muy plazible y gracioso: en la cabeça una corona de ramos de laurel . y el vulto de su onorable cuerpo cubierto de una vestidura real: al qual como yo catasse no me fallo alguna cosa . y yo abrí mis ojos apartando de mi todo sueño y pereza con mayor diligencia lo torne a mirar por ver quien era . y estando asi entre mi pensando conosci que era francisco petrarca mi señor y amigo y maestro: el qual siempre me castigo y amonesto y enseño todas buenas costumbres y obras de sciencia y doctrina muy virtuosa.'

Il Boccaccio della *Comedieta* riappare, a sua volta, in sembianze di pellegrino confortatore e di veglio antico, degno della maggior riverenza, pur di verde alloro coronato, nella *Tragedia de la insigne Reyna Isabel* del 'Condestavel' Don Pedro de Portugal (*Homen. á Men. y Pel.* I, 700):

En esto estando ahe vos do vino
un ombre antigo de grand estatura,
que bien resemblava de honor muy digno
segund denotava la su catadura.
— — — — — — — —
— — me fiso su grand fermosura
dubdar sy humano era o divino,
— — — —
— — — — — — — —
Esplendida ropa e rica cobria,
bordada de ojos que fueron obrados
por la gran Minerva con tal maestria,
que jamas despiertos serian fallados.
En la diestra mano tres pomos tenia,
por donde tres tiempos eran demostrados;
muy passo a passo sus passos movia,
segund faser suelen los bien enseñados
de laureo verde guirlanda traya.

qualche diffusione, ridona vita al Boccaccio, perchè sostenga il motteggiare sulle fralezze ed astuzie muliebri, e scongiuri un castigo solenne, arringando con successo, col collega Serveri de Gerona.[1] Torna a rivivere ed a prodigar dottrina 'misser Joan Bocaci de Certaldo', 'honra toscana', di 'graciosa cara', solerte raccoglitore di favole antiche, nelle esposizioni morali ed allegoriche che Francesch Alegre aggiunge ad una sua versione delle *Metamorfosi* di Ovidio, e si presta a dirigere i discorsi ed i ragionamenti di una schiera di dotti, fatti discendere dal cielo, dalla beatissima Vergine, in soccorso del debole intelletto dell'espositore.[2] Quando il Santillana venne a morte, e si diè la stura alle lagrime e a' panegirici, un secretario di tanto 'ylustre y maravilloso señor', Diego de Burgos erige, in forma di visione dantesca, un tempio al defunto; chiama a raccolta i grandi uomini antichi e i grandi moderni, perchè s'inchinino al suo signore, spirito fulgente di gloria e di luce, e sollevato su tutti. I tre maggiori Fiorentini: Dante, Petrarca ed il Boccaccio profondono lodi strabilianti anch'essi, e il Boccaccio, memore dei casi di alta virtù narrati, pronuncia in pochi versi il suo panegirico: 'Por nueva manera, polida, graciosa, | compuso el Marqués qualquier su tractado: | maestro del metro, señor de la prosa, | de altas virtudes varon coronado'; non è però sì folle e sì audace da confessare, come qui Dante, docilissima guida del secretario, faceva, goder egli fama, sol perchè il Marchese degnò leggere le opere sue.[3]

---

[1] Ho tolto in esame il *Conort* nelle note sul *Corbaccio*.
[2] Il *Llibre de les transformacions del poeta Ovidi* ci occuperà più innanzi.
[3] Vedi le note mie su *Dante* ed il *Petrarca in Ispagna*. Come l'*Amorosa Visione* del Boccaccio soccorresse l'immaginazione di Diego de Burgos dirò in seguito.

Gmunden. Arturo Farinelli.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Ags. *rihthamscyld:* echtes Hoftor.

Aethelberht von Kent bestimmt im 32. Gesetz: *gif man rihthamscyld þurhstinđ, mid weorđe forgelde.* Da ags. Schreiber die Komponenten eines Kompositum zu trennen pflegen, läſst sich die erste Silbe als besonderes Adjektiv — so hier nach Bosworth-Toller — überall da fassen, wo sie nicht laut Genus, Numerus und Kasus des letzten Gliedes eine Flexionsendung haben, oder das Adjektiv schwach lauten müſste. Dieser Zweifel braucht jedoch die Bedeutung nicht zu beeinflussen.

Unter den Erklärern wollte 1640 de Laet[1] *riht* streichen, weil es im Codex mit blasserer Tinte geschrieben sei; er lieſs für das Wort in der Übersetzung eine Lücke. Er oder Hickes wollte *hamscyld* als 'Lederschild' verstehen oder durch *handscyld* 'Schild' emendieren. Einen Rückschritt tat hier wie öfters Wilkins,[2] indem er *scyld* als instr. auffaſste und als abl. *lanceā,* sodann *riht ham* als *dextrum femur* miſsverstand, mit Berufung auf die Stellung des Gesetzes vor den Gliederbuſsen. R. Schmid verwarf dies 1832[3] stillschweigend, indem er das Wort unübersetzt lieſs. R. Price[4] († 1833) wagte keine Übersetzung und schwankte in der Erklärung zwischen 'Hautschutz, d. i. ein Kleidungsstück' und der Emendation *[on un-] riht ham [ođđe] scyld:* 'unrechtmäſsig Kleid oder Schild'. Thorpe[5] wiederholte dies zwar, verwarf es aber mit Recht: nur [?] *hama* bedeute ags. 'Kleid'. Er selbst erklärte: 'rechtes Schulterblatt'; *ham* nämlich sei identisch mit got. *ams* (lies *amsa*) — was J. Grimm[6] dann ablehnte — und *shield* dialekt. Englisch für 'Blattknochen' (hierzu vgl. Halliwell, *Diction. of archaic*). Schmid in zweiter Ausgabe (1858)[7] nahm mit Recht keine dieser Erklärungen an; er verzeichnete, aber nur zweifelnd, als vielleicht mit *hamscyld* zusammenhängend, *hama : uterus; cildhama : matrix* (Gebärmutter).

Inzwischen hatte H. Leo, den Schmid ohne Beifall nur zitiert, 1842[8] den richtigen Weg durch einen Vergleich mit dem friesischen Brokmerbrief gewiesen und den Sinn der Stelle getroffen mit *'tutela septi, der rechte Schutz des Gehöftes, vielleicht das Tor.'* Es heiſst dort: *Al tha deda, ther skiath oppa houwe inna hemme and binna skelde.*

---

[1] Bei Hickes *Dissert. epist.* p. 90, in *Ling. vet. thes.* II, 1703. [2] *Leges Anglo-Sax.* (1721) p. 4. [3] *Gesetze der Agsa.* S. 3. [4] *Anglo-Saxon laws* p. 4 (nur bis p. 92 gedruckt, nicht veröffentlicht). [5] *Anc. laws,* fol. 1840, p. 5. [6] *Kleine Schr.* V 318. [7] S. 6. 606. [8] *Rectitudines sing. person.* S. 33, im *Angelsächs. Glossar* (1877) fehlt *hamscyld.*

Herr Prof. Th. Siebs, den ich um den genauen Sinn dieser Stelle fragte, hatte die dankenswerte Freundlichkeit, folgende Antwort zu erteilen und deren Abdruck zu erlauben:

— — Afrs. *hem* entspricht einem ags. *hęmm* und ist ein germ. Stamm **hamjo-;* ob Mask. oder Neutr. läſst sich nicht sagen. Die Wurzel ist jene weitverzweigte, die auch in unserem 'hemmen' enthalten ist, und zweifellos bedeutet afrs. *hem* (man vgl. auch ostfrs.-plattd. *ham* 'eingefriedigtes Land', westfrs. die 'Hemmen' u. a. m.) 'Einfriedigung, Abgrenzung'.

Ganz unerklärt ist meines Wissens bisher afrs. *skēlde;* aber auch dieses ist mir nicht zweifelhaft. Es hat weder mit 'Schuld' noch mit 'Schild'[1] etwas zu tun, sondern ist eine der in den germ. Sprachen ja reichlich auftretenden Nominalbildungen auf *-iđô-,* und zwar zu dem sehr gebräuchlichen friesischen *skûl* 'Schutz, Deckung, Versteck'; man vgl. afrs. *fugelskûl* 'Vogelherd', wangeroog. *sxûl* 'Deckung, geschützter Platz für Schiffe, Windschutz', syltersch *skŷl* 'Schutz, Versteck' in meinem Wörterb. zu den 'Sylter Lustspielen', ostfrs.-plattd. *schûl,* ndl. *schuylen* 'sich verstecken' u. a. m. Afrs. *skēlde* (ags. müſste es **scýld* lauten) aus **skûliđô-* ist also 'Beschützung, Deckung'. Also: 'alle die Taten, die geschehen auf dem "Hofe" binnen Einfriedigung und schützender Deckung, dreifach zu büſsen etc.' — —

Da die einzige Hs. Aethelberhts dem 12. Jahrh. angehört, und ags. Schreiber weder die Vokale *a* und *y* verschiedener Herkunft, noch auslautend *m* von *mm* unterscheiden, so mag fraglich bleiben, ob *hamm* (eingefriedigtes Stück Land, Wohnstatt) oder *hâm* (Heim), ob *scield* (Schild), wie alle einschlieſslich Leo meinen, oder ein sonst fehlendes **scýld* (Deckung) in jenem Kompositum steckt. Gebildet ist es wie *ceasterhlid* 'Stadttor'.

Sicher aber ist ein durchstechbarer, wohl vorzugsweise aus Holz gefertigter Teil des Hofeingangs gemeint, dessen Verletzung vom Rechte jener Friesen wie auch anderer Germanen mit einer Buſse belegt ward, die gesondert neben der Ahndung der übrigen Missetat stand. Dabei bedeutet *riht:* 'ordentlich, wirklich, eigentlich, echt' und festigt das ihm folgende Wort zum Rechtsbegriff. Die Gesetzessprache braucht so[2]: *rihtæw, -andaga, -dom, -fæsten, -fæstendæg, -fæstentid, -gesamhiwan, -gifu, -hamsocn, -handdæda, -hlafordhyldo, -lagu, -lif, -regol, -scir, -scriftscir, -wer, -wif.* Die Tür war unter den Teilen des Hauses ausgezeichnet[3] und galt als heilig;[4] wer bei den Friesen[5] Tür und Tor einstöſst, muſs den Schaden — wie hier *mid weorđe* — ersetzen; das 'Hausstoſsen' gilt als feindliche Herausforderung; ein Durchbohren der Haustür durch Pfeil oder Speer kennen andere Volksrechte der Germanen.[6]

Auch die Anordnung Aethelberhts findet dort Beispiele. Daſs

[1] Gegen Richthofen *Altfries. Wb.* 1022 und Leo a. a. O. [F. L.].
[2] Meine *Gesetze der Agsa.*, II, 1 (*Wörterbuch*), *S.* 178. [3] Grimm, *Rechtsaltertümer* 175 (I 241[4]). [4] Wilda, *Strafrecht* 905. [5] His, *Strafr. d. Friesen* 354. 357. [6] Wilda, 953 ff.; Brunner, *Dt. Rechtsg.* II 651 ff.

gewaltsame Heimsuchung den Realinjurien vorangeht, ist natürlich. Wenn sie hier hinter dem Beschlafen des Weibes eines Freien steht, so erscheint sie auch bei Franken und Jüten neben Frauenraub.[1]

Berlin. F. Liebermann.

Zum 90. angelsächsischen Rätsel.

In Band CXI dieser Zeitschrift, Seite 59 ff., behandelt Edmund Erlemann das 90. angelsächsische Rätsel und gibt als dessen Lösung '*Cynewulf*'.[2] Er sagt dort:

'Ich löse auf $\frac{C\ y\ n\ e\ w\ u\ l\ f}{1\ 2\ 3\ 4\ 5\ 6\ 7\ 8}$. *Lupus-wulf* 5—8, ab *agno-ewu* 4—6, *tenetur* (gleichsam im Maule); darum *mirum videtur mihi* ... *Obcurrit agnus:* dem die einzelnen Buchstaben verfolgenden Auge des Dichters scheinen die drei: *e, w, u* = 4—6, dem Wolf, *wulf* = 5—8, entgegenzulaufen. *Et capit viscera lupi:* ähnlich wie vorher *tenetur,* und nimmt die Eingeweide, d. i. das Innerste des *-wulf,* nämlich die beiden Buchstaben *w* und *u.* Das anknüpfende *dum starem et mirarem* zeigt deutlich, daſs die Scharade weitergeht ...'

Die Lösung dieser zwei ersten Zeilen leuchtet ohne weiteres ein. Anders verhält es sich mit den beiden letzten Zeilen. Hierfür wuſste Erlemann keine befriedigende Erklärung zu geben, und auch die Lösung, die Dr. Joseph Gotzen ebendaselbst vorschlägt (Seite 63), klingt ziemlich unwahrscheinlich. Ich glaube, daſs sich auch die zwei letzten Verse folgendermaſsen in befriedigender Weise werden erklären lassen.

Mit Edmund Erlemann und Gotzen fasse ich *lupi* als Genetiv und *duo* als Neutrum auf, und zwar letzteres mit hinweisender Bedeutung; unter *duo lupi* sind also die zwei Buchstaben des Wortes *ewu* (von dem zuletzt die Rede war) verstanden, die gleichzeitig auch zu *wulf* gehören, = *wu.* Der noch übrigbleibende dritte Buchstabe ist *e.* Es bleiben also *wu* stehen (*stantes*), verdrängen aber das *e* (*tribulantes*). So erhalten wir das aus sieben Buchstaben bestehende Wort '*Cynwulf*' (*cum septem oculis videbant*). Unter *quatuor pedes* sind die vier letzten Buchstaben dieses Wortes, also *wulf,* zu verstehen.

So ist das Ganze gewissermaſsen als eine Art Verwandlungsrätsel anzusehen, indem in dieser scherzhaften Weise der Name '*Cynewulf*' in '*Cynwulf*' umgestaltet werden soll. Dabei erinnere man sich daran, daſs beide Formen je zweimal in den sicher Cynewulfschen Werken vorkommen: *Cynewulf* in der Juliana und der Elene, *Cynwulf* in den *Fata apostolorum* und der Himmelfahrtsstelle.

Wenn man wegen der Formen *stantes* und *tribulantes* Bedenken haben sollte, *duo* als Neutrum aufzufassen, so denke man nur daran in welch freier Weise im Mittelalter die lateinische Sprache gehand-

[1] Wilda, 953. 242.

[2] Der Wortlaut des lateinisch abgefaſsten Rätsels lautet bekanntlich: *Mirum videtur mihi: lupus ab agno tenetur; obcurrit agnus et capit viscera lupi. Dum starem et mirarem, vidi gloriam magnam: duo lupi stantes et tertium tribul[antes] IIII pedes habebant, cum septem oculis videbant.*

habt wurde. Dafs auch unser Dichter nicht klassisches Latein schreibt, das zeigt ja schon zur Genüge die Form *mirarem*.

Was, abgesehen von der inneren Wahrscheinlichkeit, für die Richtigkeit dieser Lösung spricht, ist ferner der Umstand, dafs gleichzeitig Herr Professor Dr. Vietor zu derselben Lösung der beiden letzten Zeilen des Rätsels kam.

Marburg. Fritz Erlemann.

Ein altenglisches Prosa-Rätsel.

Bekanntlich sind die altenglischen Rätsel der Exeter-Handschrift rein literarische Kunstdichtungen, die in Anlehnung an die lateinische gelehrte Rätseldichtung eines Symphosius, Aldhelm, Eusebius und Tatwine geschrieben sind. Es ist uns aber ein bisher unbeachteter Rest der volkstümlichen Rätseldichtung der Angelsachsen erhalten: ich meine das altenglische Prosa-Rätsel, welches auf Blatt 16[b] der bekannten glossierten Psalterhandschrift Vitellius E 18 (nach Wanley im Jahre 1031 geschrieben) steht und bereits 1705 von Wanley in seinem Kataloge S. 223 gedruckt worden ist. Da ich dies Rätsel nicht zu lösen vermag, habe ich bereits vor einigen Jahren in dem Fragekasten der Zeitschrift *Literature* eine neuenglische Übersetzung mitgeteilt und zur Lösung aufgefordert. Da diese Anfrage aber erfolglos geblieben ist, möchte ich mit den Lesern des *Archivs* einen neuen Versuch wagen. Ich teile daher das Rätsel hier im Urtext nach einer Kollation, die mir Kollege Varnhagen freundlichst besorgt hat, mit und füge zur Sicherheit eine wörtliche deutsche Übersetzung bei.

Nys þks[1] frfgfn[2] syllkc þknc to rædfnnf.[3]

Ðu þe færst on þone[4] weg, gret ðu minne broðor, minre modor ceor[*l*][5] . þone acende min agen wif . *and* ic wæs mines broðor dohtor . *and* ic eom[6] mines fæder modor geworden . *and* mine bearn syndon geworden mines[7] fæder modor.

Wenn du d[ies]en Weg gehst, grüfse du meinen Bruder, meiner Mutter [Ehe-]Mann, den mein eigen Weib gebar (oder, wenn *þone* = *þonne*, 'dann gebar mein Weib'?). Und ich war meines Bruders Tochter. Und ich bin meines Vaters Mutter geworden; und meine Kinder sind meines Vaters Mutter geworden.

Höchst wahrscheinlich gehört das Rätsel in die Gattung der Verwandtschaftsrätsel, die wohl nur als uneigentliche Volksrätsel anzusehen sind (s. R. Petsch, *Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels*, Berlin 1889, S. 13 f., und *Neue Philol. Rundschau* VIII 171 f.).

---

[1] *Nys þk* ist ganz undeutlich. [2] Ae. *fregen* 'Frage' fehlt in unseren Wörterbüchern; vgl. Vf. *Engl. Stud.* XXXVI 2. [3] In Vexierschrift für: *Nys þis fregen syllic þinc to rædenne.* Vgl. A. Meister, *Die Anfänge der modernen diplomatischen Geheimschrift*, Paderborn 1902, S. 5 ff. Bei Wanley steht dieser Satz fälschlich hinter dem Rätsel (Varnhagen). [4] Wanley fälschlich: *ðone*. [5] *l* ist am Zeilenrande infolge des Brandes abgebröckelt (Varnhagen). [6] *ic eom* 'sehr undeutlich, weil verbrannt und überklebt' (Varnhagen). [7] *mi* 'am Zeilenende und undeutlich' (Varnhagen).

Man möchte auch geneigt sein, die obigen schwierigen Verwandtschaftsverhältnisse mit Lots Familie in Verbindung zu bringen, wofür es gerade im Englischen nicht an Beispielen fehlt (s. Petsch a. a. O.); indes will mir dies im einzelnen nicht gelingen.

Wer kann uns also das Rätsel lösen!

Würzburg. Max Förster.

Das Englisch des städtischen Rechts im 15. Jahrhundert

findet wertvolle Belege in *Borough customs ed. for the Selden soc. by M. Bateson* (I, London 1904), grofsenteils aus unveröffentlichten Archivalien von mehr als hundert Orten, auch der von Engländern kolonisierten Nachbarländer. Vor 1400 lauten die Stücke zwar alle lateinisch oder französisch, atmen aber ebenfalls rein englischen Geist und bergen viele seltene englische Formeln und Termini, so das nordische *kyrrseta* (in Frieden sitzen), die Alliteration *deske hul et hom* (d. i. *hill and holm,* aus Exeter um 1280, in einem Paragraphen über die Verfolgung schädigenden Viehes zu dessen Eigentümer), ferner den Reim *nameles fremeles,* der die Ungültigkeit der Parteirede mit Irrtum in den Namen der Zeugen oder Gewährsleute bestimmt, die Formel *veche* (*fetch*) *and have* p. 250. Auf den Kampf der Sprachen wirft es Licht, dafs viele Städte noch im 15. Jahrh. ihr Recht französisch aufzeichnen und, laut einiger Zitate, in ihrem Gericht französisch verhandeln lassen, dafs eine französische Übersetzung des 14. Jahrh. von zwei lateinischen Büchern im 15. Jahrh. ins Englische übertragen ward. Die Hrsgbin. bewahrt die Orthographie des Englischen genau; vgl. *xall* für *shall* p. 310.

Berlin. F. Liebermann.

Ein neuentdecktes Manuskript Thomas Chattertons.

Die Chatterton-Reliquien der Bristoler Wills Art Gallery sind durch die Grofsmut eines Gönners, Sir George White, um ein wertvolles Manuskript vermehrt worden. Kein Biograph Chattertons hat es bisher beachtet, auch Dix nicht, trotzdem es die Aufschrift trägt: *Autograph of Thomas Chatterton, presented by John Dix to Dr. Mackenzie.*

Das vier eng geschriebene Seiten umfassende Prosafragment scheint der in modernem Englisch geschriebene Entwurf zu einer später nicht ausgearbeiteten oder verloren gegangenen Rowley-Schrift zu sein. Die Anfänge zu einer altertümlichen Schreibart sind bereits gemacht, und die Erwähnung Racines, Shakespeares und Drydens bildet dazu einen sonderbaren Widerspruch.

Der Anfang sieht einer Apostrophe an Canynge gleich.

Die äufsere Fassung — Personifikation der Natur, die den Dichter auffordert, ihr in ihren Palast zu folgen, und die ihm dort die Werke der berühmtesten Maler zeigt — läfst die Vorbilder, Chaucer und Lydgate, leicht erkennen.

Charakteristisch für den jungen literarischen Bahnbrecher ist die Beobachtung, die er sich in der Bildergalerie der Natur zunutze

macht: daſs die groſsen Meister die Dinge genau so malten, wie sie ihnen in der Natur erschienen, daſs sie aber in kluger Auswahl nur solche natürliche Vorgänge darstellten, die an sich schön waren.

Wir lassen den Text hier nach einem Abdruck in *The Bristol Mercury* vom 26. Juni 1905 folgen.

THE GALLERY AND SCHOOL OF NATURE.

A VISION.

A few Nights ago as I was sitting in my Closet, & had not Immediately fixed on any book to Read, it came into my mind that I was to prepare a discourse for your Entertainment this Night. I might have lost some time choosing a Subject to write upon if I had not considered that there still remained many important things to be said on the argument which had furnished matter for the two discourses which you had before heard with a most encouraging Candour.

Being therefore determined to lay before you some further observations on the subject of TAST, I began to collect & dispose such thoughts as seemed proper to be added to what I had already written. But finding it difficult to Range every thing in order to my content, my mind began to be weary after a little application, & I fell insensibly into a Sound Sleep; But Phancy, which had begun to work before, finding her self now at Liberty to draw what scenes she pleased, set her self to paint insensible Figures some what like the scheme that Reason had laid out and in some measure pursued. My Dream was to this Purpose.

ME THOUGHT I was sitting on the Bank of a large River yt ran through a Plain across which there was an open prospect to a hilly countrey that was well wooded & inclosed with agreable variety. My eyes were fixt on the Stream which flowed with Majestick Silence, & presently brought to my mind the famous lines in Cooper's hill. Oh, might I flow etc. And I should have thought my self somewhere on the Bank of the Thames if the inexpressible Brightness of the Air, & the sight of many Trees yt are not of our English growth had not convinced me I was removed into some happier Climate. The remembrance of those verses soon turn'd y thoughts to the

GLORIOUS IMMORTALITY

which those great men secured to themselves who had excelled in Poetry, History & Eloquence. And do I then sit here, thought I, in dishonest Idleness when yet I pretend to a passion for Immortality? as soon shall this large & deep Stream run out, & leave the hollow channel to become Pasture for the beasts which now it waters, as that man leave behind him an honourable name who wasts the bright days of health, & vigour in unactive sloth. With this thought I sprung up, & turning about beheld at some distance from me a beautiful Woman: She was cloth'd with a garment of changeable Silk that most enclined to Green, a Scarf of light blue flowing behind her, gave a becoming shade to her complexion & was sometimes swell'd sometimes pesled by the Sporting Winds; her Hair was plaited with nice art & formed into a knot to which her scarf was fastened by a Diamant Buckle. My eyes were fixed upon her, & it was at once with a sense of pleasure & of awe that I perceived her coming towards me. When she was come near I saw the freest & most perfect Features, & finest Complexion that ever was Imagined by a Lover or a Poet.

The Sight was enough to have inspired an irresistable Passion if there had not appeared in her Face an air of Authority & a sort of Maternal Tenderness that commanded Reverence and Duty. When she was advanced within a few Paces of me, she becken'd me with such a gracious Look as gave me Courage to approach her. I could not forbear falling down on my knees at the sight of so great Beauty & Majesty; & I observed with wonder (what Lovers often say in Figure of their Mistresses)

that various beautiful Flowers Sprung up under her feet as she rais'd them of the ground, and mark'd with gay distinction the path she trod. She bid me rise, with a turn of her eyes upwards censur'd my adoration, & then spoke to this purpose. Youth, said she, let it not surprize thee to understand that I know the thoughts wch have just now passed in thy mind; I applaud thy Thirst after Glory, & am willing to encourage & assist thee in the pursuit of it; I acknowledged my obligation by a low bow, & followed her according to her command. I soon perceiv'd we were going towards a noble Palace built in the midst of an Island that was made by the River from the Banks of which I came. As I walked behind her I was amazed at the new Brightness wch ye grass, the Trees, the Flowers put on as my fair Guide passed by. This prepared me to believe wt she presently told me that she was NATURE her self. The Palace, she added, which thou seest is mine; there I will show thee such things as shall raise & strengthen the noble Passion thou hast conceived, & there also thou shalt meet with such help as shall enable thee to deserve the Immortality to which thou aspirest. We had now passed through a small Growe, & were come to a fine Bridge of Stone that joyn'd the Island to the Plain: The Bridge ended just against the middle of a stately place inclosed by a Portico of a fourfold order of Marble Pillars.

When we had entered, I had a good view of the Large and Noble Palace which before I had seen at a distance: It was built of white Marble, a double order of Pilasters ran round the Fabrick & a Balustrade, adorn'd alternately with Statues & arms, satisfyed the most curious eye. As I enter'd with my Guide into the Palace she told me she would first conduct me into 3 galleries, in which were preserved the works of the most famous Painters that had ever appeared in the world; and that the subject of those pieces were, for the most part, some Particulars of her History, but that tho' she was generally the principal figure in them, yet they were so contrived as to represent all the Arguments which have employed the Pens of the most famous Poets, Historians, & Orators.

We then ascended a great stair case charged with a brazen Balustrade, which landed us just at the entrance of the largest & finest of the Galleries, in which were contained the best and most perfect Pieces that had ever been drawn by Mortal Hands. It stood almost, open on one side to the South, so that the Paintings which stood on the opposite side between coupled Ionick Pilasters of porphyry were seen to good Advantage.

THE GALLERY

(tho' very long) was filled from one end to the other. The Pictures were disposed according to the order of time in which the Several Masters lived, & under every one the name of the painter was written in letters of Gold, with that of his Country & the year of the World when he flourished. The finest pieces in this Gallery were drawn by Moses, David, Solomon, Isaiah, Luke, & Paul.

When we had passed through this we enter'd into another Gallery of much greater length, but inferiour both in breadth & height; this was all of white Marble without any other mixture, & contained the works of the Greek and Roman Artists. Homer's Pieces held the first rank, & were indeed admirably fine, tho' as my Guide told me he drew all by the pure force of memory, never stirring out of his working Room to consult the Originale he was Painting. The finest after his were drawn by Plato, Xenophon, Sophocles, Herodotus, Demosthenes, Lucretius, Terence, Cicero, Virgil, Horace.

An open Portico which answered in length to the first Gallery Joyn'd this to the third, which in bigness & all ornaments exactly answered this. Here were preserved the works of modern Painters. Among many others I remember more Particularly the names of Petrarch, Tasso, Vega, Cervantes, Malherbe, Corneille, Fontaine, Racine, Boileau, Fletcher, Chaucer, Spencer, Milton, Shakespear, Cowley, Dryden, &c. I beheld these master-

pieces of Art with Infinite Satisfaction, & told my Guide, I could gladly spend all may days in Studying them. Tho' I gave but a transient view to most of them, yet I made some observations which I thought might be of service to me in my future labours. One observation I made was, that those great Masters especially those of Antiquity, appear'd plainly to have made it their business to paint things just as they are in Nature; & it was to their success in this I imputed the very great Satisfaction which they gave me. I observed farther that they discovered great judgment in choosing such scenes of Nature, & such events as were in themselves very beautiful, & did very much interest the Spectator. The brightness of their colours surprized me, but what no less pleas'd me was that they so well understood the clear-obscure, & so happily avoided the fault of making every Figure equally bright & conspicuous, which

MODERN PAINTERS

are so eternally guilty of.

Having spent as much time in those Galleries as my Fair Conductor thought fit to allow me, I followed her to the entrance of the Palace which open'd to the Garden, & after passing a long Terras came to the Schools, which stood at the end of it. This building was cast into an exact square which surrounded a large Court, in the midst whereof was a brazen fountain adorned with the Statues of Apollo & the Muses. The 4 sides were appropriated to the 4 parts of the world; & each side was laid out into distinct apartments, which were assign'd to the several polite Nations in each of those Parts. The side that faced the North belonged to the Europeans; the Africans lodged to the South; the Asiaticks to the East; & the Americans to the West. We made our entrance on the West side, & my Guide told me she design'd to make a short tour round the 3 last mentioned sides, but that we should make some stay in the fourth. I observed that all the Artists on the West side were Europeans except some few Natives who had been at first taught by them, followed their manner; the far greater Number were Spainards. The South side was likewise very thinly inhabited; towards the Eastern end of it I saw a large Apartment which I guessed belonged to the Egyptians, in which by the bags of colours, boxes of Pencils, rolls of canvas, & all sorts of Mathematical Instruments, I concluded there had formerly lived some famous Masters. A poor Greek yt saw me make a little stop to observe those things, came up to me & told me that had once been the most flourishing apartment in the whole College.

The Lodgings on the Eastern side were better filled, particularly the Apartments of the Arabians & Persians. By the transient sight I had of some of their Pieces, I observed that their Colours were

VERY BRIGHT AND FINELY LAID;

but they seem'd mightily to delight in emblematical or rather Hieroglyphical works; & what was also very shocking they seemed to have no notion of unity of design nor of Perspective; yet I thought I could have staid among them with great pleasure. I signifyed by mind to my Guide, but she bad me come away, for, said she, you'll infallibly spoil your Tast if you spend any time there.

So we came on the Northern side, which was prodigiously full of Workmen. I found I was to pass the whole length of the Building before I came to my own countrymen, whose Apartmt was at the West end. The first Apartment, which belonged to the Muscovites, was just now filled up with great Magnificence, & I met with some persons among them who seem'd born for great things. The Grecian apartmt was considerable for nothing but the appearance that formerly it had been well filled. An old fellow like a Monk would needs have shown me a Catalogue of about 7000 Pieces that had been wrought there, & some very few of which I had seen in the second Gallery.

I had better satysfaction among the Italians, Spainards, & French;

these latter came nearest to the noble Simplicity of the Antients. At length I entered the English apartment; here I staid longest, & made many remarks that I thought would be of service to me in my future studies and Labours. 'Twould be too long to give the Characters of all the Painters I saw there. I particularly distinguished one venerable old man who had drawn some History Pieces, which I understood were to be hung up in the Gallery of Moderns. One of his Pictures which represented a plague was unspeakably fine. I also observed two Illustrious Youths who wrought together; they seem'd to work with a confidence of Immortality. My dear Guide look'd with particular pleasure upon some of her own sex who were likewise in pursuit of glory. I made several observations on the different manner of Working that was peculiar to every one of them. Some I saw excelled in Portraits, some in representing the Passions: Love and ambition employed the hands of most; but there were some who laboured to express anger, Envy, Pride, Bashfulness, & the like. Some young fellows who seem'd to have a great ....

Wien. Helene Richter.

Zu Archiv CXII, 190 ff. (Anzeige).

In der Beurteilung von Dr. Hoogvliet's *'Lingua'* (CXII, S. 190 ff.) ist S. 192 am Anfang des vorletzten Absatzes (Zeile 21 v. unten) anstatt 'Satzbindewörter' zu lesen 'Satzteilwörter'. Etwas höher lese man lieber folgenderweise: '... gehe ich zu der Besprechung des speziellen sprachlichen Teiles, mit Beschränkung auf einen besonders hervortretenden Abschnitt desselben: die Einteilung der Wörter, über.'

Haag. A. J. Barnouw.

Zu Archiv CXIV, 474 (Bibliogr.).

Im Titel von Professor Curmes German Grammar soll es nicht 'poetical', sondern 'practical study of the language' heißen.

Elex oder *Illex*?

Das *ēlex,* das ich mit eingehender Begründung in der Akademieschrift *'Zur Kenntnis des Altlogudoresischen'* und kürzer im *Grundr. f. rom. Phil.* I² 464 als Grundlage für ital. *elce,* frz. *yeuse* aufgestellt habe, sucht Niedermann oben Bd. CXIV S. 456[1] vom Standpunkte des Lateinischen und der Überlieferung zu widerlegen und ersetzt es wieder durch *illex.* Er hat dabei die Betrachtung etwas verschoben und dadurch die ganze Frage in falsche Beleuchtung gebracht. Meine Gedankenfolge ist die: wie lautet die romanische Grundform? Hat sie in der Überlieferung Stützen? Wie verhält sie sich zu der schriftlateinischen Form? Ich will nun wieder so vorgehen und zunächst den Entscheid zwischen *illex* und *ēlex* fällen. Ich könnte mich

[1] 'Seit Schuchardt Vok. Vulg. Lat. II 77 operieren die Romanisten fortwährend mit einem altlateinischen eilex' heißt es S. 456. Soweit mir die Akten bekannt sind, ist Schuchardts Ansatz *eilex* von allen, auch von mir, übersehen worden, bis ihn Sch. selber *Zs. f. rom. Phil.* XXVII 106 wieder in Erinnerung gebracht hat. Alle folgenden haben entweder *īlex* oder wohl *ĕlex* angesetzt, also sich für *ĭ* ausgesprochen oder die Frage unentschieden gelassen, D'Ovidio hat *Grundr. f. rom. Phil.* I¹ 507 *ēlex* direkt als unwahrscheinlich abgelehnt. Erst in der angeführten Akademieschrift habe ich *ēlex* gesichert und zu erklären versucht.

dafür einfach auf die genannte Abhandlung berufen, will aber zur Bequemlichkeit des Lesers das Wichtigste hier anführen. Lat. *pollice* gibt ital. *pollice,* lat. *pulice* dagegen *pulce,* folglich kann *elce* nicht auf *ellice* beruhen; im Neapolitanischen bleibt *ll,* im Sizilianischen und Sardischen wird es zu *dd,* wir haben aber neap. *ęlęčę,* siz. *iliči,* log. *elige.* Nur im Provenzalischen kann *euse* auch auf *illice* zurückgehen, es mufs es aber nicht. Somit haben wir eine Form, die über die Quantität des *l* keine Auskunft gibt, mehrere, die nur auf *l* zurückweisen, und da die lateinisch überlieferte auch *l,* nicht *ll* hat, spricht alles gegen, nichts für *ĭllex.* Mit Bezug auf den Vokal ist das Sardische entscheidend, da lat. *ĭ* hier durch *i,* lat. *ē* durch *e* vertreten wird: ein lat. **ĭlex* müfste also sard. *ilige,* ein **ēlex* dagegen *ēlige* lauten, und da die letztere Form nun tatsächlich da ist und *elce, euse, yeuse* nicht widersprechen, so erweist sich *ēlex* als die allein allen romanischen Reflexen entsprechende Grundlage, während bei **ĭlex* der sardische Vertreter nicht unterzubringen ist und **illex* nur für das Provenzalische pafst. Ich denke, unter solchen Umständen wird *illex,* das leider auch in Brugmanns *Grundrifs der vergl. Grammatik* I² 801 Aufnahme gefunden hat, endgültig verschwinden müssen.

Ist aber *ēlex* gesichert, so sucht man naturgemäfs nach älteren Belegen. Ich gebe nun zu, dafs die Glosse, die ich angeführt habe, nicht streng beweisend ist. Der Zusammenhang spricht sogar eher für ἑλίκη, der Ausgang *-is* dagegen legt *ilex* näher. Die Stelle aus Gregor von Tours ist es dagegen unbedingt, da in den Handschriften *e* für *ī* nur eintritt bei *se* für *si* 'wenn', was eine gesprochene Form ist (it., afrz. *se*), und beim Austausch zwischen *ē*- und *ī*-Verben. Das *ēlignis* bei Schuchardt habe ich absichtlich nicht wiederholt, da es verschiedene Deutungen zuläfst. Dafs auch die Stelle aus Marius Victorinus nicht ganz sicher ist, ist klar, doch gilt gegen Niedermanns Änderung von *silicem* in *sicilem* dasselbe, was er gegen *silicem* einwendet: das *i* von *sicilis* ist kurz (rum. *seacere* usw., vgl. *Einführung in die rom. Sprachw.* 112).

Will man nun nicht nur *elex* konstatieren, sondern auch sein Verhältnis zu *īlex* womöglich angeben, so wird man die von mir versuchte Erklärung, die ja sachlich nicht uneben ist, mindestens geben dürfen. Erwiesen oder widerlegt würde sie, sobald sich in denjenigen Schwestersprachen, die *ī* und *ei* scheiden, Verwandte finden. Leider fehlen sie bis jetzt. Freilich führt ja Hesych ἴλαξ als lateinisch und mazedonisch an, aber wir wissen nicht, wie alt die Glosse ist, ob also nicht das mazedonische Wort aus dem Lateinischen entlehnt ist, beweist ja doch alb. *ilk',* dafs lat. *ilex* bei den Balkanrömern üblich war; wir wissen nicht, ob in der Zeit, der die Glosse angehört, im Mazedonischen nicht ει zu ι geworden war; wenn der Akut statt des Zirkumflex auf Kürze des ι schliefsen läfst, so könnte man unter der Voraussetzung, dafs ἴλαξ alt sei, dieses mit *īlex* am besten mit der Annahme eines alten Ablautes *éil* : *il-* verbinden, also darin sogar die gesuchte aufseritalische Stütze von *eilex* sehen. Aber ich will gar

nicht ἴλαξ für meine Zwecke verwenden, ich will nur zeigen, daſs die Form vorläufig nicht verwertet werden kann. Nun sagt Niedermann freilich, eine Wurzelform *eil* könne es nie gegeben haben. Warum nicht? Die Gruppe *eil* ist doch nicht etwa unindogermanisch, und selbst wenn sie es wäre, wer bürgt uns denn dafür, daſs *eilex* ein indogermanisches, nicht etwa ein etruskisches Wort sei? Solange es so vollständig isoliert steht, können wir darüber gar nichts aussagen. Oder weist Niedermann *eilex* etwa darum ab, weil eine Wurzel *eil* fehlt? Aber haben wir denn Wurzeln für Erle, Föhre, Eiche, Buche, da ja doch den Zusammenhang des vorletzten Baumnamens mit skr. *ēj* 'schütteln', des letzten mit φαγεῖν heute niemand mehr ernst nehmen wird.

Schlieſslich mag, da Suchier in der neuen Auflage des *Grundr.* 836 an *yeuse* = *'helicem* im Sinne von *ilicem'* festhält, auch das noch einmal gesagt werden, daſs nach Mistral npr. *ęuse* 'Efeu' von *ęuse* 'Steineiche' verschieden ist. Man müſste danach annehmen $\frac{i + ę}{2} = ę$, wenn man Suchiers Auffassung beipflichten wollte.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Notes sur la prononciation française du nom de Shakespeare.

Si le nom de Goethe a dû pendant longtemps s'accommoder chez nous de prononciations hétérogènes dont la versification et la typographie nous ont transmis le témoignage,[1] le nom de Shakespeare ne pouvait guère être plus heureux. Il y avait même là une accumulation de difficultés phonétiques capables de dérouter l'ingéniosité de ceux qui n'imaginaient point que voyelles, diphtongues et consonnes pussent avoir ailleurs une autre valeur qu'en français.[2] Et, ici encore, il est permis d'inférer, de quelques indices typographiques et métriques, certaines habitudes de prononciation courante.

Les premières mentions faites, en français, du nom de Shakespeare ne s'écartaient pas de l'orthographe courante: c'étaient des copies et des reports d'après des originaux anglais, et ni le bibliothécaire royal Nicolas Clément, ni le rédacteur de *l'Inventaire ... des livres* ... de Fouquet n'auraient eu de raisons de s'écarter de la graphie qu'ils avaient sous les yeux. Ni Baillet ni Boyer, de leur coté, ne font infraction à l'usage anglais moyen.[3] A plus forte raison des traductions de l'anglais ne fournissent-elles aucun témoignage: le

---

[1] Cf. mes *Notes sur la prononciation française du nom de Goethe* (*Euphorion* IX, 2—3, 1902).

[2] La conclusion d'un article de M. Gaston Deschamps sur la réforme de l'orthographe témoigne assez de la pérennité de cette tendance. Dans le *Temps* du 5 février 1905, après avoir cité l'opinion d'un correspondant qui demande que les Anglais mettent leur langue écrite d'accord avec leur langue parlée, M. Deschamps reprend la parole: 'Je pense, en effet, qu'on pourrait attendre que les Anglais aient écrit: *Chekspire, lord Saulcebeurré*, etc.'

[3] D'après Jusserand, *Shakespeare en France sous l'ancien régime*, Paris, 1898.

poète anglais est mentionné une fois dans les *Œuvres mêlées* du chevalier Temple,[1] plusieurs fois dans le *Mentor moderne*[2] et dans le *Spectateur ou le Socrate moderne,*[3] sans qu'on puisse discerner quels phonèmes des lecteurs français devaient s'imaginer sous la forme *Shakespear,* la plus communément employée dans ces ouvrages.

Il est probable que ce nom, qui, à partir du premier quart du XVIIIe siècle, sera souvent lancé dans les controverses littéraires, offrait aux Français deux difficultés principales, et que des lecteurs laissés à leurs seules lumières étaient tentés: 1° de prononcer le *Sh* initial comme un simple *S*; 2° de dissocier en *e* + *a* la diphtongue finale. Quant à l'*e* de la deuxième syllabe, il ne devait offrir aucune difficulté, et ne manquait pas, sans doute, de recevoir sa part d'accent et de prononciation dans le mot! Si étrange que paraisse la graphie *Shakees Pear,* qui figure au *Journal des Savants* de 1710,[4] il est possible qu'elle ne fasse que rendre un compte excessif de cette valeur attribuée à l'*e* de la syllabe médiane.

De ces trois façons d'errer — que vraisemblablement ne combattaient pas avec un succès suffisant les prononciations plus conformes de Français qui avaient été en Angleterre, un Voltaire, un abbé Prévost — il est facile de suivre la trace persistante.[5] L'habitude erronée était-elle déjà prise, on menaçait-elle seulement, quand furent imprimées — en 1725 — les *Lettres sur les Anglais et les Français?* Muralt se contentait-il de reproduire l'ortographe qu'il avait employée jadis, en manuscrit, pour écrire ce nom de Shakespeare d'une façon plus conformer à la prononciation qu'il entendait dans la bouche des Anglais? En tout cas, il écrit *Schakspear,*[6] de même qu'il écrit *Schadvel;* et, de la part d'un homme qui écrit plusieurs fois *Houmour* et qui donne d'ailleurs une liste d'*errata* fort soigneuse, il y a certes là autre chose qu'une faute d'impression.

J'en dirai autant de la persistance de la graphie *Shakespéar* dans les *Lettres* de l'abbé Leblanc[7] (concurremment avec *Shakespear* sans accent). Comme on la rencontre aussi sous la plume d'un autre auteur qui connaissait l'Angleterre pour y avoir séjourné,[8] il est permis d'y voir une invite à mettre sur cet *é* une intonation qui rapproche la diphtongue *ea* de la prononciation *eare* anglaise. En re-

[1] Utrecht, 1693.

[2] Je n'ai eu entre les mains que la deuxième édition, La Haye, 1724.

[3] Amsterdam, 1720.

[4] Citée par Jusserand, *ouv. cité,* p. 147.

[5] Je ne serais pas éloigné d'attribuer le cas bien connu de Bodmer, écrivant *Saspar* et *Sasper* en 1740, *Saksper* en 1741, à l'influence de quelqu'une de ces graphies erronées. Pour l'élision du *k,* voir l'exemple cité plus loin de Saurin. Il importe de noter que dans *le Pour et le Contre* de l'abbé Prévost et dans le *Journal étranger,* où le nom de Shakespeare est souvent cité, il ne présente aucune de ces anomalies d'écriture; la graphie *Shakespear* prédomine dans l'un et l'autre.

[6] (Genève) 1725, p. 57.

[7] Notamment pages 80, 83, 84 du tome II.

[8] Grosley dans son *Londres* (Lausanne, 1770), cité par Jusserand, p. 249.

vanche, le *Shakespehar* du Président Hénault,[1] le *Shakespeart* de *l'Observateur français à Londres*[2] témoignent d'une adhésion de l'auteur (ou du typographe, tout au moins) à la prononciation commune: l'*h* de l'un en séparant les deux voyelles de la diphtongue, le *t* final de l'autre en faisant de la syllabe *art* l'analogue de mots comme *part*, *art* etc., invitent le lecteur à prononcer *pe* + *ar*.[3]

Chose curieuse, l'erreur phonétique qui faisait du *Sh* initial l'équivalent d'un simple *S* (peut-être suivi d'une vague aspiration?) semble avoir été plus tenace que celle qui dissociait ainsi les deux lettres de la syllabe diphtonguée. On trouve en effet très longtemps:

'... à la façon de *Sakespear*, le Corneille des Anglais';[4]

'Nous invitons les admirateurs du théâtre anglais à lire les articles *Sakespeare* ...'[5]

'Quelques pensées de Sakespeare'[6]

quand déjà une graphie phonétique démontre que la prononciation correcte de la diphtongue n'est plus ignorée:

Rien, sans l'habit anglais, ne pouvoit réussir.
Au-dessus de Corneille, il mettait *Sakespir*.[7]

ou encore: Emule généreux du fameux Sakespir,
Tu voulais, imitant cet auteur admirable,
A ses rares talens nous forcer d'applaudir ...[8]

Il va sans dire que les auteurs bien renseignés ne se contentaient pas toujours des moyens que nous avons vus (*Sch* ou *péar*) pour indiquer tant bien que mal à leurs lecteurs quelle était la prononciation usitée chez les compatriotes du poète. Si une *Elégie sur la mort de Ducis* renferme encore ce vers:

Schakespear, tu devais naître et mourir deux fois[9]

il y avait longtemps cependant que Saurin avait inséré dans son *Anglomane* la réplique suivante (où la suppression du *k* serait singulière, si Damis n'était un Anglais par occasion et subterfuge):

Eraste. Celui de vos auteurs qu'avant tout autre j'aime,
C'est Shakespéar.
Damis. Nous prononçons, *Chespir*.
Eraste. *Chespir* soit: mais en tout j'admire sa manière.[10]

---

[1] Dans la *Préface* (non paginée) de *François* II.

[2] Cité par Jusserand, p. 225, note 2.

[3] Notons que, par une touchante conformité, le nom du *Roi Lear* était soumis à la même prononciation que celui de son auteur.

[4] *Mercure de France*, oct. 1747, p. 115. C'est l'ordinaire façon dont ce périodique écrit le nom du poète anglais: cf. ses comptes-rendus de La Place en 1746. L'*Année littéraire* écrit généralement *Shakespear*.

[5] *Journal des Debats*, 26 janvier 1804. Variétés.

[6] *Bulletin de Lyon*, 20 thermidor an XII, p. 368.

[7] Boissy, *la Frivolité*, comédie en un acte du vers. Paris, 1753, scène IV, p. 28.

[8] Mlle de Gaudin. A. M. Ducis, sur sa tragédie du Roi Lear. *Almanach des Muses*, 1784, p. 13.

[9] Par Mme Victoire Babois. *Almanach des Muses*, 1819, p. 39.

[10] Saurin, *l'Anglomane, ou l'Orpheline léguée*, édition en un acte, Paris, 1772, scène XII.

Vers le même temps, l'*Année littéraire* (1769, VI, p. 10) remarque au sujet de ce nom: 'Il s'écrit *Shakespear* et se prononce *Cheespir*.' Au commencement du XIXe siècle, Stendhal écrivant à sa sœur a soin de faire suivre le nom du poète de cette parenthèse: 'prononce *Chéquspire*',[1] et Al. Duval, publiant en brochure son *Shakespeare amoureux ou la Pièce à l'étude*, ne néglige pas de mettre en note, comme un renvoi encore nécessaire: 'On prononce *Chekspire*'[2] Précaution d'autant plus utile que c'était la première fois — sous les traits de Talma — que l'auteur *d'Hamlet* devenait un personnage de théâtre. Notons que c'est précisément vers cette époque que Sévelinges, publiant une nouvelle traduction de *Werther*, écrit en note à la première page de sa Préface: 'On prononce Gueûte. Il serait à souhaiter que toutes les fois que l'on imprime le nom d'un étranger célèbre, on donnât en même temps la manière de le prononcer. Faute de les avoir, on peut, dans l'occasion, se trouver exposé à ne pas comprendre, ou à n'être pas compris.'[3] Souci bien légitime! Sans doute l'extraordinaire remuement de l'émigration et des guerres de la Révolution et de l'Empire a-t-il produit déjà, pour ces deux 'étrangers célèbres', ce résultat de mettre quelques hommes de lettres et journalistes en mesure de garantir à des compatriotes ignorants une prononciation plus orthodoxe. Et désormais, si les poètes hésitent encore entre deux ou trois écritures du nom de Shakespeare, ils ne sont plus tentés de lui ajouter une syllabe inutile dans la prononciation:

Mais elle avait Shakspear pour élargir son régne...
(A. Dumas, *Christine*, acte I, sc. 2.)

C'est ainsi qu'à Straffort l'Angleterre idolâtre
Couronnait dans Shakspear le père du théâtre...
(Cas. Delavigne, Discours en l'honneur de Corneille.
Alm. des Muses, 1830, p. 260.)

Il va sans dire qu'ensuite, pour Musset, pour Banville, Shakespeare fournit une rime féminine, quelle qu'en soit l'orthographe:

L'autre, comme Racine et le divin Shakspeare,
Monte sur le théâtre, une lampe à la main ...
(Musset, *la Coupe et les Lèvres*, Dédicace.)

Toute création à laquelle on aspire,
Tout rêve, toute chose, émanent de Shakspere...
(Banville, *Cariatides*, *la Voie lactée*.)

[1] *Lettres intimes*, p. 29: lettre du 10 pluviôse an XI.
[2] Paris, an XII, p. 2. L'année précédente, dans le prologue de son *Guillaume le Conquérant*, Duval avait fait figurer le nom de Shakespeare, réduit à deux syllabes sous cette forme: Ou Shak'spear ou Schiller vous servit de modèle.
[3] C. L. Sévelinges, *Werther*, traduit de l'allemand sur une nouvelle édition. Paris, an XII, 1804, p. VIII, note 1.

Lyon. Fernand Baldensperger.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Andreas Heusler, Lied und Epos in germanischer Sagendichtung. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1905. 52 S.

Eine inhaltsvollere Schrift ist auf dem Gebiet der Heldensage seit lange kaum erschienen als dies schmale Heftchen. Wohl kündigt H. als seine Absicht nur an, W. P. Kers 'gedankenreiches Buch' *Epic and Romance* (London 1897) nach seinem wesentlichen Inhalt zur allgemeineren Kenntnis zu bringen; und schon das wäre verdienstvoll, denn das wichtige Werk des Engländers (dessen Bekanntschaft ich auch nur Heuslers persönlichem Hinweis danke) scheint bei uns kaum beachtet zu sein. Tatsächlich aber führt H. nicht nur Kers Gedanken — unter gelegentlich auch bessernder Kritik — vor, sondern gibt selbständig eine knappe Darstellung neuer Theorien zur *Naturgeschichte des Epos*.

In dem einen Hauptpunkt zwar könnte seine Polemik gegen die herrschende Theorie überflüssig scheinen. Gibt es wirklich noch Forscher, die sich ein Epos durch bloſse 'Summierung' von Einzelliedern entstanden denken? Lachmann und auch noch Müllenhoff durften glauben, nach Ausscheiden der 'Interpolationen' die 'echten Lieder' unmittelbar zu erhalten; so einfach aber stellen sich doch wohl auch ihre Nachfolger die Sache nicht mehr vor.

Aber es ist vollkommen richtig, daſs der stilistische Unterschied, der zwischen 'Lied' und 'Epos' besteht, den deutschen Forschern keineswegs klar genug zum Bewuſstsein kommt, und daſs ihre Kritik dem Unterschied des Tempos (S. 22), der zwischen dem knappen Lied und dem breiten Epos waltet, daher nicht gerecht wird. In der Herausarbeitung dieses Unterschiedes liegt das gröſste Verdienst von H.s Werkchen. Wenn man sieht, wie Wilamowitz' geniale neueste Geschichte der hellenischen Literatur diese eigentlich nur als Stilgeschichte behandelt, oder wenn man neuere (und auch ältere) französische Monographien zur Literaturgeschichte vergleicht, erkennt man nicht ohne Beschämung, wie weit wir trotz Scherer und seinen ersten Schülern hier zurückgeblieben sind.

Aus dieser stilgeschichtlichen Erkenntnis zieht H. nun aber weitergehende Schlüsse. Er leugnet jene Zwischenstufe zwischen Lied und Epos, die wir als zyklisches Lied oder Kettengedicht zu bezeichnen pflegen. Er glaubt an einen plötzlichen, radikalen Umschwung der Darstellungsweise (vgl. bes. S. 32), der um das Skelett des fertigen Liedes die 'Mastkur der epischen Breite' (S. 51) wuchern lieſs.

Hier nun kann ich ihm nicht folgen. Das reine 'Ereignislied' der Edda (vgl. S. 13 f.) scheint mir allerdings durch die eddische Philologie selbst (H. Z. 32, 402) verbürgt, und Jónssons Widerspruch (*Oldnordisk Lit. Hist.* I, 117 f.) hat mich nicht überzeugt. Das karikierende Selbstbekenntnis des Dichters aber, das H. (S. 27) als unentbehrliche Voraussetzung der 'Sammeltheorie' auffaſst, kann man von einem Rhapsoden nicht verlangen, der, statt die Werbungsfahrt aus der 'ganzen Geschichte

von Siegfried, Kriemhild und Brunhild' herauszugreifen, die uralte Tradition einfach fortsetzte, für die die Erzählung von Autharis Brautfahrt zeugt. Die Eddalieder wie Reg. und Fáf. scheinen mir auch nur als Glieder einer Kette verständlich. Allerdings lehnt H. ihr Zeugnis ab, weil sie schwer zu beurteilen seien; sündigt er aber da nicht, wie nach seinem eigenen treffenden Urteil sonst die Germanisten, die (S. 52) ihren Reichtum nicht zu nützen wissen?

H.s Hauptargument gegen Lieder ἐξ ὑπολήψεως ist (S. 18), dafs jedes Einzellied bis zum Schlufs gehe, den Ausgangspunkt der Fabel mit enthalte. Allerdings gibt er selbst Ausnahmen zu, die aber motiviert seien. Zunächst nun sehe ich gerade in der üblichen Bezugnahme auf den Schlufs den Beweis der ὑπόληψις: an diesem bekanntesten, festen Teil werden die Lieder verankert, so dafs ihre Zusammengehörigkeit markiert war. Dann aber ist die Art dieser Bezugnahme doch zu verschieden, um gerade auf sie weitere Folgerungen zu bauen. Oft ist es nur ein abbrechender Akkord, wie die Berichte vom späteren Schicksal des Helden in den älteren englischen Romanen, so etwa in der Prosa von H. Hj. II; ein andermal nur ein lyrisches Echo, wie in Vkv. Und darf man die Götterlieder von ausgesprochener Einzelhandlung wie Skirn. ganz von den Heldenliedern absondern?

Zur Stütze seiner Theorie gibt H. aufser kurzen — nur zu kurzen — Besprechungen des Beowulf (S. 36), des Waltharius usw. ein englisches und ein dänisches Analogon (Robin Hood S. 36 f., Mask Stig S. 41 f.). Über diese selbst habe ich kein Urteil; die Beweiskraft der Analogien aber schlage ich nicht allzu hoch an: nicht, weil ich mit Nöldeke jedem Volksepos eine völlig isolierte Entwickelung zuschreiben möchte, sondern weil nach H.s eigener Auffassung hier schon die 'Lieder' in die Epoche epischer Breite fallen. Übrigens sind H.s Vergleiche seiner Ergebnisse mit den Voraussetzungen der Sammeltheorie (S. 40, 45) sehr lehrreich — nur dafs er eben auch hier diese Theorie mechanischer nimmt als wohl ihre meisten Anhänger.

Dafs zwischen den 'Liedern' und den 'Epen', die beide H. vortrefflich charakterisiert, eine Zwischenstufe bestand, in der die einfachen 'Ereignislieder' sich dem epischen Stil annäherten und gleichzeitig (wie die breiter entwickelte Novelle oder das voller gestaltete Märchen überall) dem Zyklus zustrebten — dies scheint mir der Verf. nicht widerlegt zu haben, und dies scheint mir nach wie vor schon durch die Edda allein ausreichend bewiesen. Aber auch wenn hierin die ältere Theorie bestehen sollte, gibt Heuslers Stilkritik ihr ein ganz neues Ansehen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Ludwig Geiger, Goethes Leben und Werke. Einzeldruck aus: 'Goethes sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von L. Geiger. Mit zwei Bildnissen, Faksimile und Registerband'. Leipzig, Max Hesses Verlag.

'Keine Biographie im gewöhnlichen Sinne' hat sich der Verfasser zur Aufgabe gesetzt, 'keine blofs eingehende Darstellung der Lebensereignisse Goethes, sondern eine Einführung in das Verständnis seiner Werke und seines Wesens.' Dem 'grofsen Publikum', für das die Arbeit ausschliefslich bestimmt ist, nur eine intime Kenntnis seiner Liebschaften und Privatverhältnisse übermitteln, wie es so häufig geschehe, heifse den Zweck verfehlen. Viel wichtiger als diese Einzelheiten, wenn sie gleich nicht übergangen werden dürften, sei die Belehrung über des Meisters Stellung zur Politik und Religion; über seine Bedeutung als Lyriker, Dramatiker und Epiker; eine Darlegung seiner Kunstlehren, seiner Anschauungen von Geschichtlichem und Geschichte; eine Übersicht seiner eigenen geschicht-

lichen Arbeiten; endlich noch eine Würdigung der Art, wie er seine Briefe schrieb und seine Tagebücher redigierte.

Von alledem wird denn auch kurz und bündig, wie es der knapp zubemessene Raum verlangte, in neun Abschnitten auf 200 Seiten gehandelt: vollständig und gediegen und gemeinverständlich genug, vielleicht aber doch ein wenig allzu literarhistorisch, mit allzu heroischem Verzicht auf persönliche Ansicht und persönliche Darstellung. Wir wollen das grofse Publikum immer noch zu gründlich, zu fachwissenschaftlich 'bilden', und erziehen ihm so, gegen unseren Willen, ein verstandesmäfsiges Verhalten zur Kunst an, statt zu wecken, zu entwickeln, was an aufnehmenden künstlerischen Fähigkeiten untätig und verschüchtert in ihm liegt. Wo es gilt, Liebe zur Kunst und wahres Verständnis in weiteren und weitesten Kreisen zu fördern, sollten wir uns, meine ich, inniger und bewufster an Alfred Lichtwark und die Seinen anschliefsen, sollten diesen eifrigen und erfolgreichen Nachbarn die rechte Volkserziehung ablernen, die ja nach Wesen und Art dieselbe sein mufs auf allen Kunstgebieten.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Max Batt, The treatment of nature in German literature from Günther to the appearance of Goethes Werther. (Diss. Chicago.)

'The treatment of nature' ist ein Lieblingsgegenstand amerikanischer Literaturforschung geworden. Aber mag die Aufgabe ursprünglich nur deshalb so allgemein bezeichnet worden sein, weil ein geläufiges Wort für Naturgefühl mangelte: Tatsache ist, dafs man sie nun auch so allgemein behandelt. Unter Sammelworten wie: Himmelserscheinungen, Jahreszeiten, Gebirge, Gewässer usw. wird eine Anzahl von Stellen aufgereiht, in denen der Dichter irgendwie auf das in der Überschrift Angegebene Bezug nimmt, ohne dafs von vornherein und grundsätzlich unterschieden würde zwischen dem, was er neu aus eigener Anschauung und Empfindung schöpft, und dem, was er aus der Überlieferung wiederholt. Diesem statistisch-topographischen Verfahren soll sein Nutzen nicht aberkannt werden — besonders nicht nach der kulturgeschichtlichen Seite hin. Allein es haftet, scheint mir, in bedauerlicher Weise solchen Versuchen der Charakter des Halbgetanen, der blofsen Vorarbeit an, wo sich doch — mit einer weniger äufserlichen Behandlungsart — sogleich Befriedigenderes gewinnen, ja in vielen Fällen Endgültiges und Abschliefsendes erreichen liefse.

Was ich hiermit über die Methode zu bedenken gebe, bedeute keineswegs eine Herabwürdigung der vorliegenden, in ihren Schranken sehr tüchtigen Dissertation! Auf Grund ausgebreiteter und sorgfältiger Studien bietet sie mancherlei neue Beobachtungen, besonders in den Abschnitten Letters und Travels. Auch die Schlufsbetrachtung zeugt von anerkennenswerter Beherrschung des gesamten Gebietes.

Freiburg i. B. R. Woerner.

R. Petsch, Vorträge über Goethes 'Faust'. Gehalten im Ferienkurs für Lehrer 1902. (Würzburger Hochschulvorträge B. I.) Würzburg, Ballhorn u. Cramer Nachf., 1903. 198 S.

Der Verfasser ist der schwierigen Aufgabe, ein gemeinverständliches Modell unserer gröfsten Dichtung aufzubauen, für den ersten Teil besser als für den zweiten gerecht geworden. Hier begegnen nicht blofs seltsame Hypothesen (Homunkulus von Mephisto erschaffen! S. 142), die als sichere Tatsachen vorgetragen werden, und allzu feine Ausdeutungen (über den Famulus Wagner S. 139, vgl. aber S. 149; über das innere Licht S. 190 u. ö.), sondern vor allem geht hier über zu ausführlicher Deutung von Kleinigkeiten (Einzelinterpretation des Mummenschanzes u. dgl.) die



übersichtliche Führung verloren. Verzeihlich finden wir es freilich, dafs P. hier Schwierigkeiten leichter Hand eliminiert; denn vielleicht haben die, die die Frage der Wette nicht so einfach abzutun vermögen, nicht 'dicke Ohren' (S. 192), sondern eher zu feine. Die Erklärung des ersten Teils ist dagegen im allgemeinen recht glücklich. Wohl begegnen auch hier Gesuchtheiten (zum 'Gesetz' S. 62) und kleine Lapsus, wie dafs Lavater der Jesuiten-Riecher sein soll (S. 102; ebenso z. B. zum zweiten Teil: Goethe habe zwischen Neptunisten und Vulkanisten eine Mittelstellung eingenommen, S. 150), und anfechtbare Deutungen, wie über den Zweck der Osternachtszene (S. 48); aber dafür entschädigen glückliche Zitate und Verwendungen ('Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang' S. 30; 'über' die Historie S. 46) und vor allem eine herzenswarme und doch verständig-klare Auseinandersetzung.

Berlin. **Richard M. Meyer.**

N. Lenau, Poète lyrique. Par L. Reynaud. Paris, Société nouvelle de Librairie et d'Edition, 1905. XVII, 461 S.

Das Ziel seines Buches formuliert der Verfasser in der Vorrede so: 'Nous nous sommes proposé ici, en substance, de soumettre l'organisation morale et la production lyrique du poète à une analyse aussi exacte et aussi complète que possible, pour essayer de déterminer les rapports profonds qui les unissent.' Er glaubt aber seine Aufgabe noch weiter fassen zu müssen. Aus der Analyse von Leben und Kunst dieses einen Dichters, der ihm einen bestimmten Typus zu vertreten scheint, soll etwas für die Wertmafsstäbe der Ästhetik überhaupt gewonnen werden (S. IX). Er glaubt hier eine Art Schulfall zu haben für das seiner Meinung nach höchster Künstlergröfse Verderbliche einer Organisation, in der Sinnen- und Gefühlsleben ein völliges Übergewicht über die logischen Fähigkeiten und den bewufsten Willen erlangt haben. Der mangelnden Kraft, sich durch eine selbständige feste Weltanschauung über das Chaos seiner Empfindungen und Impulse denkend zu erheben, der unsicheren inkonsequenten Lebensführung müsse der Gehalt der Kunst entsprechen, vor allem aber auch Mängel der artistischen Form. 'Le poète a succombé là même où l'homme avait succombé, car les lois de la production artistique ne sont qu'une transposition des lois de l'existence réelle. Le rythme des pensées et des mots n'est en dernière instance que l'expression du rythme des actes.' R. gelangt aus dieser Grundanschauung heraus zu einer Verwerfung aller Epochen, in denen die stärksten Kunstleistungen von Naturen ausgingen, denen es nicht gelang, ihr Leben zu harmonisieren, mit ihrem inneren Reichtum als gute Haushalter zu verfahren. Die Romantik ist ihm besonders antipathisch. Eine gewisse Warnung vor der Überschätzung der Romantik mag heute, wo man in aller Freude an ihrem wiederentdeckten Reichtum geneigt ist, ihre Grenzen zu übersehen, vielleicht am Platze sein. Doch R.s Art der Ablehnung, wie sie sich auf S. XV und öfter offenbart, ist in ihrer Einseitigkeit kaum haltbar. Seine Abneigung gegen moderne, sich mit romantischer Art berührende Kunst scheint mir seiner Betrachtung Lenaus von vornherein eine gewisse Richtung gegeben zu haben, weil er in Lenau einen seelischen Typus erkennt, dessen Steigerung jene 'verderblichen' Erscheinungen zeitigen kann. Diese pädagogischen Absichten trüben vielleicht hier und da die Objektivität der Betrachtung, obwohl ich ein Verdienst des Buches darin sehe, dafs es die Grenzen von Lenaus Kunst nicht aus dem Auge verliert.

Gegen R.s allgemeine Anschauungen läfst sich gewifs manches einwenden. Eine so bündige Beantwortung der alle Ästhetik beschäftigenden Frage nach dem Grundverhältnis von Leben und Kunst liefse sich meines Erachtens immer nur auf Grund eines sehr grofsen, sorgfältig durch-

gearbeiteten psychologischen Materials geben. Eine Betrachtung der verschiedenartigsten Künstlerpersönlichkeiten unter diesem Gesichtspunkt müfste voraufgegangen sein. Und auch dann bedarf es in der Anwendung des etwa Gefundenen gröfster Vorsicht: eine seelische Organisation, die dem Dramatiker verhängnisvoll werden mufs, braucht es nicht für den Lyriker zu sein. Das, was man künstlerische Intelligenz nennt, kann ein Lyriker im hohen Mafse besitzen, der nie mit seinem Denken Herr des Lebens wurde. Bei dem Gedanken über die Erscheinungen auf künstlerischem Gebiet, die der Willensschwäche im Leben entsprechen, wäre schärfer zu scheiden zwischen den lebenshungrigen Impulsmenschen, die alle Kraft im Leben verschwenden, denen keine Mufse zur künstlerischen Konzentration bleibt, und den willensmatten Naturen, die, scheu vor dem Leben, die Kunstübung als einzige Lebensbetätigung leidenschaftlich umklammern und die von der Kunst allmählich verzehrt werden. Hier wird der gröfsten Willensschwäche im Leben eine sehr sichere Beherrschung der Kunstform parallel gehen. Gerade die österreichische Literatur lädt zur Beobachtung dieses Typs ein. Gehört Lenau nicht dem zweiten Typus an, auch nach R.s eigener Darstellung?

Der Künstler würde allerdings immer da unterliegen, wo der Mensch unterliegt, wenn er nur das ausdrückte, was er ist, nicht auch was ihm mangelt; wenn alle Kunst nur aus dem verwirklichten Sein, nicht auch aus der Sehnsucht eines Menschen entstünde. Wie weit freilich einer solchen Natur die reife, künstlerische Gestaltung dessen möglich ist, was ihrem eigenen Sein widerspricht, das wird von der Selbsterziehung bedingt sein. Aber vor allem von der auf Kultur der Sinnlichkeit und Phantasie gerichteten: von der wohl erziehbaren Fähigkeit, sich anschauend in fremdes Leben zu versenken — eine Gabe, die doch wohl nicht direkt von intellektueller und moralischer Kultur abhängt. Ein bekanntes Beispiel ist C. F. Meyer, der die Renaissance gestaltet. Aber wie gesagt: mit Einzelbeobachtungen kommt man diesem Problem nicht sehr nahe, hier bedarf es einer breiten, empirischen Grundlegung.

Durch solche Einwände ist noch nichts darüber ausgesagt, wie weit in diesem einen Fall die These zutrifft, wie weit das Problem Lenau durch R. erschöpft wird. Er betrachtet im ersten Teil des Buches: 'Les sources de l'œuvre lyrique: l'homme' das Seelenwesen Lenaus, wie es sich in seinem Verhältnis zur Natur offenbart, wie es in der Art, die Umstände, die Menschen, namentlich die Frauen, auf sich wirken zu lassen, in den Unregelmäfsigkeiten seines Lebens, in seinen Beziehungen zur Philosophie und Literatur zutage tritt. Im zweiten Teil: 'L'œuvre lyrique' sucht er die Spiegelungen dieses Seelenwesens in der Lyrik, strebt, das Walten der gleichen Haupttendenzen, die das Leben beherrschen, nachzuweisen.

In der Charakteristik, die er am Ende der ersten Partie gibt, wiederholt er zum Teil das, was Roustan in seiner trefflichen Lenaubiographie zusammenfassend gesagt hatte. Er betont die nervöse Empfindlichkeit, das Vorherrschen der 'sensibilité', das jähen Impulsen gehorchende Temperament, den Mangel an 'energie réfléchie'. Viel mehr Bedeutung als Roustan oder Castle mifst er dem Einflufs literarischer Moden auf Lenaus Leben und Kunst bei. Erwägenswert sind die Betrachtungen über das, was 'Literatur' in Lenaus Leben war, aber R. überschätzt doch wohl diese Einflüsse; namentlich spielt der Byronismus, dessen Wichtigkeit andere Betrachter ganz zurückgedrängt hatten, eine zu grofse Rolle. Roustan bewertete Lenaus philosophisches Denken höher als R. es tut. 'La sensibilité mobile et inquiète, qui constitue le caractère de Lenau comme elle est la source de sa poésie, n'est qu'une face de cet être complexe. A côté de l'instinctif et de l'impulsif substituent un intellectuel et un analyste.' R. sieht viel mehr den Mangel an Konsequenz, Tiefe, Selbständigkeit in Lenaus Denken. Man kann ihm den Denker Lenau preisgeben: den Ge-

dankeninhalt der epischen Dichtung nicht hoch einschätzen, aber es ist nicht zu verkennen, daſs es dem Dichter gelang, durch dieses immer wieder begonnene Ringen um die Weltanschauung seiner Lyrik Tiefgang zu geben. Hier zeigt sich eine Willenskonzentration des Künstlers, die sogar Grillparzers herbe Verse anerkennen, und die R. mir nicht genug zu beachten scheint. Sehr wünschenswert wäre es gewesen, daſs die Phantasie Lenaus eine zusammenhängende Darstellung erfahren hätte. Ansätze dazu finden sich öfters in R.s Buch, aber der Anteil der Phantasie an Leben und Kunst Lenaus wird viel weniger beachtet als der der Gefühlssphäre, der nervösen Empfindlichkeit. Castle und Walzel hatten darauf hingewiesen, daſs viel von Lenaus Eigenart aus der Psychologie des Österreichers überhaupt zu erklären ist. Die Verfolgung dieser Spur läſst sich R. entgehen. Ferner: er führt die Eintönigkeit in der Grundstimmung, die Lenaus Kunst trotz aller Farbigkeit zeigt, wesentlich auf die Grenzen seiner intellektuellen und moralischen Persönlichkeit zurück. Aber hier wäre eben zu fragen, ob nicht vielmehr eine zu enge Ausbildung der anschauenden Fähigkeit daran schuld ist. Ob Lenau nicht — was ihm durch Denken nicht oder nur spät gelang — von den einseitigen Forderungen seines Gefühls sich hätte bis zu einem gewissen Grade befreien können, wenn er es vermocht hätte, sich anschauend auch in die Erscheinungen zu versenken, die seinem Gefühl nicht sofort antworteten. Der 'Kult seiner Melancholie' verhinderte das. Aber ob nicht Lenau, ganz abgesehen von einer Erziehung des praktischen Willens, durch eine nicht nur intensive, virtuose, sondern auch extensive Entwickelung seiner anschauenden Fähigkeit, nicht mittels ethischer, sondern ästhetischer Kultur zu einer Befreiung von diesem Kult, zur Aufweitung seiner Kunst gelangt wäre? Vielleicht hätte eine Untersuchung in dieser Richtung, namentlich eine Betrachtung der Anläufe, die Lenau zuweilen nimmt, eine Lebensform darzustellen, die der seinen entgegengesetzt ist, die Formel etwas erweitert, mit der R. ihn zu erklären sucht.

R.s These bedurfte vor allem stärkerer Stützen durch den Nachweis, daſs dem Mangel an Lebensbeherrschung ein Versagen des künstlerischen Ordnungsgeistes in Lenaus Dichtung entspricht. Dieser Nachweis ist nicht völlig erbracht. Freilich, die mangelhafte Komposition der Epen ist unbestreitbar. Aber diese Enge der Begabung beim Lyriker braucht wahrlich nicht auf einer solchen Seelenbeschaffenheit zu beruhen. Uhland, der klare, wissenschaftlich geschulte Geist, der feste, sein Leben beherrschende Mann, war ebenso unfähig, ein Drama oder Epos zu komponieren, wie der Impuls- und Stimmungsmensch Lenau: er war eben nur Lyriker. Was nun das eigentlich lyrische Gedicht und das lyrisch-epische Stimmungsbild betrifft, so stehen neben den unvollkommen komponierten Gedichten, die R. auf S. 432 anführt und deren Zahl man übrigens leicht um eine Reihe miſslungener Reflexionspoesien erweitern könnte, genügend andere, die strengste künstlerische Besonnenheit im Gesamtaufbau wie im einzelnen verraten.

Die Analyse von Lenaus Lyrik im zweiten Teil des Buches enthält auſserordentlich viel Feines. Besonders anregend ist im Kapitel 'Vérité et poésie' dargestellt, wie Erlebnis, Phantasie und literarische Tradition die Stilisierung des Themas der Berta-Lieder beeinfluſsten. Die Behandlung des Lenauschen Naturgefühls führt in einigen Punkten weit über das hinaus, was etwa Geskys mit hilflosen Beiwörtern an Lenaus Kunst herumtastende Studie geben konnte. R. begnügt sich nicht, zu klassifizieren, er erkennt die Probleme. Er gibt im Kapitel 'L'art de Lenau' eine besonders dankenswerte Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Lenaus theoretischen Ansichten über Naturlyrik und der Entwickelung seiner eigenen Naturpoesie. Die Ausdrucksmittel von Lenaus Kunst werden feinfühlig gewertet. Manches ist zu modifizieren, die Beobachtungen über

das Stilistische sind hier und da zu erweitern; im ganzen liegen hier die gröfsten Vorzüge des Buches.

Im einzelnen liefse sich noch manches bemerken. Ein Vergleich mit anderen Dichtern des Meeres, der Heide, des Hochgebirges wäre vielleicht der genaueren Entscheidung der Frage zugute gekommen, wie weit es nur auf Lenaus eigenstes Temperament zurückzuführen ist, dafs ihn wesentlich eine Natur in grofsartiger Trostlosigkeit oder in leidenschaftlichem Aufruhr künstlerisch erregt, wie weit die Landschaften, in denen er hauptsächlich lebt, auch auf andere Künstlernaturen so zu wirken pflegten. Zu solchen psychologischen Vergleichen konnte Ratzels trefflicher Aufsatz (Beilage zur *Allgemeinen Zeitung* 1903, Nr. 218 bis 220) anregen, der R. leider entgangen ist. In dem Kapitel 'Son tempérament physique et morale' befremdet zuweilen die gleichwertige Behandlung der Zeugnisse; mehr noch die Art, wie die Neigung und Fähigkeit, sich durch musikalische Erlebnisse im tiefsten erschüttern zu lassen, mit Lenaus Schwäche für physische Reizmittel, wie Kaffee und Tabak, in engstem Zusammenhang behandelt werden. R. hat das ungünstigste Urteil über Sophie Löwenthal und ihren Einflufs auf Lenau. Er gibt die vorsichtig abwägende Behandlung dieses Verhältnisses auf, die Minor mit Recht (*Anzeiger f. d. A.* 1892) anwendet, betont auch nicht genug Lenaus Kampf mit seiner Leidenschaft. Vor allem aber kann ich dem Urteil nicht beistimmen, dafs Sophie ebenso unheilvoll auf Lenaus Kunst einwirkte, wie sie zweifellos auf sein Leben gewirkt hat. Mag man R.s Urteil über 'Savonarola', über die 'Liebesklänge' unterschreiben — man darf die ebenfalls an Sophie gerichteten Sonette 'Stimmen' (s. Mayer, *Zeitschrift für österr. Gymnasien* 1898) nicht vergessen, die einen Höhepunkt in Lenaus Kunst darstellen. Ebensowenig den Anteil, den die tiefe Erschütterung durch diese Leidenschaft an dem neuen, durch die Philosophie nur befreiten Daseinsgefühl der 'Waldlieder' hat. Nur auf Grund einer grofsen tragischen Erfahrung war diese Auffassung des Lebens zu gewinnen. Nie hätte er ohne seine Liebe zu Sophie den 'Don Juan' schreiben können. Auf den inneren Anteil dieser Leidenschaft an der Entstehung des 'Don Juan' hat Castle besonders hingewiesen. Hier gibt Lenau mehr als einzelne Erschütterungen, Vibrationen der Seele. Er vermag hier das, was R. bei ihm vermifst: seine persönlichen Leiden in einem grofsen Zusammenhang als etwas typisch Bedeutsames zu erfassen. Denn nicht so sehr Don Juans Seele als die Gewalt und das Schrecknis der sinnlichen Liebe überhaupt ist der Held dieser in ihren besten Partien lyrischen Dichtung.

Wenn schon Roustans Darstellung der österreichischen Literaturzustände den Vorwurf erfahren hat, zu sehr grau in grau zu malen, wenn anderseits Walzel einen Hauptvorzug von Castles Biographie darin sieht, dafs er in dem Eingangskapitel 'scharf umschreibt, welche Fülle von Anregungen literarischer und künstlerischer Art sich am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Wien und in Österreich zusammenfindet, Anregungen, die der folgenden Blütezeit zur Begründung dienen', so werden die Seiten, die R. den Wiener Literaturverhältnissen widmet, kaum der Kritik der Spezialkenner entgehen. Man vermifst übrigens an dieser Stelle im Literaturverzeichnis Minors Aufsatz *'Zur Bibliographie und Quellenkunde der österr. Lit.-Gesch.': Zeitschrift für österr. Gymnasien* 1886.

Die Art, wie Lenau philosophischen Einflüssen unterliegt, betrachtet R. eingehend und mit Sorgfalt. Der Gedanke, dafs auch der philosophische Gehalt des 'Cain' für die Entwickelung der Weltanschauung in Betracht komme (S. 212), ist zu beachten. Nicht tief genug scheint mir R. zu graben bei der Behandlung des Problems, wie gerade Hegels System, das doch den Rausch der logischen Fähigkeit darstellt, von Lenau, dem Impuls- und Stimmungsmenschen, den bisher alle intellektualistischen Philosophien auf die Dauer abgestofsen hatten, so assimiliert werden konnte,

ja, wie es ihm, als er schon der Zerstörung zueilte, noch eine Nachblüte seiner Kunst schenkte. Das Zurückdrängen der 'freien Dichtungen' Lenaus bei der Analyse seiner Lyrik hat doch manche Bedenken. Es steckt so viel Lyrik in diesen episch und dramatisch verkleideten Dichtungen; namentlich für die lyrische Sprachkunst bieten sie sehr viel. Ferner hätte zu dem von R. ausführlich behandelten Thema 'Vérité et poésie' doch schliefslich auch die freie Umbildung des dem Dichter vorliegenden Stoffes gehört, wenn auch das Resultat nur Material zur vergleichenden Ergänzung der für das Verhalten des Lyrikers gefundenen Ergebnisse sein konnte. Die Studien von Bolte, Prosch, Castle haben hier vorgearbeitet. Im Kapitel 'Par la Nature à l'absolu' bieten die ersten Seiten der Kritik manchen Angriffspunkt. Die Definition, die R. hier vom Impressionismus gibt, ist unzureichend. Schon der technischen Behandlung wegen scheint es mir übrigens unmöglich, die hier angeführten Gedichte Lenaus impressionistisch zu nennen. Auch ist es nicht richtig, den 'Postillon' unter die Gedichte zu rechnen, die Eindrücke flüchtig erhaschen, ohne dafs eine tiefere Gefühlsauffassung die Wiedergabe der Eindrücke beseele. Er gibt ein Urthema Lenaus: die geheimnisvolle Nähe von Tod und Leben in Natur und Menschendasein mit elegisch gefühlvoller Betonung. Die Wechselbeziehung zwischen Natur und Seele durchklingt das Gedicht, nur leiser, diskreter als anderwärts. Dafs Lenau in dem Brief an Emilie Reinbeck vom 8. Juni 1832 technische Versuche des modernen lyrischen Impressionismus theoretisch vorausnimmt, hatte schon R. M. Meyer bemerkt (*Die deutsche Literatur des 19. Jh.*, 1900, S. 876). Es bleibt ein Verdienst R.s, sich an dem Problem 'Lenau und der Impressionismus' versucht zu haben.

Zusammenfassend möchte ich sagen, dafs dieses Buch zwar infolge einer gewissen Einseitigkeit des Kunstgeschmacks und zu scharfer Anspannung mancher an sich richtiger Gedanken Lenaus Wesen nicht erschöpft, dafs es aber doch in sehr vielen Punkten, namentlich für den Künstler Lenau aufschlufsreich ist, Vorzüge und Grenzen seiner Art scharf umschreibt und, wenn auch oft zum Widerspruch, so doch jedenfalls zum Nachdenken über die Lenauprobleme anregt.

Berlin. Helene Herrmann.

Th. Fontanes Briefe an seine Familie. XII, 316, 342 S. Berlin, F. Fontane u. Co., 1905.

Diese Auswahl aus den zahllosen Familienbriefen des eifrigsten Briefschreibers unter unseren neueren Schriftstellern und des am meisten literarischen unter unseren Briefschreibern ist von den Verwandten mit anerkennenswertem Absehen von persönlichen und familienhaften Rücksichten veranstaltet. Für das Verständnis Fontanes ist sie daher unschätzbar, aber auch für seine gesamte 'Umwelt'; man könnte das Buch ruhig nach dem Muster des Fontanischen über Scherenberg 'Theodor Fontane und das literarische Berlin von 1852—1898' benennen. Und wenn seine Bücher zuweilen wie eine blofse Sammlung von Briefen und Gesprächen wirken, mutet umgekehrt diese Sammlung wie ein Roman an. Mit der entscheidenden Reise nach England beginnt sie, und ein geistreicher Zufall läfst den Brief, den Fontane am Morgen seines Todestages schrieb, mit den Worten beginnen: 'Dies sind nun also die letzten Zeilen!'

Literarisch also sind die beiden Bände noch bedeutsamer als literarhistorisch: überquellend von Witz und Weisheit, feiner Beobachtung und tiefsinniger Verallgemeinerung. Etwas Roman steckt in jedem Brief: F. stilisiert immer, und vor allem sind seine bitteren Klagen über Welt und Leben ein wenig im Sinne der Goethischen Verse zu nehmen:

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklem Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Wir wollen übrigens den Ernst seiner jahrzehntelangen Verstimmung nicht leugnen: bot doch die unglaubliche Verkennung seiner Bedeutung Grund genug dazu, während er äufsere Bedrängnis leichter und zuweilen fast leichtsinnig trug. Für die literarischen Zustände in jenem halben Jahrhundert sind diese Klagen auch nur zu bezeichnend; zieht man von seinen Betrachtungen über Verleger, Publikum, Cliquen die stilistische Steigerung und die persönliche Vergröfserung ab, so bleibt genug übrig — um unsere Zeit zu rechtfertigen!

Mit jenen beiden Kautelen sind auch die literarischen Urteile aufzunehmen, um derentwillen wir ein Namenverzeichnis besonders lebhaft vermissen. Besonders wichtig ist der Wechsel der Stimmungen über W. Scott, höchst charakteristisch die Stellung zu Zola. Über P. Heyse fällt manch bezeichnendes Wort; an Spielhagen und Hopfen mifst F. sich selbst — und sieht sich von anderen an Brachvogel gemessen! Freudige Zustimmung zu einem vergessenen Buch von Parisius beweist, wie eng F. mit dem Altberliner Roman überhaupt zusammenhängt.

Erstaunlich ist die Sicherheit seiner Selbstkritik, besonders auch über seine Gedichte. Aber über sein ganzes Wesen findet man Urteile von unbeirrbarster Sachlichkeit; wir geben die Stellen nicht an, damit das ganze Buch um so eifriger gelesen werde. Dann werden den Leser auch die überraschendsten historischen Momentbilder belohnen!

Berlin. **Richard M. Meyer.**

The nation's need. Chapters on education. Edited by **Spenser Wilkinson.** Westminster, Archibald Constable & Co., Ltd. 311 S. 8°.

Der Herausgeber dieser Sammlung von Aufsätzen verschiedener Verfasser zum Thema der öffentlichen Erziehung hat sich sonst auf einem anderen Gebiete bewegt, das offenbar auch das ihm selbst vertraute ist: er behandelte in einer Reihe von zum Teil umfangreichen Büchern die Fragen der englischen Landesverteidigung, die Reformbedürfnisse der Armee und Verwandtes. Auch hier betrifft sein eigener, die ganze Sammlung abschliefsender Beitrag die allgemeine und die berufstechnische Ausbildung der Offiziere des Landheeres und darauf die der Marineoffiziere. Aber er sucht die wahren nationalen Bedürfnisse nun in gröfserer Tiefe und läfst zu diesem Zweck allerlei Stimmen laut werden über die einzelnen Gebiete des Erziehungswesens und das, was zurzeit innerhalb derselben fehlt und was anzustreben wäre. Die so gewonnenen, dem einleitenden Aufsatz folgenden Abschnitte sind überschrieben: The Elementary School, by F. S. Marwin; Local and Central Government, their Relation in Education, by Graham Wallas; Primary Education of Girls, by Catherine J. Dodd; Hygiene and Household Economics, by Alice Ravenhill; Higher Education in France and Germany, by J. J. Findlay; The Secondary Day School, by J. J. Findlay; The public Schools by J. C. Tarver; The Teaching of modern Languages, by K. Breul; Higher Education, by H. J. Mackinder; The Nation's Servants, by Spenser Wilkinson.

Natürlich enthalten die Aufsätze nicht wenig Interessantes für nichtenglische Pädagogen, die hier zum Teil den Widerklang von wohlvertrauten Fragen und Problemen finden, aber ebenso auch für jeden, der englisches Geistes- und Kulturleben kennen lernen will, und deshalb ist des Buches in gegenwärtiger Zeitschrift zu gedenken. Dafs ein Abschnitt dem Lehren und Lernen der neueren Sprachen gewidmet ist, dürfte wohl

auch mitsprechen, zumal derselbe gute Gedanken enthält; doch braucht gerade auf dieses besondere Thema hier nicht eingegangen zu werden, da es unter uns so überreichlich erörtert worden ist. Nur eins sei aus dem Aufsatz unseres Landsmannes Breul hervorgehoben, nämlich die den Engländern jetzt durchaus nicht gleichgültige Frage, ob der Unterricht in lebenden Fremdsprachen für die Zukunft englischen Lehrern anzuvertrauen sei oder Ausländern. Zunächst wird geantwortet: den Bestbefähigten, gleichviel von welcher Nation, dann aber zugestanden, dafs den Unterricht in den Händen von wohlausgebildeten Engländern zu sehen doch das natürliche Programm der Zukunft bilde.

Aus den übrigen Abschnitten sei es gestattet, etwas ungesondert eine Anzahl Punkte herauszuheben, die unsere Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Dazu gehört die rückhaltlos an mehreren Stellen ausgesprochene Klage über langdauernde und noch nicht überwundene Rückständigkeit des englischen Elementarschulunterrichts. Es fehle hier durchaus an gröfseren Gesichtspunkten, an einer bestimmten Theorie des Lehrplans, an gemütbildenden Elementen. Gut formuliert ist jedenfalls die Gegenüberstellung von *formal* und *vital teaching* und das Urteil: *formal teaching dulls feeling and deadens interest; vital teaching arouses interest, awakens sympathy and warms the heart.* Auf die planlose und unzulängliche Unterrichtsorganisation wird, wie bekanntlich gegenwärtig in England vielfach, so auch hier die Schuld für ein gewisses Zurückbleiben Englands im internationalen Wettbewerb geschoben. Spottend wird der *'narrow ideals'* gedacht, von denen man sich beherrscht zeige, spottend z. B. auch des unverhältnismäfsigen Enthusiasmus, mit dem man seinerzeit so inferiore methodische Erfindungen wie die von Bell und Lancaster begrüfst habe.

Natürlich schweift der Blick der Verfasser unseres Buches zwischendurch immer wieder hinüber nach Deutschland, nach den Vereinigten Staaten und auch nach Frankreich, nicht blofs in denjenigen Beiträgen, die ausdrücklich dem Schulwesen dieser Länder gewidmet sind. Dabei tritt denn der bekannte (in England besonders häufig zu beobachtende) Zug hervor, dafs man, um die Landsleute aufzurütteln, die Verhältnisse des Auslandes im schönsten Lichte sieht und in das schönste Licht setzt, während eine objektive Beurteilung keinerlei solchen Wertkontrast ergeben würde und in dem anderen Lande gleichzeitig Schmerzen genug gefühlt werden. Richtig ist übrigens, dafs die ernste Pflege des Unterrichts- und Bildungswesens in Deutschland eingesetzt hat mit der Zeit nationaler Erniedrigung und materieller Kümmerlichkeit, und dafs es England immer zu gut gegangen ist, als dafs es sich in ähnlicher Weise hätte auf sich selbst besinnen müssen. Ziemlich richtig mag auch sein, was von der Überlegenheit französischer Lehrer an höheren Schulen über englische in Beziehung auf Bildung und Können angedeutet wird, wenigstens wenn man an die Kunst schöner zusammenhängender Rede und feinsinniger Analyse denkt. Und nicht unrichtig ist die Gegenüberstellung des englischen Schulzöglings und des deutschen, wo es vom ersteren heifst: *The English boy does not love books or lessons nor do his parents set him the example. The English boy and young man is the outcome of a nation in easy circumstances — he doesn't worry! His parents do not mind much if he has an easy time in his boyhood — 'let him run wild while he is young.'* Auch das kann man nach eigener Beobachtung unterschreiben: *when once the young Englishman takes to his life's business con amore, he displays a freshness and vigour which is seldom witnessed in the plodding young German.* Nur dafs dabei, wie fast immer bei solchen Gelegenheiten, die Zahmheit und der subalterne Gehorsam und die unentwegt willige Büffelei des deutschen Gymnasiasten denn doch sehr übertrieben wird. Aber man mufs sich eben immer irgendwie 'dafür 'schadlos' halten, wenn man dem Ausland das Zugeständnis eines Vorzugs gemacht hat! Und

im Grunde ist dagegen nicht einmal viel einzuwenden. Ganz mit Recht wird denn auch an einer anderen Stelle der Wert des Ideals, und zwar des verwirklichten Ideals gerühmt, das in Begriff und Erscheinung des *gentleman* als Produkt englischer Erziehung vorliege. Aber sehr weise wird hinzugefügt, wie dieses Bildungsergebnis doch an sich und für die Zukunft keineswegs genüge.

Im ganzen wird wieder und wieder als ein englischer Nationalmangel die viel zu geringe Schätzung der Bildung als solcher, der fehlende 'Glaube an Bildung' oder an ihren Wert beklagt, wozu es denn z. B. auch gehört und paſst, daſs der zu geistigem Arbeiten sich nicht bequemende Knabe und Jüngling von der Familie durchaus in Ruhe gelassen wird. Es wird aber auch auf die viel gröſsere Zahl der wirklich gebildeten und dabei einfach lebenden Familien in Deutschland mit einer gewissen Beschämung hinübergeblickt, wenigstens wird das Urteil des trefflichen M. E. Sadler darüber mit Beifall zitiert; und diese Anerkennung dürfen wir uns getrost gefallen lassen: man vergleiche nur in einem deutschen und in einem englischen Theater einerseits die Zahl der elegant Gekleideten und anderseits die der in gebildeter Weise Teilnehmenden! Daſs die vielgerühmte Freiheit des englischen *boy* zum Arbeiten oder Nichtarbeiten vielfach auch in eine Gleichgültigkeit der Männer gegenüber idealen Interessen auslaufe, dieses hier anzutreffende Urteil wird man noch nicht leicht gehört haben; ihm beizustimmen oder es zu bezweifeln ist nicht unsere Sache. Ebenso mag die hier wiederholt auftauchende Klage über einen starken Rückgang wertvollen Familienlebens für uns zwar von Interesse sein, darf uns aber nicht zu rasch zum Übernehmen und zu etwaigem Nachsprechen veranlassen.

Und auch an den vornehmen Mittelschulen, den berühmten und den kaum berühmten *public schools,* wird ziemlich schwere Kritik unter mehr als einem Gesichtspunkt geübt, dabei auch Klagen geäuſsert, die mit den gerade auch bei uns verbreiteten Anschauungen von dem Leben dieser Schulen gar nicht zusammenstimmen. Daſs ihre Kostspieligkeit und namentlich auch die Kostspieligkeit der vorbereitenden Abteilungen (*preparatory schools,* in welche die Knaben mit zehn Jahren eintreten) als ein nationaler Übelstand betrachtet wird, kann zwar nicht sehr überraschen, aber es wird auch über unnötige Entfernung und Entfremdung vom Familienleben geklagt, und anderseits wiederum wird bedauert, daſs die Angst der zärtlichen Mütter vor dem *bullying* durch die Mitschüler und vor der sonstigen Rauheit des Schullebens auf dessen Gestaltung gegenwärtig verweichlichend einwirke. Man rühmte sonst immer das Gegenteil.

Und so sind es auch auf anderen Gebieten Verhältnisse, die wir Deutschen sonst als uns eigentümlich betrachteten, und die hier ausdrücklich auch für das England der Gegenwart festgestellt und angefochten werden. So eine philologische Kleinmeisterei beim muttersprachlichen Unterricht, so eine verspätete Differenzierung der Studien in den höheren Schulen (während für den jungen Menschen von sechzehn Jahren aufwärts das Bedürfnis einer gewissen Wahl anerkannt und berücksichtigt werden müſste), so ferner ein zu geringes Interesse der meisten Lehrer für die Fragen der Hygiene, weiter die zu groſse Ermüdung der Lehrer, die mehr freie Zeit zu eigenen Studien übrigbehalten müſsten, und endlich auch die nicht wirklich ausreichenden Besoldungen.

Wie sehr die englischen Universitäten sich von den deutschen unterscheiden, weiſs jedermann; daſs sie in wichtigen Punkten sich auch sehr günstig von ihnen unterscheiden, leugnet wahrscheinlich nur der Unwissende. Aber wie auch für die Universitätsstudien die Zielsetzung doch ins Schwanken gekommen ist oder vielmehr ein Kampf um dieselbe im Lande sich abspielt, kommt in unserem Buche zu deutlicher Darstellung. An die Namen Newman und Huxley knüpft sich die Vorstellung der

gegenüberstehenden Prinzipien. Nach dem ersteren soll wesentliches Ziel der Universitätszeit die Charakterbildung bleiben, nach dem letzteren die Befähigung für wissenschaftliche Arbeit (*the power of winning new knowledge*). Daſs die Verbindung beider Ziele das Wünschenswerteste sei, versteht sich für den Verfasser von selbst und ebensowohl für verständige Leser — nur daſs, wenn man von Verbindung oder Vermittelung entgegenstehender Aufgaben spricht, die Majorität alsbald über Halbheit, Unklarheit oder gar Charakterschwäche zu schreien pflegt.

Im Vermitteln zwischen den Gegensätzen müssen übrigens gegenwärtig, wie es scheint, alle englischen Schriftsteller über das nationale Erziehungswesen sich versuchen, wenn sie die Frage berühren, ob nicht eine zentrale Autorität auch in England sich unentbehrlich erweise. Recht zu bejahen wagt es bis jetzt niemand, um nicht den individualistischen Neigungen seiner Landsleute vor den Kopf zu stoſsen und darüber selbst niedergetrampelt zu werden. Zentralisation, bestimmende Vollmacht für Regierungsbehörden — das sind dort im Lande höchst anstöſsige Begriffe; aber man seufzt doch und leidet unter der Zerfahrenheit, Willkür oder Ziellosigkeit auf diesem Gebiete, wie neben so manchem anderen auch das gegenwärtige Buch wieder beweist. Ja, wenn wir doch alles gute Englische und alles gute Deutsche mit einander vermählen könnten und in diesem Sinne 'das Böse überwinden durch das Gute!' Aber dergleichen kann nur Gedanke der Denkenden sein, es wird niemals der Wille und die Leistung der Gesamtheit werden.

Berlin. W. Münch.

The making of English. By Henry Bradley, Hon. M. A. Oxon., Hon. Ph. D. Heidelberg, sometime President of the Philological Society. London, Macmillan and Co., 1904. VIII, 245 S. 4 s. 6 d.

Schon lange nicht ist mir ein Buch in die Hände gekommen, das ich mit solchem Vergnügen gelesen habe wie dieses. Es sucht die Grundzüge der englischen Sprachentwicklung für die weiteren Kreise der Gebildeten darzustellen. Vom Altenglischen ausgehend, von dessen Sprachbau Bradley durch Verweise auf das Neuhochdeutsche eine ungefähre Vorstellung gibt, führt er den Verfall der alten Flexionssysteme, das Aufkommen neuer Hilfsmittel zum Ausdruck grammatischer Beziehungen, die Veränderungen des Wortschatzes durch Entlehnung und Neubildung, die Arten des Bedeutungswandels und schlieſslich im Anhang einige 'makers of English' dem Leser vor. Das sind fast alles Gegenstände, die schon vielfach behandelt worden sind, auch für weitere Kreise. Der besondere Reiz, der dieser Darstellung eigen ist, rührt einmal daher, daſs Bradley aus gründlichster Sachkenntnis schöpft, sorgfältig und verständnisvoll aus dem groſsen Stoff das Treffendste und Anschaulichste auszuwählen weiſs und alles, was er sagt, anziehend zu sagen versteht. Er ist nicht bloſs ein bedeutender Gelehrter, sondern auch ein vorzüglicher Stilist, dessen klare, ebenmäſsige und dabei belebte Darstellung auch dem schon Bekannten, ja oft Gesagten ein neues, gefälliges Kleid verleiht. Ferner aber will Bradley nicht bloſs über Tatsachen berichten, nicht bloſs die Veränderungen der Sprache und deren Ursachen darlegen, sondern auch abschätzen, wie weit diese Veränderungen der englischen Sprache als Werkzeug des Gedanken- und Gefühlsausdruckes zum Vorteil oder zum Schaden gereicht haben (S. 14). Dabei nun tritt ein feines Empfinden für sprachliche Wirkungen zutage und eine Objektivität, die sehr wohltuend von der vielfach üblichen, einseitigen Verherrlichung des Englischen absticht.

Dies zeigt sich gleich bei Besprechung eines der charakteristischsten Züge der englischen Sprachentwicklung, der Beseitigung der Flexionsendungen. Bradley sieht darin natürlich nicht, wie die ältere Sprach-

forschung zu tun geneigt war, einen Verfall der Sprache überhaupt, sondern weiſs die Vorteile des analytischen Sprachbaues sehr wohl zu würdigen. Er prägt dafür einige glückliche Wendungen, die verdienen, besonders angeführt zu werden. Die Grammatik des Neuenglischen, sagt er S. 77, 'does not, as it does in purely inflexional languages, obtrude itself on the attention where it is not wanted'. Die Sprache habe den eigenartigen Vorteil einer 'noiseless grammatical machinery' (eb.). Aber auf der anderen Seite übersieht er nicht die Nachteile dieser Entwicklung und macht Äuſserungen, die ein Ausländer nicht wagen dürfte, ohne von den meisten Engländern scharfe Zurückweisung zu erfahren, die allerdings auch eine so intime Sprachkenntnis voraussetzen, daſs sie nur im Munde eines Engländers als vollwertig erscheinen dürften. Bradley gesteht, daſs der englisch Schreibende oft besondere Sorgfalt darauf verwenden muſs, um nicht in Zweideutigkeiten zu verfallen, weil vielfach Nomen und Verbum und bei diesem wieder der Infinitiv und die meisten Präsensformen äuſserlich nicht geschieden sind. Häufig müsse der Ungeübte einen Satz, der seinen Gedanken genau wiedergibt, ändern, um dieser Gefahr zu entgehen. Diese wachse bei der Verwendung von Inversionen, die, geschickt verwendet, die Kraft und Schönheit des Ausdruckes so sehr steigern: dann könne leicht Subjekt und Objekt verwechselt werden. Besonders bemerkenswert ist aber das Geständnis, daſs auch für die Engländer vieles in ihrer Poesie beim ersten Lesen dunkel ist, weil die Dichter durch den Bau ihrer Sprache gezwungen waren, entweder auf Durchsichtigkeit oder auf Nachdruck und Schönheit zu verzichten. Viele derartige Stellen würden aber vollkommen deutlich, wenn man sie wörtlich ins Lateinische oder Deutsche übersetze (S. 75). Solche freimütige Äuſserungen sind an sich erfreulich und wissenschaftlich von hohem Wert, weil sie eine Charakteristik des tatsächlichen Sprachzustandes enthalten. Sie zeigen ganz schlagend, daſs Jespersen, obwohl von einem sehr richtigen Grundgedanken ausgehend, in seiner Verherrlichung des analytischen Sprachbaues doch etwas zu weit gegangen ist ('Progress in Language', London 1894).

Auch den ungeheuren Wortschatz des Englischen weiſs Bradley ruhig und unbefangen zu würdigen. Er hebt seinen Umfang gebührend hervor, aber er behält dabei im Auge, daſs nicht ein Viertel der Wörter, die in den Wörterbüchern stehen, der groſsen Masse gebildeter Leser wirklich geläufig sind ('really familiar', S. 105).

Daſs alles, was Bradley sagt, wissenschaftlich gut fundiert ist, versteht sich von selbst. Nur einigen allgemeinen Ausführungen muſs ich die lebhaftesten Zweifel entgegensetzen. Wir finden hier die seit Grimm öfter ausgesprochene Ansicht wieder, daſs die rasche Vereinfachung der ursprünglichen Flexion mit der in England eingetretenen Rassenmischung zusammenhänge: Bradley will in ihr wenigstens eine Ursache sehen und bildet freilich diese Lehre etwas feiner aus (S. 25 ff.). Er weist darauf hin, daſs für den praktischen Sprachgebrauch im Alltagsleben vielfach die Wortstämme genügen, wie etwa Engländer in Deutschland leben und gut durchkommen, ohne sich viel um die Endungen der Adjektiv- und Substantivflexion und des Artikels zu kümmern. Ähnlich ungefähr hätten sich die Stämme, welche in England nach den Angelsachsen eindrangen, namentlich die Dänen, den Einheimischen gegenüber verhalten; diese hätten zunächst im Gespräch mit ihnen den Gebrauch jener Endungen, die den Fremdlingen schwer fielen, vermieden, und schlieſslich sei dieser Brauch verallgemeinert worden. An einen solchen Vorgang vermag ich nicht zu glauben, solange nicht aus der Gegenwart sichere Parallelen beigebracht werden. In Österreich gibt es viele Gegenden, wo Deutsche und Slawen nebeneinander wohnen und letztere das Deutsch nur radebrechen: von einem Einfluſs dieser Redeweise auf die Formenlehre der betreffenden

deutschen Dialekte ist aber nichts bekannt. Auch an das Pidgin-Englisch darf man nicht etwa denken: bei ihm handelt es sich um lautliche Veränderungen und Wiedergabe einer fremden inneren Sprachform durch englisches Wortmaterial, keine Vereinfachung der Formenlehre in dem Sinne, wie sie sich im 11. und 12. Jahrhundert vollzieht. Eher scheinen sich ja bei Rassenmischung lautliche Tendenzen zu übertragen und eine neue Färbung der Lautgebung hervorzurufen, wie man abermals beim Zusammentreffen von Deutschen und Slawen beobachten kann.

Dazu kommt noch eine Erwägung. Es ist eine bekannte Tatsache, daſs die Kinder von Eingewanderten immer der ortsüblichen Sprechweise zustreben, keineswegs der ihrer Eltern, und sich jene in der Regel vollkommen aneignen. In Wien leben viele zugewanderte Tschechen, die mit der deutschen Formenlehre und Syntax auf dem gespanntesten Fuſse stehen; ihre Kinder dagegen sprechen, wenn sie nicht etwa künstlich von der Berührung mit Einheimischen ferngehalten werden, den reinsten Wiener Dialekt. Auch die in England geborenen Nachkommen der eingewanderten Dänen werden, sobald sie als Kinder überhaupt Englisch lernten, sich dieselbe Sprechweise wie die einheimischen Kinder angeeignet und keineswegs ihre radebrechenden Eltern nachgeahmt haben. Allerdings lagen die Verhältnisse in England insofern anders, als die Dänen vielfach die herrschenden Kreise bildeten und manche Angelsachsen, wie uns ausdrücklich bezeugt ist, sie in Sitten und Gebräuchen nachahmten. Dies mag sich sehr wohl auf die Sprechweise ausgedehnt haben, so daſs einzelne Angelsachsen in der Tat das Radebrechen der Dänen übernahmen. Ob aber ihre Anzahl und ihre Bedeutung groſs genug war, um die Masse der Einheimischen in ihrer Sprechweise dauernd zu beeinflussen, scheint mir doch sehr zweifelhaft. Und wenn Bradley darauf hinweist, daſs gerade in den von Dänen besiedelten Gebieten die Formenabschleifung am raschesten sich vollzieht, so ist zu erwidern, daſs schon vor der Zeit der Dänenniederlassungen die anglischen Dialekte eine stärkere Auflösung der alten Formensysteme aufweisen als das Westsächsische und Kentische und dadurch die mittelenglischen Verhältnisse hinreichend erklärt sind.

Auf der anderen Seite ist auch zu erwägen, daſs das Niederdeutsche, speziell das Friesische, in bezug auf Formenabschleifung dem Englischen sehr nahe kommt, während die Träger dieser Dialekte am allerwenigsten Rassenmischung durchgemacht haben. Wir haben also gar keinen Anlaſs, diesen Erklärungsgrund fürs Englische heranzuziehen. Schlieſslich sei noch auf die diese Frage berührenden Darlegungen Hempls[1] und Jespersens[2] verwiesen, welche ebenfalls nicht zugunsten Bradleys sprechen.

Wie zwei Sprachen aufeinander wirken, denkt er sich ferner aber auch das Verhältnis zwischen zwei verschiedenen Dialekten derselben Sprache, die in der Flexion nicht übereinstimmen. Im Verkehr mit einem Vertreter des anderen Dialektes sei beim Sprechenden ein gewisses Zögern, eine Unsicherheit bezüglich der Endungen entstanden, und das habe zu undeutlicher Aussprache und schlieſslich zum völligen Abfall geführt (S 28). Hier gelten dieselben Einwände wie früher in noch höherem Maſse. Ein solcher Vorgang setzt übrigens eine Überlegung oder doch eine Feinfühligkeit und Rücksichtnahme auf seiten des Sprechenden voraus, die nur einzelnen eigen, und die im Verkehr mit Landsleuten am seltensten sein wird. Wieder möchte man Beispiele aus der Gegenwart sehen: ich glaube, es werden sich keine finden.

Von Einzelheiten sei erwähnt, daſs Bradley öfter die 'leichtere' Aussprache als Erklärungsgrund für das Siegen oder Beharren gewisser Formen heranzieht (S. 51 ff.). Leicht ist aber dem Sprechenden immer das

[1] *Transactions of the American Philological Association* XXIX (1898) 31 ff.
[2] *Engl. Studien* XXXV (1905) 12 ff.



Gewohnte, schwer das Ungewohnte (Sievers, *Phon.*[5] § 726). Dagegen wird in den von Bradley angeführten Fällen die Kürze das Ausschlaggebende gewesen sein. Vermifst habe ich einige Worte über das Aufkommen der Dativumschreibung mit *to*, nachdem die Genetivbildung mit *of* behandelt worden ist (S. 59). Bei der Besprechung des attributiven Gebrauches des Substantivs hätte der 'level stress' mit Nutzen herangezogen werden können (S. 64). *Alum* (S. 81) gehört, wenigstens nach dem Material des *NED.* und unserer anderen Behelfe, nicht zu den Lehnwörtern, die die Angelsachsen schon vom Kontinent mitbrachten. Hat etwa Bradley noch nicht bekannte Belege für das Gegenteil?

Das Buch ist sicherlich geeignet, allgemein Gebildete für die Geschichte des Englischen zu interessieren. Aber auch der Fachmann wird daraus mancherlei Anregung schöpfen, insbesondere aber der Studierende eine vorzügliche Übersicht über die Grundtatsachen der englischen Sprachentwicklung und viele ihrer Probleme gewinnen. Für uns Nichtengländer werden namentlich auch die vielen feinsinnigen Bemerkungen im Kapitel über Bedeutungswandel förderlich sein. Feines Sprachgefühl und umfassende Sprachkenntnis äufsert sich ferner in den Bemerkungen über die Leistungen der einzelnen Autoren für die Sprachentwicklung (S. 215 ff.) oder auch in denjenigen über ihr Verhalten gegenüber Kompositionen (S. 126 ff.). Wir können uns freuen, ein so ausgezeichnetes Büchlein zu besitzen.

Graz. K. Luick.

Moritz Trautmann, Das Beowulflied, als Anhang das Finn-Bruchstück und die Waldhere-Bruchstücke, bearbeiteter Text und deutsche Übersetzung (Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft XVI). Bonn 1904.

Diese Beowulfausgabe verdankt ihre Entstehung der Überzeugung des Verfassers (Vorw. S. V), dafs 'die Handschrift von groben Schreibfehlern wimmelt und sich schon dadurch als unzuverlässig erweist. Doch,' heifst es weiter, 'auch an sehr vielen Stellen, an denen die Fehler nicht sofort in die Augen springen, ist der Text ohne Zweifel verderbt. Der Beowulf ist ein klassisches Werk, ein Gipfel der Kunst seiner Art; daher sind wir, wo wir auf schiefen Ausdruck, Unklarheit des Gedankens, Widersprüche, stilwidrige Wendungen, unbelegbare Satzfügungen stofsen, berechtigt und verpflichtet, fehlerhafte Überlieferung zu vermuten und auf Besserung zu denken.'

Man kann über die Prämisse dieser Thesen verschiedener Ansicht sein. 'Gipfel der Kunst seiner Art' ist auf alle Fälle ein vergleichender Ausdruck. Und wo sind die verglichenen Objekte? — 'Ein klassisches Werk?' Soll das heifsen: ein in sich vollendetes Werk? Dann dürfen wir das Wort auf den kompositionell so schwachen Beowulf gewifs nicht anwenden. Aber dem sei, wie ihm wolle. 'Widersprüche, stilwidrige Wendungen' etc. dürfen wir gewifs verbessern. Es müssen nur Widersprüche und stilwidrige Wendungen sein. Denn dafür gilt das Wort ten Brinks: 'Es kommt nicht darauf an, auf die bequemste Art und Weise einen lesbaren Text herzustellen, sondern vor allem darauf, der Überlieferung einen Sinn abzugewinnen und in den Prozefs ihrer Entstehung einzudringen.' Dafs Trautmann das nicht für nötig hält, darüber hat Sievers, *Beitr.* 29, S. 307 ff., schon ein Urteil gefällt, das der Sache nach wohl nirgends auf Widerspruch stofsen wird. Dafür bietet nun auch diese neue Ausgabe Beispiele über Beispiele. Warum 'hiefse es den Dichter beleidigen, wenn man annehmen wollte, dafs so törichte Einschiebsel wie *ecg wæs iren* von ihm selber herrührten'? Strotzt nicht z. B. auch das Nibelungenlied von Parenthesen, wo man es aufschlägt, wie V. 621, 782, 1437, 1501, 1503, 1625, 1878, von denen manche nicht geistreicher sind als die obige? Von

anderen mhd. Gedichten gar nicht zu reden, wie König Rother (vergl. J. Wiegand, *Stilistische Untersuchungen zum König Rother*, Marburg 1904, S. 4 ff.). Zu welch arger Mißhandlung des Textes Trautmanns Vernichtungskampf gegen die Parenthesen führt, dafür gewährt V. 1509 (*he þæs*[1] *modig wæs*) ein gutes Beispiel. Hier wird verändert in: *Swa he ne mihte no, he, þæm mynle wæs*, 'er, dem Verlangen war'. Eine solche Konstruktion, Wiederaufnahme des Subjekts durch das Pronomen zwecks Anhängung eines Relativsatzes, ist für den Beowulf ganz unerhört (vgl. meine '*Satzverknüpfung im Beowulf*' § 24—28), und ich zweifle, ob Trautmann in den noch versprochenen Erläuterungen dazu wird Parallelen beibringen können. Ebenso geht es mit der Ersetzung einzelner Worte durch andere. Warum wird V. 275 *dæd-hata* durch *deađ-scađa* ersetzt? Wir haben *dæd-beta, dæd-bana, dæd-scua*, und das Wort gibt vortrefflichen Sinn. Warum ist V. 276 *þurh egsan* verbessert in *æfstu*? Man könnte auf den Gedanken kommen, Trautmann übersähe, daß *þurh* auch zum Ausdruck der '*accompanying circumstances of an action*' (Bosworth-Toller S. 1078) dient, wie Seefahrer 88 u. ö. Oder warum wird *wæpnum geweorđad* 331 in *bewædad* umgeändert? Exod. 580 gab ja die schönste Parallele an die Hand! Warum wird das Wort *dol-sceađan* V. 479 entfernt? Ist es etwa nicht genügend belegt? (vergl. B.-T. 206, 207). Ebenso liegt auf der Welt kein Grund vor, *sundor-nytte* V. 667 zu entfernen, wir haben ja entsprechendes *sundor-gecynd, sundor-gifu, sundor-wundor*. V. 711 wird uns von Grendel gesagt: *godes yrre bær*. Das ist ohne weiteres verständlich und wäre es auch, wenn wir die Parallelen Genes. 695 und Phön. 408 nicht hätten. Denn Grendel wird immer unter dem Bilde des Teufels angeschaut, weswegen auch Trautmann V. 101 *on helle* nicht in *on healle* zu verändern braucht. *godes ondsaca* heißt er V. 1682. Also liegt nicht die leiseste Veranlassung vor, *godes yrre* in *gūđ-yrre* zu ändern. Dasselbe gilt von *deofla* 756 (Tr. *deop*). Wozu wird V. 323 *furđum* in *furđur* verändert, wenn es V. 2009 stehen bleibt? Vgl. auch ein gelegentliches *Ic furđum ongan* = *I first began* im Gudlac. Warum *onbræd þa* V. 723 in *onbrædde* verändert wird, ist nicht einzusehen, vgl. V. 1664. Aber es ist eine undankbare Arbeit, alle diese Fälle aufzuführen. Auffallend sind auch gelegentlich die Inkonsequenzen des Herausgebers. V. 1260 wird hinter *Grendles modor* statt *se þe* die Form *seo þe* eingesetzt, aber V. 1392 und 1394 steht ganz munter wieder *he*. Unbegreiflich ist auch die Nichtachtung der übrigen Beowulf-Literatur durch den Herausgeber. Daß zu V. 31 Kocks Auffassung (*Anglia* 27, S. 222) nicht angegeben, liegt wohl an dem ungefähr gleichzeitigen Erscheinen.[2] Aber man kann nicht mehr gut V. 68 *he* einsetzen, wenn man Pogatschers Aufsatz, *Anglia* 23, 261 ff., gelesen hat. Wie man noch an dem *þonne* V. 70 Anstoß nehmen kann, wenn man die Beispiele in Cosijns *Aanteekeningen* für diesen Gebrauch gesehen hat, begreife ich ebensowenig. Ist Trautmann ferner die Bedeutung von *þa* = 'weil' ungeläufig, daß er 201 *þa* in *þe* ändert? Nach Neckels 'altgermanischen Relativsätzen' wird man auch V. 1000 kaum mehr für *þe* das Wort *þa* einsetzen und das *þær* V. 286 nicht mit 'wo er' wiedergeben. Nach dem eben angeführten Aufsatz von Pogatscher wird man auch gut tun, 1291 *þa hine* wiederherzustellen und nicht *þe* (*hine*) lesen. Das, was Trautmann selbst *BBzA.* II, S. 169 über *þæt* V. 22 bemerkt hatte und was von Kock in den *English Rel. Pron.*, Lund 1897, in einen größeren Zusammenhang eingestellt war —

[1] *þæm* MS für *þæs* erklärt sich aus irrtümlicher Vorwegnahme des folgenden *m*.

[2] Das von mir ('*Satzverknüpfung*' § 37 A Anm. 1) geltend gemachte metrische Bedenken sei hiermit als ein Versehen beim eiligen Einsetzen der Korrekturnote berichtigt.



vgl. auch *'Satzverknüpfung'* S. 132 — hat er nun mittlerweile glücklich wieder umgestofsen. V. 649 *oðđe* in *ond þa* zu verwandeln, heifst der Bedeutung von *oðđe*, wie sie Bugge festgestellt hat, einfach nicht gerecht werden (vergl. *'Satzverknüpfung'* § 48). Die Änderung von *þær* in *þæt* V. 852 rechnet nicht damit, dafs *þær* auch = 'als' sein kann. (Ebendort S. 55.) V. 1247 ist Trautmann wohl die Bedeutung von *oft* = *as a rule* nicht gegenwärtig (vgl. Kock a. a. O., schon Heyne-Socin zu *oft* V. 1248 und 1888). Ebenso das von Cosijn erschlossene 'denn' für *ac* V. 1576. Die Änderung in *'swa'* ist hier gänzlich unnötig. V. 617 verändert Trautmann *bliðne* in *bliðsan*, aber ausgelassenes *wesan* finden wir häufig (vgl. V. 2661, 1858, 1785, 2363). — Das sind nur ganz wenige von den vielen Fällen. Im ganzen kann man sagen, dafs die neueren Emendationen bei Trautmann ganz unberücksichtigt geblieben sind. Schlimmer schon sind nun die Fälle, in denen die 'Besserung' Fehler enthält. Wenn in *þara þe* das *þara* V. 98 gestrichen wird, so ist das ein Verstofs gegen den Beowulfgebrauch, in dem auf *gehwʒlc* immer *þara þe* folgt (vgl. *'Satzverknüpfung'* § 27, einmal *swa*). Durch die Besserung V. 62 wird ein eingegliederter *oð*-Satz herausgebracht. Eingegliederte *oð-þæt*-Sätze kommen sonst im Beowulf nicht vor, einfache *oð*-Sätze gleichfalls nicht (S.-V. § 7). Das *broc* statt *bôt* V. 281 ist wohl in *brôc* zu ändern. Ich bezweifle auch die Möglichkeit des Ersatzes der alten Grundtwigschen Fassung: *for were — fyhtum þu ... Beowulf ... usic sohtest* durch das Trautmannsche: *For gewyrhtum ...*, *gewyrht* ist ein spezifisch christliches Wort, mit dem auch fast immer der Begriff des Präteritalen verknüpft ist, es wird fast stets von den (guten) 'Werken' gebraucht. Sicher ist die Änderung *hleoðor* V. 497 für *hador* falsch. Trautmann übersetzt: 'Ein Spielmann sang zuweilen ein Lied in Heorot'. Aber *hleoðor* heifst nicht 'Lied'. In Trautmanns eigenen *BBzA.* IV gibt Padelford dafür: *melody, music, tone* (*voice, sound, noise*). Auf *sonitus* weisen auch die germanischen Verwandten des Wortes. Am nächsten kommt *Widsið* 105 der Bedeutung 'Lied', aber die anderen Fälle zeigen auch hier die eigentliche Bedeutung ganz klar. Dem gegenüber ist *hador* ganz ohne Einwand (vgl. Elene 748 u. ö.). *ah* 587 kommt sonst im Beowulf nicht vor. Für die Wortstellung *æfter gum-cynnum gyf heo gyt lyfað* V. 944 würde Trautmann guttun, einige Parallelen beizubringen. Der Vorschlag *'ond* statt *ac?'* V. 1448 erledigt sich durch das S.-V. S. 92, Z. 3 v. u. bemerkte. V. 1537 ist statt *eaxle* Riegers Änderung *feaxe* aufgenommen. Aber jemanden an den Haaren schwingen, dafs er zu Boden fällt? Da eignet sich doch wohl die Achsel zum Ringen besser. — Manchmal schläft freilich auch der gute Homer, aber die Sentenz V. 2029 *Ðeah seldan wær æfter leod-hryre* 'ein Friedevertrag taugt selten nach Menschenfall' ist doch wohl zu albern, als dafs wir sie dem Beowulf zutrauen könnten. Gibt es auch in jener Zeit einen Friedensvertrag ohne 'Menschenfall'? Zu dem Vorschlag *seo þe þone gomelan* V. 2421 ist zu bemerken, dafs im Beowulf niemals eine Form von *se þe* mit einer Form von *se* unmittelbar zusammentritt, diese Wortfolge vielmehr offenbar gemieden wird (einmal tritt *seþe* und *þes* zusammen in V. 2252, *þaraþe þis lif ofgeaf*). Ich glaube, den Euphuismus *feoht-leas gefeoht* 'kampfloser Kampf' trauen wir dem Angelsachsen besser nicht zu, V. 2441. Die Besserung V. 2777 *bill æfter gestread* wird schon durch die Erzählung selbst als unrichtig dargetan. V. 2800 ist *nuna* eine sonst dem Beowulf unbekannte Form. Zu dem Vorschlag *'nu* statt *ac'* V. 2850 ist zu beachten, dafs *nu* im Beowulf noch ausschliefslich in der Rede erscheint im direkten Bezug auf die Gegenwart (vgl. S.-V. § 2). Warum die Lesart *ymb wean sprecan* V. 3172 (statt *ymb wer sprecan*) nicht richtig sein kann, dafür hoffe ich die Gründe in einem in Vorbereitung befindlichen Aufsatz über das angelsächsische Totenklagelied darzutun. Ebendort hoffe ich das *'ridend swefað'* von V. 2457 zu erklären,

für das Trautmann *redende swefeð* einsetzt. Bei V. 2215 ist freilich der Text arg zerstört, aber darin stimmen doch alle Berichte über die Hs. überein, dafs man noch ein *d* sehen kann (vergl. Heyne-Socin,[7] S. 107). Trautmanns Emendation der Stelle kümmert sich nicht darum.

Mit der Aufführung dieser Tatsachen, die nur ein kleiner Bruchteil, vielleicht kaum ein Zehntel der Fälle sind, die angeführt werden könnten, mufs ich befürchten, von Trautmann in die Klasse derer eingereiht zu werden, die 'mit gänzlicher, textkritischer Unfruchtbarkeit geschlagen' sind, wobei ich mich denn wenigstens in ganz guter Gesellschaft befinde. Auch der Hinweis auf einige von mir in der '*Satzverknüpfung*' versuchte Besserungsvorschläge würde mir da wohl wenig helfen. Nun ist es ja aber freilich nicht zu leugnen, dafs im Beowulf eine ganze Reihe Stellen anders zu lesen oder zu übersetzen sind. Das *wiht unhælo* bei Socin V. 120 ist z. B. offenbar falsch mit 'Dämon des Verderbens' als Subjekt des folgenden Satzes gefafst. Aber für Trautmanns Fassung: *Wiht onhæle* scheint mir noch weniger zu sprechen (= der unheimliche Wicht). *Wiht* wird überhaupt von Grendel nie gebraucht. Man hat offenbar das Ganze als Variation zu *sorge* zu ziehen, = 'irgendein Unheil'. So liest, wie ich nachträglich sehe, schon Bosworth-Toller 1118 und gibt eine Fülle Beispiele für *wiht* mit Genit. Der nach Sievers 'allein möglichen Übersetzung' von *his myne* 169 scheint mir doch die von Bosworth-Toller: *his purpose* vorzuziehen. Kaum diskutabel dünkt mich aber V. 513 *wehton* statt *þehton*. Das letztere ist anschaulicher, das erstere scheint mir dem ags. Sprachgebrauch zu widersprechen, der *weccan* = *agitare, movere* nur gebraucht, wo das Bild wirklich am Platze ist, von Regenschauer, Sturm, Wind usw. Trautmanns Auffassung von V. 668 *eoton weard abad* ist vielleicht die einfachste Lösung der Schwierigkeit. Seine Besserung des vielbesprochenen *here-wæsmun* 677 in *here-wæpnum* ist dagegen nur möglich, wenn wir 'nicht schwächer' als sehr kühne Litotes = 'stärker' auffassen. Die Wiederherstellung der alten Greinschen Fassung *scyn-scaða* V. 707 findet auch Edward Schröders Beifall (vgl. *Z. f. d. A.* 43, 361 ff.). Durchaus diskutabel erscheint mir auch Trautmanns Auffassung von *soðe gebunden* V. 871, vor das er einen Punkt setzt. Die bisherige Auffassung davon: 'in guten alliterierenden Versen' (S. 144 bei Heyne-Socin) ist etwas fantastisch. V. 723 hätte bemerkt werden müssen, dafs die Ergänzung schon von Zupitza herrührt. Die Änderung *wigum Scyldinga* statt *winum Scyldinga* V. 1418 ist wohl eine wirkliche Verbesserung (vgl. die anderen Fälle von *wine* mit Gen. Pl.). V. 2252 bin ich mit der Socinschen Auffassung, die auf den himmlischen Saaljubel geht, auch nicht einverstanden. Aber Trautmann ändert zu radikal *gesawon* in *(ge)secga* um. Ob wir an eine Übernahme des negativen Begriffes aus dem vorhergehenden Satz zu denken haben? Fehlende Negation im Beowulf ist öfters auffällig, so V. 649. V. 2336 heifst: *Him þæs guð-cyning, Wedera þioden, wræce leornode,* Trautmann setzt dafür *leanode:* 'lohnte mit Strafe'. Er knüpft dabei an die Bedeutung von *lean* = Vergeltung an. Aber mir kommt diese Änderung unnötig vor. Freilich, die bisherige Auffassung: 'der Kampfkönig ersann sich dafür Rache' (Socin S. 220) erscheint mir gleichfalls unrichtig. Die Sache liegt vielmehr so: die Begriffe 'lernen' und 'lehren' unterliegen seit alter Zeit einer Verwechselung, die durch die enge Verwandtschaft beider hervorgerufen wird. Das Dänische, Schwedische, Holländische, Niederdeutsche kennen ja überhaupt nur 'lehren' für beide Begriffe. Für die deutsche Sprache wird die Verwechselung 'lernen' für 'lehren' als 'schon seit alters' bestehend angegeben (*Grimmsches Wörterb.* Sp. 768). Und wenn *leornian* in der Bedeutung *'to teach'* erst me. auftaucht, wie im *Cursor Mundi* 19028, *Orm.* 19613, so ist das nur ein neuer interessanter Beweis dafür, wie wenig eigentlich volkstümliches Sprachgut aus ae. Zeit uns

überliefert ist. An dieser Stelle, Beowulf 2336, aber haben wir es offenbar mit *leornian* = 'lehren' zu tun. 'Er lehrte ihn Rache', wie ne. vulgär *'to learn him a lesson'*, nhd. in bösem Sinne: 'jemand etwas beibringen'. Anderseits ist Socins 'ersann sich dafür Rache' mit *leornian* = *excogitare* völlig ohne Parallelen. Ebenso natürlich Greins Auffassung von *him* = *ei. leornian* im gewöhnlichen Sinne heifst nur *'to learn, to study, to read'*. Mit Trautmann bin ich ferner der Meinung, dafs wir in V. 2657 *þæt næron eald-gewyrht* ursprünglich eine andere Fassung anzunehmen haben. *eald-gewyrht* kommt sonst einmal von Adams Taten vor (Kr. 100), es pafst hier schwerlich. Vielleicht haben wir an der Stelle ein ursprünglich heidnische Begriffe widerspiegelndes Wort *eald-wyrda* anzunehmen (*fata* = *wyrde* heifst es in den Glossen).

Über die deutsche Übersetzung Trautmanns läfst sich nicht viel Rühmendes sagen. 'Enttragen', 'Halsgebettin', 'Fifelgeschlecht', 'Gegenzeit', 'unklein', 'Gelfworte', 'eine Fahrt ziehen', 'die Kampfplatze', 'Leutemänner', 'Wehverfügung', 'Handmörder', 'ungesündigtes Verbrechen', 'des Kampffürsten Handarbeit', alles das ist kein Deutsch. Das *æfter symle* V. 1008 gibt Trautmann durch: 'nach der Lust' wieder. Auch Socin fafst es merkwürdigerweise so auf (S. 266). Es ist aber offenbar sowohl *symle* als *æfter* Adverbium, und die Stelle heifst: 'beständig nachher' wie *symble ece* Ps. 110, 2 und *a symle* Hy. 4, 114. 2077 *læg* heifst nicht 'lag', sondern 'fiel'. Sind Apfelschimmel 'apfelgelb'? (V. 2165). Noch vieles derart liefse sich anführen. Und schliefslich könnte man die Frage erörtern, ob eine Übersetzung neben dem Text zweckdienlich ist. Für den Angelsächsisch lernenden und lesenden Studenten doch wohl sicher nicht. Denn lernen kann man eine tote Sprache nur durch Nachschlagen der Worte im Lexikon. Die nebenstehende Übersetzung wird immer dazu verleiten, ein solches Nachschlagen zu unterlassen. Aber auch all der anderen angeführten Mängel halber ist diese Beowulfausgabe für den Gebrauch des Studenten m. E. wenig zu empfehlen.

Göttingen. Levin Ludwig Schücking.

Levin Ludwig Schücking, Beowulfs Rückkehr, eine kritische Studie (Studien zur englischen Philologie, herausgeg. von Lorenz Morsbach, XXI). Halle, Niemeyer, 1905. 74 S.

Schücking packt das vielumstrittene Problem der Beowulf-Entstehung an einem Zipfel, der in der Mitte herausguckt: an der Doppelerzählung des Grendelkampfes. Die zweite Fassung, wie sie Beowulf selbst nach der Heimkehr dem König Hygelac vorträgt, ist ihm 'langweilig' und von vornherein verdächtig als ein schlechter Kitt, mit dem die Grendelgeschichte und die Drachengeschichte von einem dritten aneinandergesetzt wurden (S. 11). Sie sei 'erstaunlich', besonders weil sie erst von einer Handtasche des Grendel berichtet, um überwältigte Männer hineinzustecken, während der Dichter selbst in der ersten Fassung davon nichts verriet. Überhaupt sei eine Ausmalung von Beowulfs Heimkehr unerwartet, weil seine Heimat früher nur flüchtig berührt wurde; 'namentlich knüpft nichts an ein vorher gegebenes Moment an; die einzige auf ein Geschehnis vor der Abreise Beowulfs gehende Äufserung, die des Hygelac, dafs er dem Beowulf stets abgeraten habe, verträgt sich ... sogar mit dem vorhergehenden schlecht (V. 204)'. Auf Grund dieser Inhalts- und Kompositionsverhältnisse schied Schücking V. 1888—2200, d. h. alles, was zwischen dem Abschied Beowulfs von Hrothgar und dem Anfange der Drachengeschichte liegt, aus und suchte dann nach syntaktischen, metrischen, stilistischen Eigentümlichkeiten dieser Partie, um sie als 'späteren Zusatz' zu erweisen, wobei er mit rühmlichem Fleifs und nicht ohne Vorsicht zu

Werke ging. Dann aber wagte er noch einige kühne Schritte. Unter Hinweis darauf, daſs die Formel *siððan ærest* = 'sobald als' nur in B(eowulfs) R(ückkehr) und in der Einleitung V. 6 erscheint, schlieſst er auf Beziehungen zwischen den beiden Partien, und, da sie beide 'kompositionell höchst bedenklich' seien, auf gleiche Verfasserschaft (S. 72). Da ferner in BR zwei Ausnahmen im Tempus- und Modusgebrauch (gegen die consecutio temporum 1928 und die Vorschrift des Opt. nach *ær* 2019) vorkommen und in einem historischen Exkurs der Drachengeschichte 2496 eine dritte (gegen die consec. temp.), so wird auch letzteres Stück dem oben erschlossenen Nachdichter zugewiesen, zumal es einen der seltenen Fälle von '*þa* an zweiter Stelle des Satzes' mit BR teilt (S. 73). Einige andere historische Abweichungen gehen mit in den Handel. Es wird also für die ursprünglich separaten Epen von Beowulf-Grendel und Beowulf-Drache ein Einleiter, Verbinder und Interpolator aufgestellt, ohne Anspruch auf vollständige Herausschälung seines Anteils.

Zu dieser nicht wesentlich neuen, aber neuartig formulierten Hypothese ist Schücking offenbar gelangt, weil er anläſslich seiner Studie über die Satzverknüpfung in Beowulf, Halle 1904, mancherlei Ungleichmäſsigkeit im Gebrauch der Konjunktionen bemerkt hatte. Die Sprachbeobachtung ging voran; sie lieferte bisher ungebrauchte Argumente; mit ihr hat daher auch die Kritik einzusetzen.

Was Schücking als Sprachabsonderlichkeiten in BR bezeichnet, zerfällt in zwei Klassen: in 'Waisen', d. h. ganz vereinzelt auftretende Formeln und Fügungen, und in Häufigkeitsstufen. Bei den Waisen kann der Zufall eine groſse Rolle spielen; Schücking gibt dies selbst zu und belegt es durch interessante Zusammenstellungen (S. 55); ich möchte daher auf dies Kriterium nicht zu viel geben, besonders solange die ae. Syntax der erschöpfenden Durchforschung und Sichtung noch sehr entbehrt. Schücking, der sie gewiſs gut kennt, stöſst sich z. B. an ein paar Verletzungen der consec. temp., obwohl es deren auch sonst in ae. Autoren manche gibt; ein Fall ist aus dem poetischen Guthlac bekannt (*nænig wæs ... þæs georn, þæt he bibugan mæge* 837, vgl. M. Furkert, 1889, S. 14); ein anderer aus den Blickling-Homilien (L. Kellner, *Engl. synt.*, 1892, S. 231), mehrere aus Alfred (*him sealdest geniht hwætes ... þeah hi his ðe ne ðancien,* Wülfing I[a] 150 u. ö.). Er verzeichnet es als eine 'Verletzung der für das Got. Ahd. Mhd. As. geltenden Regel', daſs unterordnendes *ær* einmal mit Indikativ erscheint, und doch belegt es Wülfing II[a] 116 f. aus Sachsenchronik, Wulfstan und mehrfach aus Alfred. Wir haben es da wohl eher mit stilistischen Nuancen als mit syntaktischen Abnormitäten zu tun. Schücking selbst wollte sicherlich seinem im allgemeinen recht gewandten Nachdichter nicht geradezu Sprachschnitzer vorwerfen. — Um ferner seine Behandlung der Häufigkeitsstufen bei gewöhnlichen Wörtern nachzuprüfen, gehe ich auf das ein, was er S. 57 f. über *ond* als Einführungskonjunktion für ein neues Subjekt sagt. Nach seiner 'Satzverk. im B.' S. 82 erscheint solches *ond* nur an folgenden Stellen: *280, 393,* 690, 808, 924?, *1090, 1108, 1154,* 1193, 1194, 1237, 1554, 1591, *1850,* 1858, *2066, 2100, 2105, 2139,* 2203, 2388, *2449.* Daſs vier von diesen Stellen in BR fallen, findet Schücking sehr hoch. Obige Liste zeigt aber, daſs sie überhaupt gern gruppenweise auftreten. Gleiches ergibt sich aus einem Verzeichnis derselben *ond*-Fälle im Andreas: *283* (*346* gleiches Subjekt wiederholt), 371, *399, 896* (*1187* Subj. wiederh.), *1193,* 1203, 1224, 1280 (1414 Subj. wiederh.), 1635, 1644, *1719.* Die kursiv gedruckten Zahlen beziehen sich auf Reden; in erregter Rede oder Beschreibung oder beim Übergang von Erzählung zu direkter Rede steht solches *ond* am liebsten; ich möchte es daher als ein Stilmittel ansehen, das an lebhafterer Stimmung hängt, nicht als ein Autorenkriterium, das an einer Person haftet. Ähnliches gilt von der Häufigkeit der Gegensatzpartikeln; Schücking

findet sie wieder in BR beachtenswert (S. 58); die Erklärung traf er selbst: der gröfste Teil von BR ist Rede, und wenn der Held selbst seine Abenteuer vorträgt, ist der Stil natürlich wärmer, als wenn sie blofs der Epiker erzählt. — Anderes Scheidungsmaterial sprachlicher und auch metrischer Art hat bereits Schücking nachgeprüft und als schwach dargetan; es behält Wert, obwohl in anderer, stilgeschichtlicher Richtung.

Die sachlichen Argumente Schückings gründen minder tief. Ob es Zuhörern des 7.—8. Jahrhunderts wirklich langweilig wurde, den Grendelkampf zweimal zu hören, namentlich wenn neue Züge bei der zweiten Fassung hinzukamen, kann man bezweifeln; die Versuchungen des hl. Guthlac wiederholen sich kaum weniger, und in der afrz. Epik ist bekanntlich die Wiederholungsstrophe ein beliebter Schmuck. Dafs wir auf die Heimat des Helden von BR fast nicht vorbereitet seien, möchte ich angesichts der mannigfachen Erwähnungen Hygelacs im Grendelteil nicht unterschreiben; mehr darüber zu sagen, bevor sie zum Schauplatz wurde, hätte kaum der altepischen Kompositionsweise entsprochen. Die Abgrenzung von BR, wie sie Schücking vornimmt (1880—2200), ist bedenklich, insofern schon vorher der Besuch bei Hygelac ausdrücklich angekündigt wird (*we fundiađ Higelac secan* 1820 f.), und insofern kurz darauf an Hygelac erinnert wird (*syđđan Hygelac læg* 2202); doch fordert die Gerechtigkeit, beizufügen, dafs Schücking seine Grenzlinie wenigstens nicht als absolut sicher hinstellt. Warum der Verfasser von BR aufser dem Grendelkampf auch schon den Drachenkampf vor Augen gehabt haben soll, ist bei Schücking, soweit ich sehe, gar nicht begründet; war BR eine Nachdichtung, so brauchte sie lediglich zur Abrundung des Grendelteils zu dienen. Hätte endlich gerade dieser Nachdichter die Einleitung zum Ganzen vorangestellt, so wäre er darin wohl eher auf den ihm vertrauten Hygelac zu sprechen gekommen als auf die Dänen. Im sachlichen Teil hat es sich Schücking entschieden leichter gemacht.

Es war das Unglück des Büchleins, dafs Schücking bei der Darstellung von der etwas raschen Deutung einer sachlichen Besonderheit ausging, um sie durch formelle Besonderheiten zu stützen. Wäre er auf dem Wege geblieben, den er beim Forschen befolgte, so hätte er eine vollständigere und geordnetere Sammlung der syntaktischen Schwankungen im Beowulf bekommen und sich dann vor der Frage gefunden, wie sie zu erklären seien: ob durch Verschiedenheit des Stoffes oder der Stimmung oder des Autors? Unbefangenes Urteil wäre schwerlich auf die letztere Deutung geraten.

Berlin. A. Brandl.

Theodor Eichhoff, Die beiden ältesten Ausgaben von Romeo and Juliet. Eine vergleichende Prüfung ihres Inhalts. (Unser Shakespeare, IV.) Halle a. S., Max Niemeyer, 1904. 278 S. M. 7.

Die Shakspere-Forschung hat bisher ganz falsche Bahnen eingeschlagen; die Wege, die sie ging, konnten nicht zu sicheren, positiven Ergebnissen führen, und so stehen wir noch heute, nach 300 Jahren, vor einer Fülle ungelöster Shakspere-Rätsel. Das ist die neue Entdeckung. Doch nur Mut! Der Ödipus, der diese Sphinx nun endgültig stürzen wird, ist erschienen: er heifst Theodor Eichhoff und hat soeben den vierten Band seiner Publikation *'Unser Shakespeare'* herausgebracht.

Das Ziel des Verfassers ist, zu beweisen, dafs nicht die zweite, mit der Folio wesentlich übereinstimmende Quarto von *'Romeo and Juliet'* (1599) den echten Shakespereschen Text darstelle, dafs dieser vielmehr in der ersten Quarto (1597) vorliege, welche Ausgabe bisher entweder als ein früherer Entwurf des Dichters oder als eine buchhändlerische Raubausgabe angesehen, in jedem Falle der Quarto von 1599 nachgestellt wurde. Eich-

hoff dagegen behauptet, daſs Q_2 eine von einem unfähigen Korrektor vorgenommene Ballhornisierung des echten *'Romeo'* sei, der uns in Q_1 vorliege. 'Nur die älteste Ausgabe ist gut, nur die älteste ist ein Kunstwerk'. Das Stück sollte daher, das ist Eichhoffs Forderung, nur in dieser Ausgabe genossen werden, sowohl im Theater wie bei der Lektüre.

Es gibt zwei Wege von sehr verschiedener Art, um derartige Aufgaben zu lösen. 1) Unter weitester Heranziehung aller Werke Shaksperes, auch der *Poems*, des Dichters ästhetisches und sittliches Empfinden kennen zu lernen und dann, auf Grund des erlangten Wissens, an die Beantwortung der Frage zu gehen, ob die Abweichungen in der späteren Fassung von dem Dichter herrühren können, oder ob sie als unvereinbar abzuweisen sind. Das beste Hilfsmittel zum Verständnis eines Kunstwerkes sind eben die anderen Werke des Künstlers. Der Weg führt oft zu schönen Resultaten, wie Loenings prächtiges Buch über *'Hamlet'* beweist. — 2) Der andere Weg ist billiger. Man nimmt das betreffende Kunstwerk, verzeichnet die nicht zusagenden Stellen und zieht gegen sie los mit Schärfe, Schneidigkeit, vor allem mit Sicherheit; je lauter man donnert, desto mehr Gläubige findet man. Bei Kontroversen, Disputationen bekam nur zu oft derjenige Recht, der 'am lautesten schrie'.

Den ersten Weg geht Eichhoff nicht; das ist ja die antiquierte, zu ganz unsicheren Resultaten führende Heerstraſse, von der schleunigste Umkehr geboten ist. Wir sollen endlich aufhören, zu fragen, was eigentlich von Shakspere stamme, sondern gleich daran gehen, den Schönheitsgehalt der Werke Shaksperes (sic!) zu untersuchen. 'Wir können viel wissenschaftlicher sein, wenn wir die Schönheit, als wenn wir die Richtigkeit der Texte erforschen,' denn 'Wissenschaft ist Begründung'.

Und wie begründet Eichhoff? Nun gar nicht; er zieht gegen die ihm miſsliebigen Stellen zu Felde, wobei er sich die Rolle eines ästhetischen Papstes gibt, und in dem stolzen Gefühl der Unfehlbarkeit fällt er sein Urteil. Ausdrücke wie 'abgeschmackt, possenhafte Parodie, lächerlich, unglaubliche Albernheit', ironische Seitenbemerkungen ('der Korrektor ist immer korrekt') nehmen einen bevorzugten Platz in Eichhoffs Vokabelschatz ein. Wenn im allgemeinen Bücher unter einer solchen Sprache leiden, so ist bei dem vorliegenden Buche das Gegenteil der Fall; die Harmonie zwischen dem Inhalt und der Form kann einem Werke nur von Nutzen sein.

Es fällt mir nicht ein, gegen die Eichhoffsche Methode zu Felde zu ziehen; eine Methode, die solche Blüten zeitigt, richtet sich von selbst. Ob sie, grob aber deutlich, als Unfug abgewiesen oder, ein wenig milder, unter die krankhaften Auswüchse gerechnet wird, die jede Wissenschaft begleiten und also auch der Shakspere-Forschung nicht fehlen, bleibt sich schlieſslich gleich. Dagegen kann ich mich der Verpflichtung nicht ganz entziehen, Eichhoff mit seinen eigenen Waffen anzugehen. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie dieser Prediger des schrankenlosen Subjektivismus alle Augenblicke gegen sein eigenes System anrennt. Wenn er (Bd. I, S. 11) die Herausgeber der *Globe-Edition* scharf tadelt, daſs 'sie in einer so unerhörten Weise die Freiheit ihrer Mitmenschen vergewaltigen, indem sie dieselben einfach zwingen, die Bürgschaft, die ihnen genügend war, gleichfalls als hinreichend anzuerkennen', so möchte ich doch den Verfasser fragen, ob er es mit seinen Mitmenschen anders macht? Weil ihm die Bürgschaft seines ästhetischen Urteils genügt, Q_2 zu verdammen, so mutet er uns zu, *'Romeo'* künftig in der Fassung von Q_1 zu genieſsen! Die *Globe-Editors* werden wegen einer gleichen, nur besser fundierten Zumutung verurteilt. Ist dem Autor sodann nicht ein einziges Mal zum Bewuſstsein gekommen, mit welch ungeheurer Anmaſsung er zu Gericht sitzt, zwar nicht über Shakspere (denn er hat sich ja einen Korrektor als Zielscheibe konstruiert), wohl aber über das Schönheitsempfinden dreier

Jahrhunderte, die sich an '*Romeo and Juliet*' begeistert haben und zwar in der von Eichhoff als kein Kunstwerk geschmähten Fassung? Sollte das Urteil dieser drei Jahrhunderte nicht das eines einzelnen in Frage stellen? Wollte sich Eichhoff aber nicht fügen, so blieb es ihm unbenommen, sich in Shakspere hineinzulesen, wie es ihm paſste, sich 'das Fremde zu amalgamieren'. Das war sein gutes Recht; unser gutes Recht aber wahren wir uns, indem wir gegen die Zumutung protestieren, dieses Eichhoffsche Amalgam als neue Offenbarung anzunehmen.

Es ist miſslich, Proben aus einem Werke zu geben, das auf jeder Seite zur schärfsten Kritik herausfordert. Wiſsbegierigen sei hier wenigstens der Glanzpunkt verraten (S. 15 ff.): es ist die Betrachtung des Monologes der Juliet vor ihrer Hochzeitsnacht (III, 2), jenes herrlichen, trotz der glutvollen Sprache so keuschen Epithalamiums. Was sich der Verfasser hier leistet, ist bodenlos; die Sprache, deren er sich bedient, derart, daſs ich keine Parallele für sie in der Shakspere-Literatur kenne — auſser in den Eichhoffschen Büchern (vgl. S. 28, 73 u. a.).

Der Verfasser hat in zwei Jahren vier Bände seiner Publikation herausgebracht, eine quantitativ ganz tüchtige Leistung. Um so mehr kann er es jetzt des grausamen Spiels genug sein lassen. Nicht nur die Shakspere-Forschung, sondern jeder geistig gesunde Leser lehnt sein Werk durchaus ab. Sollte Eichhoff gleichwohl seine Tätigkeit in der begonnenen Weise fortsetzen, so möge er wenigstens den Gesamttitel seiner Publikation ändern; 'unser Skakspere' ist das nicht.

Berlin. Ernst Kröger.

George Masons Grammaire Angloise nach den Drucken von 1622 und 1633 herausgegeben von Rudolf Brotanek. Halle, Niemeyer, 1905 (Neudrucke frühneuenglischer Grammatiken, herausgeg. von R. Brotanek, Heft I). LII, 118 S.

Vorliegendes Heft eröffnet eine Serie von Neudrucken englischer Orthoepisten, die mit zu den gröſsten Desideraten unserer heutigen Wissenschaft gehören, und verdient schon deshalb groſse Anerkennung. Es gibt einen bis auf sämtliche Druckfehler des Textes und der Paginierung getreuen Abdruck des Originals, die Varianten der zweiten Auflage und eine wertvolle Einleitung, die den Verfasser zu charakterisieren und seine Lautwerte zu ermitteln sucht. Stellenweise ist dies nur möglich durch eingehende Untersuchungen der gleichzeitigen französischen Aussprache und vermittelst Hypothesen, die trotz alles eindringenden Scharfsinnes des Herausgebers nicht immer überzeugend sind — auch kaum überzeugen können, weil seinem Autor die nötige Sicherheit und Konsequenz in der Aussprachebezeichnung fehlt. Mason bedient sich eines Längezeichens, aber ohne Folgerichtigkeit, den aus me. ī entstandenen Diphthongen transkribiert er teils durch *ei*, teils behält er die überlieferte Schreibung bei, und wo er für denselben verschiedene Aussprachen gibt, ist es meist unmöglich, einen inneren Grund für die Abgrenzung beider Lautungen zu finden; er wird daher stets zu den untergeordneten Quellen für die Sprache des 17. Jahrhunderts gehören. Immerhin ist er bemerkenswert als einer der fortschrittlichen Grammatiker, der ohne gelehrten Konservatismus das Gehörte wiederzugeben strebt; unter seinen Ansätzen fällt z. B. auf die Gleichung engl. *au* = frz. *a*, die der Herausgeber mit Recht dahin interpretiert, daſs in Wörtern wie *draw*, *Laurence* ein ā-artiger Mittellaut zwischen me. und ne. Lautstande zu hören war (S. XV). Auch die Annahme einer Monophthongierung von ǫu zu ō wird schon für diese Zeit dadurch gesichert, daſs Mason dem Vokal in *blow*, *soul*, *show* den Wert des frz. *au* [ō] zuspricht (S. XXXVII). Unter diesen Umständen will es mir wenig einleuchten, daſs Mason für das me. ū noch einen Monophthong,

höchstens mit zweigipfliger Aussprache, gehört haben soll. Seine Transkription [*haoú*] für ne. *how* sucht Brotanek allerdings auch für *ū* [vgl. frz. *aoust*, *raouler*] in Anspruch zu nehmen. Aber es wäre doch sehr auffällig, daſs ein sonst so fortschrittlicher Grammatiker hier eine Aussprache ignoriert haben sollte, die schon für Tyndal [*hawe* < ae. *hū*, *nawe* < *nū*, Sopps Marburger Diss. 1889, S. 29], ja sogar für die Paston Letters gesichert ist [*withaught*, *abaught* für *-ūt-*; vgl. *Anglia* XXIII 368]. Ob nicht Mason eine der verschiedenen Zwischenstufen zwischen dem me. und dem ne. Laut [Sweet, *HES* § 826] gehört haben dürfte, den er nicht genauer wiederzugeben in der Lage war, für den er dann meist die übliche Orthographie beibehielt und nur einmal zu einem — für die damalige Zeit wohl auch noch nicht ganz zutreffenden — *a* + *ou* entgleiste? Daſs er nicht immer imstande war, zu beschreiben, was er hörte, geht z. B. deutlich hervor aus seiner summarisch einfachen Angabe für den Anlaut in *knaue*, *knit*, *knot*, *knuckle*: '*devant n il [k] est un peu plus difficile!*'

Nicht ganz klar, aber bemerkenswert sind seine Angaben über ´*ŭ* (S. XXXVIII), die bereits auf eine starke Modifikation des me. Lautes deuten, und schwierig ist ebenfalls die Beschreibung des me. *ę̄* (geschrieben *ea*), hinter der Brotanek wohl mit Recht die Luicksche 'Abstumpfung' jenes Lautes vermutet (S. XXI) — nur dürfte Mason seine Ausspracheregel wohl nach einigen, auch sonst mit Abstumpfung belegten wenigen Dialektwörtern gebildet und sie dann in übertriebener Weise verallgemeinert haben. Interessant sind ferner seine Transkriptionen für ne. *sir*, *girdle*, *first*, *shirt*, in denen die ne. *r*-Modifikation [*əə*] bereits deutlich erscheint (S. XXVI). Nur ist der Herausgeber im Irrtum, wenn er darin den frühesten Beleg für diesen Vokalwandel sieht, und wenn er meint, er müsse sich bei *i* früher entwickelt haben als bei den anderen Lauten. Eine Modifikation des me. *u* legen nahe die Schreibungen der Paston Letters *herte* und *reterned* (*Anglia* XXIII 360); die gleiche Erscheinung zeigen für me. *i* ebd. *sur*, *urke* (Neumann, *Marburger Studien* VII S. 66, 68), möglicherweise deuten auch die Schreibungen mit *ee* für me. *e* + *r* auf eine quantitative Veränderung des *e* (ebd. S. 33, § 102), die mit dem qualitativen Lautwandel *e* > *əə* Hand in Hand gegangen sein wird. Auch sonst hätten sich die Schreibungen des 15. Jahrhunderts für die Chronologie der von den Orthoepisten aufgedeckten Lautvorgänge verwerten lassen. Das *au* < *a* + *ll*, welches erst seit Tindal (Brotanek XVI) auftreten soll, ist schon vierzig Jahre früher bezeugt (*Anglia* XXIII 184); noch viel früher erscheint $f < \chi$ [ne. *enough*], das Brotanek S. XLVIII erst seit 1568 belegt, es ist im 15. Jahrhundert häufig, vielleicht schon für das Früh-Me. anzunehmen (ebd. S. 467).

Masons Ansatz für *cough* mit einem *þ* im Auslaut, den Brotanek für eine akustische Täuschung hält, ist wohl möglich; wenigstens zeigen ne. Dialekte *kǫuþ* = *cough* (*Anglia* XXIII 467); auch ne. dial. *fleiþ* 'Flöhe' aus ae. **flēaha* (Wright, *Engl. Dial. Gr.* § 359) wird hierher zu stellen sein.

Posen. Wilhelm Dibelius.

Engelskt uttal af C. J. M. Fant, Lektor vid Västerås högre allmänna läroverk. Stockholm, P. A. Norstedt & Söners Förlag, 1905. 37 S. Preis 60 öre.

Zweck des vorliegenden Schriftchens ist, nicht nur vorgeschritteneren Schülern an den Gymnasien und anderen damit zu vergleichenden Lehranstalten, sondern auch Universitätsstudenten und Gymnasiallehrern eine übersichtliche Darstellung wichtiger Fragen der englischen Lautlehre in populärer Form zu geben. Besonders hervorgehoben werden die lokalen Verschiedenheiten der Aussprache (namentlich diejenigen zwischen Northern und Southern English). Diesen Auseinandersetzungen schlieſst sich öfter

eine Diskussion der bei dem Unterricht vorzuziehenden Aussprache an. Der Verfasser bekämpft die wenigstens in Schweden nicht seltene Neigung der Lehrer, Eigentümlichkeiten der englischen Aussprache zu übertreiben; dies gilt seiner Meinung nach besonders für die diphthongische Aussprache von e^i und o^u, der er entschieden eine monophthongische Aussprache vorziehen will. Er beruft sich dabei auf eine Äufserung von Sweet, der in seinen Vorlesungen (University Extension Meeting, Oxford 1897) — denen auch Referent beiwohnte — einmal Ausländer vor der diphthongischen Aussprache warnte, da 'foreigners exaggerate', und eine monophthongische Aussprache höchstens als eine schottische Eigentümlichkeit aufgefafst werden würde, während eine mifslungene Diphthongierung entschieden den Ausländer gleich verraten würde. Hiermit vergleicht er eine Stelle in dem Websterschen Wörterbuche: 'The vanish comes out more clearly in some syllables than in others. It is not used in the Scottish dialect; and it is not apt to be given by people of foreign birth and training.' Auch anderswo hält es der Verfasser für empfehlenswert, von zwei oder mehreren Aussprachen, die als gut englisch betrachtet werden können, diejenige vorzuziehen, die den Schülern am besten mundgerecht wird. Daraus folgt also, dafs man der gebildeten Aussprache eines gewissen Gebietes nicht in allen Details zu folgen braucht, sondern dafs man aus praktischen und anderen Rücksichten sehr gut sich auch Eigentümlichkeiten anderer Gebiete — wenn sie nur als gut englisch anerkannt sind — aneignen darf. Ich will nicht auf die Frage eingehen, ob nun eine solche eklektische Anschauungsweise mit allen ihren Konsequenzen wirklich in abstracto zu billigen ist. Die konkreten Fälle, die vom Verfasser angeführt werden, sind aber kaum ernsthaft zu beanstanden. Meiner Ansicht nach mufs jedoch jeder tüchtige Lehrer zuerst wenigstens versuchen, seinen Schülern die beste englische Aussprache ('that which gives the fewest signs of locality') beizubringen.

Auf Einzelheiten der Arbeit kann ich nicht eingehen. Nur mufs ich es als auffallend bezeichnen, dafs Verfasser die Aussprache der Gebildeten in einem gewissen Gebiete 'den Dialekt dieses Gebietes' öfters nennt (so z. B. S. 7).

Die phonetische Literatur der letzten Zeit, auch die in zahlreichen Zeitschriften zerstreuten Einzeldarstellungen, hat der Verfasser sich mit grofsem Fleifse zunutze gemacht.

Das in schwedischer Sprache geschriebene Büchlein wird wohl aufserhalb der skandinavischen Länder kaum einen Leserkreis finden. Es macht keinen Anspruch darauf, neues Material zu liefern; aber wertvoll wird das Buch besonders durch die Zusammenstellungen einiger der letzten Resultate der englischen Phonetik. Somit wird die Arbeit für die Kreise, für welche sie bestimmt ist, hoffentlich doch von Nutzen sein.

Hellebæk (Dänemark). Erik Björkman.

Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen von **Wilhelm Swoboda**, Prof. an der Landes-Oberrealschule in Graz. 1. Teil: Elementarbuch der englischen Sprache für Realschulen; geb. 2 K 20 h (M. 1,85). — 2. Teil: English Reader (Lehr- und Lesebuch für die 6. Klasse); geb. 3 K 60 h (M. 3). — 3. Teil: Literary Reader (Lehr- und Lesebuch für die 7. Klasse); geb. 3 K 60 h (M. 3). — 4. Teil: Schulgrammatik der modernen englischen Sprache; geb. 3 K 40 h M. 2,80). — Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1905.

Der 1. Teil dieses Werkes, der die Elemente der englischen Grammatik enthält, schliefst sich in seinem Lehrgange der Art und Weise an, die ein Lehrer befolgt, dem nichts anderes als Lesestücke zur Verfügung stehen. Der kann nicht immer ein bestimmtes System streng innehalten.

Er muſs manches berücksichtigen, das nicht in sein Hauptkapitel gehört, die Themata durchkreuzen sich, statt aufeinander zu folgen, und die Darstellung zeigt eine gewisse Unordnung. Aber nur äuſserlich; denn Ordnung und System liegen in dem Lehrenden fest begründet. Er kann sie jeden Augenblick auch nach auſsen hin kenntlich machen. Darum schadet die Abschweifung vom Systematischen kaum. — Anders nimmt sich dies Verfahren in gedruckter Grammatik aus. Die gestörte Ordnung ist hier nicht so leicht wie dort zu retablieren, da auch in ihr Methode liegt, der der Lehrer folgen muſs, wenn er vom Leichten zum Wenigerleichten und Schweren Schritt für Schritt weitergehen will. Die Basis des 1. Teiles dieser Grammatik ist ein *pêle-mêle,* das besonders störend dem Schüler werden muſs. (Man vergleiche § 8: Persönliche Fürwörter, § 9: Geschlecht des Substantivs, § 10—12 handeln vom Verb, § 13: Possessivpronomen, § 14: Adjektiv; dann folgen wieder Verb, Pronomen, und in diesem Durcheinander geht es fort.) Allerdings findet sich die hier fehlende höhere Ordnung im 4. Teil des Werkes; aber den bekommt der Elementar-Anglist nicht in die Hand, und er versteht ihn auch noch nicht. So bleibt ein Rest zu tragen peinlich. Wer sich aber einmal mit dieser sehr natürlichen Darstellungsweise abgefunden hat, wird sich auch weiter mit dem Buche befreunden.

Einer allgemeinen Forderung dürfte diese Schulgrammatik mehr als andere gerecht werden. Sie wählt die Stoffe ihrer Übungsstücke aus dem alltäglichen englischen Leben, wobei sie vom Schulleben ausgeht und den Schüler in ein Milieu versetzt, an das er gewöhnt ist. Das Bild eines *class-room* trägt zur Orientierung bei, wenn auch nicht alles darauf ist, was, nach Aussage des Lesestückes, darauf zu sehen wäre. Zugleich wird der Schüler genötigt, sich möglichst bald der englischen Sprache zu bedienen. Er muſs das Datum einsetzen; am Schluſs der Lesestücke erfolgen kurze Fragen und Anmerkungen in englischer Sprache, im Anschluſs an die grammatische Regel stehen englische Sätze, in die er das Wesentliche selbst einzufügen hat, die Zahl der Anmerkungen wird stetig geringer, so daſs er das Wörterbuch (S. 140 ff.) zu Rate ziehen muſs, Aufzählung von Synonymen mit ihren Unterschieden fördern das Eindringen in den Geist der Sprache. Bei so konsequentem Festhalten am Milieu lassen sich familiäre Wörter und Aussprache nicht immer vermeiden; mit anstelligen Schülern wird man darauf eingehen können, anderenfalls muſs man sich mit dem Notwendigsten bescheiden. Die Regeln genügen in kurzer Fassung durchaus dem Verständnis. *'The Do-Infinitive-Construction in Questions'* (I, § 28) ist allerdings wenig übersichtlich behandelt. Die Aussprachelehre geht praktisch von englischen Wörtern aus, die auch dem Deutschen geläufig sind (*spleen, strike, clown,* ...). Hier muſs der Lehrer das Beste tun. Dem Nachschlagebedürfnis der Schüler genügt sie. Löblich ist der Hinweis auf die einzelnen Lautarten und das Bestreben, den Schüler an ihre Unterscheidung zu gewöhnen.

Diese elementar gehaltenen Regeln des 1. Teils finden ihre Ergänzung im 4. Teil, der mit Kenntnis und Sorgfalt zusammengestellt ist. Eingehender als in Schulgrammatiken üblich, wird die Stellung der Adverbien berücksichtigt (S. 31—37), woran sich die ausführliche Darlegung der Mittel knüpft, durch die ein Satzteil im Englischen hervorgehoben wird. Bei der Ausführlichkeit dieser Grammatik, die sogar die Interpunktionslehre eingehend bespricht (§ 406—409) und dem Komma ein besonderes Übungsstück widmet (S. 202), hat es mich gewundert, daſs nicht auch ein Abriſs der englischen Metrik seine Stelle gefunden hat. — Druckfehler habe ich bemerkt in IV, S. 23, Z. 6 v. o.: 'Stellung und die der Wörter' statt: und die Stellung der Wörter, in I, S. 105, Z. 7 v. u.: *'tsee'* statt: *tšo.*

Wenn der 1. Teil im wesentlichen in englisches Schulleben einzuführen sucht, so wollen der 2. und der 3. Teil eine Vorstellung von dem ge-

samten Kultur- und Geistesleben Englands geben. Auf die Geographie der Britischen Inseln folgt die der Hauptstadt angeschlossen an *'A Trip on the Thames'*, die Beschreibung ihrer Sehenswürdigkeiten und Verkehrsmittel, von Spielen, Reisen in England und seinen Kolonien etc., untermischt mit passenden Gedichten, erläutert durch Anmerkungen, Wörterbuch, Illustrationen, eine Karte von Grofsbritannien und London, kurz eine so reiche Stoffülle, dafs Lehrer und Schüler, wohin sie auch greifen mögen, sicher sind, ein volles, interessantes Völkerleben zu packen. Dieser Teil enthält auch deutsche Stücke zur Übertragung ins Englische.

Teil 3 ist eine englische Chrestomathie, die, von der Neuzeit ausgehend, den Schüler bis in die Zeit des Beowulf zurückführt und ihm an der Hand ihrer Hauptvertreter eine Vorstellung des jeweiligen Standes der englischen Sprache und Literatur zu verschaffen sucht. Die Epochen Chaucers, König Alfreds und des Beowulfdichters sind wenigstens in Charakteristiken vertreten. Eine *'History of the English Language'* schliefst den Teil ab. Jedem Bruchstück eines gröfseren Literaturwerkes gehen Bemerkungen voran, welche die Exposition enthalten. Auch hier tragen Bilder, Karte, Noten in englischer Sprache — wie im 2. Teil — und Wörterbuch zum Verständnis der Dichtungen bei. Diese Chrestomathie bildet einen organischen Teil des gesamten 'Lehrbuches', das ohne sie unvollständig wäre. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet darf sie auch vor dem ausgesprochenen Gegner der Chrestomathien unangefochten passieren. — Alles in allem ist diese englische Grammatik ein Werk, das ebensoviel fachmännische Kenntnis wie liebevolle Hingabe an den Gegenstand bekundet, und das ich für würdig halte, einem Schüler in die Hand zu geben. Ein Bedenken habe ich: der für ein Schulbuch sehr hohe Preis — der Gesamtpreis beläuft sich auf mehr als 10 Mark — dürfte seine Einführung oft erschweren, wenn nicht unmöglich machen.

Willi Splettstöfser.

R. Hall, Lehrbuch der englischen Sprache. Für Mädchenschulen bearbeitet in zwei Teilen. Frankfurt a. M., Carl Jügels Verlag (Moritz Abendroth). I. Teil, 2. Aufl. 1904; II. Teil, 1. Aufl. 1905.

Diese Grammatik läfst im Anfang dem Lehrer ausgedehnten Spielraum. Mit ihrer Vorschrift, die ersten zwanzig Stunden bei geschlossenen Büchern zu unterrichten, weist sie ihn auf sich selbst und gibt ihm nur die Anleitung. Teil I führt die *would-be English girls* an der Hand von Sprichwörtern, Lebensregeln, kleinen Gedichten, Rätseln, Gesprächen spielend in die Sprache ein und ist für den Anfang nicht übel, wenn auch das englische Milieu nicht stark hervortritt. Auf denselben kindlichen Ton ist aber auch der II. Teil gestimmt, der in höheren Klassen zur Verwendung kommen soll. *Riddles, Proverbs, Tricks* (II, S. 122), *Games: Making words* (II, S. 144), *Making little words from long ones* (II, S. 145) etc. nehmen auch hier einen breiten Raum ein. Da das Buch für Mädchen bestimmt ist, sind Stücke wie die folgenden wohl am Platze: II, § 69: *Shops*, § 70: *Shopping for Christmas* (*At the linen-draper's*), § 79: *Three Cookery Receipts* (1. *Plain sweet omelette*, 2. *Macaroons*, 3. *Apple Pie*). Neben ihnen aber und anderen von allgemeinem Interesse (*Woods, Animals, Plants, Death of Socrates* etc.) kommen Stücke von typisch englischem Gehalt nur wenig zur Geltung. Englischer Geist spricht nicht aus diesem Werk. Es ist klar und sorgfältig durchgearbeitet, und so mag es seinen Zweck erfüllen.

Willi Splettstöfser.

W. Sattler, Deutsch-Englisches Sachwörterbuch. Leipzig, Rengersche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch), 1905.

Nachdem ich die Vollendung des stattlichen Werkes von Sattler vor kurzem berichtet, kann ich jetzt bereits das Erscheinen des von dem Autor

damals in Aussicht gestellten Verzeichnisses der englischen Wörter melden (Lieferung 12). Letzteres bedeutet eine wertvolle Beigabe, die auch unter der angelsächsischen Lehrerwelt geschätzt werden wird. Das Verzeichnis umfaſst 89 Seiten von je vier Kolumnen. Seine sorgfältigen Verweise werden dem Lehrer des Englischen wesentliche Dienste leisten. Sattler hat Wort gehalten, und auch hierdurch hat er Anspruch auf unsere Dankbarkeit. Sein Werk sei der Fachwelt bestens empfohlen.

Tübingen. W. Franz.

Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festschrift Heinrich Morf zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Lehrtätigkeit von seinen Schülern dargebracht. Halle a. S., M. Niemeyer, 1905. 427 S.

Wie sehr dieser Band, den freundliches Gedenken mir widmet, mich mit Freude und Stolz erfüllt, das habe ich in dem Kreise, aus dem er hervorgegangen ist, diesen Sommer mündlich auszusprechen unvergeſsliche Gelegenheit gehabt. Meine damaligen Worte des Dankes glaube ich nicht besser bestätigen zu können als dadurch, daſs ich als aufmerksamer Leser hier über den Inhalt des Buches selbst referiere und damit dem Beispiel folge, das zuerst, wenn ich nicht irre, Gaston Paris gegeben, und für welches ich an dieser Stelle mich besonders auf Adolf Tobler berufen kann (vergl. *Archiv* XCV, 198; CXV, 238). Ich möchte von den 14 Beiträgen, die der Band umschlieſst, hier sagen, worin sie nach meiner Meinung unsere Erkenntnis fördern. Es ist keiner darunter, dem ich nicht für viele Anregung und Belehrung dankbar zu sein hätte. Daſs diese Anerkennung gelegentlichen Zweifel und Widerspruch nicht ausschlieſst, ist natürlich, und ebenso natürlich muſs es den Freunden, die sich hier zu einer gemeinsamen Gabe zusammengetan haben, erscheinen, daſs ich diese Zweifel äuſsere und diesem Widerspruch Ausdruck gebe, wo er mir fruchtbar zu sein scheint — denn sie wissen wohl, daſs es sich dabei nicht darum handelt, daſs der Referent recht behält, sondern daſs aus Rede und Gegenrede gesicherte neue Erkenntnis erwachse.

Die Beiträge umfassen ältere und neuere französische Literatur (7), sie verfolgen laut- und formengeschichtliche Probleme innerhalb einzelner lebender Mundarten oder über das ganze romanische Sprachgebiet dahin (5), sie handeln von romanischer Syntax (1) und bringen Neues zur Geschichte des fremdsprachlichen Unterrichts (1). Sie sind aber nicht stofflich, sondern nach den Verfassernamen alphabetisch geordnet. In dieser Folge gehe ich ihnen nach.

Den Anfang macht E. Bovets La préface de Chapelain à l'Adonis.

Als der 'chevalier Marin' ums Jahr 1620 mit dem Plane umging, die 40000 Verse seines Idylls *Adone* in Paris drucken zu lassen, da suchte er einen französischen Literaten, der eine programmatische Vorrede dazu schriebe. Man wies ihn an den jungen Chapelain, der dafür bekannt war, daſs er mit der literarischen Tradition Italiens vertraut sei.[1] Denn es galt, diese neue Art des idyllischen Epos (diese '*nouveauté*') von vornherein gegen die Kritik zu schützen, die seitens der italienischen Akademien zu erwarten war. Diese Akademien würden nach den überlieferten Kunstregeln urteilen, so daſs also der Vorrede hauptsächlich die

[1] Chapelains Kenntnis der spanischen Literatur war doch wohl nicht so bedeutend, wie gewöhnlich angenommen wird, sonst hätte er 1630 nicht schreiben können, daſs auſser dem *rimeur Lope de Vega* alle Spanier ihre Dramen in Prosa oder reimlosen Versen schreiben.



Aufgabe zufiel, zu zeigen, dafs *Adone*, obwohl neuartig, doch *'conduit et tissu selon les règles générales de l'épopée'* sei.

Chapelain versenkte sich in das Studium der italienischen Theoretiker von Trissino bis zur Gegenwart,[1] Scaliger eingeschlossen, und schrieb mit ihrer Hilfe die Vorrede 1620. Gedruckt wurde sie 1623.

Diese Vorrede ist viel genannt und — wenig gelesen, wie Bovet humorvoll zeigt. Er druckt sie in extenso ab (p. 30—52) und begleitet diesen Abdruck mit einem sehr interessanten Kommentar.

Chapelains Vorrede ist keine leichte Lektüre. Form und Inhalt sind in gleicher Weise schwierig: Chapelains Satzbau ist schwerfällig, und die Regeltheorien der Zeit sind oft genug abstrus. Zu alledem gesellt sich noch der Umstand, dafs Chapelain, wie Bovet zeigt, mit Hintergedanken schreibt und seine wahre Meinung oft zwischen den Zeilen gesucht werden mufs. Er denkt in Wirklichkeit vom *Adone* nicht so gut, als er höflicherweise in seiner Verteidigungsrede sagt.

Diese Verhältnisse erschweren eine Wiedergabe seiner Gedanken. Doch hat sich Bovet der Aufgabe, die Vorrede zu analysieren, in trefflicher, feiner Weise entledigt.

Er hat sich auch der dankenswerten Mühe unterzogen, Chapelains italienischen Quellen nachzugehen. Das Resultat, dafs Castelvetros *Poetica d'Aristotile vulgarizzata e sposta* (1570) die Hauptquelle bildet, wird keinem ernsten Widerspruch begegnen können.

So hat Chapelain seine Theorie des Epos aus Italien bezogen. Nichts läfst erkennen, dafs er die französischen Theoretiker des 16. Jahrhunderts, Ronsard, D'Aigaliers, Vauquelin, beachtet habe, oder dafs er auf Aristoteles direkt zurückgegangen sei.[2]

Eine Theorie des Epos läfst sich nicht entwickeln, ohne dafs die übrigen Gattungen der Dichtkunst, Lyrik und Drama, in Mitleidenschaft gezogen werden, und ohne dafs die Frage nach Wesen und Aufgabe der Poesie überhaupt berührt wird. Chapelain hat die Lyrik völlig beiseite gelassen, die Dramatik nur gelegentlich zum Vergleich herangezogen. Von Wesen und Aufgabe der Poesie handelt er indessen ausgiebig: die Poesie stellt nicht nackte Tatsächlichkeit (*vérité particulière*) dar, sondern sie kombiniert sich gemäfs dem Geiste der *justice* und der *raison* eine allgemeingültige vorbildliche Wahrscheinlichkeit (*vraissemblance*), die sie in den Dienst der sittlichen Läuterung der Menschheit stellt (*purgation ou amendement ès mœurs des hommes qui est le but de la poésie*).[3]

Diese rationalistische Lehre ist eben die der Italiener: Chapelain hat

---

[1] Ob er Tassos *Discorsi dell' arte poetica e del poema eroico* (1587—94) gekannt hat? Eine Spur ihrer Verwertung kann ich in der *Préface* nicht finden.

[2] Der Umstand, dafs Chapelain der Handlung des Epos nur die Dauer eines Jahres einräumt, während Aristoteles eine solche Beschränkung nicht kennt, spricht nicht dafür, dafs er sich stark nach Aristoteles selbst umgesehen, dessen Meinung überhaupt für ihn nicht entscheidend war. — Auch über Homer und Vergil setzt sich Chapelain dabei hinweg, während die älteren Theoretiker (auch Madius, trotz Bovet p. 28 n.) die zeitliche Freiheit des Epos gerade mit Odyssee und Äneis begründen. Bei Chapelain ist das Bedürfnis, eine Regel aufzustellen, gröfser als sein Respekt vor dem Altertum: *On devient poëte*, sagt er in der Vorrede zur zweiten Hälfte der *Pucelle*, *par l'étude des règles*. — Übereifrige Moderne wie Saint-Amant haben schliefslich die epische Handlung in die 24 Stunden-Einheit gezwungen (*Moïse sauvé*, 1653). — Chapelain selbst gibt später (1630) auch wieder zu, dafs das Epos eine Handlung von mehreren Jahren umfassen dürfe.

[3] Das ist denn doch nicht so neu in Frankreich. Cf. Ronsard in der Vorrede zur *Franciade* (1572): *il (le poëte) a pour maxime très nécessaire de son art de ne suivre jamais pas à pas la vérité, mais la vraisemblance et le possible* etc.

sie, nach Bovets Urteil, klarer und bestimmter formuliert. Man kann das zugeben und doch finden, daſs Bovet den Chapelain zu nahe an Boileau rückt. Gewiſs ist beiden die rationalistische Poetik, die ja die Basis des Klassizismus bildet, gemein — aber neben dieser Gemeinsamkeit möchte ich die tiefe Gegensätzlichkeit mehr betonen: Chapelain ist ein '*moderne*'. Der gelehrte Mann hat für die Antike wohl Worte der Bewunderung, aber er lehnt ihre Vorbildlichkeit ab. Er ist der Überzeugung, daſs die moderne Literatur der antiken nicht bedürfe und sie übertreffe. Er stellt eine Tragödie Grazianis über alles, was die Alten geleistet. Homer und Vergil, sagt er, sind meine Gottheiten — *mais ils ont bien de la peine à être mes patrons*. Er tadelt an Ronsard, daſs er ihr *écolier* gewesen sei. Er übt im Dialog über die Romanlektüre[1] (1647) an Homer jene Kritik, die für die '*modernes*' charakteristisch ist. Nicht die antiken Dichter, nicht Aristoteles, sondern 'die Idee der Kunst' sei sein Leitstern (cf. *Lettres* ed. Tamizey de Laroque I, 18 f., 631 f.; II, 744 etc.). Das ist Subjektivismus, ein revolutionäres Prinzip, und läuft Boileaus Altertumsreligion und klassischer Kunstlehre direkt zuwider. Chapelain hat keinen Respekt vor dem Altertum, so wenig wie Malherbe, Boisrobert, Sorel, Sarasin, Scudéry, Descartes, Pascal — die ganze erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Arbeit aller dieser Männer ist gegen die literarische Hegemonie des Altertums gerichtet. Sie vertreten die Gedanken, die in Italien Tassonis *Pensieri diversi* (1620) ausgesprochen haben: das Altertum gilt für überwunden.

In diese ikonoklastische Welt hat der grimme Boileau dann die Standbilder der literarischen Ahnen der Renaissance wieder hineingestellt. Er hat ihren Kultus restauriert und den Klassizismus strenger Observanz im Gegensatz zu der altertumsfeindlichen Haltung der Chapelains und Genossen begründet.

Seinem Grundsatz gemäſs, daſs die Idee der Kunst sein Leitstern sei, erweist Chapelain in seiner literarischen Kritik dem Aristoteles nirgends besondere Reverenz: in der Vorrede zum *Adone* nennt er ihn nur einmal und ganz nebenbei. Überall beruft er sich darauf, daſs seine eigenen Überlegungen, daſs die Forderungen der poetischen *vraissemblance* ihn zu den Regeln geführt haben, die er aufstelle. Dabei hebt er es gern hervor, wenn die Praxis der antiken und der italienischen Dichter zu seinen Forderungen stimmt. Aber was die alten und neuen Theoretiker sagen, das kümmert ihn nicht sehr: als ihn ein Freund um Auskunft über eine Kunstregel bittet, antwortet er ihm: 'Ich entsinne mich nicht, ob Aristoteles oder einer seiner Erklärer die Sache behandelt hat; ich will einfach versuchen, Ihnen meine eigene Begründung zu geben.'[2]

Nun sucht Bovet die Überlieferung zu stützen, welche lehrt, daſs Chapelain im 17. Jahrhundert die Regel der drei Einheiten für das Drama wieder eingeführt habe. So scharfsinnig seine Argumentation ist, so kann ich ihr doch nicht zustimmen. Ich teile die Meinung Ottos (in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Mairets *Silvanire*, Bamberg 1890) und Dannheiſsers (Behrens' *Zs.* XIV, 1—76). Mancherlei Besonderes lieſse sich freilich dazu sagen. Hier beschränke ich mich auf folgendes:

[1] Feillet hielt diesen Dialog mit Unrecht für ungedruckt, als er ihn 1870 edierte. Er ist schon 1728 von Desmolets und Goujet im 6. Band der *Continuation des mémoires de littérature et d'histoire de Sallengre* herausgegeben worden.

[2] Es ist das eine kapitale Stelle seines Briefes an Godeau vom 29. Nov. 1630, abgedruckt von Ch. Arnaud, *Les théories dramatiques au XVIIe siècle*, Paris, 1888, p. 336 ff. Und die Kunstregel, aus deren Anlaſs er hier Aristoteles und seinen Stab als *quantité négligeable* eliminiert, ist — die 24 Stunden-Einheit des Dramas! Ich werde auf die Stelle zurückkommen.



Man läuft Gefahr, einem Anachronismus zu verfallen, wenn man für die Jahre 1620—1630 von der *Règle des trois unités* spricht. Diese Trinität ist späteren Datums.[1]

Das Wort *unité* findet sich zunächst nur in dem Ausdruck *unité d'action:* die Handlungseinheit ist die älteste, in der Kunst selbst begründete Forderung. Sie ist aus Aristoteles in die Renaissancepoetik übergegangen. Auch Chapelain erhebt sie in der Vorrede zum *Adone* nicht als ein spezifisch dramatisches, sondern allgemeines, insbesondere episches Requisit (*unité de l'action*, Bovet p. 42).

Ebenfalls auf Aristoteles und der herrschenden Praxis der antiken Dramatik beruht die Forderung, daſs die Handlung des Dramas die Dauer eines Tages nicht überschreite. Chapelain erwähnt die Forderung in der Vorrede ganz beiläufig mit den Worten: Das Epos soll nicht mehr als ein Jahr umspannen, gerade wie das Drama nicht mehr als einen *jour naturel.*[2]

Neben dieser ganz beiläufigen Erwähnung der *règle des 24 heures* oder des *ordre du temps* — das sind die eigentlichen Termini technici — fehlt in der Vorrede jeder Hinweis auf eine sogenannte 'Ortseinheit'.

Tatsache ist also, daſs Chapelain in der Vorrede von 1620 nicht von den 'drei dramatischen Einheiten' spricht, sondern daſs er die *unité d'action* als eine allgemeine und spez. epische Forderung erwähnt, daſs er die *règle des 24 heures* im Vorbeigehen für das Drama konstatiert und von einer 'Ortseinheit' überhaupt nichts sagt.

Das macht durchaus nicht den Eindruck, als ob er den dramatischen Kunstregeln besondere Beachtung schenkte.

Daſs in Frankreich die vom Drama des Altertums sich herschreibenden Kunstregeln auch im Anfang des 17. Jahrhunderts ohnedies nicht gänzlich vergessen und unbekannt waren, zeigt z. B. Lariveys Vorrede zu *La Constance* (1611). Und ehe Chapelain in der Vorrede zum *Adone* nebenbei die 24-Stunden-Regel erwähnt, lieſs Théophile die zum romantischen Schauspiel geratene Tragödie *Pyramus und Thisbé* (1617) aufführen, deren einfache Handlung nur wenige Stunden umfaſst und in einer verhältnismäſsig einfachen *scène à compartiments* 'Landschaftseinheit' zeigt.

[1] Die gedrungene Formulierung Jeans de la Taille (1572): *il faut toujours représenter le jeu en un même jour* (Handlungseinheit), *en un même temps* (Zeiteinheit), *en un même lieu* (Ortseinheit) bleibt ganz isoliert. Chapelain kannte sie nicht (zur Auffassung der Stelle vergl. *Revue d'hist. litt. de la France* XII, p. 2). Mairet führt noch 1631 als die drei Hauptregeln der *Comédie* an: freie Erfindung der Fabel, Einheit der Handlung und '*la troisième et la plus rigoureuse est l'ordre du temps*' (Otto, *l. c.*, p. 15 f.). — Zum ersten Male finde ich im 17. Jahrhundert die drei Forderungen im Ausdruck vereinigt in Isnards Vorrede zu Pichous *La Filis de Scire* vom nämlichen Jahre 1631: ... *prescrire les règles de l'unité du lieu* (= Landschaftseinheit, cf. unten p. 8), *de l'action et des 24 heures du temps* (cf. Otto, *l. c.* p. CXII) und dann in der endgültigen, uns geläufigen Formulierung in Durvals *Traité* (A. Gasté, *La querelle du Cid*, 1899, p. 274): *l'unité d'action, de temps et de lieu.* Dieser *Traité* ist von 1637 (trotz E. Rigal, *Le théâtre français*, 1901, p. 339; cf. *Archiv* CVII, 443).

[2] Aus dem Umstand, daſs Chapelain hier und später diesen Ausdruck (*jour naturel*) braucht, darf geschlossen werden, daſs er von der Kontroverse wuſste, die sich an Aristoteles' *μίαν περίοδον ἡλίου* geknüpft hatte: ob damit nämlich der *dies naturalis* von 24 Stunden oder der *dies artificialis* der Tageshelle gemeint sei. Chapelain entscheidet anders als z. B. Robortello (*dies artificialis*) und Castelvetro (*dodici ore*). Kannte er Segnis *Poetica d'Aristotile* (1549)? Übrigens betrachtet er 1630 die 24 Stunden als ein Maximum und erscheint ihm die Hälfte dieser Zeit als das Normale (Arraud, *l. c.* p. 343).

So ist denn Chapelain 1620 keineswegs ein Entdecker, ganz abgesehen von der beiläufigen und fragmentarischen Form seiner Äufserungen.

Das Nächste, was wir nun in Frankreich von der 24-Stunden-Regel hören, datiert von 1628. Am 28. September dieses Jahres schreibt Balzac aus Paris an Mme Desloges über den Typus einer *femme savante*, die unter anderem auch literarische Kritik treibe und nicht imstande sei, *de souffrir une comédie qui n'est pas dans la loi des 24 heures, qu'elle s'en va faire publier par toute la France.*[1]

Balzac weist damit deutlich auf die Salons der hauptstädtischen *Société polie* als den Ausgangspunkt der praktischen Forderung der 'Zeitregel' hin: die Salonkritik fordert sie; sie fordert sie als eine neumodische Eleganz, als eine *nouvelle invention*,[2] wie Godeau noch 1630 zur Verwunderung Chapelains sagt, der ihm antwortet, die Geschichte sei ja uralt, schon das antike Theater habe diese Regel beobachtet — ob Aristoteles selbst von ihr handle, entsinne er sich nicht.[3]

Und deutlich können wir erkennen, wie die *Société polie* um 1628 zu ihrer Forderung kam. Das Vehikel bildete die Pastorale.

Die Pastorale war das Stück, in dem die Salonwelt mit ihrem galanten Treiben sich spiegelte. Seit Jahren stand sie unter dem Einflufs der *Astrée*. Die Derbheiten Hardys treten zurück. Künstlerisches Streben macht sich geltend (viel mehr als in der verwilderten *Tragicomédie*). Zu den italienischen Vorbildern Tasso und Guarini gesellen sich andere, besonders G. Bonarelli mit der *Filli di Sciro* (1607). Die französischen und italienischen Elemente mischen sich bei den einzelnen Dichtern in verschiedenen Dosen. Da die französische Pastorale die *règle des 24 heures* nicht beobachtet, so gestattet sie eine reichere Entfaltung der Bühnenhandlung.[4]

Gegen 1619 stellt Racan in *Les Bergeries* (gedruckt 1625) 'die Torheiten seiner Jugendjahre' dar. Das Stück ist zugleich Huldigung und Rache seiner unerwiderten Liebe. Die schleppende Handlung ist aus Hardyschen, D'Urféschen und italienischen Elementen zusammengesetzt und folgt in ihrer Kompliziertheit hauptsächlich dem *Pastor fido*.

Einen reicheren, bewegteren Inhalt, mehr wirkliches Liebesleben, leider auch mehr Pointen gibt Mairet in seiner, wie es scheint, frei erfundenen *Silvie* (1626), die sich der Welt der *Tragicomédie* nähert. Er nennt sie denn auch *tragicomédie pastorale*, worin andere ihm folgen werden.

Diesen unregelmäfsigen französischen Pastoralen gegenüber erschien der Salongesellschaft die strenge, zeitliche Regelhaftigkeit der italienischen Pastorale, die sich dafür auf das Altertum berief, als das Vornehmere. Und als ob sie nie zuvor in Frankreich erhoben worden

---

[1] Man fühlt, wie Balzac diese *loi qu'on va faire publier par toute la France* 1628 nicht eben sehr ernst nimmt, sondern eher für eine modische Schrulle hält.

[2] Als P. Corneille 1628—1629 zu Rouen sein erstes Stück schrieb, *Mélite*, da liefs er die dramatische Handlung sich über Wochen ausdehnen, weil er, wie er später selbst sagt, damals — in Rouen — von der Existenz der Zeitregel noch nichts wufste. In seinem zweiten Stück, *Clitandre* (1632), unterwirft er sich ihr.

[3] Vgl. oben S. 5 Anm. 2. Der Ton dieser Stelle läfst nicht annehmen, dafs Chapelain während der Jahre 1628—1630, da der Kampf um die *règle des 24 heures* schon heftig tobte, sich intensiv mit der Sache beschäftigt habe. Man begegnet überhaupt in dem ganzen Kampf dieser und der nächsten Jahre (bis 1636), an welchem Ogier, Mairet, Isnard, Scudéry, Gombaud, Rayssiguier, Corneille teilnehmen, keiner Spur von Chapelain. Auch in seinen Briefen spricht Chapelain von der Zeitregel erst aus Anlafs der *Querelle du Cid* (1637).

[4] Es ist bezeichnend, dafs z. B. Rayssiguier in seinem *Aminte du Tasse* (1632) Vorgänge, die Tasso nur erzählen läfst, in Handlung umsetzt.



wäre, wird nun 1628 die Forderung der 24-Stunden-Einheit aus der italienischen Pastorale neu importiert.[1]

Sofort erhebt sich auch der Widerspruch. In der bekannten Vorrede zu dem romantischen Schauspiel (*tragicomédie*) *Tyr et Sidon*[2] bekämpft 1628 der Pariser Geistliche Ogier die Zeitregel, weil sie den Dichter zu Unwahrscheinlichkeiten und zur Ersetzung der Handlung durch rhetorische Berichte dränge. Die griechische Bühne habe diese Regel keineswegs streng befolgt, und überdies seien die Franzosen keine Griechen. Er verweist auch auf das Beispiel der Freiheit, welches das spanische Theater gebe. Von einer Ortseinheit ist nirgends die Rede.

Mairet aber liefs sich von der Salonkritik belehren.[3] 1629 brachte er auf einer Salonbühne eine neue *tragicomédie pastorale* zur Aufführung: *Silvanire*, zu der D'Urfés gleichnamiges Stück (um 1627) ihn angeregt hatte. Er zwängte die schleppende, chorbegleitete Handlung in 24 Stunden ein und schuf so die regelhafte italiauisierende Pastorale. In einer der Prachtausgabe des Stückes (1631) vorausgeschickten Abhandlung verteidigte er unter Berufung auf die Wahrscheinlichkeit, auf die italienische Pastorale und die Alten die Einheit der Handlung und den *ordre du temps* für ernste und heitere Bühnenstücke. Von einer Ortseinheit ist noch keine Rede. Doch bemerkt Mairet, dafs die Reduktion der Zeitdauer der Handlung auch eine Vereinfachung der 'ambulatorischen'[4] Szene bringen werde. Der Ortswechsel wird sich eben nun auf einen Raum beschränken, der in 24 Stunden durchmessen werden kann, z. B. auf eine Provinz oder eine Ortschaft. Man kann also zunächst blofs von einer Landschafts- oder Ortschaftseinheit (*unité de lieu en général*, wie Corneille sagt) reden, die in *Silvanire* denn auch mit recht verwickeltem Ortswechsel verbunden ist.[5]

Nichts in dieser Vorrede verrät Kenntnis noch Einflufs Chapelainscher Gedanken: was Mairets und Chapelains literarischer Kritik gemein ist, stammt aus den gemeinsamen Quellen; was für Chapelain charakteristisch ist, fehlt bei Mairet.

---

[1] Die Zeit von 1628 und 1629 macht in der Geschichte der Pariser Bühne überhaupt Epoche: der Streit um die Zeitregel entsteht; Mondory gründet ein neues Schauspielhaus; nachdem Mairet vorangegangen, debütieren nun Rotrou, Gombaud, Rayssiguier, Du Ryer, Scudéry, Corneille und andere als Theaterdichter. Es stellt ein frischer kräftiger Zug sich ein.

[2] In seinem Abdruck dieser Tragikomödie von 1628 (*Anc. théâtre français*, 1856, VIII, p. 7) sagt Viollet Le Duc, dafs dies die zweite vermehrte Auflage einer Ausgabe des Stückes von 1608 sei, die er nicht selbst gesehen. Die Sache verlohnt eine nähere Untersuchung, auf die ich zurückkommen werde. Das Stück von 1608 ist ein wesentlich anderes: *Tyr et Sidon, tragédie, ou les funestres amours de Belcar et Meliane* etc., in 5 Akten, mit Chören und erheblich weniger Personen. Die Umwandlung dieser antikisierenden Tragödie von 1608 in eine Tragikomödie von 1628 ist eine sehr interessante Illustration zur Theatergeschichte der Zeit Hardys, welche die Renaissancetragödie ins romantische Schauspiel überführt. Die *Société des Textes français modernes* könnte das König Jakob I. von England gewidmete Bändchen von 1608 mit Nutzen neu drucken.

[3] Nach seiner eigenen Angabe (Otto, l. c. p. 9) bewog ihn das Zureden des Grafen Carmail und des Kardinals Valette *de composer une pastorale avec toutes les rigueurs que les Italiens ont accoûtumé de pratiquer en cet agréable genre d'écrire.*

[4] Der Ausdruck *scène ambulatoire* für die bunte Hardysche Inszenierung stammt von Sarasin, Vorrede zu Scudérys *Amour tyrannique.*

[5] In der Vorrede zu seiner Pastorale *Amaranthe* billigt Gombaud im nämlichen Jahre (1631) die Beschränkung der Zeitdauer auf zwölf Stunden, *du matin au soir ou du soir au matin.* Die Landschaftseinheit werde sich auf eine Insel oder eine Provinz beschränken.

Die in den Salons mit Beifall überschüttete *Silvanire* wurde im Hôtel de Bourgogne (1630) ohne Beifall gespielt. Die Zeitregel, sagt nachher Mairet selbst, *est de très difficile observation à cause de la stérilité des beaux effets qui rarement se peuvent rencontrer dans un si petit espace de temps.*[1] *C'est la raison de l'Hôtel de Bourgogne que mettent en avant quelques-uns de nos poètes qui ne s'y veulent pas assujettir.* Und Rayssiguier bemerkt 1632 (Otto, l. c. p. CXIII): *La plus grande part de ceux qui portent le teston à l'Hôtel de Bourgogne veulent que l'on contente leurs yeux par la diversité et changement de la face du théâtre et que le grand nombre des accidents et aventures extraordinaires leur ôtent la connaissance du sujet: ainsi ceux qui veulent faire le profit et l'avantage des messieurs qui recitent leurs vers sont obligés d'écrire sans observer aucune règle.*

Die Schauspieler und die für sie schreibenden Dichter lehnen also die Fessel der neuen Zeitregel ab. So wurde der Streit um die Regel zu einem Kampf zwischen Salonästhetikern und Bühne, zwischen den *'doctes'* und den *'ignorants'*, zwischen Theorie und Praxis.

Zu Mairets italienischer Theorie bekannte sich Gombaud. Auf seiten dieser Salonkritik steht natürlich auch Richelieu, der eben damals daran ging, sich ein Salontheater zu erbauen. Auch Chapelain, der schon in der Vorrede zum *Adone* zu erkennen gegeben hatte, daſs ihm der *jour naturel* für das Drama als eine Forderung der *vraissemblance* erscheine. Als der verwunderte Godeau ihn 1630 nach der neuen Regelerfindung frägt, gibt er die schon oben zitierte briefliche Antwort (cf. oben S. 5 und 7), die, wie gesagt, in keiner Weise verrät, daſs er sich mit dem nun schon zwei Jahre dauernden Regelstreit näher beschäftigt habe. Jetzt erwähnt auch Chapelain, daſs die Beobachtung der Zeitregel naturgemäſs eine Vereinfachung des Handlungsortes zur Folge haben werde. Er spricht durchaus noch nicht von einer *unité de lieu*, sondern er drückt sich allgemeiner, ganz im Sinne der Landschaftseinheit aus, wie damals auch die anderen taten.[2]

Daſs der theaterfreundliche Richelieu erst durch Chapelain, der kaum vor 1634 zu ihm in Beziehungen trat, von einem dramaturgischen Streit unterrichtet worden sei, welcher seit 1628 Theater und Salons erfüllte, hält vor streng chronologischer Betrachtung nicht stand.

Die Rücksicht auf den Bühnenerfolg bestimmt Mairet, in seinem nächsten Stücke wieder von den alten Freiheiten Gebrauch zu machen (1632: *Les galanteries du duc d'Ossone*). Die *tragicomédie Virginie* (1633) aber mit ihrer komplizierten Szenerie unterwirft er von neuem der Zeitregel.

Inzwischen griffen andere auf die Tragödien Senecas zurück und bearbeiteten, unbekümmert um diese Zeitregel, seinen *Thyestes* oder seinen 'sterbenden Herkules' (Rotrou 1634).

Von dieser Seneca-Renaissance angeregt, schrieb auch Mairet eine Tragödie, *Sophonisbe*, und lieſs sie (Dezember 1634) im Maraistheater aufführen, das der Salonkritik mehr entgegenkam. Die Handlung verläuft

---

[1] Die antiken Tragödien und Komödien erscheinen ihm denn auch handlungsarm und *en quelque façon ennuyeuses* (Otto, l. c. p. 19).

[2] Im Februar 1635 sendet Chapelain an Boisrobert die Abschrift einer kleinen dramaturgischen Arbeit (*la copie de ces règles de la comédie*). Es ist damit wohl eine Skizze gemeint, wie sie bei Arnauld p. 347 sich abgedruckt findet. Es ist leicht möglich, daſs diese kompendiöse Zusammenfassung für die seit 1634 bestehende Genossenschaft der *cinq auteurs* bestimmt war. Hier braucht Chapelain zum ersten Male den Ausdruck *unité du lieu*, aber der Zusammenhang zeigt deutlich, daſs er immer noch die Provinz- oder Landschaftseinheit meint und nicht die *unité de lieu* im späteren strengen Sinne.



innerhalb 24 Stunden. Die Bühne zeigt das Innere eines Königspalastes mit dessen Umgebung; mitten im fünften Akt wird durch Entfernung eines Vorhanges ein weiterer Raum geöffnet, in dem die tote Königin liegt. So zeigt die rhetorische *Sophonisbe* wirklich Einheit des Ortes.

Diese *Sophonisbe* schwellte den Strom der Tragödiendichtung, der seit anderthalb Jahrzehnten versiegt war. Fast jeder Dichter schrieb 1635/36 sein regelrechtes Trauerspiel: La Calprenède einen *Mithridates*, Corneille eine *Medea*, Desmarets eine *Aspasia*, Tristan eine *Mariamne*, Benserade eine *Cleopatra*. Sogar Scudéry 'genügte den Gelehrten' durch einen *Cæsar*, um dann durch die Buntheit einer *Dido* (1637) wieder 'das Volk zu befriedigen'. Mairet selbst, der Führer der ganzen Bewegung, gab noch einen *Marcus Antonius* und einen *Soliman*. Rotrou hielt sich fern.

Alle diese 'regelrechten' Tragödien zeigen noch kombinierte Inszenierung. Das Beste unter ihnen, Tristans *Mariamne*, bedarf fünf verschiedener, aber benachbarter Örtlichkeiten (*compartiments*): Thronsaal, zwei Gemächer, Gefängnis und offene Halle.[1]

So ist mit dem Jahre 1635 der Sieg der 24-Stunden-Regel gesichert. In der Vorrede zu *Panthée* (Anfang 1639) erklärt denn auch Durval, daſs die *'réguliers'* nun seit reichlich drei Jahren die Bühne beherrschen.

Es erscheint als ganz natürlich, daſs — wie schon das Beispiel von Mairets *Sophonisbe* zeigt — auch der Handlungsort des zeitlich vereinfachten Dramas sich immer mehr vereinfacht, und daſs die Theoretiker hier nachzuhelfen sich bestreben, um die Landschafts- und Ortschaftseinheit der kombinierten Szene[2] zur strengeren unkombinierten Ortseinheit zu führen. Noch 1635 kennt auch Chapelain nur diese Landschaftseinheit (vgl. S. 9 Anm. 2). Aber schon im Sommer 1636 zeigt Durvals *Argument* zu *Agarite*, daſs die Kritik angefangen hat, die Einheit des Ortes zu fordern, und bekanntlich verlangt dann im Dezember 1657 die junge Akademie in ihren *Sentiments sur le Cid* diese strenge Ortseinheit als Konsequenz der Tageseinheit.

Aber diese Forderung blieb zunächst wesentlich Theorie. Im Jahre 1639 tadelt Sarasin, daſs die Dichter noch einige Reste der alten Hardyschen Inszenierung bewahrt hätten: *leur scène est bien en une seul eville mais non pas en un seul lieu* (Otto, l. c. p. CXVI).

La Mesnardière stellt in seiner *Poëtique* den Stand der 'göttlichen' Regeln für 1640 dar. Auch er bezeugt noch die Ortschaftseinheit mit kombinierter Inszenierung. Der Abbé d'Aubignac aber fordert 1657 in seiner *Pratique du théâtre* die strenge Ortseinheit, die nun, wie er sagt, auch herrschend zu werden beginne, nachdem die Zeiteinheit seit zwanzig Jahren zur Regel geworden. Und der Erste, der schlieſslich dazu kommt, die *unité de lieu* im allerstrengsten Sinne als 'Zimmereinheit' zu formulieren, ist Corneille, der 1661 einen Ausweg aus seinen Inszenierungsnöten in der Fiktion jenes Vestibüls, wo alle Personen in gleicher Weise zu Hause sind, findet (*Œuvres*, ed. Marty-Laveaux I, 121).

Ich bitte meinen Freund Bovet um Entschuldigung dafür, daſs ich alle diese Dinge hier aufzähle, die er ebensogut kennt wie ich. Doch, wollte ich seinen scharfsinnigen Ausführungen mit Aussicht auf Erfolg widersprechen, so war es unerläſslich, das Wesentliche aus den zeit-

---

[1] Mit dieser Inszenierung wurde *Mariamne* im Februar 1897 im Odéon aufgeführt.

[2] Zur kombinierten Szene gesellte sich bereits auch der Szenenwechsel mit Hilfe von Vorhängen und Kulissen (vgl. *Archiv* CVII, 443 f.), den besonders Scudéry braucht. Eine nützliche Zusammenstellung seiner schwankenden Ortsbehandlung gibt A. Batereau, *G. de Scudéry als Dramatiker*, Leipzig, 1902, S. 170 ff.



genössischen Zeugnissen hier zusammenzufügen. Denn nicht die isolierende Betrachtungsweise, sondern bloſs solche Zusammenfügung setzt die Entwickelungsvorgänge in deutliches Licht. Das Detail gewinnt erst hier seine Kraft: *l'union fait la force* gilt auch davon.

In der Literaturgeschichte — wie in der Geschichte überhaupt — werden entscheidende Bewegungen gern auf bewuſstes Eingreifen bestimmter Persönlichkeiten zurückgeführt und so eine anekdotische Erklärung bedeutsamer geschichtlicher Vorgänge geschaffen. Der Mensch neigt dazu, alles Denkwürdige auf einen bestimmten Namen abgestempelt zu sehen. Dieser Neigung zur Legendenbildung sind auch die sogenannten 'drei Einheiten' zum Opfer gefallen, und zwei Gewährsmänner des achtzehnten Jahrhunderts, die *Segraisiana* und D'Olivet, erklären denn die 'Einführung der drei Einheiten' als die Tat Chapelains.[1]

Kein Zeitgenosse weiſs etwas davon, und was uns die Zeugnisse der Zeitgenossen — Chapelain inbegriffen — über dramaturgische Dinge der Jahre 1628—1636 lehren, das widerspricht direkt jener nachträglichen Überlieferung.

Es handelt sich nicht um die Einführung der 'drei Einheiten'. Die *unité d'action* ist jederzeit eine unbestrittene Forderung gewesen. Es handelt sich zunächst auch nicht um die *unité de lieu;* diese tritt erst im Laufe der Jahre im Gefolge der Zeiteinheit auf, braucht Jahre, um formuliert zu werden, und Jahrzehnte, um durchzudringen.[2] Es handelt sich nur um die *règle des 24 heures.* Diese wird durch das Beispiel der italienischen Pastoralen um 1628 in die Salons der Pariser *Société polie* getragen, und der Einfluſs dieser mächtigen Kreise bewegt den Pastoralendichter Mairet 1629, trotz des Widerspruches der Praktiker seine *Silvanire* der Forderung der Salonkritik zu unterwerfen.

Die Zeitregel kommt mit der Pastorale aus Italien.

Das Tragödienjahr 1635, im Gefolge von Mairets *Sophonisbe,* besiegelt dann ihren Triumph.

Unter den Namen der literarischen Persönlichkeiten, die in diesem siebenjährigen Kriege hervortreten, fehlt der Chapelains. —

E. Brugger, der seit Jahren mit tief eindringender Arbeit das Gebiet der bretonischen Sagen und ihrer französischen Überlieferung durchforscht, bringt einen 'Beitrag zur Arthurischen Namenforschung' und handelt über *Alain de Gomeret.*

---

[1] Zweifellos wird bei dieser Legende Chapelain überhaupt eine persönliche Bedeutung zugeschrieben, die der junge Mann gegen 1630 noch gar nicht hatte. In der Erinnerung der Nachwelt lebte eben der spätere Nephelegeretes Chapelain weiter, der dann besonders unter Mazarin das literarische Wetter machte, bis das Boileau-Gewitter ihn wegfegte.

[2] Die Geschichte der *unité de lieu* ist ein Kapitel für sich. Es ist immer noch nicht geschrieben trotz aller Abhandlungen zur Geschichte der drei Einheiten. Wer sie schreiben will, muſs besonders auf zwei Dinge achten. Erstens muſs er in der Darstellung der Theoretiker wohl scheiden zwischen der älteren Forderung einer bloſsen Vereinfachung der Handlungsörtlichkeiten (cf. Madius, 1550; Scaliger, 1561; Mairet, 1631, Landschaftseinheit) und der späteren Forderung einer eigentlichen Ortseinheit (Castelvetro, 1570; Jean de la Taille, 1572; Carlos Boyl, 1616: *dentro una casa;* Académie française, 1637). Zweitens muſs er die zeitgenössische Bühnenpraxis der *mise en scène* (kombinierte Inszenierung und Kulissenwechsel) genau verfolgen. Was eben die Ortseinheit von den beiden anderen Einheiten trennt, das ist, daſs sie einen tiefen Eingriff in die überlieferte Bühnenpraxis bedeutet. Dieser Umstand hielt ihren Triumph hintan.

Alain de Gomeret klingt auch dem, der im *Cycle breton* einigermaßen belesen ist, fremd. Und wirklich findet sich der Name in dieser Form nirgends in der Arthur-Epik. Brugger aber hat seine Spur doch überall gefunden — als Namen von Percevals Vater.

De Gomeret begegnet als bretonische Heimatsbezeichnung bei mehreren Namen:

Ban de Gomeret (z. B. im *Erec* und *Perceval* Chrétiens; im *Beau Déconnu*); *Elinan, Elian de Gomeret* (in den *Proph. de Merlin*); *Marin le jaloux de Gomeret, Gomoret, Gomaret* (im *Perlesvaus*).

Es findet sich ein *Alain* (*le gros*) als Vater Percevals in den meisten französischen Perceval-Romanen.

Als Personenname erscheint *Gomeret* (*Gaumeret*) mit dem bretonischen Attribut *mor* (= der Große) im *Atre périlleux* und, wenn Brugger gegen Hertz und Heinzel recht hat, bei Wolfram. Wolfram nennt den Vater Percevals *Gahmuret* (von Anjou). Dieser *Gahmuret*, mit dessen Geschichte Wolfram die beiden ersten Bücher seines *Parzival* füllt, würde einem *Gomeret, Gaumeret* des verlorenen Guiotschen *Perceval* entsprechen, und in diesem hätte der Verfasser des *Atre périlleux* den Namen gefunden.

In die Vielheit dieser Namen bringt Bruggers Scharfsinn Einheit: ihr gemeinsamer Ursprung ist in *Alain de Gomeret* zu suchen.

Gomeret ist die auf graphischem Mißverständnis beruhende Namensform, mit der die französischen Romane die altbretonische Landschaft *Guenet* (= franz. *Vannes*) bezeichnen (der Name kann dann wohl auch die Bretagne überhaupt bedeuten).

Alain mor [*de Gomeret*] hieß ein historischer Graf von Vannes († 908), der schließlich Herrscher über die ganze Bretagne geworden war. Die Überlieferung der Lais und Romane hätte also den Namen dieses *Alain mor* [*de Gomeret*] merkwürdig getrennt in: einerseits *Alain*, dessen Beiname *mor* dem Attribut *le gros* wich, das von einem späteren bretonischen Grafen Conain le gros († 1148), dem Sohne Alain Fergants, herkäme (cf. den *Lai Tidorel*); anderseits *Gomeret*, was mißverständlich zum Personennamen gemacht wurde.

Da diese Überlieferung im Französischen wesentlich schriftlich war, so waren die fremden Eigennamen argen Verstümmelungen und Verwechselungen ausgesetzt, und damit ist denn auch bei dieser Namenforschung der Hypothese ein weites Feld eröffnet. Falsche Schreibung oder Lesung, Kleckse, welche einen Teil des Wortes entstellen, Vertauschung von Buchstaben und Buchstabengruppen, Abfall ganzer Silben sind mehr oder weniger authentische Vorgänge, die zwischen scheinbar unverwandten Namensformen willkommene Brücken zu schlagen gestatten. Dem Linguisten schwindelt bei diesen Kombinationen — doch hat er hier wenig mitzureden, da es sich nicht um lautliche, sondern um graphische Vorgänge handelt. Man wird Brugger, der sich auf diesem glatten Boden mit großer Sicherheit, aber auch mit großer Vorsicht bewegt — wie oft sagt er 'vielleicht', 'wohl', 'es dürfte' —, bei seinen einzelnen Schritten meist gern folgen und doch am Ziele auf die durchlaufene Bahn mit einem Gefühl der Unsicherheit zurückblicken. Aber lehrreich ist der Weg, und Dank schulden wir dem, der ihn so scharfsinnig gewiesen hat.

So verfolgt Brugger die *Histoire poétique* des *Alain mor* [*de Gomeret*] des 9. Jahrhunderts durch das Wirrsal der bretonisch-französischen Überlieferungen und ihrer fremden (griechischen) Einschläge. Von ihr aus fallen fesselnde Streiflichter auf Entstehung und Charakter des französischen *Cycle breton*. Z. B. auf die Stammsage der Bretonenfürsten (*Lai Tidorel*)[1] und des Hauses Bouillon (Schwanrittersage) und ihre Verknüpfung

[1] In der Deutung des Details dieses merkwürdigen Lai vermag ich freilich Br. nicht überall zu folgen.



mit dem *Perceval*-Roman, auf den griechischen Ursprung des verlorenen *Sagremor*-Romans etc. Das Vorkommen von Mohrenland und Sarazenen in den späteren Arthur-Romanen wird besprochen; es werden Spuren der Überlieferung von den Kämpfen der Bretonen gegen Goten und Franken signalisiert; das Verhältnis von *Perceval* und *Lancelot* (gemeinsame Quelle) wird gestreift — Brugger verweist hier, wie nicht selten, auf Untersuchungen, mit denen er noch nicht ans Licht getreten ist, und deren Veröffentlichung man mit Spannung entgegensieht. Das gilt besonders auch für seine Bemerkungen zur Kiot-Frage. Brugger, der uns längst eine Ausgabe der Werke Guiots von Provins versprochen hat, wird in dieser Ausgabe seinerseits den Nachweis versuchen, daſs Guiot in angevinischem Interesse einen angevinischen *Perceval* mit Beigabe sekundärer kymrischer Züge geschrieben, der Wolfram als Muster gedient. Dieser angevinische Tendenzroman sei dann mit dem Sinken der Macht des Hauses Anjou der Vergessenheit anheimgefallen und der Nachwelt verloren gegangen. Diese Auffassung zu besprechen wird erst dann an der Zeit sein, wenn Brugger ihre ausführliche Begründung gegeben haben wird.

Sein ganzer Aufsatz ist ein neuer Beitrag zur Lehre von der bretonischen Herkunft der französischen Arthur-Epik. In der einst so leidenschaftlich geführten Diskussion dieser Frage ist man jetzt ruhiger geworden, und Brugger selbst hat seinen Ton zum Nutzen der Sache gemäſsigt. Ich gehöre zu denen, die der von ihm vertretenen Auffassung im wesentlichen recht geben, ohne einen frühen kräftigen britisch-anglonormannischen Einschlag in dem bunten Gewebe der französischen Arthur-Epik zu leugnen. —

Das Patois von Crémines[1] betitelte sich eine Inauguraldissertation von 1896, die im Druck indessen nur die Darstellung des Vokalismus bot. Ihr Verfasser, W. Degen, trägt hier aus seinem Material Die Konjugation im Patois von Crémines nach. Leider verschwindet dabei ein Teil der Lautlehre, die Darstellung des Konsonantismus, in der Versenkung, und der Leser steht nun manchem Problem der Verbalformen zu wenig ausgerüstet gegenüber. Hoffentlich schenkt uns Degen nachträglich auch diese Konsonantenlehre noch.

Das Verbum von Crémines ist reich an Problemen, gemeinwestschweizerischen und eigenen.[2] Die Mundart ist am Absterben und zeigt in der Konjugation Erscheinungen, die man als Zeichen des Verfalls, d. h. des schwindenden Sprachgefühls ansprechen möchte.

Das lautliche Zusammenfallen von Infinitiv und Part. perf. in den Verben auf *-are* und *-ire* (auch anderer Verba, wie z. B. *tšwä* = *cadēre* und **cadectu*) führt dazu, daſs *oyü* und *mərü* als Infinitive in Gebrauch gekommen sind.[3] Wie das Partizip den Infinitiv erneuert, zeigen auch

[1] Crémines liegt im Jura an der Sprachgrenze, die dort zugleich bernisch-solothurnische Kantonsgrenze ist.

[2] Daſs *habutum* dem Verb *ętr* sein Part. perf. liefert: *i sõ dyü* (= *j'ai été*), darf freilich nicht als eine Crémines eigentümliche Erscheinung angesprochen werden (§ 30). Sie ist nicht nur gemeinwestschweizerisch (cf. S. 192, 293), sondern weit über romanisches Gebiet verbreitet, und seit Gauchat 1900 in der Festschrift für E. Monaci über sie gehandelt hat, ist sie auch von Salvioni (*Arch. glottol.* XVI, 208) besprochen worden. Einen Hinweis bringt auch dies *Archiv* CIX, 197 n.

[3] Wie auf der Basis des *r*-losen Infinitivs eine Verwechselung mit dem Part. perf. eintreten kann, zeigt das surselvische *i* (gehen; mit der Nebenform *ira* aus *ire* + *ad*, wie Gartner, *Rätorom. Grammatik*, p. 186, richtig erklärt). Das Part. perf. von *i* heiſst im Sing. *ius*, im Plur. *i*. *Els ein i* (sie sind gegangen) wird nun zu *els ein ira*, was trotz Ascolis Bedenken (*Arch. glott.* VII, 511) nicht als Präsens,



die Verba, die das *r* des Infinitivs noch erhalten haben. So ist *rõtre* < *rumpere* nicht schwer zu deuten (§ 9), sondern aus dem Part. **rumpitu* entstanden wie trentinisches *rotter* aus *ruptu*. *Rontre* fand Nigra in Val Soana (*Arch. glott.* III, 38, wo er auch auf die weitere Verbreitung der Form hinweist), und seither hat sie Salvioni auch im Pavesischen nachgewiesen (ib. XV, 36 f.). So sind denn auch gewiſs die merkwürdigen Infinitive *äpü'r* (*appuyer*), *dẑü'r* (*jouer*) etc. Neubildungen auf Grund der Part. *äpü'* etc.

Daſs die endungsbetonten (Plural-)Formen des Konjunktiv praes. teilweise mit den Imperfektformen zusammenfallen, ist ja gemeinfranzösisch (*-ions*, *-iez*). Eine Reihe westschweizerischer und ostfranzösischer Mundarten haben diese Betonung auch auf die 3. Pers. Plur. ausgedehnt, so daſs der ganze Plural von Imperf. und Konj. praes. zusammenfällt. Viele Mundarten des franko-provenzalischen Gebietes haben bekanntlich auch im Singular des Konj. praes. endungsbetonte Formen entwickelt und damit diesen Konj. lautlich dem Imperf. noch mehr genähert. Aber bis jetzt ist nur in Crémines der völlige Zusammenfall der Endungen von Konj. praes. und Imperf. indic. beobachtet worden. Man wird durchaus geneigt sein, diesen Zusammenfall lautlich — und nicht analogisch — zu erklären, doch fehlt für eine fruchtbare Diskussion noch die phonetische Grundlage.[1]

Degens Darstellung ist sehr knapp; ein reiches morphologisches Material ist auf wenigen Seiten zusammengedrängt und übersichtlich geordnet. Die Probleme treten scharf hervor; doch hat der Verfasser mit Recht auf billige Gelegenheitserklärungen verzichtet und auf die groſsen Zusammenhänge hingewiesen.[2] —

Aus seinem umfangreichen Werke über *Dante in Francia* gibt A. Farinelli hier einen weiteren Vorläufer: das Kapitel Dante nell'opere di Christine de Pisan.

Fast zu gleicher Zeit zogen von Italien nach Westen und nach Norden die beiden ersten literarischen Verkündiger Dantes aus: der Genuese Francisco Imperial nach Spanien und die Venezianerin Christine nach Frankreich. Wie Imperial sich auf der Spur Dantes abmüht, zeigt Farinelli in seiner Arbeit *Dante in Ispagna nell' Età Media* (vgl. *Archiv* CXV, 270). Christine ist eine ungleich bedeutendere Persönlichkeit als jener Genuese. Streben, Gesinnung und Wissensdurst brachten Dante ihrem Denken und Empfinden inhaltlich nahe. Augenscheinlich erbaute sie sich an ihm, wenn sie auch aus seiner Gedankenwelt wenig direkt sich zu eigen zu machen vermochte. Die Macht des Poeten mag sie gefühlt haben, aber künstlerisch bleibt Dante auch ihr nicht nur unerreichbar — der Künstler bleibt auch ihrem Schaffen fremd. Christine hat keine Gestaltungskraft, und eine persönliche Note ist in ihren Werken eigentlich nur da erkennbar, wo sie von ihrem Unglück spricht oder ein Liebeslied singt.

---

sondern als historisches Perfekt aufzufassen ist, wie der Zusammenhang der Texte zeigt. Vergl. z. B. *Cheu ein ei ira* in den *Praulas surselvanas* in Böhmers *Rom. Studien* II, 133, 8.

[1] Warum sollte z. B. *rǎši* (*scier*) nicht *res(e)care* sein (§ 12)? Cf. jetzt Gilliéron et Mongin, '*Scier dans la Gaule romane du sud et de l'est*, Paris 1905. — Ist nicht *ãbrü'r* (*avaler*) = franz. *broyer* (§ 13)?

[2] Der Ausdruck: 'es wird ein *y* eingeschoben zum Zwecke, einen durch den Fall eines Konsonanten entstandenen Hiatus zu beseitigen' ist sehr anfechtbar. Solche Zwecke darf man dem Lautwandel nicht setzen. Die Sprache scheut keinen Hiatus; wohl aber entwickeln sich zwischen Vokalen leicht hörbare Übergangslaute. Vergl. dazu Gorras Abhandlung (*Studi di fil. rom.* VI, 465 ff.).

Es ist ihr Verdienst, zum ersten Male in französischer Sprache von *Dant de Florence*, dem *vaillant*, dem *sage poete* gesprochen zu haben. Sie stellt das Buch *qu'on appelle le Dant en langue florentine souverainement ditte.* als eine Quelle höherer Belehrung und edlerer Art dem verabscheuten Rosenroman gegenüber. Von der Überzeugung erfüllt, daſs wissenschaftliche Bildung die Blüte des Daseins ist, wählt sie das *lungo studio,* mit welchem Dante sich bei Vergil legitimiert (*Inferno* I, 83), zur Lebensaufgabe. Sie schreibt das Buch vom *Chemin de long étude* (1402), indem sie Dantes Wort

Vaglia mi il lungo studio e il grande amore
Che m'a fatto cercar lo tuo volume

zu ihrer Devise, zu ihrem Stoſsgebet macht:

Vaille moy long estude
Qui m'a fait cerchier tes volumes.

Am Anfang ihres endlosen allegorischen *Chemin* zeigt sie einige Dantesche Reminiszenzen (an den Limbo mit seinen Gelehrten und Dichtern, an das Paradiso terrestre) — auch in den zunächst folgenden Werken (*Mutacion de fortune, Visions, Livre de Prudence*) verweist sie noch auf Dante und entlehnt ihm dort eine Invektive, hier einen Hinweis auf *les palus d'enfer* oder den Spruch von der *vérité qui face a de mençonge* (*Inf.* XVI, 124). Dann aber entschwindet der Dichter ihrem Gesichtskreis; Italien und seine Sprache werden Christine fremder in der Not ihrer französischen Existenz. Seit 1407 scheint sie Dante nicht mehr zu nennen, und sichere Spuren der *Commedia* vermag auch das scharfe Auge Farinellis bei ihr nicht weiter zu finden.

So ist Dante in ihr nicht sehr lebendig geworden. Sie sieht aus engen Schranken zu ihm auf. Sie kennt von seinen Werken nur die *Commedia.* Diese ist für sie ein *opus doctrinale.* Der so persönlich geprägten Gedankenwelt dieser *Commedia* vermag die unermüdliche Kompilatorin eigentlich nur das Unpersönliche zu entnehmen, das, was sich schon in den Quellen Dantes, in der Bibel, bei Boethius etc., fand: Gemeinplätze der mittelalterlichen Wissenschaft.

Das zeigt uns Farinelli mit reichem Kommentar, und er gibt uns zugleich ein sympathisches Bild der strebenden Frau, die sich selbst treffend eine *ancilla scientiae* genannt hat. Er schöpft dabei auch aus ihren ungedruckten Werken. Wieder erfüllt der Umfang seiner Belesenheit und die Fülle seines Gedächtnisses mit Bewunderung, und zum Gefühle der Sicherheit, mit dem der Leser sich diesem Führer überläſst, gesellt sich die Freude an der kunstvollen Darstellung, die das Wort Dantes mit der Rede Christinens in den fesselnden Text verwebt. —

A. Fluri erzählt nach den Akten des bernischen Staatsarchivs 'Die Anfänge des Französischunterrichts in Bern', die in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückgehen. Es sind sehr bescheidene Anfänge. Sie bezeugen ebensowohl die Ängstlichkeit des Rats in Sachen der Niederlassung von Fremden als das alte Elend des Sprachmeistertums. Was den Rat bewegt, die Einrichtung französischen Unterrichts seit 1675 ernstlich in Erwägung zu ziehen, ist der Umstand, daſs es bereits damals in der Bürgerschaft Sitte geworden war, die Kinder zur Erlernung der Sprache ins 'Welschland' zu senden, wodurch 'ohngleüblich vil gelt auſs dem land und hingegen vil böse sachen eingebracht werden.' Aber das Jahrhundert ging zu Ende, ohne daſs die amtlichen Schreibereien zu einer Tat führten. Eine *Eglise française* war schon 1624 errichtet und eine *Ecole française* für die *Réfugiés*, die nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes in Bern Zuflucht gesucht hatten, 1689 gegründet worden. Aber für die Bernburger, die 'welsch' lernen wollten, geschah von Amts

wegen noch lange Jahrzehnte nichts, obwohl der Schulrat 1726 erklärt, dafs 'die frantzösische Sprach heüt zu Dag fast in der gantzen Welt üblich und zum Commercio höchst nöhtig ist.' Erst 1769 wurde ein — unglücklicher — Versuch gemacht, Französisch in den Unterricht der Lateinschule aufzunehmen, und erst zehn Jahre später erscheint diese Sprache nun endgültig im Stundenplan einer städtischen Lehranstalt: der neugegründeten sogen. Kunstschule, wo sie 'anstatt der todten Sprachen, von denen man im gemeinen Leben selten einen Gebrauch zu machen weifs,' gelehrt wird.

Fluris interessante Mitteilungen zeigen aufs neue, dafs Bern von alters her bei allem französischen Firnis eine deutsche Stadt gewesen und geblieben ist. Die siegreichen Burgunderkriege, die Reformation, die Eroberung der Waadt hatten ohnedies seit Ende des 15. Jahrhunderts das deutsche Empfinden gestärkt: Französisch war die Sprache der besiegten Savoyer und Burgunder und der unterworfenen Waadtländer. Der Rat der Stadt Bern hielt jederzeit am Deutschen als seiner Amtssprache fest. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts weigerte er sich sogar, Mitteilungen fremder Gesandten in französischer Sprache entgegenzunehmen. Die Verhältnisse zwangen ihn hier natürlich bald zu Konzessionen. Die stete Berührung mit welschen Untertanen machte den regierenden Familien das Französische vertraut: französische Rede wurde gleichsam zum Zeichen der Regimentsfähigkeit, und mit dem 18. Jahrhundert kam die Zeit, da das vornehme Bern verwelscht war wie — das vornehme Berlin. Doch blieb Deutsch die Amtssprache, und der Bürger fuhr fort, sein bifschen Französisch mühsam durch Privatunterricht oder ein bifschen Schule und etwas 'Welschland' zu lernen — wie heute.

Zum erstenmal wird die Frage der Einheitlichkeit des Lautstandes einer Mundart zum Gegenstand systematischen Studiums gemacht von L. Gauchat: L'unité phonétique dans le patois d'une commune. Der reiche Inhalt dieser Arbeit über den Dialekt der freiburgischen Gemeinde Charmey[1] (Gruyère) mufs ebensowohl den Mundartenforscher wie den Sprachphilosophen fesseln; der Beobachter sprachlichen Kleinlebens findet in ihr den Mikrokosmus des Details, und wer weite Ausblicke liebt, vor dem rollt Gauchat die grofsen Fragen des Lebens aller Sprechtätigkeit auf.

Die Erfahrung einer langjährigen und unermüdlichen Patoisforschung diktierte ihm die ersten Seiten; sie bilden ein Vademekum für den Linguisten, mag er selbst Dialektaufnahmen machen oder die Aufnahmen anderer benutzen. Sie orientieren mit Hilfe präziser Angaben über die Kautelen, die zu beachten sind, über das Mafs des Zweifels, das berechtigt, über das Mafs des Vertrauens, das unanfechtbar ist.

Gauchat hat seit 1898 wiederholte umfangreiche Untersuchungen in Charmey vorgenommen, und seine Aufnahmen erstrecken sich über die ganze, weit ausgedehnte Gemeinde sowie über die Nachbarschaft, über alle Alter und Berufe. Er erhaschte noch einige Laute von einer fast hundertjährigen Greisin: *la bonne vieille venait de mettre de côté pour toujours son rouet, et, lisant la Bible auprès du cercueil qu'elle avait fait faire d'avance, elle n'était déjà plus de ce monde.* — Seine sukzessiven Aufnahmen von etwa fünfzig Individualsprachen kontrollieren sich gegenseitig. Sie sind ohne Hilfe eines Apparats von einem ungewöhnlich scharfen und geübten Ohre gemacht.

---

[1] Charmey liegt, 900 Meter hoch, in der östlichen Gruyère, hart an der deutschen Sprach- und Kantonsgrenze. Es ist ein grofses Dorf (1250 Einwohner). Fast identisch ist die Mundart des benachbarten, eine kleine Stunde entfernten Cerniat.



Gauchats Untersuchung gilt, wie der Titel zeigt, vor allem den Schwankungen, die der Lautstand der Mundart von einem Individuum zum anderen zeigt; seine Arbeit ist ein aus dem lebendigen Leben geschöpfter Beitrag zur Kenntnis der Natur des Lautwandels.

Er beginnt mit einigen orientierenden Ausführungen über den — verschwindenden — Einfluſs anderer Mundarten, über den Einfluſs des Hochfranzösischen[1] (der nicht phonetisch ist und sich besonders im Wort- und Phrasenschatz äuſsert). Dann kommt er (S. 191) zu der Sprachbewegung, die innerhalb des Patois selbst entsteht (*mouvement spontané*). Der Bewegung der Formen und des Wortschatzes[2] widmet er nur wenige Worte,

---

[1] Die alte mundartliche Konstruktion (S. 190 cf. p. 291) *i vā lu weri* (= *ils vont leur guérir*) zeigt mit ihrem *lu* als betontem Obliquus des Plurals (franz. *eux*) syntaktische Zugehörigkeit zum Provenzalischen.

[2] Für die Bewegung im Wortschatz sorgt das Leben. Die neuen Dinge und die neuen Beziehungen, die sein Fluſs auch ins abgelegene Alptal wirft, modifizieren den Wortschatz. Neben dem Neuen stirbt Altes ab: Wörter, die einst häufig waren, weil die von ihnen bezeichneten Dinge und Beziehungen alltäglich waren, treten mit diesen zurück und verschwinden. Diese Bewegung des Wortschatzes zieht auch den Lautstand in Mitleidenschaft, insofern durch das Zu- und Abkommen von Wörtern und Phrasen (d. h. Lautreihen) in der relativen Häufigkeit der Laute und Lautverbindungen, d. h. in der ganzen Ökonomie des Lautgebäudes der Mundart, kleine Verschiebungen erfolgen — kleine mikroskopische Verschiebungen. Aber Lautwandel entwickelt sich bekanntlich aus unscheinbarsten Anfängen. Hinter dem makroskopischen Lautwandel, den wir hören, liegt ein mikroskopischer, der jenen vorbereitet und dessen Bewegung wir nicht vernehmen.

Ich sehe in der steten Veränderung des Wortschatzes, für welche das Leben sorgt, eine Quelle des Lautwandels, d. h. der unserem Ohr und unseren Apparaten erkennbaren Veränderung des Lautstandes einer Sprache. Vergessen wir nicht, daſs die Sprachlaute auſserordentlich komplizierte Gebilde sind (auch die, die wir nach ihrem akustischen Eindruck als einheitlich bezeichnen, cf. S. 219 f.), und daſs diese Gebilde Schwankungen und Veränderungen ausgesetzt sind, die zu messen Ohr und Apparat nicht ausreichen. Aus diesen feinen und feinsten Schwankungen und Veränderungen, die jenseit unserer Beobachtung liegen, quillt der sogenannte Lautwandel, d. h. der phonetische Wandel, der sinnfällig genug ist, daſs wir ihn zu registrieren vermögen. Eine spätere Zeit wird ohne Zweifel Instrumente konstruieren, mit denen wir diesen Lautwandel noch weit hinter die Grenzen seiner heutigen Sinnfälligkeit zurück verfolgen können; auch hier wird sich die unendlich groſse Welt des unendlich Kleinen vor uns öffnen. Diese spätere Zeit wird mitleidig auf unsere heutigen Registrierapparate herabsehen; sie wird mit ihren 'Lautfernröhren' und 'Lautmikroskopen' ein Leben und Weben der Laute erkennen, das wir heute nur ahnen können — bis ans Ende wird freilich auch sie nicht sehen.

Also: das Aufkommen neuer Wörter, das Häufigwerden bisher seltener, das Seltenwerden und der Schwund bisher gebräuchlicher Wörter unterhält in der Ökonomie des Lautgebäudes einer Mundart eine stete mikroskopische Bewegung, die sich summieren und zum Ausgangspunkt makroskopischen Lautwandels werden kann. Denn es ist augenscheinlich — und ich weiſs mich hier mit Freund Gauchat völlig einig —, daſs der Umstand, ob ein Laut resp. eine Lautreihe häufig (überhäufig) oder selten ist, für die lautliche Entwickelung einer Mundart von fundamentaler Bedeutung ist: eine überhäufige Lautung kann sich, sozusagen durch das Gewicht ihrer Frequenz, ausbreiten (lautliche Analogie). Ein namhafter Wortzutritt oder Wortschwund kann aber eben Überhäufigkeit einer Lautung schaffen resp. hemmen helfen.

So ist das Leben (d. h. unsere Kultur) eine Quelle des sogenannten Lautwandels — und zwar eine nie versiegende Quelle, ein wahres perpetuum mobile.

um rasch zu seinem eigentlichen Gegenstand, der Bewegung der Laute, den phonetischen Variationen, zu kommen, die er in zwei großen Abschnitten behandelt:

A. *Variété phonétique provenant du rhythme de la phrase.*

B. *Variété phonétique suivant l'âge.*[1]

Eine Fülle linguistischer Belehrung tritt uns da entgegen. Gauchats Blick schweift von den *sons charmeysans* zu den Lauten der anderen *patois romands*. Wir erfahren, daß nicht alle dieser Patois in ihrem Lautstand beweglich sind, und daß auch innerhalb eines Patois *tous les sons ne marchent pas en même temps*. Die neuenburger Mundarten z. B. zeigen keine makroskopische Lautbewegung; in Charmey sind es hauptsächlich die Vokale, die in Bewegung begriffen sind (sich diphthongieren resp. monophthongieren):

A. vortoniges { *ẹy*[2] bewegt sich über *ẹy* zu *i* (*mẹy d'u* > *mi d'u* = *mois d'août*). *ow* bewegt sich über *uw* zu *u* (*i pχow på* > *i pχu på* = *il ne pleut pas*).

B. betontes { *a°* bewegt sich nach *ā* (*la°* > *lā* = *loup*). *ē̦* bewegt sich nach *ẹʸ* (*tē̦* > *tẹʸ* = *toit*). *å* bewegt sich nach *ao* (*fåve* > *faove* = *fèves*).

Zu A. Diese *voyelles mobiles ey* > *i* und *ou* > *u* sind also nur vortonig, d. h. sie finden sich nur im Innern des Sprechtaktes und auch hier nur in geläufigen Wortverbindungen (*formes liées* sagt Gauchat). *ey* > *i* sind die beweglichen Pendants zu betontem *ẹ* (*mẹ* = *mois*, *krẹ* = *croix*, *vẹ* = *voit*); *ow* > *u* die beweglichen Pendants zu betontem *a* (*i pχa* = *il pleut*, *ka* = *cœur*). Dieses betonte *ẹ* und *a* bleibt auch im Innern des Sprechtaktes bestehen, wenn nicht eigentliche Proklise eintritt, also: *la croix blanche* = *la krẹ blãtse*, aber *le mois d'oût* = *lə mẹy d'u* — *lə mẹy d'u* — *lə mi d'u*.[3] Welche von diesen vortonigen Formen, die alle — samt Übergangsformen — der lebenden Mundart zur Verfügung stehen, im einzelnen Fall zur Verwendung kommt, hängt von verschiedenen Faktoren ab:

a) vom Akzent (Rhythmus),[4] z. B. ∨ ∨́ begünstigt *i* (*mi d'u*); ∨̀ ∨ ∨ ∨́ begünstigt *ẹy* (*mẹy de fevrẹ*);

b) vom Redetempo.

Doch ist von einer streng regelhaften Verwendung dieser *sons mobiles* nach Rhythmus und Redetempo nicht die Rede. Die Vielheit strebt zur Einheit: *i* und *u* werden herrschend, wenigstens bei den Jüngeren. Denn bei der Verteilung der Formen spricht

c) auch das Alter mit. Die älteren Leute sind vielfach bei *ẹy*, *ow*

---

[1] Diese Einteilung ist nicht ganz scharf. Auch die von Akzent und Redetempo bedingten Lautschwankungen (A) erfolgen zum Teil *suivant l'âge*, vgl. unten.

[2] Ich kann nicht recht verstehen, warum G. die komplizierte Reihe *aver* — *aveir* — *avair* — *aveiʳ* — *avẹ* — *avey* ansetzt (S. 198). Weder der Umweg über *avair* scheint mir für Charmey wahrscheinlich, noch sehe ich ein, warum die vortonige Form *avẹy* ihren Weg über das betonte *avẹ* genommen haben soll. Aus altem *aveiʳ* ist proklitisch *avey*, betont *avẹ* entstanden.

[3] Im benachbarten Bulle gibt es ein Wirtshaus *La Croix blanche* (S. 201). In Bulle ist infolgedessen der Nexus *croix blanche* so geläufig geworden, daß *croix* in eigentliche Proklise trat und eine '*forme liée*' entstand; daher das Wirtshaus *la kri blãtse* heißt.

[4] Es handelt sich um den vom expiratorischen Akzent geschaffenen Rhythmus. Gewiß kommt auch dem musikalischen Akzent (der Sprachmelodie) Einfluß im Lautwandel zu; doch bestehen über diese subtilen Dinge noch keine Untersuchungen.

geblieben, so dafs z. B. ihr *šowtå* (*sauter*) neben *šutå*, ihr *ręy rodze* (*radis rouge*) neben *ri rodze* noch besteht.

Aber auch die Alten sagen bereits regelmäfsig *du pā* (*du pain*), *di fāre* (*des fèves*), *vuϑo* (*veux-tu*), *viϑo* (*vois-tu*) und nicht mehr *dow, dey, vow, vey*, d. h. der Lautwandel dieser überhäufigen Verbindungen ist auch in ihrer Rede weiter vorgeschritten. Nicht in einer Front marschieren die Wörter unter dem Befehl des Lautwandels, sondern die Bewegung hat ihre Vorposten und ihre Nachhut. Jene finden sich bei jung und alt, diese nur bei den Alten.

Die aus der Tiefe der Sprache aufsteigende Lauttendenz ergreift zuerst die überhäufigen Verbindungen.

Zu B. Die Mehrzahl der Tonvokale des Charmeysan ist nicht in Bewegung, aber die drei beweglichen *a*° > *ā*, *ę̄* > *ę*ʸ und *å* > *ao* sind weitaus die häufigsten; am häufigsten ist *å* > *ao*, der den franz. Endungen *er, ez, é, ée* entspricht.

Auch im Wandel des betonten Vokalismus spielt die Häufigkeit des Vokals eine Rolle.

Die Bewegung *a*° > *ā* ist heute abgeschlossen. Sie hat in Pausa und zwar im Wortauslaut begonnen: *α*) *õ lā*[1] (*un loup*); dann ist der Wortinlaut gefolgt: *β*) *āra* (*heure*); darauf ist auch das *a*° des Satzinnern ergriffen worden: *γ*) *lo lā te prẽdrę* (*le loup te prendra*). Nur die erste Generation[2] braucht in *β* und *γ* noch *a*° und auch sie nur mit Schwankungen: der nämliche Greis sagt *pa°dzo* (*pollice*), aber *kādo* (*cubitu*).

Die Bewegung *ę̄* > *ę*ʸ scheint einen entstehenden Diphthong zu zeigen, doch bleibt hier manches im ungewissen.[3]

---

[1] *C'est l'accent qui en est cause*, fügt G. hinzu, ohne freilich zu verkennen, wie wenig damit erklärt ist. Der nämliche Finalis-Akzent, unter dem *a*° zu *ā* monophthongiert wird, begleitet in *å* die Diphthongierung zu *ao*. Wenn aber der Akzent sowohl Monophthongierung als Diphthongierung mit sich bringt, so ist er offenbar nicht die eigentliche Ursache, sondern er schafft nur die Gelegenheit, bei welcher tiefer liegende Ursachen wirksam werden.

So sucht der eine Sprachforscher den Ursprung gewisser Diphthongierungen im Affekt (Schneegans); der andere läfst sie in 'den Lento-Formen' entstehen (Herzog). Beide haben darin recht, dafs sie für einzelne Sprachgebiete konstatieren, dafs dort das rasche affektische Sprechen und hier das langsame affektarme Reden den nämlichen Lautwandel (Diphthongierung) begleite. Aber solche Konstatierungen sind keine Erklärungen der Diphthongierung, und als Erklärung würde die eine der anderen nicht übel widersprechen. Dafs dort der Affekt und hier dessen Mangel mit Diphthongierung begleitet ist, liegt nicht am Affekt, sondern liegt an der Verschiedenheit des ganzen subtilen Lautgebäudes der betreffenden Idiome, an der ganz verschiedenen Lagerung ihrer mikoroskopisch verschiedenen Laute — d. h. die Ursache liegt in einer Tiefe verborgen, aus der noch kein Klang an unser Ohr dringt. Wir können einfach makroskopische Entsprechungen konstatieren.

[2] Gauchat unterscheidet drei Generationen: I (60 bis 90 Jahre), II (30 bis 60 Jahre), III (bis 30 Jahre).

[3] Sicher ist, dafs der Laut in Bewegung (bald *ę̄*, bald *ę*ʸ) ist; ob sie wirklich von *ę̄* zu *ę*ʸ geht und nicht etwa *ę*ʸ als das Ältere gelten mufs, davon hat mich Gauchats Darlegung der schwierigen Verhältnisse nicht überzeugt. Wenn *ę*ʸ ein schwindender Diphthong ist, so erklärt sich sowohl das ablehnende Verhalten von *-ę̄* aus *-ęr* als auch die Sprechgewohnheit einiger Alten (S. 214, bes. auch Anm. 3). Auch das *ę*ʸ der konservativen (cf. S. 211) *position interne* (*eϑę*ʸ*la* = *étoile*) spricht für älteres *ę*ʸ. Es scheint ein Kampf zwischen auslautendem *-ę* (aus *-ęr*) und *-ę*ʸ vorzuliegen, in welchem augenblicklich *ę*ʸ der mächtigere Partner ist und auch die Jungen für sich hat, während die alte und die mittlere Generation schwankt.



Für die Bewegung *å* > *ao* — sie zog von allen zuerst Gauchats Aufmerksamkeit auf die *sons mobiles* — notiert er Übergangsformen wie *å*°, *a*° bis zu *aw* > *ow*. Die Jugend steht heute allgemein bei *ao*; unter den Ältesten sind welche mit intaktem *å*, andere zeigen einige *a*° ohne alle Regelmäſsigkeit. Gauchat nennt Ehepaare, in deren Verkehr durchaus keine Ausgleichung stattgefunden hat: der Mann ist in der Hauptsache beim älteren *å* geblieben, während die Frau zu *ao* fortgeschritten ist.

Neben diese *voyelles mobiles*[1] gesellen sich nun auch einige Konsonantenbewegungen (vergl. S. 221), deren zwei von Gauchat besonders eingehend erörtert werden:

Mouilliertes *l* (*l̆*)[2] wird von Generation I und II noch gesprochen; III spricht *y*, d. h. bildet den palatalen Verschluſs nicht mehr.

Bei interdentalem *ϑ* ist eine ähnliche Bewegung im Gange: auch hier wird die Artikulationsbewegung der Zunge nicht mehr völlig ausgeführt, so daſs an Stelle der interdentalen Reibung ein indifferentes *h* entsteht.[3]

---

[1] Gauchat verzeichnet im Vorbeigehen auch noch andere Vokalbewegungen, z. B. S. 221. So zeigt die Jugend von Charmey (p. 188) die Neigung, die Nasalvokale zu dekomponieren, d. h. *ã* als *ã*ⁿ, *õ* als *õ*ⁿ zu sprechen. Ich denke, die Bewegung ging von dem Falle aus, wo *ã*, *õ* vor einem Dental stand. *ãt* z. B. enthält stets und ganz natürlich den Gleitlaut *n*: *ã*ⁿ*t*, und wenn *tsãtå* (*chanter*) zu *tsãntå*, *pχãta* (*plante*) zu *pχãnta* wird, so ist eben dieser Gleitlaut gewachsen und gleichsam selbständig geworden. Die lautliche Analogie hat diese Entwickelung dann weitergetragen, so daſs auch *mãn* (*main*), *byãn* (*blanc*) etc. entstand. — Ihren Anfang aber hat die weithin verbreitete Lautbewegung *ã* > *ãn*, *õ* > *õn* vielleicht im Gefolge der Akzentverschiebung genommen, die *tsãtå* zu *tsãtå* führt.

[2] Ich muſs an meiner Auffassung festhalten, daſs der Laut, den Gauchat mit *χl̆* bezeichnet, ein 'einheitlicher', und zwar eine stimmlose *l mouillée* ist: *l̥̆*. Das *χ*, das einen vermeintlichen Rest von *k* bezeichnen soll, ist nichts anderes als der bei palatalen Verschluſslauten sich leicht einstellende, dem Verschluſs unmittelbar vorangehende Engelaut: ein Gleitlaut (vergl. das *y*, das leicht vor und nach dem mouillierten *ñ* gehört wird: ʸ*ñ*ʸ, aber im übrigen durchaus nicht zu den wesentlichen Komponenten des Lautes gehört, sondern nur seine Gleitlautumgebung bildet). Wird nun bei *l mouillée* der Verschluſs am Palatum nicht mehr völlig hergestellt, so entsteht der homorgane Engelaut: statt *l̆* ein *y* und statt *l̥̆* ein *χ*. Dieses *χ* ist aber vor Vokalen ganz natürlich vom tönenden Übergangslaut *y* begleitet: *χ*ʸ. Dieser Gleitlaut *y* ist auch keine neue Entwickelung: er hat schon beim *l̥̆* (= Gauchats *χl̆*) bestanden.

Steckt nicht in dem mouillierten *l* der Formen *l̆e* < *ille est* und *l̆a* < *ille habet* der Gruyère das *y* des lateinischen *ibi*, d. h. ist nicht *l̆e* = franz. *il y est* und *l̆a* = *il y a*? Die Erscheinung, daſs das Adverb in dieser Verbindung fest wird und semantisch untergeht, ist ja wohl bekannt; cf. das nordital. *ga* = *habet*.

Das Gegenstück dazu bietet altfr. *ẹre* (*ẹrt*) < *ĕrat*. Dieses betonte *ẹre*, das mit *e* aus lat. *á* reimt, ist nicht aus einer tonlosen undiphthongierten Form (*ĕre*) entstanden, die den Vokal *ẹ* nicht erklären könnte, sondern ist erwachsen aus dem Nexus *il i iere*, d. h. der Lautreihe *iliere*, die in *il i ere* zerlegt wurde.

[3] Bei diesem Anlaſs streift G. die Frage der Bequemheit des Lautwandels (vergl. auch S. 220). Wenn der Sprechende von einer alten zu einer neuen Lautform übergleitet, so dokumentiert er dadurch doch zweifellos, daſs ihm die neue Lautform bequemer ist als die alte. Die Gründe für diese Bequemheit sind selbstverständlich psychisch und liegen nicht nur in der phonetischen, sondern auch in der begrifflichen Natur der betr. Lautung. Die Frage ist eben nicht die, ob uns fremden Beobachtern die Lautverbindung bequem erscheint oder nicht. Sie kann unserer Zunge recht unbequem sein — fügt sich aber doch bequem ins Lautgebäude des fremden Idioms ein: sie ist bequem, weil sie idiomatisch ist, sie ist subjektiv bequem: *De commoditatibus non est disputandum!* Ist *r* be-



Gauchat zeigt an den drei Generationen vortrefflich die allmähliche Entwickelung des Wandels: ein wahres Schulbild für die Art, wie eine Lauttendenz sich nach und nach durchsetzt.

Zuerst wurde das Demonstrativum ergriffen und zwar *ϑow* (*ecce illorum*) früher als *ϑa* (*ecce illas*): auch die Ältesten — mit einer Ausnahme — sprechen bereits *how, hu, ha.*[1] Die erste Etappe ist also eine überhäufige Form.

Dann ergriff die Bewegung auch intervokales *ϑ* und zwar in Verbindungen wie *vois-tu* : *viϑo* > *viho; veux-tu* : *vuϑo* > *vuho*. Die Generation II zeigt die Anfänge dieser Ausdehnung: auch in dieser zweiten Etappe sind die Träger überhäufige Formen.

Ebenso beim jüngsten Schritt von *ϑ* zu *h*, in den Frageformen der dritten Person, wie *où est-il* = *yǫ eϑə* > *yǫ ehə?*

In den Wörtern wie *festa* > *fiϑa, testa* > *tiϑa* ist *ϑ* zu Charmey noch ganz intakt. Der Lautwandel *ϑ* > *h* tritt also zunächst innerhalb morphologischer Grenzen auf,[2] die, wohlgemerkt, zugleich Häufigkeitsgrenzen sind. Diese Formwörter *hu, ha* (*hu bā* = *ces beufs; ha vātse* = *cette vache*), *-ho? -hə?* sind ihrer Natur nach überhäufig und bedeutungsschwach.[3] Sie haben in bestimmten, stets wiederkehrenden Verbindungen, in welche die lebende, von Gesten begleitete Rede sie setzt, ihren festen Platz: der Sprechende kann sich begnügen, sie gleichsam bloſs anzudeuten. Überhäufigkeit und Bedeutungsschwachheit der Formwörter *ϑu, ϑa, -ϑo, -ϑə* ermöglichen und fördern eine reduzierte Artikulation *ϑ* > *h*. Diese reduzierte Artikulation *h* übt sich nun so ein und erstarkt

---

quem? Ja! sagt, wer es zu sprechen gewöhnt ist; nein! sagt, wer mit *R* aufgewachsen ist.

Dialektuntersuchungen wie die Gauchats zeigen auch, daſs die historische Grammatik in ihren entwickelungsgeschichtlichen Lautkonstruktionen nicht leichthin mit dem Begriff der Unaussprechbarkeit von Lautverbindungen operieren soll. Schwer aussprechbar oder unaussprechbar sind ganz subjektive (idiomatische) Begriffe, für die dem Grammatiker kein objektiver Maſsstab zur Verfügung steht. Lat. *obscuru* wird rätisch *ˢtχir*, ja in Oberhalbstein und Engadin *štχìr*: das ist dem Räten leicht aussprechbar und bequem, dafür ist rätisch auch weder toskanisch noch sächsisch.

Das natürliche Bequemlichkeitsstreben des Sprechenden findet an der Hemmungsvorrichtung des sogen. Deutlichkeitstriebs (cf. *Archiv* CXIII, 154) seine natürliche Schranke. Wenn ich von meinem Jungen Theodor in der Familie als von The spreche (aus Bequemlichkeitsgründen), so werde ich vor Fremden dafür *en toutes lettres:* mein Sohn Theodor sagen; auch dies aus Bequemlichkeit, denn ich will eben verstanden werden.

[1] Eine orientierende Bemerkung über sämtliche Quellen des Lautes *ϑ* und über sein gesamtes Vorkommen, d. h. seine Stellung im Lautgebäude der Mundart, wäre für den Leser lehrreich gewesen.

[2] Doch erscheint er in Charmey im Begriff, diese Schranke zu überschreiten: *iϑrə* (*être*) wird *ihrə; fəniϑra* > *fənihra*.

[3] Die Überhäufigkeit eines Wortes bedingt stets eine gewisse Nachdruckslosigkeit: Gedanke und Artikulation des Sprechenden gleitet achtloser über ein solches Wort, das immer wiederkehrt und vom Hörenden ohne Mühe immer wieder erkannt wird. Der Grammatiklehrer, sagt Gauchat sehr gut, wird leicht in seinem Milieu *part'cip* zu sagen geneigt sein; aber deswegen wird er nicht ohne weiteres *Al'bi* oder *Prins'pat* statt Alibi, Prinsipat sprechen. Die Überhäufigkeit schafft für ein Wort besondere Lebensbedingungen und zeitigt Sondererscheinungen. Zu den überhäufigen Wörtern bestimmter Milieux gehören z. B. die Bezeichnungen des Handwerkszeuges, weshalb gerade diese Ausdrücke der etymologischen Deutung so groſse Schwierigkeiten machen.

so, daſs sie auch weiterhin auf dem Wege lautlicher Analogie sich ausdehnt und auch bedeutungsstarke Wörter wie *fiϑa, tiϑa* (Gruyères: *fiha, tiha*) ergreifen kann.

Diese Untersuchungen Gauchats zeigen, daſs der Lautwandel sich in Tat und Wahrheit in anderer Weise vollzieht, als die Theorie sich's ausgedacht hat. Diese Theorie behauptet, daſs, wenn ein Laut in Bewegung gerät, z. B. *á* gegen *e* hin oder *'t'* gegen *d* > *ϑ* hin, diese Bewegung in winzigen Schritten gleichmäſsig auf der ganzen Linie bei allen *á* und *'t'* sich einstelle und alle *á* und *'t'* zu gleicher Zeit bei *e* resp. *ϑ* anlangen. Und die Theorie fügt hinzu, daſs das so sein müsse, weil der Lautwandel ausnahmslos verlaufe. Die Tatsachen einer lebenden Mundart aber zeigen, daſs die Lautbewegung nicht in dieser Gleichmäſsigkeit und Allgemeinheit verläuft, sondern daſs sie an einer einzelnen, ganz bestimmten (bedingten) Stelle einsetzt und hier sich entwickelnd und erstarkend über diese ursprüngliche Bedingtheit hierhin und dorthin hinausgreift und — hier zögernd, dort stürmischer — das Entwickelungsresultat (d. h. den fertigen neuen Laut) auf andere, nicht identische, sondern nur ähnliche Fälle überträgt. Gewiſs zeigt das Ergebnis dieser Übertragung schlieſslich eine groſse Regelmäſsigkeit — aber der Übertragungsprozeſs selbst (d. h. der Wandel) vollzieht sich in der Individualsprache sprunghaft und ohne Konsequenz.

Und in diesen Prozeſs hinein führt uns Gauchats feine Beobachtungsgabe und kluger Sinn.

Der Wandel von *ϑ* > *h* nimmt mit einem einzigen überhäufigen Wort (*ϑow*), welches das *ϑ* in besonderer Stellung — anlautend vor *o* — zeigt, seinen Anfang. Anlautendes *ϑ* vor *a* im überhäufigen *ϑa* derselben demonstrativen Funktion folgt. *ϑ* vor *a* ist nämlich gar nicht der gleiche Laut wie *ϑ* vor *o* — ganz abgesehen von der makroskopischen Tatsache, daſs *ϑ* vor *o* 'gerundet' ist: jede Lautverbindung modifiziert durch feinere oder gröbere Assimilationsvorgänge (Sandhi) den einzelnen Laut, und für ein so feines Ding, wie der Lautwandel ist, fallen auch die kleinsten, feinsten Differenzen der Laute in Betracht.[1]

Nun greift *h* statt *ϑ* über die demonstrative Funktion, die den Prozeſs zunächst begrifflich bedingt hatte, hinaus auf: *viho*, auf: *yǫ ehə*, immer noch innerhalb überhäufiger bedeutungsschwacher Nexus stehen bleibend. Ohne alle Regelmäſsigkeit sprechen die Sprachgenossen *ϑa* neben *ha*, *viϑo* neben *viho*, *yǫ eϑə* neben *yǫ ehə*.

Niemand sagt zu Charmey statt *fiϑa* ein *fiha* (wie sie im Hauptort Gruyères sprechen). Das *ϑ* in *fiϑa* ist eben tatsächlich ein etwas anderer Laut als das *ϑ* in *viϑo* — seine psychischen Bedingungen (Überhäufigkeit, Funktion) sind ganz andere —, und im Sprachempfinden des Charmeysan siegt vorläufig diese akzidentelle Verschiedenheit über die fundamentale Ähnlichkeit und verhindert die Ersetzung durch *h*. Aber — *il tempo è galantuomo* auch in Dingen des lautlichen Empfindens, und Charmey wird wohl ebenfalls dahin gelangen, wo Gruyères bereits angekommen ist: zu *fiha*.

Heiſst es einmal *viha, fiha, tiha*, dann liegen die Dinge so, daſs am grünen Tisch der papierenen Linguistik ein sogen. 'ausnahmsloses Lautgesetz' beschlossen werden kann, das vorschreibt: in Charmey muſs intervokales *ϑ* zu *h* werden! Wie's aber mit *fiha* wirklich zugegangen ist, das läſst dieses 'Gesetz' nicht ahnen: ein solches 'Gesetz' schlägt das Leben tot!

---

[1] Schon längst habe ich (z. B. *Archiv* XCIV, 348 n.) dagegen protestiert, daſs unsere historische Lautlehre über diese Differenzen so leicht hinweggeht. G. Paris habe ich freilich nicht überzeugt (cf. *Romania* XXXI, 491).

Nun konstatiert Gauchat die kapitale Tatsache. dafs den Bewohnern von Charmey die geschilderten starken, zum Teil sprunghaften Lautdifferenzen nicht bewufst sind. Die einen sprechen *ϑ*, die anderen *h*, die einen sagen: *i pχow pa°*, die anderen: *i pχu pā*, die: *ə̃ nå* (*un nez*), jene: *ə̃ nao* — aber sie hören diese Verschiedenheit nicht. Die Alten sagen: *lə mę le da°* (*le miel est doux*), die Jungen: *lə męᵘ le dā* — aber wenn sie auf solche Differenz aufmerksam gemacht werden, so wollen sie nichts davon wissen und weisen den Beobachter mit der Erklärung zurecht: *Nous parlons tous la même chose!* (S. 202). *Le sujet qui vient de prononcer ruho proteste qu'il ne s'exprime jamais ainsi* (S. 231).

Der Lautwandel der gesprochenen Sprache vollzieht sich, ohne dafs die Sprachgemeinschaft der durch ihn geschaffenen individuellen Verschiedenheiten bewufst wird. Das ist eine sehr bedeutsame Tatsache.

Unser Ohr ist bekanntlich den Klängen der Muttersprache gegenüber sehr empfindlich. Die geringste Veränderung ihrer Laute, die ein Fremder sich zuschulden kommen läfst, kommt uns scharf und deutlich zum Bewufstsein. Dafs dieses scharfe Ohr in Charmey Lautdifferenzen wie *ϑ—h*, *ow—u* etc. nicht hört, liegt daran, dafs es sie nicht als etwas Fremdes empfindet. Diese Differenzen beruhen auf Lauttendenzen, die tief im Sprachgebäude begründet, die aus dessen besonderer Harmonie geboren sind. Sie reichen mit ihren Wurzeln tief in das mikroskopische Leben und Weben der Laute hinab, und auch das Individuum, das den Lautwandel noch nicht sinnfällig aufweist, trägt ihn doch latent in seiner Sprache, trägt die schlummernde Neigung dazu.

Ein Fremder verletzt unser Ohr durch Laute, die zu unserem ganzen Lautsystem in keinem harmonischen Verhältnis stehen; die neuen Laute, die der eingeborene Lautwandel schafft, empfinden wir als harmonische Teile dieses Systems,[1] das uns mit unseren Sprachgenossen gemeinsam ist.

Jenes komplizierte psychische Gebilde, das wir Sprache nennen, ist gewifs bei jedem Individuum individuell gestaltet. Die auf die Sprache bezüglichen Vorstellungen (Klang-, Bewegungs- und Begriffsbilder) sind bei jedem etwas anders gelagert, besonders die Begriffsbilder. Die Assoziationsreihen aber, in denen die den Sprachlauten geltenden Klang- und Bewegungsbilder geborgen sind, sind bei allen Sprachgenossen wesentlich identisch; sie sind interindividuell. Auf der Basis dieses gemeinsamen Lautempfindens erwächst der Lautwandel; in diesen Assoziationsreihen verläuft er.

So hat der Lautwandel wesentlich unpersönlichen Charakter. *J'ai étudié*, sagt Gauchat, *environ 50 langues individuelles et je n'y ai rien trouvé d'individuel.*[2] —

[1] Man pflegt die Resultante aller Artikulationen eines Idioms Artikulationsbasis zu nennen und könnte also in einer gewissen äufserlichen Weise sagen, dafs die durch den Lautwandel geschaffenen Laute eben der Artikulationsbasis konform sind. — Man darf aber nicht vergessen, dafs 'Artikulationsbasis' die Bezeichnung eines physiologischen Verhältnisses ist, während der Lautwandel ein psychischer Vorgang ist. Indessen könnte man von einer psychischen Artikulationsbasis sprechen und darunter das Ganze der psychischen Lautbilder verstehen, die der Artikulation vorstehen.

[2] Dafür gibt er zum Schlufs noch einen überraschenden Beleg, der zugleich die bewunderungswürdige Schärfe und Umsicht seiner Arbeitsweise illustriert. In dem jenseit des Javroz liegenden, von Charmey etwa dreiviertel Stunden entfernten Dorfe Cerniat, das mit Charmey sehr wenig Verbindung hat, zeigen sich die nämlichen Lauterscheinungen wie in Charmey. Dieselben Laute sind in der nämlichen



Wenn diese Anschauungen richtig sind, so ist es auch einleuchtend, daſs die Häufigkeit eines Lautes seinen Wandel fördert. Ich will nicht sagen, daſs die Häufigkeit den Wandel geradezu hervorruft — aber: ein Laut, der in Bewegung geraten ist, wird rascher zum sinnfälligen Lautwandel gelangen, wenn er sehr häufig gebraucht wird.

Gauchat hat nachgewiesen, wie Überhäufigkeit die Lautbewegung fördert: die mobilen *a°*, *e^y*, *å* sind zugleich die häufigsten Vokale, und *ϑ* beginnt seinen Verschluſs zu verlieren in gewissen Lautverbindungen häufigsten Gebrauchs.

Und noch auf eine andere 'Häufigkeitserscheinung' weist Gauchat wiederholt und nachdrücklich hin. Er hat beobachtet, daſs die Frauen den Männern im Lautwandel durchschnittlich voraus sind (in *ł* > *l*, S. 205; *ϑ* > *h*, S. 209; *a°* > *ā*, S. 211; *å* > *ao*, S. 218 f.; vergl. S. 224). Das hängt zweifellos damit zusammen, daſs die Frau mehr spricht und also auch die in Bewegung befindlichen Laute mehr braucht und so die in ihnen wirkende Lauttendenz fördert. *A la campagne,* heiſst es bei Gauchat (S. 218), *le père quitte la maison de bonne heure pour vaquer à ses travaux, au milieu desquels on le voit, taciturne et souvent isolé, toute la journée. Tel père parle plus, en été, à ses bêtes qu'à ses enfants. La mère qui passe beaucoup plus de temps à la maison, en société, à cuisiner, à laver, parle beaucoup plus. S'il faut dire 10 000 fois påla pour arriver à dire paola, il est évident que la nouvelle façon de prononcer apparaîtra plus vite dans le langage de la femme que dans le parler plus rare et plus lent de l'homme.*

Daraus geht nun auch hervor, daſs das Kind von der Mutter einen vorgerückteren Lautstand lernt: '*La dernière génération, c'est à dire tous les enfants, se range du côté des mères ... on ne parle pas sans raison du toit paternel, mais de la langue maternelle.*

Das ist im Lautwandel die Rolle des Kindes: Übernahme und Weiterbildung einer vorgeschritteneren Lauttendenz. Diese Tendenz wird nicht durch eine angeblich unvollkommene Lautnachahmung seitens des Kindes geschaffen.[1] Nicht beim Kinde tritt eine Lauttendenz zuerst in Erscheinung, sondern, wie Gauchat mit guten Gründen meint, beim Erwachsenen im kräftigsten Alter, bei der Generation II. Diese Generation hat den reichsten Sprachbesitz, und in dieser gröſsten Fülle des Sprachlebens treten die verborgenen Lauttendenzen an die Oberfläche im Lautwandel.

Aber warum wandelt sich denn der Sprachlaut überhaupt? Keine der bisherigen Erklärungen befriedigt, insbesondere auch die nicht, die den Sprachwandel auf einen ganz imaginären Wandel der artikulierenden Organe gründet.

Indem sich die Linguistik ausschlieſslich an den sinnfällig gewordenen, makroskopischen Lautwandel hält, hat sie zu der Vorstellung gelangen

---

Bewegung, obwohl ein persönlicher Einfluſs von Dorf zu Dorf nicht besteht. Ein Greis zu Charmey spricht wie ein Alter aus Cerniat — auch die Jugend der beiden Dörfer ist lautlich gleich weit vorgeschritten, so daſs innerhalb der nämlichen Gemeinde zwischen einem 70jährigen und einem 20jährigen Charmeysan die Lautdifferenzen gröſser sind, als zwischen zwei jungen Burschen, von denen der eine aus Cerniat, der andere aus Charmey stammt.

[1] Diese unhaltbare Lehre ('Einübungstheorie') wird von Gauchat wiederholt abgelehnt (S. 212, 228 ff.). — Statt auf die angebliche Ungenauigkeit, mit der das Kind die Rede der Mutter nachahme, eine sprachliche Entwickelungstheorie zu gründen, fuſse man lieber auf der augenscheinlichen Genauigkeit dieser Nachahmung und der Virtuosität, mit der das Kind sich nach den ersten Tastversuchen seinem lautlichen Milieu anbequemt. Am Kinde ist doch gerade die Fähigkeit der Assimilierung das Charakteristische und nicht die Selbständigkeit.

können, es sei der Lautwandel ein rein artikulatorischer Vorgang. Sie hat auf diese Weise auch auf den Einfall kommen können, den Lautwandel aus Veränderungen der Artikulationsorgane zu erklären, und hat ihn als 'physiologisch' den 'psychischen' Sprachvorgängen gegenübergestellt.

Es ist aber der Lautwandel selbst ein psychisches Phänomen; er beginnt mit jenen allerfeinsten Veränderungen der psychischen Lautbilder, die der Akzent veranlaſst.

Daſs die Lautgestalt eines Wortes mit dem Akzent aufs innigste zusammenhängt und die Tonsilbe andere Lautschicksale hat als die Nebentonsilbe, weiſs man; ebenso, daſs eine Veränderung des Akzentes von Lautwandel begleitet ist.

Die romanische Sprache, deren Lautwandel sie am weitesten vom Latein entfernt hat, das Französische, weist auch die stärkste Akzentänderung auf. Das Französische ist binnen einem Jahrtausend vom übermächtigen expiratorischen Akzent, der die Nebentonsilben einschrumpfen lieſs (*carricátis* > *tšardžiets*), zum schwebenden Akzent gekommen, der trotz grundsätzlicher Oxytonierung fast alle Silben gleich hervortreten läſst: das Französische ist vom Extrem des gewalttätigen Iktus zum Extrem des schwächsten Nachdrucks gekommen. Und gegenwärtig sieht es so aus, als ob neue Formen der Akzentuirung sich vorbereiteten: im Affekt stellt sich ein kräftiger expiratorischer Akzent ein, und oft sehen wir ihn die altgewohnte Tonstelle verlassen (*absolument; c'est dégoûtant* etc.). Wohin das führen mag, braucht uns hier nicht zu beschäftigen; ich wollte nur auf den Parallelismus zwischen Akzentwandel und Lautwandel hinweisen: Akzentwandel wird zum Anlaſs von Lautwandel.

Der Akzent aber wandelt sich aus Gründen des Affekts. Der Akzent (der expiratorische und der musikalische) hat den Zweck, gewisse Teile der Lautreihe hervorzuheben und so die Aufmerksamkeit des Hörenden auf bestimmte Teile der Rede zu lenken. Im Akzent liegt das persönlichste Element der Sprache; er ist seiner Natur nach individuell. Indem nun die Sprache auch den Akzent in Rhythmus und Melodie der Lautreihe für alle festlegt, legt sie dem Individuum eine Fessel auf, die es in gewöhnlicher Rede willig trägt, die es aber in der Erregung, im Affekt forziert und sprengt. Das Bedürfnis des Affekts rehabilitiert den individuellen Akzent.

So liegt im Akzent der Sprache ein Widerspruch, der nie zur Ruhe kommen wird, so lange Menschen sprechen: der Widerspruch zwischen Individuum und Gemeinschaft. In dem Maſse, in welchem eine 'Hervorhebungsweise' (Akzentuirung) allgemein (interindividuell) wird, in dem nämlichen Maſse verliert sie an Hervorhebungs**kraft**, d. h. wird sie selbst entwertet, und instinktiv strebt das Individuum nach eigener, abweichender, seinen Affekt befriedigender Hervorhebungsweise, die dann wieder allgemein werden kann. Aus diesem Kreislauf entsteht eine stete Bewegung der Laute, und aus ihr vermag im Laufe der Zeit makroskopischer Lautwandel zu erfolgen.

Eine andere Quelle des Lautwandels habe ich oben S. 17 Anm. 2 genannt: den Kulturwechsel, der den Wortschatz umgestaltet. Das ist eine Bewegung, die von auſsen an den sprechenden Menschen herantritt. Jene innere Quelle, die in seinem Affekt liegt, ist aber viel mächtiger: sie ist die Quelle des Lautwandels.

So ist der ununterbrochene Anstoſs zum Lautwandel individuell, der Wandel selbst aber eine Gemeinschaftsform.

Vollzieht sich dieser Wandel nach Gesetzen? Gibt es Lautgesetze?

Das ist in letzter Linie eine Frage der Weltanschauung.

Wer überzeugt ist, daſs auch das psychische Geschehen Gesetzen unterliegt, der wird auch 'Lautgesetze' anerkennen.

Gefunden aber hat noch niemand ein solches Gesetz. Was die Lin-

guistik gefunden hat, und was sie mifsbräuchlich Lautgesetze nennt, sind keine Gesetze, sondern sind Regeln, d. h. Formeln für makroskopische historische Lautentsprechungen. Es sind gute wackere Regeln, die gerade so lange gelten, als keine Ausnahme kommt — denn auch von ihnen gilt: keine Regel ohne Ausnahme.[1]

Wir sollten wirklich aufhören, unsere kleinen Entdeckungen als Gesetze zu erklären und demgemäfs zu verehren und über diesem Götzendienstchen die wahre Natur des sprachlichen Lebens zu vergessen.[2]

Es ist mit der Sprache wie mit dem Wetter.

Gewifs ist der Witterungswandel von Gesetzen bedingt, und wenn wir diese Gesetze kennten, so könnten wir mit Sicherheit das Wetter voraussagen. Aber so eifrig unsere Meteorologen forschen, so sind sie doch zu einer unfehlbaren Wetterprognose noch nicht gekommen: sie haben in den Entsprechungen der Wetterkarten gewisse Wetterregeln gefunden, verfeinerte und erweiterte Bauernregeln, auf Grund deren sie die zukünftige Witterung erraten — stets der Ausnahme gewärtig.

Nun: auch der Lautwandel ist von Gesetzen bedingt, und wenn wir sie kennten, könnten wir die zukünftige Gestalt eines Idioms, das Sprachwetter, voraussagen. Aber wir haben noch keine Lautgesetze gefunden, sondern nur Regeln. Was wir kennen, das sind die Bauernregeln des Sprachwetters.

Gauchat, der tiefer als irgendeiner vor ihm in den Prozefs des Lautwandels eingedrungen ist, bestätigt eben diese Lehre, eine Lehre der Bescheidenheit. —

Die Zehnerzahlen in den romanischen Sprachen behandelt J. Jud. Seine Untersuchung gilt in erster Linie *viginti* und *triginta*.

Er geht von der hochlateinischen Betonung *vigínti, trígínta* aus und lehnt es mit Recht ab, der vereinzelten Angabe des Galliers Consentius (*tríginta*) gemeinromanische Bedeutung zuzumessen.[3] Auch in der weiteren Ausführung, durch die er die romanischen *vingt, venti, veinte* etc.;

---

[1] Gauchat schliefst seine Studie mit einigen schönen Worten an die Adresse derer *qui croient encore à l'infaillibilité des lois phonétiques*, die er durch seine Forschungsresultate noch einmal des Irrtums überwiesen hat. Aber auch er braucht noch den Ausdruck 'Lautgesetz' statt Lautregel. Gewifs haben alte termini technici ein gutes historisches Recht; aber gerade der terminus 'Lautgesetz' ist gefährlich, weil er fortwährend zu den Mifsverständnissen verleitet, die niemand nachdrücklicher bekämpft als Gauchat.

[2] Und doch hat schon vor dreifsig Jahren Ludwig Tobler *Über die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache* geschrieben (*Vierteljahresschrift für wiss. Philosophie* III, 30—52).

[3] Zu der in extenso mitgeteilten Stelle aus Consentius wäre noch mancherlei nachzutragen. Es würde schon förderlich sein, sie übersichtlicher zu drucken, als dies der Verfasser (S. 247—249) vornimmt, der hier weniger tut als Förster im *Altfranz. Übungsbuch*, und der in der Zusammenstellung der gerügten Barbarismen (S. 249) einiges versieht (es soll heifsen: 10. *socrum pro socerum*; 15. *onorem pro honorem*).

Jud will zeigen, wie wenige der von Consentius angeführten Barbarismen 'eine Spur in den romanischen Sprachen zurückgelassen haben.' Da müssen aber zunächst die Fälle überhaupt ausgeschieden werden, die offenbar blofse Versehen flüchtiger oder unwissender Schreiber sind (*Tracia, Trachia* statt *Thracia*) oder die sich auf Quantitätsfehler zeitgenössischer Reimkünstler beziehen (*ŏrator, pĭper*). Diese Fälle bezeugen ja natürlich nicht unmittelbar entsprechende Lautwerte: dafs ein Dichter *pĭper* mafs, beweist nicht die wirkliche Existenz einer Form mit ĭ, sondern zeigt nur, dafs ihm die hochlatein. Quantität des Wortes *piper* neben

trente, trinta, treinta etc. auf dem Wege lautgerechter und analogischer Entwickelung zu gewinnen sucht, stimme ich ihm im allgemeinen bei. Im einzelnen kann man sehr schwanken, denn jedes der beiden Zahlwörter ist lautlich sui generis.[1]

Die spätere lateinische Überlieferung zeigt folgende Graphien:

für *viginti: rigenti, veienti* (*βειεντι*), *vienti, vinti;*
für *triginta: trigenta, trienta, trenta, trinta* (*treginta* ist eine späte vereinzelte Schreibung).

Diese Graphien bedürfen der Interpretation; sie geben eben nicht einfach die späteren vulgärlateinischen Laute wieder, sondern stellen, wie üblich, Kompromisse zwischen vulgärer Lautform und Schreibtradition dar. Ich interpretiere sie so:

Trīgínta lautete zunächst *tridyénta, triyenta; vīgíntī* aber *vidyinti, viyinti* (Umlaut -*i*). Aus *triyenta, trienta* entstand *trenta,*[2] indem der komplizierte Anlaut *tr* die Reduktion des Diphthongs begünstigte. Aus *viyinti* entstand **viinti, vinti.*

Das ist die lautgerechte Entwickelung. Stets aber haben die beiden Wörter sich auch analogisch beeinflufst: nach *vinti* ward *trinta,*[3] nach

---

seinem vulgären *pebere* fremd geworden war. — Die übrigbleibenden Fälle aber haben im Romanischen denn doch in weiterem Umfange Spuren zurückgelassen, als Jud zugeben will. Wenn man 1. *coperit* statt *operit* brauchte, läfst uns das erkennen, dafs die Entwickelung *operit* < *aperit* bereits begonnen hat. Bei 8. *mile* und 9. *vila* kommt es in diesem Zusammenhang nicht darauf an, ob das ein oft gerügter Fehler sei, sondern darauf, dafs die Erscheinung romanisch ist: *ll* > *l* ist ja nordgallische Entwickelung (Priscians *l plenum* [nicht *plenus*!] hat hier nichts zu tun). Zu 16. *bobis pro vobis* ist nicht das Wort 'Betazismus' von Bedeutung, sondern der Nachweis Parodis, *Romania* XXVII, 185 ff., dafs darin ein noch romanisch wirksamer Lautwandel sich zu erkennen gibt. 17. *peres pro pedes:* das *r* kann sehr wohl eine ungeschickte Notierung für die Tatsache sein, dafs der Verschlufs des *d* sich zu lösen beginnt (*ð*). 18. *stetim pro statim* deutet auf Umlaut hin, dessen zerstreute lateinische Zeugnisse einmal systematisch gesammelt werden sollten (vgl. Gröbers *Zeitschr.* XXV, 783). 19. *tarterum pro tartarum* ist gemeinromanischer Lautwandel, denn auf den Laut kommt es hier an, nicht auf das Wort, etc.

Übrigens fügt Consentius zu dem Barbarismus *triginta* hinzu: *qui et per immutationem fieri videtur.* Wie versteht er diese *immutatio,* die sonst in seinem System die dritte Kategorie der Barbarismen veranlafst? Er meint wohl einfach, dafs man *triginta* auch zur dritten Kategorie stellen könnte, wo er als Beispiel der 'Akzentvertauschung' *óratorem* anführt. Durch die Nachbarschaft dieses hybriden *óratorem* gewinnt *triginta* nicht an Beweiskraft. Ich teile ganz die Meinung Juds, der dieses *triginta* als Sprachzeugnis unerheblich findet. Zur Zeit des Consentius kannte die lebende Sprache kaum mehr dreisilbige *triginta* neben *trinta, trenta.*

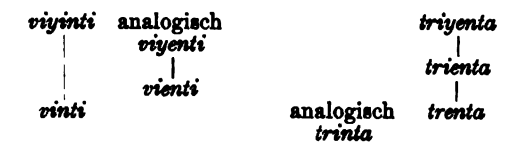
[1] In *trigínta* steht z. B. der Tonvokal unter dem möglichen Einflufs eines vorangehenden Palatals; in *vigínti* ist der Tonvokal *í* palatal doppelt bedroht durch *g* und *ī*. Ich bestreite also durchaus, dafs '*triginta* das gleiche Resultat ergeben mufste wie *viginti*' (S. 240). Auch ist die Verschiedenheit des Anlauts (*tri-* gegen *vi-*) für die weitere Entwickelung nicht bedeutungslos.

[2] Jud behandelt *trenta* als analogisch, doch nicht ohne Schwankungen. S. 250 nennt er *trenta* lautgerecht; vergl. S. 241 n.

Einer solchen Schwankung begegne ich auch in der Beurteilung des Einflusses von *ī* in *vigintī* (Umlaut). Nachdem er S. 237 die Möglichkeit solchen Einflusses erwogen und zugegeben (wie S. 241 n.), erklärt er ihn S. 242 und 259 n. als unwahrscheinlich.

[3] *Trinta* kann regional auch lautgerecht sein; wenigstens ist es dies im Romanischen da, wo lat. *í* nicht *ẹ*, sondern *i* ergab, wie Sizilien und Sardinien

triyenta, trienta ward *viyenti* (*veienti*), *vienti*[1] gebildet (es ist bezeichnend, dafs Verg. Maro, der *trienta* hat, auch *vienti* bietet). Die vulgärlatein. Formen sind also:



Vinti und *trenta* sind die romanischen Erben; sie sind die beiden dominierenden Formen der Ostromania (Rätien, Italien, Gallien).

Wo sich *vent(i)* findet, da liegt Angleichung an die Endung *-ent(a)* der übrigen Zehnerzahlen vor, so im florent. *venti* neben toskan. (senesisch) *vinti*, im locarn. *vent* neben gemeinlomb. *vint*.[2]

Vulgärlat. *vinti* und *trenta* sind die Grundlagen der ostromanischen Entwickelung. Die Formen, auf denen die westromanische (span.-portug.) Entwickelung beruht, führen auf einen älteren Lautstand zurück: span. *véinte, tréinta;* portug. *vinte, trinta*. Die mundartlichen Formen sind uns noch fast unbekannt.

Die älteren spanischen und portugiesischen Texte zeigen nach Juds Sammlungen: *veyente, viente, veynte, reinte, venle, viinte, vinte*; *treyenta, treenta, treyinta, treynta, treinta, triinta, trinta.*

Es leuchtet ohne weiteres ein, dafs Jud recht hat, 1. dreisilbige For-

---

(logud.). In Gallura freilich ist *trenta* regelhaft. Juds Bemerkungen dazu (S. 253) sind mir nicht klar.

[1] Dafs *vienti* im Romanischen Spuren zurückgelassen habe, wage ich nicht zu sagen. Es kann seinerseits noch umgelautet worden und so zu *viinti, vinti* geführt worden sein. Dafs *vienti* zu *venti* geführt habe, glaube ich nicht. Jedenfalls taugen Parallelen wie *quietus* > *quetus*, *sapiebam* > *sapebam* nicht zur Erhärtung (S. 238). Dafs die Analogieform *venti* vulgärlateinisch nicht belegt ist, halte ich für Zufall.

[2] Dafs 'bei ital. *vinti* einzelsprachlich kein Umlaut anzunehmen ist' (S. 255), mufs ich grundsätzlich bestreiten, auch wenn ich im Einzelfalle Juds Auffassung des senes. genues. *vinti* und des tosk. *venti* teile.

Wenn einzelne Mundarten keinen Umlaut aufweisen, so ist damit nicht gesagt, dafs nicht doch ihre Zahlwörter, die so häufig singulären Lautwandel zeigen, jener mächtigen Palatalisierung erlegen seien, die wir Umlaut nennen. Insbesondere kann ich nicht zugeben, dafs das Genuesische aus **venti* heute nicht *vinti*, sondern **veinti* ('Attraktion des *i*') hätte ergeben müssen. Diese sogen. 'Attraktion' ist selbst nichts anderes als 'Umlaut'. Wenn **canī* zu *cain* wird, so ist nicht das *ī* 'attrahiert' worden, sondern es hat sich aus **canī* durch Vorwegnahme der Zungenstellung für *-ī* (progressive Assimilation) zwischen *á* und *n* ein Gleitlaut *i* (*caini*) entwickelt. Damit ist das *á* palatal umgelautet, ob es bei *ai* bleibt oder schliefslich *e* (*ken*) entsteht. Der Umlaut *a* > *e* kann eben entweder durch direkte 'Steigerung' oder auf dem Umweg über Diphthongierung *ae* > *ai* > *ei* > *e* entstehen. Die Diphthongierung ('Epenthese', 'Attraktion' sind sehr unglückliche Bezeichnungen des Vorganges) ist hier nur eine Form des Umlauts — eine Erkenntnis, die besonders für die Phonetik der süditalienischen Mundarten grundlegend ist.

Genues. **veinti* wäre also von *vinti* nicht grundsätzlich, sondern nur graduell verschieden. *Vinti* kann ein monophthongisiertes **veinti* sein.

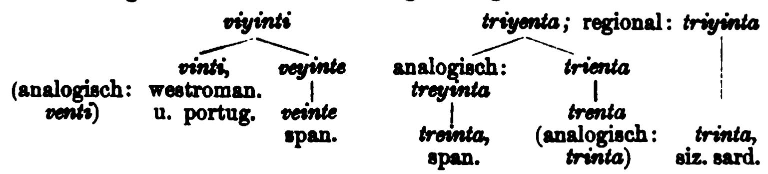
In den rätischen Formen von *viginti* (S. 253) sollte Jud das *e* Gartners in seiner Transkription als *ę* wiedergeben; zu rät. *ę* aus lat. *ī* cf. Gartners *Rätische Gramm.*, § 48 f.

men zugrunde zu legen und 2. ausgiebige Analogiewirkungen[1] anzunehmen. Im einzelnen aber ist es sehr schwer, ohne die Hilfe der lebenden Mundarten in diese Graphien lautliche Ordnung zu bringen. Doch ist der Ausgangspunkt ganz klar: ***veyinti*, das aus *viyinti* durch jene Dissimilation entstanden ist, die ja interromanisch und deshalb sehr alt ist. Von diesem ***veyinte* ist dann *treyenta* (statt *triyenta*), *treyinta* beeinflufst, und nach *treyenta* ist wieder *veyente* gebildet. So entstand *veinte* (altspan. *veinte*), darnach *treinta*; *trenta* und darnach *vente* (dialektisch).

Aber auch *viyinte* — *viinte* — *vinte* ist auf weitem iberischem Gebiet geblieben (z. B. portugiesisch) und hat *trinta* nach sich gezogen.

Der ganze Unterschied zwischen den west- und den ostromanischen Formen reduziert sich also in seinem Ursprung auf *veyinti* statt *viyinti*, d. h. auf die verschiedene Behandlung von *viginti*, die dann das Schicksal von *triginta* analogisch beeinflufst hat.

Das obige Schema ist also wie folgt zu ergänzen:



Auch in der Behandlung der lat. Endung *-aginta* (*quadraginta*) zeigt das Span. einen älteren Lautstand. Gemeinromanisch ist *-aginta* über *-aïnta* früh zu *-anta* geworden, z. B. ital. *quaranta* (cf. *magistrum* > *mastro*). Während dies *quaranta* schon in vulgärlatein. Schreibung erscheint, zeigt Spanien nach den lehrreichen Zusammenstellungen von Jud noch im späteren Mittelalter *-aenta*, *-eenta*, die in der lebenden Sprache *-enta* ergeben haben, ähnlich wie altspan. *cuaraesma* heute *cuaresma* lautet.

Wir haben also, wie Jud konstatiert, für die ganze Serie der Zehnerzahlen von 20 bis 90 diese nämliche Erscheinung: die ganze Romania aufser der iberischen Halbinsel führt auf bereits monophthongierte Formen (*vinti*, *trenta*, *-anta*) zurück; Spanien aber weist einen Lautstand auf, der weit über diese Monophthongierung zurückdeutet in eine Zeit, wo noch *veyinte*, *triyenta*, *-ayenta* erklang. —

Un document inédit du français dialectal de Fribourg au XVe siècle behandelt J. Jeanjaquet.

Die Suisse romande, die uns mit ihren heutigen Patois so reiche Auskunft über das Leben der Sprache gibt, bietet nur sehr kärgliches Material zur Erforschung ihrer alten Mundarten. Diese haben kein Schrifttum hervorgebracht, und die Amtssprache blieb lateinisch. So sind die älteren Urkunden alle lateinisch, und wenn mit dem 14. Jahrhundert die Vulgärsprache in die amtlichen Aufzeichnungen eindringt, so ist diese Vulgärsprache eben nicht rein dialektisch. Es bemüht sich z. B. die Kanzlei der Stadt Freiburg augenscheinlich, Französisch zu schreiben — wenigstens jenes Französisch, das im amtlichen Verkehr des benachbarten Ostfrankreich üblich war: eine regionale ostfranzösische Kanzlei-

[1] Jud braucht dafür auch den Ausdruck Assimilation, was mir nicht glücklich erscheint. Und vollends von progressiver resp. regressiver Assimilation zu sprechen, um die Analogiewirkung von *viginti* auf *triginta* resp. umgekehrt zu bezeichnen, ist ein Mifsgriff. Diese Termini eignen der Lautlehre: wenn in *fēcī* das *ē* zu *i* umlautet (*hice*), so ist eben dieser Umlaut progressive Assimilation des *é* an *ī*.

sprache. In diese Kanzleisprache mischen dann die freiburgischen Ämter je nach der Persönlichkeit der Schreiber Formen des lokalen Dialekts, so daſs ein hybrides Amtsfranzösisch entstand — kein *français fédéral*, aber ein *français communal* —, ähnlich dem hybriden Deutsch, das zur nämlichen Zeit in den Kanzleien der Zentral- und Ostschweiz im Schwange war. Aus dieser labilen Schriftsprache gilt es, die dialektischen Indizien zu gewinnen, die uns über das *parler local* der alten Zeit Aufschluſs zu geben geeignet sind.

Was an Dokumenten des freiburgischen *français dialectal* erhalten ist, ist zumeist in den acht Bänden des *Recueil diplomatique du canton de Fribourg* und in den *Comptes de dépenses de la construction du clocher de St-Nicolas* veröffentlicht; cf. auch *Romania* XXI, 39 ff. Nach den summarischen Bemerkungen von P. Meyer *l. c.* hat dann J. Girardin in Gröbers *Zeitschrift* XXIV, 199 ff. den altfreiburgischen Vokalismus (Ende des 15. Jahrhunderts) auf Grund der *Comptes* darzustellen unternommen.

Jeanjaquet hat sich die Aufgabe gestellt, die hybride Kanzleisprache selbst in ihren Schwankungen darzustellen. Er legt dabei auſser dem ältesten Dokument von 1319 eine bisher unveröffentlichte Verordnung von 1414 zugrunde, dehnt aber seine Beobachtungen auf das ganze gedruckte Material aus. Er zeigt in der Graphie die Mischung hochfranzösischer, ostfranzösischer und lokaler Lautung auf; weist in Biegung und Satzfügung lokale Gewohnheiten und gelegentliche Germanismen nach und fügt auch ein Glossar hinzu.[1]

So gibt Jeanjaquet zum erstenmal ein Bild der alten Amtssprache der französischen Schweiz, speziell Freiburgs. Er stellt mit dieser gedrängten, scharfen und sicheren Orientierung zugleich fest, in welchem Maſse diese alten Dokumente als Quellen unserer Dialektkenntnis gelten dürfen, und er hat auf Grund seiner reichen Erfahrung Veranlassung, zur Vorsicht zu mahnen (S. 288 u.). —

Unter dem Titel Zur italienischen Syntax behandelt E. Keller einige Fragen der Parataxe mit reicher Beispielsammlung.

I. Ché.[2] Dieses *ché* (= denn), das lautlich mit *che* (= daſs, weil) zusammenfällt und infolgedessen auch graphisch (*chè, ché*) nicht konsequent — und in der älteren Schrift gar nicht — von jenem unterschieden wird, ist eigentlich Fragepronomen (*quid*?). Ein *Non piangere, che la mamma è in paradiso* ist schon durch den Indikativ dahin charakterisiert, daſs nicht das gewöhnliche Objektsverhältnis (*che la mamma sia in paradiso*) vorliegt, sondern: *Non piangere, ché la mamma è in paradiso* d. h. eigentlich = *Non piangere! ché? la mamma è in paradiso* (cf. A. Tobler, *Verm. Beitr.* II, 79 frz. *car* = quare?).[3]

II. Die relativische Verknüpfung selbständiger Gedanken ist lateinische Stilgewohnheit. *Il qual padre Cristoforo,* wie Manzoni das fünfte

[1] Das Lehnwort der Kirchenverwaltung *marguillier* < *matricularius* weist im Romanischen zahllose Varianten auf, von denen viele auf Verschränkung mit *regula : matricula* > **matregula*, **matregularius* hinweisen, so gewiſs auch freiburgisches *maruglei* und walliser *maruley*. Die lehnwortliche Behandlung von *regula* selbst ist vielgestaltig, und es wäre zunächst diese für die Westschweiz festzustellen, um *maruglei* etc. zu erklären.

[2] Der Verfasser schreibt mit den neueren *ché*, *perché;* warum dann aber *poichè, fuorchè, sicchè?*

[3] Hierher gehört auch das von Keller S. 310 f. behandelte *perché* = denn. Z. B.: *Per l'anima di Laurenti fu quello un giorno di sole. Perché dovete sapere che* ... = *Perché? Dovete sapere che* ...

Mit Unrecht sind auch die Beispiele 'kontinuativer' Relativsätze der S. 317 f. getrennt von den S. 308 f. angeführten.

Kapitel seines Romans beginnt, ist nicht lingua parlata.[1] — Bezieht sich das Relativum auf den ganzen Inhalt des vorangehenden Satzes, so lautet es zumeist *il che*, doch auch *che* allein und entsprechend in präpositionaler Verbindung, z. B.: *del che non devi stupirti* oder *di che non devi stupirti* (S. 307); *per il che dicevano* ... oder *per che dicevano*[2] (Vockeradt, *Lehrbuch der ital. Sprache*, Berlin 1878, § 453, 2).

In einem dritten Abschnitt werden noch andere Fälle besprochen, wo die Verbindung selbständiger Sätze mit Mitteln der Hypotaxe vorgenommen wird: *poiché* = nämlich (vgl. das franz. *puisque* hier XCVIII, 383); *senonché* = nur; *fuorché* = nur; *sicché* = so; (e) *tanto che* = (und) schliefslich; *quando* = da; *oltreché* = zudem. Und mit Recht weist Keller darauf hin, wie schwankend die Grenzen der Erscheinungen sind, welche die Grammatik durch ihre überlieferten technischen Ausdrücke hübsch voneinander geschieden zu haben wähnt. —

Henri Blazes Übertragung des zweiten Teils von Goethes Faust. Der erste Franzose, der das Wagnis einer Übersetzung des zweiten Teils des *Faust* unternommen hat, ist Blaze de Bury. Proben dieser Übertragung gab er zunächst in der *Revue des deux mondes* (1839). Im Jahre darauf erschien dann sein *Faust de Goethe, traduction complète*. Sie wird noch heute aufgelegt. — H. Blaze hat nur die durch ihren poetischen Charakter hervorragenden Stellen in gebundener Rede wiedergegeben; das meiste ist in Prosa übertragen, und in den späteren Auflagen hat er die metrischen Stellen noch weiter reduziert.

M. Langkavel hat diese Übertragung einer eingehenden Vergleichung mit der Urschrift unterworfen. Wohl zeigt sie, wie der Zwang des Verses und die Fessel der traditionellen Dichtersprache den Übersetzer hemmt, seinen Ausdruck dekoloriert und ihm Füllsel und Formeln in die Feder fliefsen (z. B. das Epitheton *blond*); wie gelegentlich ein sprachliches Mifsverständnis mit unterläuft, obschon Blaze Loève-Veimars zu Rate zieht. Doch kommt sie auf Grund ihrer Untersuchung dazu, *en connaissance de cause* das günstige Urteil, das bisher über Blazes Leistung bestand, zu bestätigen, indem sie es begründet und ergänzt. —

Aus ihrer Beschäftigung mit Houdar de la Motte heraus spendet M. J. Minckwitz: Ein Scherflein zur Geschichte der französischen Akademie von 1710—31, d. h. in den zwanzig Jahren, während deren la Motte Mitglied und Directeur war. Es sind die letzten Jahre Ludwigs XIV., die Regentschaft (1715—23) und die erste Zeit Ludwigs XV. mit seinem Minister Kardinal Fleury (seit 1726). Diese zwei Jahrzehnte haben, wie die Verfasserin selbst sagt, eine besondere Bedeutung in der Geschichte der Akademie nicht. Die Akademie ist, wie vorher und wie nachher, eine höfische Institution. Die Verf. hat denn auch vorzüglich von höfischen Obliegenheiten und Gunstbezeugungen zu reden und berichtet da manches charakteristische Detail aus dem Kleinleben dieser geistlich geleiteten Körperschaft, deren dekorative Huldigungen der schlaue Regent dem Königsknaben zukommen liefs, wie der Erwachsene einem unbequemen Kinde glänzendes Spielzeug zuschiebt. Gegenüber diesen höfischen Obliegenheiten, zu denen ja auch die Wahlen und *Concours* gehörten, gegenüber Fragen der Sitzungsräume und der Sitzungsfauteuils, stand auch damals die eigentliche Aufgabe der Akademie im Hintergrunde. Sehr

---

[1] Wie Manzoni sich in den verschiedenen Redaktionen der *Promessi Sposi* zu dieser Konstruktion verhielt, sagt D'Ovidio, *Le correzioni ai Prom. Sp.*,[4] Napoli, 1895, p. 77.

[2] Da dieses *per che* ein der Sprache auch sonst sehr geläufiger Nexus ist, so tritt das *il* des Satzrelativums bisweilen vor *per*: *il perché dicevano* (S. 307).



bezeichnend ist, was Verf. von der Arbeit am *Dictionnaire* zu berichten weiſs: der Antrag, die einzelnen Wörter mit historischen Belegstellen zu versehen, wurde 1727 abgelehnt. Neunzig Jahre zuvor hatte ihn bereits der einsichtsvolle Chapelain umsonst gestellt. Die Akademie beharrte von Anfang an darauf, die Musterbeispiele, die sie ihren Wortdefinitionen beifügte, selbst zu erfinden, und sicherte sich so die Freiheit sprachmeisterlicher Eigenwilligkeit. Dem Secrétaire perpétuel aber ward gestattet, bei der Korrektur der Druckbogen geeignete Belegstellen aus guten Autoren von sich aus einzufügen. Doch war ihm streng verwehrt, dabei an die Definitionen und Musterbeispiele der Akademie zu rühren, d. h. der historische Beleg muſste diesen aprioristischen Schranken sich fügen. So hat die Akademie das, was die induktive und lexikologische Wissenschaft einer späteren Zeit als Grundlage betrachtet, jederzeit als das Sekundäre behandelt und gering geschätzt.

Zwei akademische Vorkommnisse dieser Zeit erklärt Verf. als besonders bedeutsam: die Ausstoſsung St-Pierres (1718)[1] und die Aufnahme Montesquieus (1721—28). Jene wird eingehend erzählt, diese nur gestreift. Ich bin überzeugt, daſs Brunel (S. 347) recht hat, wenn er glaubt, daſs der Regent St-Pierre nicht gram war. Er war sicherlich an den geistlich-akademischen Verfolgungen, denen St-Pierre erlag, unbeteiligt und brachte es deutlich zum Ausdruck, daſs ihm das akademische Gezänk zuwider war. Die *Polysynodie* war für den, der mit Ministerkonseils regierte, keine revolutionäre Schrift,[2] und sich für das Andenken Ludwigs XIV. besonders ins Zeug zu legen, hatte der, der dessen Testament gebrochen, keine Veranlassung. Daſs, nach Brunel, der Schwärmer St-Pierre als ein Vorläufer Montesquieus bezeichnet wird, halte ich für unrichtig. St-Pierre ist, wie freilich der treffliche Hettner besser und deutlicher zeigt als Brunel, ein universeller Reformer, Montesquieu ist ein konservativer Antireformer (cf. *Archiv* CXIII, 391). Auch daſs mit der Wahl Montesquieus an Stelle de Sacys (1728) für die Folgezeit ein 'ungemein bedeutsamer Ersatz' gewonnen worden sei, muſs ich bestreiten. Montesquieu ist für die Akademie vielmehr völlig bedeutungslos gewesen. Der, der in den *Lettres persanes* so unbarmherzig über das 'ewige Gewäsch' der Akademiker gespottet hatte, hat nach seinem *Discours de réception* die Sitzungen überhaupt nur noch wenige Male besucht und keinerlei Einfluſs weder auszuüben erstrebt noch tatsächlich ausgeübt. Wer die unerfreulichen Vorgänge, die Montesquieus Kandidatur und Wahl begleiteten (vgl. *Sonntagsblatt* des *Bund*, Bern 1884, n° 18 ff.), näher untersucht, der findet dies auch erklärlich. Diese Vorgänge sind für die Akademie ebenso charakteristisch wie für Montesquieu. Sie zeigen, wie der akademische Ehrgeiz zur verhängnisvollen Klippe ward, an der auch Montesquieus Charakter nicht ohne Havarie vorüberkam. —

Der junge Voltaire und der junge Goethe ist der Titel des interessanten Essay, den K. Schirmacher beigetragen hat. Den jungen Voltaire vornehmlich nach seinen Briefen zu charakterisieren, habe auch ich vor langen Jahren einst unternommen[3] und dabei aus seinen Jugendbriefen ähnliches herausgelesen wie K. Schirmacher; aber der Gedanke,

[1] Es empfiehlt sich, in den mit *Saint* gebildeten französischen Eigennamen die französische und nicht die deutsche Form der Abkürzung zu gebrauchen: *St-* und nicht *St.* (= Sankt), also *St-Pierre*, *Ste-Beuve* und nicht *St. Pierre, Ste. Beuve* zu schreiben.

[2] Aus welchen Gründen vielleicht der Regent trotz der Lobsprüche, die Saint-Pierre seiner Person und seinem Regierungssystem widmet, sich verletzt fühlen konnte, zeigt Rousseau in seinem *Jugement sur la Polysynodie*.

[3] Im *Sonntagsblatt* des *Bund* (Bern) 1888, n° 20—22.



ihn mit dem jungen Goethe zu vergleichen, der höchsten Kultur die tiefste Natur gegenüberzustellen, ist mir nicht gekommen. Unbestreitbar ist dieser Gedanke ein sehr glücklicher. Für beide besteht auskömmliches Material in Briefen an Freunde, Gönner und geliebte Mädchen: reicher freilich ist dies Material für den reicheren Goethe. Die Verfasserin hat, was es birgt, in helles Licht gesetzt und die Gestalten dieser beiden Grofsen, von denen der eine 'typisch französisch, der andere unnachahmlich deutsch' war, in scharfen Umrissen aus ihren Jugendbriefen erstehen lassen. Und es erfreut insbesondere, zu sehen, wie gerecht sie Voltaire beurteilt, gegen den der Deutsche so leicht unbillig wird. —

E. Tappolet handelt Über die Bedeutung der Sprachgeographie mit besonderer Berücksichtigung französischer Mundarten. Dabei steht die Frage der Dialektgrenzen im Zentrum seiner Erörterungen. Er legt Gilliérons *Atlas linguistique de la France* zugrunde und geht auch vom zukünftigen *Atlas linguistique de la Suisse romande* aus, aus dessen Werkstätte L. Gauchat hier (CXI, 365 ff.) so fesselnde Mitteilungen gemacht hat. Auch verfügt Tappolet als einer der drei Redaktoren des *Glossaire de la Suisse romande* über eigene reiche dialektische Beobachtungen und methodische Erfahrungen.

Tappolet verfährt nach der nämlichen graphischen Methode, die Gauchat zu so schönen Erkenntnissen geführt hat: er bestätigt diese Erkenntnisse und bereichert sie.

Er hat, vorzüglich aus dem ersten Faszikel des *Atlas Gilliéron*, etwa drei Dutzend Erscheinungen, hauptsächlich phonetische und lexikologische, aufs Geratewohl ausgewählt, die Grenzlinien dieser Dialektmerkmale festgestellt und diese Grenzlinien alle auf das nämliche Kartenblatt eingetragen. Aus dem Wirrsal dieser Merkmalgrenzen[1] ergibt sich zunächst für Frankreich, was die Karte hier CXI, 392 für die Schweiz lehrt: die dialektischen Merkmale sind nicht in gleichmäfsig allmählichen Übergängen über das ganze Land verteilt (wie eine aprioristische Sprachlehre behauptet hat), sondern in dem einen Landesteile häufen sie sich mit scheinbar willkürlichen Kreuzungen, in anderen Gegenden sind sie selten. Es gibt grenzenreiche, d. h. dialektisch heterogene, und gibt grenzenarme, d. h. dialektisch homogene, Gebiete — immerhin bleibt abzuwarten, inwiefern die Eintragung weiterer Merkmalgrenzen im einzelnen das vorläufige Kartenbild, das uns Tappolet weist, modifizieren würde. Er erkennt zwei grofse relativ homogene Gebiete: das südöstliche Tiefland, Provence-Languedoc, und das sogenannte Pariserbecken im Nordwesten. Zwischen diesen beiden grenzenarmen 'Kernlandschaften' zieht sich in südwestnordöstlicher Richtung eine Zone heterogenen Sprachgebietes über das Zentralplateau.[2] Ihre Breite variiert von 50—200 Kilometer.

[1] Man kann die Linie, welche die Grenzorte der nämlichen Lauterscheinung verbindet, als Isophonen bezeichnen und darnach auch von Isomorphen, Isolexen sprechen: Grenzlinien für flexivische und lexikologische Erscheinungen.

[2] Tappolet konstatiert das eigentümliche Zusammentreffen, dafs 'da, wo Frankreich ans Meer grenzt, sich meist homogenes Dialektgebiet findet; dafs hingegen da, wo franz. Mundarten mit deutschen, italienischen, katalanischen oder baskischen zusammenstofsen, sich erstere in der Regel recht stark differenziert haben.' Dafs die vom Meer begrenzten Landesteile, wo jeder sprachliche Gegenstofs fehlt, verhältnismäfsig einheitlich bleiben, ist erklärlich. Da ein dialektischer Gegenstofs auch von fremden Idiomen, wie deutsch, kaum ausgeht, so ist die Differenzierung der franz. Mundarten an der deutschen Sprachgrenze auffallend. — Italienisch und Katalanisch durften in diesem Zusammenhang nicht ohne weiteres mit genannt werden: hier finden Übergänge und Gegenstöfse statt, und es ist ja das Katalanische nur eine verhältnismäfsig junge Verlängerung des Provenzalischen.

So ergibt sich eine sprachliche Dreiteilung für das heutige Land; sie entspricht Frankreichs topographischer Gliederung und erinnert auch an Caesars Gallia est omnis divisa in partes tres. Die mittlere heterogene Zone sieht aus wie die sprachlichen Trümmer der Gallia lugdunensis. In welchem Umfange dieser Dreiteilung aber wirklich alte galloromanische Sprachzustände zugrunde liegen — dies zu eruieren wäre eine reizvolle Aufgabe der historischen Lautlehre, deren Lösung durch sorgfältige Eintragung der ältesten erreichbaren Isophonen zu suchen wäre.

Dafs die erdrückende Mehrzahl der Tappoletschen Merkmalgrenzen — und insbesondere die Isophonen, welche alten galloromanischen Lautwandel darstellen — west-östlich verlaufen, ist eine Erscheinung, die für die Erklärung des Romanisierungsprozesses in Gallien von der höchsten Bedeutung ist. —

Bisweilen fallen von den im allgemeinen wirr verlaufenden Merkmalgrenzen einige auf kürzere oder längere Strecken völlig zusammen. Es zeigen sich so kürzere oder längere, schwächere oder stärkere Linienbündel, zum Zeichen, dafs auf der betreffenden Strecke mehrere Sprachmerkmale erlöschen. Jedes dieser Linienbündel ist als tieferer sprachlicher Einschnitt interessant und gibt der Sprachgeschichte ein kleines Problem auf. Am interessantesten sind unzweifelhaft jene starken und langen Linienbündel, wie sie Gauchat hier CXI, 392 ff. für die Suisse romande nachgewiesen und besprochen hat, und wie sich nun Tappolet vorläufig deren zwei für Frankreich ergeben haben, beide im Südwesten: I. Von der Mündung der Gironde bis nördlich von Bordeaux fallen auf eine Strecke von 100 Kilometern dreizehn Merkmalgrenzen zusammen, d. h. die breite Gironde, die eine natürliche Verkehrsgrenze ist, bedeutet auch einen tiefen sprachlichen Einschnitt[1] zwischen Saintonge und Medoc. II. Sechs Merkmalgrenzen fallen auf eine 300 Kilometer lange Strecke zusammen, die sich bogenförmig vom Bassin d'Arcachon gegen die Garonnequellen hinzieht, das Flufsgebiet des Adour umschliefsend. Das ist die alte Gascogne, die also heute noch durch eine Dialektgrenze vom übrigen südfranzösischen Mundartengebiet scharf geschieden ist. Man wird Tappolets Vermutung, dafs diese dauerhafte und energische Dialektscheide auf ethnischer (iberischer) Grundlage beruhe, berechtigt finden. Die endgültige Aufklärung über Entstehung und Erhaltung dieser Dialektgrenze mufs uns die Provinzial- und Lokalgeschichte geben. Sie mufs über die staatliche, kirchliche, wirtschaftliche Zugehörigkeit resp. Autonomie des umgrenzten Gebietes im Laufe der Jahrhunderte Aufschlufs geben. Von ihr ist die Antwort auf die Frage zu erwarten, welches waren im Lauf der Jahrhunderte die politischen und kirchlichen Grenzen und das wirtschaftliche Leben dieser Südwestecke Frankreichs, d. h. wohin gravitierte der ganze politisch, kirchlich und wirtschaftlich bedingte Verkehr ihrer Bewohner — mit anderen Worten: welches waren einst ihre Verkehrsgrenzen? Denn, was emsige Arbeit bis jetzt auf dem Gebiete der deutschen und französischen Mundartenforschung zutage gefördert hat, hat die sprachliche Allgewalt des Verkehrs erwiesen: die bis jetzt gefundenen Dialektgrenzen sind Verkehrsgrenzen, uralte oder jüngere, mit oder ohne erkennbare Verschiedenheit des ethnischen Substrats.

Dafs diese Verkehrsgrenzen, welche mundartliche Einschnitte schaffen, oft genug von Terrainschwierigkeiten bedingt sind, ist einleuchtend (z. B. die Gironde) — wie oft aber überwindet politische, kirchliche, wirtschaftliche Zusammengehörigkeit die gröfsten Terrainschwierigkeiten und schafft mit der Verkehrseinheit auch Spracheinheit. Zwar ist der Gotthard eine Sprachscheide — aber dafür haben die höchsten Gipfel der Alpen,

[1] Doch bilden die untere Loire, Seine und Rhône keine sprachlichen Einschnitte.



der Montblanc und der Monterosa, nicht verkehrshemmend und also nicht sprachtrennend gewirkt: die Alpwirtschaft verbindet das Aostatal mit Savoyen und Macugnaga mit Saas.

Die Verhältnisse der Schweiz sind hier insbesondere lehrreich, und Tappolet widmet ihnen die letzten Seiten seines schönen Aufsatzes. Schon Gauchat hatte gezeigt, daſs die ausgeprägteste Dialektgrenze der Suisse romande nicht im Hochgebirge, sondern auf flachem Grund und Boden, auf einer Hochebene des bernischen und neuenburgischen Juras liegt und da die beiden Dörfer Les Bois und La Ferrière trennt: das bäuerliche und katholische Les Bois vom industriellen und protestantischen La Ferrière. Indem Tappolet den mundartlichen Erscheinungen längs der französisch-schweizerischen Landesgrenze (waadtländer, neuenburger und berner Jura) nachgeht, zeigt er den sprachtrennenden Einfluſs der Konfessionen. Auf der waadtländischen Strecke ist die Landesgrenze zugleich Dialektgrenze, trotzdem nach Frankreich hinüber keine natürlichen Verkehrshemmnisse bestehen: die Waadt ist protestantisch; auf der berner Strecke vermag sogar das tief eingeschnittene Grenztal des Doubs keine scharfe Mundartscheide zu bilden: der berner Jura ist katholisch.

Wie sehr kirchliche Zugehörigkeit die Verkehrgruppen und damit die Sprachgruppen besonders ländlicher Kreise bis heute bestimmt, das zeigt Graubünden, in dessen Oberland geradezu eine katholische und eine reformierte Varietät des Romontsch unterschieden wird. — Im Sprachbild des Mittelalters haben unzweifelhaft die Diözesangrenzen eine hervorragende Rolle gespielt: sie schieden die Bezirke des groſsen *foires* auch mundartlich voneinander.

Empirische Feststellungen wie die Tappolets zeigen, daſs es zwar Dialekte im landläufigen Sinne, in die sich die Sprachmasse eines Landes wissenschaftlich einteilen lieſse, nicht gibt; daſs aber anderseits diese Sprachmasse sich auch nicht gleichmäſsig in einzelne Merkmalzonen auflöst, die, wie die Ringe eines Harnisch, ineinander liegen, und von denen keine sich ganz mit der anderen deckte. Die Wahrheit liegt vielmehr sozusagen in der Mitte: es gibt zwar keine scharf umgrenzten Dialekte — aber es gibt scharfe Dialektgrenzstrecken. Sie sind geschichtlich bedingt als Verkehrsgrenzen, die ihrerseits politisch, kirchlich und wirtschaftlich bedingt sind.

In diesen Forschungen beleuchten sich Linguistik und Geschichte gegenseitig. Wo der Linguist eine Mundartgrenze — d. h. das Zusammenfallen von Isophonen — nachweist, da muſs der Historiker — wenn die Gegenwart keine entsprechende Verkehrsgrenze mehr aufweist — nach einem alten Limes graben. Und umgekehrt müssen alte Verkehrsgrenzen, z. B. die Diözesangrenzen, auch wenn ihre sprachlichen Spuren in der heutigen Mundart nicht mehr erkennbar sind, von der Sprachgeschichte in Rechnung gesetzt werden.

Man darf wohl sagen, daſs die Erforschung der lebenden Mundarten, in Verbindung mit der Phonetik, die Sprachwissenschaft der letzten zwanzig Jahre völlig umgestaltet hat. Man hat einsehen lernen, daſs die Gesetze des Sprachlebens vor allem am Leben selbst zu studieren sind, und daſs jene linguistischen Theorien, die auf papierenem Boden gewachsen sind, eine gründliche Revision und Säuberung durch die Empirie, welche das wunderbare Leben der Mundarten so freigebig gewährt, erfahren müssen. Die Linguistik hat sich lange am Phantom geübt; nun ist sie zum Studium des lebendigen Leibes übergegangen. Sie hat sich lange auf Paläontologie beschränkt, hat Knochenreste gedeutet und Koprolithe bestimmt, nun ist auch sie zur Biologie gekommen und muſs jetzt ihre paläontologischen Theorien revidieren. Und weil ich an mir selbst erfahren habe, welche Erfrischung das bedeutet, habe ich längst dafür plädiert, die Arbeit am lebenden Patois in den akademischen Unterricht

aufzunehmen.[1] Diese Arbeit ist wie keine andere eine Schule linguistischen Denkens. Die schweizerischen Universitäten sind durch ihre Lage für Patoisforschung besonders günstig gestellt. Solche Gunst schafft Verpflichtungen, und daſs sie ihrer bewuſst sind, zeigt die tiefgehende Studie Gauchats, die feine Skizze Jeanjaquets und diese orientierende Antrittsvorlesung Tappolets. —

Zu den Stimmen der Lebenden gesellt sich am Schluſs die Stimme eines teuren Toten. L. P. Betz hat zu dem Bande einen Aufsatz über den Zürcher Heinrich Meister, den 'Pariser Meister', beisteuern wollen. Er war dazu vortrefflich gerüstet. Dieser treue Freund Grimms und Diderots, der von 1773 an während vierzig Jahren deren *Correspondance littéraire* in Paris, in London und Zürich fortgeführt hat, dieser schweizerische Vermittler deutschen und französischen Geistes, war einer von Betz' Lieblingen. Wie oft bildete er den Gegenstand unserer Unterhaltung; wie oft hatte Betz neues über ihn mitzuteilen! Es sollte ihm nicht vergönnt sein, die ordnende Hand an sein reiches Material zu legen. Ein grausames Schicksal entriſs den Vortrefflichen in der Blüte der Jahre seiner weitausblickenden Tätigkeit als Forscher und akademischer Lehrer, seiner Familie und seinen Freunden (vergl. *Goethe-Jahrbuch* 1904). Von seiner Arbeit über Meister war nur die Bibliographie der Werke Jakob Heinrich Meisters bereit. Die Sorge gemeinsamer Freunde hat sich dieses Bruchstücks angenommen, und auch Frau Betz, der treuen Mitarbeiterin ihres Gatten, sage ich dabei herzlichen Dank dafür, daſs sie ihre Einwilligung dazu gegeben hat, daſs der Torso dem Lehrer und Freunde dargebracht werde. Wie eine gebrochene Säule steht er am Schlusse des Bandes über einem Grab, das viele schöne Hoffnungen deckt.

Das Buch, von dem ich hier so lange gesprochen, hat in mir die lebhafteste Erinnerung an die nur zu rasch entschwundenen Zeiten geweckt, die uns zu gemeinsamer Arbeit in den romanischen Seminaren zu Bern und zu Zürich vereinigte. Daſs auch ich in Dankbarkeit und treuer Anhänglichkeit an diese gemeinsame Arbeit zurückdenke — das den Verfassern dieses Bandes zu zeigen

Vaglia mi il lungo studio e il grande amore
Che m'a fatto cercar il lor volume.

H. M.

Dr. Otto Knörk et Gabriel Puy-Fourcat, Le français pratique pour la jeunesse commerçante et industrielle. 1ère partie. Berlin, Mittler & Sohn, 1905. 128 S. 8 mit Vocabulaire (getrennt) 23 S.

Ein neues Glied in der Reihe der Lehrgänge für den französischen Anfangsunterricht an Handels- und Fortbildungsschulen, das von den betreffenden Lehrern mit Freude begrüſst werden wird. Es will diesen Herren, wie die *Préface* hervorhebt, die Möglichkeit bieten, den Unterricht gleich in französischer Sprache zu erteilen. Deshalb ist es ganz in dieser Sprache geschrieben, abgesehen vom *Cours préliminaire*, der auf S. XI bis XIX Lautlehre und Bindung bespricht und Ausspracheübungen bringt. Deutsche Sätze zum Übersetzen fehlen also, entsprechend dem Reformgrundsatze: 'Das Übersetzen ist eine Kunst, welche die Schule nichts angeht.' Mit Recht, denn durch Übersetzen ist noch kein Schüler direkt zum Aufsatz und zum freien Gebrauch der Sprache geführt worden. Jede der 30 Lektionen enthält *Lecture*, *Questions*, *Grammaire* und *Exercice*. Die *Lecture* fängt mit Anschauungsunterricht und dem Nächstliegenden

[1] *Die Untersuchung lebender Mundarten und ihre Bedeutung für den akademischen Unterricht*, in Behrens' *Zeitschrift* 1888; cf. W. Vietors *Phonetische Studien* III, 71.

an: *La salle de classe, Le corps humain, Les vêtements, L'enseignement commercial et industriel, Lettre, Carte postale* etc., und bringt von der 19. Lektion an die Geschichte zweier jungen Kaufleute, die Stellungen in Paris finden und dorthin reisen. Ein Vorzug des Buches ist also, daſs es interessant ist; ein zweiter, daſs es praktisch und kurz ist. Denn die *Grammaire*, welche vielfach noch nicht eine Seite, dazu in sehr übersichtlicher Form und in zum Teil fettem Druck, einnimmt, behandelt in der vorliegenden *Ire partie* die ganze Formenlehre und Teile der Syntax: des *subjonctif, place de l'adjectif, infinitif.* Ist es nicht ganz natürlich, bei *aller, venir, courir* gleich den *infinitif sans préposition*, bei *résoudre* etc. gleich den *infinitif avec la préposition à* zu behandeln, namentlich wenn es in so kurzer Form wie hier geschieht? Etwas bedenklich dagegen erscheint es, wenn nun gleich in derselben Lektion mit dem Infinitiv die Konstruktion von *ne pas douter* mit dem Subjonktiv durchgenommen wird. Überhaupt dürfte der Lehrer bei Zugrundelegung des Buches mit manchem deutschen Anfänger an der Handelsschule, wo die Schüler jung und noch anderweitig stark belastet sind, schwere Arbeit haben; indessen muſs es sehr interessant sein, Schüler nach diesem Buche ganz in französischer Sprache zu fördern. Bedingungslos zu empfehlen ist das Buch für Fortbildungsschulen, wo die Schüler älter sind und meist nichts weiter gleichzeitig in ihrer Muſse treiben. Zum Schluſs sei noch ein Vorzug vor vielen anderen Lehrbüchern hervorgehoben: es ist in gutem und einfachem Französisch geschrieben.

Berlin. Keesebiter.

I. Giorgi ed E. Sicardi, Abbozzi di rime edite ed inedite di Francesco Petrarca. Perugia, Unione Tipografica Cooperativa MDCCCCV. 20 pp. 8.

Ein glücklicher Zufall mehrt uns die Zahl der bekannten Dichtungen Petrarcas um ein paar interessante kleine Stücke. Als der Kodex 924 der casanatensischen Bibliothek, dessen Wichtigkeit für die Petrarcaphilologie sich bei des Referenten Prüfung herausgestellt hatte, kürzlich einen neuen Einband erhielt, fand man, daſs die auf dem alten Umschlag festgeklebten zwei Pergamentblätter eine Fortsetzung der Kollation enthalten, welche ein Petrarchist des 16. Jahrhunderts nach eigenhändigen Niederschriften des Dichters auf den Text dieser Handschrift eingetragen hatte. Jene Niederschriften sind uns im Cod. Vatic. 3196 erhalten, aber nur zum Teil. Beccadelli und Daniello haben mehr von ihnen gekannt, als jetzt vorhanden ist (s. die Geschichte dieser Blätter in des Ref. *Zur Entwickelung ital. Dichtungen Petrarcas* S. 2 ff.), und ebenso der Kollationator des Casanatensis. Nachdem uns seine Arbeit schon eine groſse Zahl neuer Lesarten des Dichters für die Triumphe kennen gelehrt hatte, fügt es jetzt der Zufall, daſs die neu losgelösten Blätter wieder einige der im Original verloren gegangenen Stücke ans Licht bringen.

Der Kollationator trug, wie gesagt, die Varianten jener Autographe auf einen an sich wertlosen, im 15. Jahrhundert geschriebenen Text des Kanzoniere und der Triumphe ein. Die Blätter enthielten aber auch Gedichte, welche Petrarca nicht in die Sammlung seiner *rerum vulgarium fragmenta* aufnahm, weil sie ihm dessen nicht wert erschienen, oder weil sie in unvollendetem Zustande geblieben oder auch weil sie ihm nicht zu guter Stunde wieder unter die Augen gekommen waren. Solche Stücke konnte der Kollationator also nicht im Zusammenhange des Kanzoniere mitteilen, und er schrieb sie auf den jetzt wieder zum Vorschein gekommenen Seiten nieder. Sechs Sonette, drei Ballaten und ein Fragment einer Ballata werden uns so überliefert. Von ihnen besitzen wir eine Ballata (*Amor, che'n cielo e'n gentil core alberghi*) und drei Sonette (*Se Phebo al primo amor non è bugiardo, Quando talor da giusta ira commosso,*

Più volte il dì mi fo vermiglio e fosco) noch jetzt im Vat. 3196; die Ballata *Nova bellezza in habito gentile* ist schon unter den estravaganti der Ausgabe Giunti 1522, Morelli 1799 (und in manchen anderen Ausgaben, die Giorgi und Sicardi nicht nennen) gedruckt. Die anderen Ballaten und drei Sonette sind neu. Es fehlen dagegen die in den vatikanischen Blättern stehenden, in den Kanzoniere nicht aufgenommenen Sonette *Quella che gli animali del mondo atterra, Quella che'l giovenil meo core avinse* und *Tal cavalier tutta una schiera atterra* und einige Fragmente, so daſs wir annehmen dürfen, daſs auch jetzt uns ebensowenig für den Kanzoniere wie für die Triumphe die vollständige Arbeit des Kollationators vorliegt.

Die Abschrift der im Original erhaltenen Stücke ist uns willkommen, weil wir an ihr von neuem die Sorgfalt des alten Petrarchisten prüfen können. Sie läſst wenig zu wünschen übrig für die Sonette *Se Phebo*, *Quando talora* und *Più volte*, die auf den petrarkischen Blättern, sauber geschrieben, leicht lesbar sind: In *Se Phebo* ist v. 3 *giamai* mit zwei *m* geschrieben. In *Quando talora* hat der Kopist für *giugne* zuerst *gionge* gesetzt, dann *gne* hinzugefügt, ohne *nge* zu tilgen. Die Überschrift zu *Più volte* hat am Ende von *pariij'* das ' übersehen. Die Notiz *4 nouēbr 1336 rēcepi hoc* (oder *hic*) *scribere* scheint nach dem Druck der beiden Herausgeber zum Sonett *Quando talora* zu gehören. Der Kollationator hat sie, ganz dem Original entsprechend, am Rande des Blattes oberhalb des Sonettes *Più volte* eingetragen.[1] V. 6 des Sonetts steht *Hauea* statt *Auea*.

Nicht so gut überschrieben ist die im Original schwerer zu lesende Ballata *Amor che'n cielo*. V. 2 hat freilich nur der Druck *ispiri;* die Photographie zeigt das *inspiri* Petrarkas. Aber v. 3 steht *mei* statt *miei*, v. 5 *leual graue penser tallor* statt *leua il gr. pensier talor*, v. 7 fehlt die Lesart *nodo*, die Petr. für *peso* eingeführt hat, v. 9 steht *su(oi)* statt *tuoi*, v. 11 fehlt die letzte Lesart *pur spero*, v. 12 steht *perfetta* statt *perfecta*.

Merkwürdigerweise fehlen im Casan. die lateinischen Notizen, welche der Dichter dieser Ballata beigegeben hatte (s. *Zur Entwickelung* S. 100), während wir hier wieder eine Notiz finden, welche das Blatt der Vatikana nicht zeigt. Diese Notiz lautet nach der Lesung der Herausgeber:

h[2] *ī ordine retrogrado ad lram*[3] *ñ fallor ut hic sūt dictaui āno isto pro confortiuo et unū aliud postea quod nō curaui pficere ex his aut elegit* ...[4] *ipse ultimū quod hic est primū scripsi hoc ne elaberet in totū que magna* ...

Wo diese Notiz gestanden hat, bleibt unklar. Das Originalblatt zeigt keine Spur einer Beschädigung, die sie hätte verloren gehen lassen. Es ist dort vielmehr Raum genug frei, auf dem sie hätte stehen können. Hierzu kommt, daſs der Kollationator sie mit einer anderen Feder, offenbar erst später, der Abschrift der Ballata hinzugefügt hat, so daſs er sie wohl irgend anderswoher nahm. Es erscheint also durchaus zweifelhaft, ob sie zu dieser Ballata gehört, wobei aber doch wieder zu bemerken ist, daſs dieselbe Seite des Originals, welche die Ballata enthält, auch, wie diese Notiz, einer Abschrift *pro Confortino* gedenkt.

Diese Notiz hat nun leider beim Druck der neugefundenen Stücke groſses Unheil angerichtet. Die Worte *in ordine retrogrado*, die sich offenbar auf die (buchstäbliche *'ad litteram'*) Überschreibung mehrerer Stücke von einer Niederschrift zu einer anderen 'in umgekehrter Reihenfolge' beziehen, haben die Herausgeber dahin verstanden, daſs Petrarca die Folge der einzelnen Verse geändert habe, *per rendere più difficile a quanti gli*

---

[1] Ich benutze die photographische Wiedergabe der beiden Blätter, welche die Herausgeber mir freundlich zugesandt haben, und die im 3. Bande des *Archivio Paleografico Italiano* auf tav. 55 enthalten sein soll.

[2] Der Anfang scheint mir unsicher. Es liegt nahe, *Tr.* zu lesen, wie bei so vielen Stücken des Vat. steht: *Tr. in ordine.*

[3] Über *lram* ein Strich als Zeichen der Abkürzung.

[4] Das Ende der zweiten Zeile ist unsicher.

capitavano in casa con l'intenzione di chiedergli o sottrargli de' versi, o qualsiasi altro scritto (*Famil.* V, 16), *il leggere specialmente quelle sue rime che erano in uno stato di prima elaborazione.* So drucken sie denn, nach einem diplomatischen Text auf S. 6 f., die neugefundenen Stücke S. 16—18 ab *'nell' ordine in cui li avremmo trovati nella membrana A* (dem ersten der losgelösten Blätter), *se egli ve li avesse voluti disporre nel modo ordinario, come stanno appunto nella membrana B'* (dem zweiten Blatt, auf welchem die Herausgeber die schlichte Reihenfolge der Verse anerkennen).

Von ihrem Irrtum hätte sie schon der Umstand abhalten sollen, daſs gerade die Ballata, zu welcher die lat. Notiz scheinbar gehört, auf dem neuen Blatt in fast derselben Art geschrieben steht wie im Vat. 3196. Freilich geht das nicht aus ihrem Abdruck S. 6 f. hervor, wohl aber aus der photographischen Reproduktion. Auch daſs die Form der Sonette, die bei der Neuordnung der Verse herauskommt, eine bei Petrarca beispiellose ist (a b b a b a a b in den Quaternarien, vgl. über die Sonettenform bei Petrarca des Referenten *Berliner Handschriften der Rime Petrarcas* S. 63 Anm.), zeigt sogleich, daſs diese Ordnung der Verse nicht die richtige sein kann. Die Stücke sind vielmehr in derselben einfachen Art zu lesen wie alle Niederschriften Petrarcas, und es ergeben sich sodann die folgenden Texte für die bisher noch nicht bekannten Gedichte:[1]

I.

...... ove onesti, ligiadrette e sole:
Un spirto elletto in cuor grave e superno
Regon madonna, ed ella à il mio governo
Ch'al mondo con begli occhi il fosco tole.
Farebbe a megia notte arder il sole
E primavera quando è maggior ver*no*;
Ma con più sua beltate e'l mio amor ferno,
Più sua crudezza mi trapesa e dole.
Amor, (*questa*) già mia consienza non acerba
Ma ben l'invita, e'l vero mi constrigne
Che tanto ..i lice l'esser meno acerba
Quanto fortuna in alto più la spigne.

Giorgi und Sicardi nehmen die Reihenfolge 2, 4, 1, 3, 6, 5, 8, 7; 9, 10, 11, 12 als die richtige an und fassen die Verse 1—8, 9—12 als Fragmente zweier verschiedener Dichtungen auf. Da sie in der Niederschrift als zusammengehörig erscheinen, sehe ich in ihnen ein unvollendetes oder unvollständig überliefertes Sonett, dessen Ternarien die Reihenfolge c d c d c d hatten (wie 113 von den 317 Sonetten des Kanzoniere). Ob die fehlenden zwei Verse am Ende oder vor v. 9 oder etwa vor 10 hinzuzufügen sind, bleibt ungewiſs. — V. 1 ist im Beginn unlesbar. G. und S. ergänzen *Oh pruove,* und besseres weiſs ich auch nicht vorzuschlagen. *Onesti* ist zu *oneste* zu korrigieren. — V. 2 l. *un* statt *in*? — V. 7 darf man statt *ferno* wohl *scerno* lesen und *con* als *com'* (s. 209, 8; 269, 13) verstehen. — Auch *trapesa* v. 8 wird nicht bleiben dürfen; man kann in verschiedener Art ändern.

II.

In cielo, in aria, in terra, in fuoco e in mare
Amor percuote, e vola senza manto.
Contra suo' strali orati non è incanto;
Ma se col piombo vuol, può risanare.
A megia state fa l'huomo tremare
Et arder a gran verno, e più chè quanto
.... forza di canpar e uſsir di pianto,
In più vilupi e lacrime fa intrare.

[1] Ich behalte die Orthographie des Casanatensis bei.

La baila, le mie fasse e la mia chuna
O biastemato mille flate e gli anni
Onde io son vivo e gusto aureo martire.
M'al fin i'(*penso*) credo soglier queste funa
O dar rimeggio a mie' gravosi affanni,
Se tempo aspetto con humil sufrire.

Reihenfolge der Verse bei GS: 2, 1, 4, 3, 5—8, 10, 9, 11—14. V. 7. Den unlesbaren Anfang des Verses ergänzen GS. zweifellos mit Recht: *se sforza*; l. *uscir* wie v. 9 *fascie*, v. 12 *scioglier*. — V. 12: *Ma al fin.*

III.

L'oro e le perle e i bei fioretti e l'erba
Oe par natura aduopre più che seta,
Le bianche mano e l'angelice deta
Che a nobil uopre a punto se riserba,
Quegli occhi ch'al voltar suo disacerba
Ogni crudezza, e'l viso che divieta
Turbarsi l'aria, e quella faza lieta
Che humil farebe ogni fera superba,
Mirategli, per Dio, signor gentile!
Mirategli, se mai bramasti in terra
Veder un dolce e proprio paradiso.
Vedrete cose d'aquetar humile
Vulcano e Jove alhor che più disserra
Per fulminar qui giù luoco preciso.

Versfolge bei GS: 5—8, 2, 1, 4, 2, 9—14. — 2. l. *Ove.* 3. l. *mani.* 10. l. *bramaste.*

Diese Sonette werden zum Lorbeer Petrarcas kein neues Blatt hinzufügen. Der Dichter hat sie wohl weiterer Überarbeitung für unwert gehalten. Wenigstens das letzte, vielleicht aber auch die beiden vorhergehenden, sind auch kaum eigenem Antrieb entsprungen, sondern sind Risposte, vielleicht mit mehr oder weniger denselben Reimwörtern, auf Sonette, die man ihm Antwort heischend zugesandt hatte. Daher denn auch Formen, die wir sonst nicht bei ihm finden, wie *deta*, und gezwungene Ausdrücke und Konstruktionen, die zu korrigieren unter diesen Umständen ein müſsiges Beginnen wäre. Freilich bleibt auch immer noch der Zweifel, inwiefern die Überlieferung des Casanatensis in jedem Punkte genau ist. Besser als mit den Sonetten steht es mit den beiden Ballaten. Sie entbehren nicht der Anmut. Die erste von ihnen, die schon in den genannten Ausgaben steht, lautet nunmehr, mit geringen Abweichungen von jenen Drucken (M):

IV.

Nova bellezza in habito gentile
Volse il mio core al' amorosa schiera
Ove'l mal si sostene e'l ben si spera.
Gir mi convene e star com' altri vole,
Poi ch'al vago penser fu posto un freno
Di dolci sdegni e di pietosi sguardi.
El chiaro nome e'l suon de le parole
De la mia donna e'l bel viso sereno
Son le faville, Amor, di che'l cor m'ardi.
I'pur spero mercè, quanto che tardi,
Ch'avenga (*oder:* Chè ben) ella si mostre acerba e fera,
Humile amante vince donna altera.

Versfolge bei GS: 1—3, 5, 4, 7, 6, 9; — 8, 10—12 (als zwei Fragmente gedruckt). V. 8 *mal* fehlt C. 9 *a. per chè il c.* M. 10. *sp. quantunque che sia t.* M. 11. *chè ben* fehlt M.

V.

L'amorose faville e'l dolce lume
De' be' vostri occhi, onde la mente ho piena,
Fanno la vita mia (*troppo*) sempre serena.
*Don*na, l'alto viaggio ond'io m'ingegno
Meritar vostra gratia humilemente,
*Co*n sua durezza m'averia già stancho,
Se non ch' Amor dal bel viso lucente
Si fa mia scorta et infallibil segno,
Mostrandose nel bel nero et nel bi*anco*;
*On*de sospira il disioso fianco
E riprende valor, che'n alto il mena,
*Vi*ncendo ogni contrario che l'affrena.

V. 4, 6, 8, 10, 12 die ersten Buchstaben unleserlich, V. 9 die letzten Buchstaben abgeschnitten (vgl. für diesen Vers 29, 23; 72, 50). GS. haben die ersten drei Verse als besonderes Fragment von den folgenden getrennt.

Diese Ballata, die wie das in mancher Beziehung ähnliche Madrigal *Per ch'al viso d'Amor portava insegna* dantischen Erinnerungen entsprungen scheint, hätte der Dichter wohl mit geringen Änderungen in den Kanzoniere aufgenommen, wäre es ihm zu rechter Zeit begegnet. Die letzten fünf Verse, welche uns die neugefundenen Blätter kennen lehren, gehören auch wohl einer Ballata und vielleicht auch einer fast vollendeten an; aber es sind nur ihre ersten und letzten Verse, während die dazwischenliegenden uns verloren gegangen sind, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie uns wiederfinden läfst:

VI.

Amor, che'n pace il tuo regno governi,
Pon fine a l'aspra guerra ch' i' sostegno,
Sè ch' i' non pera per soverchio sdegno
etc. et in fine:
A voi servir, a voi placer m'ingegno,
E quel poco ch' i' son, da voi mi tegno.

Die Verse sind auf dem zweiten Blatt mit anderer Feder dem Sonett *Più volte il dì* nachgesetzt.

Breslau. C. Appel.

O. Hecker, Neues deutsch-italienisches Wörterbuch aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt und mit Aussprachehilfen versehen. Teil II: Deutsch-Italienisch. Braunschweig, G. Westermann, 1905. VIII, 643 S. kl. 8. M. 4.

Die grofsen Vorzüge, welche dieses italienische Wörterbuch vor den übrigen auszeichnen, hat kein geringerer als Tobler in dieser Zeitschrift Bd. CV S. 216—218 schon hervorgehoben. Die kleinen Unebenheiten, welche sich in dem ersten Bande noch hier und dort finden, scheinen mir hier ganz verschwunden zu sein. Auf die Anordnung der einzelnen Artikel nach der Bedeutungsentwickelung und die Verdeutschung ist womöglich noch mehr Sorgfalt verwendet worden. Dazu bietet dieser zweite Teil des Wörterbuches eine bei seinem Umfange geradezu überraschende Fülle von Stoff, besonders Redensarten aus dem täglichen Leben, und bei jedem mehrdeutigen Ausdruck ist durch geeignete Zusätze für schnelle und sichere Unterscheidungsmöglichkeit gesorgt. Um ein Beispiel zu geben: '**ab'schlagen**, *t.* 1. portár via con un colpo | (Kopf) tagliare | (Nüsse) abbacchiare | die Schneppe ~ von sboccare | sein Wasser ~ fare un pò' d'acqua. 2. (Billardbande) rèndere. 3. (fig.) rifiutare, negare | schlagen Sie es mir nicht ab! non mi dica di nò!; (Angriff, Gesuch) respingere. ~, *i.* sonár la ritirata.'

Kein großer Schade ist es, daß, jedenfalls der Raumersparnis halber, hier bei den italienischen Zeitwörtern der Akzent im Präsens und die Qualität der *e* und *o* unter dem Tone nicht angegeben sind; da hilft mit leichter Mühe der erste Teil aus.

Bei den vielen Stichproben, die ich an der Hand meiner eigenen reichhaltigen Sammlungen von italienischen Redensarten, Bedeutungsentwickelungen usw. angestellt habe, ist mir kaum etwas zu bessern aufgestoßen. Denn, wenn man hier und dort Zusätze wünschte und dafür lieber anderes aufzugeben geneigt wäre, so beruht das natürlich einem so sorgfältig durchdachten Werke gegenüber auf persönlichem Empfinden. Zunächst also in bunter Reihenfolge ganz wenige Bedenken. Zurückzahlen *rimborsare*. Daraus ist nicht ersichtlich, daß es heißt *rimborsare uno delle spese*. Pech an den Hosen haben ist mit *aver la disdetta addòsso* übersetzt. Das heißt aber nur Pech haben. Ich kenne wenigstens Pech an den Hosen haben nur in der Bedeutung 'nicht aus der Kneipe, einer Gesellschaft usw. nach Hause finden können'. Beschottern ist mit *acciottolare* übersetzt. Dies heißt doch aber 'mit Kieselsteinen pflastern', wie *acciottolato* ein Kieselsteinpflaster ist. Ich hätte es mit *imbrecciare* wiedergegeben, wie das Hauptwort Beschotterung, das H. nicht hat, mit *imbrecciata*. Bei Notnagel steht nur *última risorsa*, eine Bedeutung, in der ich das Wort überhaupt nicht kenne, und die jedenfalls weit häufigere 'Notnagel am Finger' fehlt. An Zusätzen hätte ich etwa gewünscht: befingern (H. hat das seltenere fingern); in die Falle locken (*accalappiare*); netter Kerl! iron. *bèl cesto*; bei Olim hätte ich *al tèmpo della Regina Bèrta* angeführt (an dieser Stelle habe ich übrigens den einzigen Druckfehler gefunden: von *illis* ist das *s* abgesprungen); eine lose Zunge haben (H. hat nur loses Maul); verfahren als adj. (etwa *spallato*); aufgeschmissen; Furchenkamm; mit vollen Backen kauen (*mangiare a due palmenti*); keinen Ton reden (*non avér paròle fatte*); ersaufen (in Schuhen) (*sbigonciare*); Hauptmahlzeit; platt sein; Strohblume, Immortelle; reiterlos (*scòsso*); Winkelmaß; lichtbraun (*sagginato*); prangen von der Landschaft (*il paesaggio esulta*).

Eine ausgezeichnete, ja unentbehrliche Zugabe ist das Eigennamenverzeichnis. In der Aussprache des Deutschen schwankt übrigens der Akzent in einer ganzen Anzahl der aufgeführten Worte; H. gibt da immer nur eine Betonung an, meist die richtigere oder gebräuchlichere. Sehr viele Deutsche sagen z. B. Bee'thoven und nicht Beetho'ven; A'gathon, nicht Agathon'; Ah'riman, nicht Ahri'man; Beresi'na, nicht Bere'sina; Damo'kles, nicht Da'mokles; Eu'gen, nicht Eugen' u. a.; wohl die meisten betonen E'mil und nicht Emi'l, um Ge'org und Jo'hann gar nicht zu erwähnen, die nach norddeutscher Ansicht verkehrte, aber weitverbreitete Betonung. Bei Worten wie sha'kespearisch u. a. wäre vielleicht in Rücksicht auf die Italiener eine Umschrift der Aussprache angebracht gewesen. Für diese ist endlich auch noch der Anhang der starken und unregelmäßigen Verbformen in streng alphabetischer Anordnung und das Verzeichnis der üblichsten Abkürzungen von größter Wichtigkeit.

Alles in allem ist das Büchlein inhaltlich und typographisch eine Musterleistung, zu welcher wir dem Verfasser und der Verlagsbuchhandlung nur Glück wünschen können. Uns selber aber, sowohl den deutschen Freunden Italiens und seiner Literatur, als auch den italienischen Freunden des deutschen Geisteslebens, wünschen wir, daß wahr sein möge, was man munkelt, daß nämlich Hecker an einem großen, allumfassenden Wörterbuch der italienischen Sprache arbeitet, und daß er die Kraft und die Muße findet, es samt seinen Boccacciostudien unter Dach und Fach zu bringen.

Halle a. S. **Berthold Wiese.**



Verzeichnis

der vom 2. Oktober bis zum 28. November 1905 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Vofsler, K., Sprache als Schöpfung und Entwickelung. Eine theoretische Untersuchung mit praktischen Beispielen. Heidelberg, Winter, 1905. VII, 154 S.

Panzer, Fr., Märchen, Sage und Dichtung. München, O. Beck, 1905. 56 S. [Eine reizvolle Arbeit, gleich schön in der Form wie reich im Inhalt. Märchen, Sage und Dichtung sind drei Stufen der Epik, die P. in grofsen Zügen und doch mit lebendigem und belebendem Detail entwickelungsgeschichtlich darstellt und verbindet. P. teilt die Auffassung, dafs das Märchen, 'ein Nachklang der Urpoesie des Menschengeschlechts', aus den Erlebnissen des Traumes entstanden ist: *su vida es sueño*. Der Alltagsnot des Lebens setzt der primitive Mensch im Märchen eine Wunderwelt entgegen, wo einem Sonntagskind alles in wunderbarer Weise zu Diensten ist und alles zum Guten gerät. Ihre namenlosen Helden und Örtlichkeiten entsprechen einer namen- und heimatlosen Menschheit. Kein lyrisches (religiöses) Element mischt sich in die Erzählung des Abenteuers; das Märchen hat auch nie Liedform. Wohl aber kann sich die Volkssage zu dieser Form erheben. Die Volkssage ist die Epik einer höheren Kulturstufe, einer Menschheit, die eine feste Heimat hat, deren bestimmte Umwelt Deutung und deren Schicksale Bericht und Erklärung verlangen. In den Dienst dieser Erklärung tritt auch die primitive Metaphysik, d. i. der Mythus. Die Stimmung der Volkssage ist reifer, d. h. ernster als die des Märchens; mit dem Gefühle der Abhängigkeit (*religio*), dessen anthropomorphisierender Ausdruck der Mythus ist, stellen sich lyrische, religiöse Elemente ein. Diese werden zum Ferment künstlerischer Gestaltung, und diese künstlerische Gestaltung wird insbesondere der geschichtlichen Sage zuteil und erhebt sie in den kriegerisch-aristokratischen Kreisen zu dem, was wir Heldensage nennen. Die Heldensage ist nicht aus dem Stoffe der — prosaförmigen — Volkssage später erwachsen, sondern sie ist aus dem Ereignis durch die Dichtung geschaffen und ausgebildet. Die Heldensage ist das historische Lied in jener reichen Entfaltung, welche dieses Lied in der unmittelbaren heroistischen Umgebung der hervorragenden Persönlichkeiten fand, die im Mittelpunkt der heldenhaften Ereignisse standen. Die poetische Ausgestaltung dieser Heldensage hat sich dabei im Laufe der Jahrhunderte auch aufsergeschichtliche epische Elemente (Märchen-, Novellen-, Schwankstoffe) dienstbar gemacht. P. wird wohl auch zugeben, dafs sie dabei gelegentlich auch zu Stoffen der prosaischen, episodenhaften Volkssage gegriffen hat. — Nur in dieser poetischen Form hat sich zusammenhängende geschichtliche Überlieferung mündlich dauernd erhalten. Dauerndes Leben in der Erinnerung der Menschen hat auch hier nur die künstlerische Auslese und Gestaltung der einstigen Wirklichkeit verliehen. — Mit dem Fortschritt von Erkenntnis und Kunst ist dann in der Folgezeit das Verhältnis des Menschen zur Geschichte (zum hervorragenden heroistischen Geschehnis) ein anderes geworden. Sie hat aufgehört, die vornehmste Hüterin seiner Aspirationen, der stärkste Antrieb seiner Dichtung zu sein. Kritischere Zeiten schaffen keine Heldensage mehr. In ihren epischen Dichtungen tritt überhaupt das Abenteuer

zurück, wird die Geschichte zu einem bloſsen antiquarischen Rahmen, der dazu meist unvollkommen ist. An die Stelle des Heros tritt der Mensch; unsere Epik hat sich erdenwärts gewandt, wie unsere ganze Lebensarbeit und Weltanschauung, und baut in die Tiefe. Das führt P. zum Schluſs in geistvoller Weise aus. — Man sieht, daſs der Verfasser von *Hilde-Gudrun* in dieser akademischen Antrittsrede einen kunstvollen Rahmen zu jenem Märchenbuche geschaffen hat. Ich bedaure, daſs er dabei nicht Veranlassung genommen, im Vorbeigehen auch ein Wort über Entstehung des Mythus und des 'Tiermärchens' zu sagen: wir hätten sicherlich einige feine Bemerkungen zu hören bekommen. Doch fürchte ich, daſs so der dankbare Leser, der hier spricht, schlieſslich noch gar unbefriedigt erscheint — aber: an leckerer Tafel *l'appetit vient en mangeant*].

Sieveking, F., Die Hamburger Universität. Ein Wort der Anregung. Hamburg, Meiſsner, 1905. 39 S. M. 0,50.

The American journal of philology. XXVI, 3 (whole nr. 103).

Rösler, Margarete, Die Fassungen der Alexius-Legende, mit besonderer Berücksichtigung der mittelenglichen Versionen (Wiener Beiträge zur engl. Philol., XXI). Wien, Braumüller, 1905. X, 197 S. M. 6.

Spruchwörterbuch, Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanfängen, von Zitaten, von Schnaderhüpfln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten etc., nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller hg. von Franz Freiherrn von Lipperheide. In monatlichen Lieferungen, je 3 Bogen fassend, zu M. 0,60. Gesamtpreis M. 12. 1. Lieferung, 48 S. Berlin (W. 35, Potsdamerstr. 38) 1906.

Literaturblatt für germanische u. romanische Philologie. XXVI, 10 (Oktober).

Publications of the Mod. Lang. Association of America. XX, 2, June 1905 [J. D. Ford, 'To bite the dust' and symbolic lay communion. — L. F. Mott, The round table. — J. P. Hoskins, Parke Godwin and the translation of Zschokke's Tales. — S. G. Morley, The detection of personality in literature. — O. M. Johnston, Sources of the lay of Yonce. — C. C. Rice, Romance etymologies. — H. S. Jones, Some observations upon the Squire's tale. — F. G. Hubbard, Repetition and parallelism in the earlier Elizabethan drama. — K. McKenzie, Unpublished mss. of Italian bestiaries].

Die neueren Sprachen ... hg. von W. Vietor. XIII, 4 [A. Rambeau, The Teaching of Modern Language in the American High School. — O. Jespersen, Zur Geschichte der Phonetik (I). — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 5 [A. Altschul, Über Bilder als Lehrmittel beim Unterricht in den neusprachlichen Realien. — R. J. Lloyd, Glides between Consonants in English (VI). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 6 [W. Münch, Ein italienischer Vorgänger Miltons. — R. J. Lloyd, Glides between Consonants in English (VII). — J. Geddes jun., A Universal Alphabet. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIII, 7 [W. Münch, Ein italienischer Vorgänger Miltons (Schluſs). — O. Jespersen, Zur Geschichte der Phonetik (II). — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Modern philology. III, 2, October [S. Lee, Chapman's 'Amorous Zodiacke'. — E. P. Hammond, On the order of the Canterbury tales: Caxton's two editions. — F. M. Warren, Some features of style in Early French narrative poetry 1150—70, part I. — R. Weeks, The newly discovered Chaucun de Willame, part III. — F. Klaeber, Studies in the textual interpretation of 'Beowulf'. — W. A. Nitze, A new source of the 'Yvain'].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphilol. Verein in Helsingfors. 1905. Nr. 4/5 [A. Lindfors, Sur la méthode de l'enseignement des langues modernes (II). — Besprechungen. — Zeitschriften-Rundschau. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen]. 1905. Nr. 6 [A. Långfors, Une paraphrase anonyme de l'*Ave Maria* en ancien français. — H. Palander, Volksetymologische Umbildung im Englischen. — Besprechungen. — Bericht und Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Modern language teaching. I, 6, Oct. [N. L. Frazer, § 6 of the new regulations. — P. S. Jeffrey, Normal English. — Mrs. E. Miall, French in the elementary stages. — A modern lang. teacher's reference library. — Discussion column, correspondence etc.]. — 7, Nov. [R. J. Lloyd, On thinking in a foreign tongue. — Discussion column, Mod. Lang. Association, Esperante congress, Examinations etc.].

The modern language review. I, 1. A quarterly devoted to the study of medieval and modern literature and philology edited by J. G. Robinson. Advisory board: H. Bradley, L. M. Brandin, E. G. Braunholtz, K. Breul, E. Dowden, H. G. Fiedler, J. Fitzmaurice-Kelly, W. W. Greg, C. H. Herford, W. P. Ker, Kuno Meyer, W. R. Morfill, A. S. Napier, R. Priebsch, W. W. Skeat, Paget Toynbee. Cambridge, University Press. 86 p. To appear four times a year; annual subscription: 8 sh. net. [G. G. Smith, Some notes on the comparative study of literature. — P. Toynbee, English translations of Dante in the 18th cent. — A. C. Bradley, Notes on passages in Shelley. — W. W. Greg, The authorship of the songs in Lyly's plays. — G .C. Moore Smith, Shakespeareana. — J. Crosland, A German version of the thief-legend. — Reviews. Minor notices. New publications].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hg. von E. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. IX, 2 [H. Zahler, Rätsel aus Münchenbuchsee (Bern). — A. Rossat, Les Paniers, poème patois (suite). — S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. — Miszellen. — Bücheranzeigen. — Berichte]. IX, 3 [Chr. Luchsinger, Das Molkereigerät in den Alpendialekten der romanischen Schweiz. — H. Zahler, Rätsel aus Münchenbuchsee (Schlufs). — S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt (Forts.). — A. Rossat, Les Paniers, poème patois (suite). — Bücheranzeigen].

Breymann, H., Neusprachliche Reform-Literatur (Drittes Heft). Eine bibliographisch-kritische Übersicht, bearbeitet von Prof. Dr. Steinmüller. Leipzig, Deichert (G. Böhme), 1905. IV, 152 S. M. 4. [Die übersichtliche Anlage des trefflichen Breymannschen Werkes ist in diesem dritten Hefte bewahrt worden. Die ersten Seiten enthalten Nachträge zu den früher erschienenen Teilen; S. 10—102 bieten das neue Material, hauptsächlich für die Jahre 1899—1904, und daran schliefst sich der zusammenfassende Rückblick, der über die methodologische Diskussion dieser fünf Jahre im Sinne der 'vermittelnden Reformmethode' orientiert.]

Münch, W., Das akademische Privatstudium der Neuphilologen [S.-A. aus *Lehrproben und Lehrgänge der Gymnasien und Realschulen*, 4. Heft]. 1905. 20 S. [Von dem Gedanken ausgehend, dafs der Student der neueren Sprachen allzuleicht sich damit begnügt, sich nur mit dem zu beschäftigen, was der Turnus der Vorlesungen und Seminarübungen ihm zufällig zuführt, weist hier M. nachdrücklich auf die Notwendigkeit eines planmäfsigen Privatstudiums hin, das neben der gleichsam offiziellen Beschäftigung herzugehen hat. Er spricht von den Aufgaben dieses Privatstudiums und seiner Organisation in warmen Worten der Erfahrung, die jeder Student sich zu Herzen nehmen sollte.]

Lüderitz, A., Die Liebestheorie der Provenzalen bei den Minnesingern der Stauferzeit (Literarhistorische Forschungen, hg. von Schick und v. Waldberg, XXIX. Heft). Berlin u. Leipzig, Felber, 1904. 136 S. M. 3, Subskriptionspreis M. 2,60.

The journal of English and Germanic philology. V, 4, October 1905 [E. D. Hanscone, The feeling for nature in O. E. poetry. — O. B. Schlutter, On the O. E. glosses printed in Kluge's Ags. Lesebuch. — C. H. Hathaway jr., Chaucer's verse tags as a part of his narrative machinery. — A. S. Cook, Browning, Abt Vogler, 99 ff. — G. H. Nettleton, The books of Lydia Languish's circulating library. — E. Björkman, Etymological notes. — G. M. Priest, Zu Eberhard von Erfurt. — C. Osthaus, Strong forms of *Ein* before nouns. — F. L. Wells, Experimental phonetics and Verner's law. — F. M. Padelford, Note on Brasil's Address to young men. — E. Klaeber, An O. E. proverb. — W. S. Johnson, A note on King Lear. — G. T. Flom, The Norwegian dialect and Folklore Society. — Reviews].

Jantzen, Hermann, Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. 3. Aufl. (Sammlung Göschen Nr. 79). Leipzig, Göschen, 1905. 153 S. M. 0,80.

Golther, Wolfgang, Nordische Literaturgeschichte. I. Teil: Die isländische und norwegische Literatur des Mittelalters (Sammlung Göschen Nr. 254). Leipzig, Göschen, 1905. 123 S. M. 0,80.

Skandinavisk månadsrevy. I, 4. Nov. [E. Wrangel, Schiller und Schweden. — The Kipling reader, Jungle animals in India. — English guides to learning. — Miscellanea etc.].

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht f. d. Selbststudium der schwedischen Sprache von E. Jonas, E. Tuneld, C. G. Morén. Berlin, Langenscheidt. Brief 31—35 zu M. 1.

Sahr, Julius, Das deutsche Volkslied, ausgewählt und erläutert. 2. Auflage (Sammlung Göschen Nr. 25). Leipzig, Göschen, 1905. 189 S. M. 0,80.

Zscharnack, Leopold, Lessing und Semler. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Rationalismus und der kritischen Theologie. Gießen, Töpelmann, 1905. 388 S. M. 10.

Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach Joh. H. Voſs bearbeitet von Dr. Edmund Weiſsenborn, Prof. am Gymn. zu Mühlhausen i. Th. I. Bändchen: Ilias. 3. Auflage. Leipzig, Teubner, 1905. IV, 164 S.

Goethe's Faust, translated by Anna Swanwick, LL. D. with an introduction and bibliography by Karl Breul, York Library. London, Bell, 1905. LXX, 437 S. 2 s.

Goethes Iphigenie auf Tauris, edited with introduction and notes by Max Winkler, Ph. D. Neuyork, Holt, 1905. CV, 211 S.

Drescher, Max, Die Quellen zu Hauffs 'Lichtenstein' (Probefahrten, Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig, VIII). Leipzig, Voigtländer, 1905. 146 S.

Paszkowski, Wilhelm, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. 2. Auflage. Berlin, Weidmann, 1905. VIII, 240 S. M. 3,20.

Langer, O., Deutsche Diktierstoffe in Aufsatzform, vermehrt durch Einzelsätze für den Unterricht in der Rechtschreibung. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten sowie Bürgerschulen und für den Privatunterricht. 4. Auflage. Wien, Tempsky, 1906. 162 S. M. 2.

Beiblatt zur Anglia. XVI, 4, 5 (April, Mai 1905).

Scottish historical review. III, 9, Oct. 1905 [C. H. Firth, A restoration duel. — Sir Herbert Maxwell, The Scalacronica of Sir Thomas Gray. — R. M. Fergusson, Presbytery and popery in the 16. cent. — R. M. Holden, The first Highland regiment. — W. G. B. Murdock, Charles the Second, his connection with art and letters. — A. F. Stewart, The

Scottish 'nation' at the university of Padua. — A. H. Millar, Killicrankie described by an eye-witness. — W. R. Scott, Scottish industrial undertakings before the union. — Reviews of books. Queries. Communication and replies].

Swaen, A. E. H., A short history of English literature. Second edition. Groningen, Noordhoff, 1906. 60 S. M. 0,80.

Schmidt, Friedrich, Oberlehrer, Short English prosody for use in schools. Leipzig, Renger, 1904. 14 S. M. 0,30.

Beowulf nebst dem Finnsburg-Bruchstück mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen hg. von F. Holthausen. I. Teil: Texte und Namenverzeichnis (Alt- u. mittelengl. Texte, hg. von Morsbach u. Holthausen, III). Heidelberg, Winter, 1905. VII, 112 S. M. 2,40.

Derocquigny, Jules, A contribution to the study of the French element in English. Lille, Le Bigot Bros., 1904. 176 S.

Lucht, Paul, Lautlehre der älteren Layamonhandschrift (Palaestra, XLIX). Berlin, Mayer & Müller, 1905. 132 S.

French, John C., The problem of the two prologues to Chaucer's Legend of good women. Baltimore, J. H. Furst Company, 1905. 100 S.

Benndorf, Cornelie, Die englische Pädagogik im 16. Jahrhundert, wie sie dargestellt wird im Wirken und in den Werken von Elyot, Ascham und Mulcaster (Wiener Beiträge zur engl. Philologie, XXII). Wien, Braumüller, 1905. XI, 84 S. M. 3.

Shakespeare, William, Hamlet. Erklärt von H. Fritsche, neu hg. von Hermann Conrad (Shakespeares ausgewählte Dichtungen, V). Berlin, Weidmann, 1905. LXXXII, 153 S. M. 2.

Shakespeare, Julius Cæsar edited by Frederic W. Moorman (Teubner's School Texts, I). Leipzig, Teubner, 1905. 91 S. (Dazu Notes, 66 S.)

Minor poets of the Caroline period, vol. I containing Chamberlayne's Pharonnida and England's jubilee, Benlowes' Theophila and the poems of Katherine Philips and Patrick Hannay, edited by George Saintsbury, M. A. Oxford, Clarendon Press, 1905. XVIII, 726 S. 10 s. 6 d.

Souvenir of the Crabbe celebration and catalogue of the exhibition at Aldeburgh, Suffolk, 16th to 17th september, 1905. 2 s. 6 d.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3841: Percy White, The patient man.
„ 3842—3: A. Hope, A servant of the public.
„ 3844: A. Morrison, Divers vanities.

Krueger, Gustav, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. III. Teil: Lesebuch mit 8 farbigen Karten und Tafeln. Wien, Tempsky, 1906. 400 S. M. 3,60 = 4 K 30 h.

Röttgers, Benno, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Mit 35 Illustrationen und 3 farbigen Karten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1906. X, 352 S. M. 3 50.

Hamilton, Louis, The practical Englishman. Lehrbuch für öffentliche Lehranstalten und für den Privatunterricht. Berlin, Weidmann, 1905. 163 S.

Wingerath, Hubert H., New English reading-book for the use of middle forms in German high-schools. Second edition, revised and enlarged, with a map of Great Britain and Ireland. Cologne, Dumont-Schauberg, 1905. XII, 367 S. M. 3,50.

English histories in biographies, with a synopsis of the history of England from the Norman conquest to the time of George I. Zusammengestellt und erklärt von Karl Köhler (Schulbibliothek französ. und engl. Prosaschriften, II, 44). Berlin, Weidmann, 1905. VI, 144 S. M. 1,40.

Rider Haggard, H., Mr. Meeson's will. Annotated by Grondhoud and Roorda. Library of contemporary authors I. Second edition. Groningen, Noordhoff, 1906. VIII, 271 S. f. 1,50.

Romania p. p. P. Meyer et A. Thomas. No. 135 (juillet 1905) [A. Thomas, Le nominatif pluriel asymétrique des substantifs masculins en ancien provençal. — H. Omont, Notice sur des feuillets retrouvés du ms. 525 de Dijon. — A. Piaget, *La Belle Dame sans merci* et ses imitations (suite). — P. Meyer, Fragments de manuscrits français. — Mélanges: J. Derocquigny, Anc. fr. *besuchier* (= s'occuper à des riens). — A. Thomas, Fr. *élanguer, élangueur;* fr. dialektal *fenerolet;* fr. *rancune;* anc. fr. *renformer*, fr. mod. *renformir*. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes XLVIII, 4 [V. Chichmarev, Contenances de table en vers provençaux. — F. Castets, Une variante allemande de 'Après la bataille'. — P. Devoluy, Discours prounouncia au festenau de Santo-Estello lou 12 de jun 1905 en Arle. — P. Ulrich, L'Apocalypse en haut-engadinois (fin). — H. Guy, La Chronique française de Maître G. Crétin (suite). — Bibliographie]. XLVIII, 5 [L.-E. Kastner, Les versions fr. inédites de la descente de saint Paul en enfer. — F. Castets, I dodici canti (suite). — J. Ronjat, Sur la langue de Fourès. — A. Vidal, Les délibérations du conseil communal d'Albi de 1372 à 1388 (fin). — Bibliographie. — Chronique].

Romanische Forschungen. Organ für roman. Sprachen und Mittellatein, hg. v. K. Vollmöller. XX, 1. Heft [L. Jordan, Die Sage von den vier Haimonskindern. — G. Hartmann, Zur Geschichte der italienischen Orthographie. — F. B. Luquiens, The Roman de la Rose and medieval Castilian literature].

Biblotheca Romanica, Strafsburg, Heitz u. Mündel (1905). Das Bändchen, ca. 5 Druckbogen, M. 0,40.

1. Molière, Le Misanthrope.
2. Molière, Les Femmes savantes.
3. Corneille, Le Cid.
4. Descartes, Discours de la méthode.
5. u. 6. Dante, Div. Commedia: Inferno.
7. Boccaccio, Decameron, Prima giornata.
8. Calderon, La vida es sueño.
9. Restif de la Bretonne, L'an 2000.
10. Camões, Los Lusiadas, Canto I und II. [Diese neue Sammlung will den Gelehrten, Studierenden, Lehrern, Schülern und den Gebildeten überhaupt zuverlässige Ausgaben romanischer Literaturwerke zu billigem Preise und in guter Ausstattung bieten. Das Unternehmen, das in der bewährten Hand von G. Gröber liegt, wird jedem willkommen sein und ist insbesondere im Interesse des Studierenden und des akademischen Unterrichts zu begrüfsen. Dieser Unterricht leidet vielfach unter dem Umstande, dafs dem Studenten die Literaturwerke nicht erreichbar sind und der Umfang seiner fremdsprachlichen Lektüre, seine direkte Quellenkenntnis unzureichend ist. Hier wird ihm eine reiche Auswahl romanischer Werke geboten, die seiner Börse zugänglich sind. Die weiteren Bändchen sollen zunächst auch Voltaire, Rousseau, Diderot, Beaumarchais, Balzac, Tillier, Musset; Petrarca, Ariost, Cellini, Tasso, Metastasio, Goldoni, Alfieri, Leopardi; Lope, Cervantes, Gil Vicente etc. bringen. Jedes Bändchen ist mit einer Einleitung versehen, die eine literaturgeschichtliche Würdigung des Werkes mit bibliographischen Angaben verbindet und in der Sprache des romanischen Autors verfafst ist. Der Druck ist klein, aber scharf. Die Orthographie der älteren französischen Texte ist in vernünftiger Weise modernisiert. Im allgemeinen sollen diesen Neudrucken die Ausgaben letzter Hand zugrunde gelegt werden. So beruht z. B. der *Cid* auf der Edition von 1682; doch sind die Abweichungen, die der ursprüngliche Text von 1637 zeigt, angeführt. Molières Stücke sind auf die Editiones principes gegründet (mit Angabe der Varianten von 1682). Der Wittesche Text der *Commedia* ist mit den Lesarten der verbreitetsten neueren Ausgaben und

der Boccaccio-Handschrift versehen, und die Ausgabe der *Lusiadas* (von Carolina Michaelis de Vasconcellos) bietet mit einer längeren Einleitung einen kritischen Text.]

Società filologica romana:

I Documenti d'Amore di Francesco da Barberino secondo i manoscritti originali a cura di F. Egidi, fasc. IV, Roma 1905. S. 209—288.

Bulletino della Soc. fil. rom. Num. VII. Roma 1905. 90 S.

Niedermann, M., Contributions à la critique et à l'explication des Gloses latines [Académie de Neuchatel. Recueil de travaux p. p. la Faculté des Lettres sous les auspices de la Société académique. Prem. fascicule]. Neuchâtel, Attinger, 1905. IX, 49 S. Fr. 3.

Weise, O., Charakteristik der lateinischen Sprache. Dritte Auflage. Leipzig, Teuber 1905. VI, 190 S. [Diese dritte Auflage des bekannten Werkchens zeigt mancherlei Ergänzungen und Nachträge, so z. B. einen kurzen Schlufsabschnitt über 'Die römische Kultur im Spiegel des lateinischen Wortschatzes'].

Grundrifs der romanischen Philologie, hg. von G. Gröber. I. Band, 4. Lieferung (Bogen 49—68; Schlufs des Bandes). Mit 13 Karten. Zweite verb. und verm. Auflage. Strafsburg, K. J. Trübner, 1906. M. 5,50. [Auf die drei vorausgehenden Lieferungen ist hier, CXIII, 244; 490; CXIV, 263, bereits hingewiesen worden. Mit der vorliegenden vierten (Schlufs-)Lieferung ist dieser erste Band nun auf rund 1100 Seiten angewachsen: er hat gegenüber der ersten Auflage eine Vermehrung von 15 Bogen erfahren. Diese Schlufslieferung führt Suchiers Darstellung 'Die französische und provenzalische Sprache und ihre Mundarten' zu Ende, bringt Morel-Fatios Darstellung des Katalanischen in teilweiser Neubearbeitung durch Saroïhandy, Baists 'Spanische Sprache', Cornus 'Portugiesische Sprache' (mit einem Anhang 'Neugalizische Formenlehre') und 'Die lateinischen Elemente im Albanesischen' in neuer Redaktion durch W. Meyer-Lübke. — Vergleicht man den Band in seiner neuen Gestalt mit der ursprünglichen Form von 1888, so findet man, ganz abgesehen von fortlaufenden Zusätzen, welche die Bibliographie à jour halten und sonstige im Laufe der Jahre entstandene Lücken ergänzen, fast in jedem Paragraphen Änderungen zum Teil tiefgreifender Art, wie sie durch die Fortschritte der Forschung bedingt worden sind (vgl. z. B. § 96 in Suchiers Abschnitt). Die Karten sind wohl ganz unverändert geblieben; zu kleineren Retuschen wäre auch hier gelegentlich Veranlassung gewesen. Z. B. gehört (Karte I) das linksloirische Montbrison nach Philipon, *Romania* XXII, 1 ff., zu den Orten, die *á* nach Palatalen bewahren (finales Pal. + *a* aber wird *i*), und diesen Forschungen Philipons, Devaux' und Gauchats zufolge hätte auf der allgemeinen Übersichtskarte des romanischen Sprachgebietes auch die Grenze des 'Frankoprovenzalischen' verändert werden müssen: das frankoprovenzalische Gebiet dehnt sich westlich von Lyon bis zur Loire, ja (mit auslaut. *-a* > *-i*) noch etwas jenseits dieses Flusses aus, während es anderseits sich etwas weniger weit nach Süden und ganz erheblich weniger weit nach Norden erstreckt, als die gelbe Grenze angibt. Es wäre übrigens erwünscht, dafs Herausgeber und Verleger diese Übersichtskarte in gröfserem Mafsstab, als Wandkarte, herstellen liefsen. Sie würde die Anschauungsmittel unserer Seminarien in willkommener Weise vermehren. — Der *Grundrifs* ist allen, die sich mit romanischer Philologie beschäftigen, den Lernenden und den Lehrenden, längst ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden. Die Rolle, die er in der Forschungsarbeit der letzten zwei Jahrzehnte als Inventar und Wegweiser gespielt hat, wird noch gewichtiger werden durch diese so rasch und glücklich geförderte Neubearbeitung von 1904—6.]

Roques, M., Méthodes étymologiques (Extrait du Journal des Savants, août). Paris 1905. 15 S. [Von A. Thomas' *Nouveaux Essais de philologie française*, vergl. hier CXIII, 493, ausgehend, gelangt Roques zu

einer vergleichenden Würdigung der Wortforschungsmethoden, die durch Thomas einerseits, durch Schuchardt anderseits vertreten werden. Auch er kommt, wie Tappolet in seinem hier erschienenen Aufsatz über 'Phonetik und Semantik in der etym. Forschung', CXV, 121, zu dem Resultat, daſs die Differenz, welche die beiden Forscher trennt, durch die Polemik gröſser erscheint, als sie wirklich ist. Man wird das gelten lassen und doch mit Roques der Meinung sein, daſs ein tiefer prinzipieller Unterschied sich in beider Methode verbirgt. Nicht darin liegt er freilich, daſs Schuchardt die semasiologische Seite der Wortgeschichte mehr betont als Thomas, sondern er liegt in der Auffassung der sog. Lautgesetze (cf. hier p. 454 f.), und hier ist er unüberbrückbar. Schuchardt glaubt nicht an die von uns formulierten Lautgesetze; er spricht diesen empirischen Formeln die ausnahmslose Gültigkeit ab. So findet er eben da keinen festen Boden, wo Thomas seinerseits ganz sicher zu stehen und zu gehen vermeint. Aus dieser Sicherheit Thomas' flieſst seine Selbstbeschränkung: er arbeitet mit Vorliebe am einzelnen Wort, bleibt gern innerhalb eines Dialekts und meist innerhalb des Französischen oder doch des Galloromanischen und begnügt sich mit der Herausarbeitung des limitierten phonetischen Problems, für welches sein Auge eine auſserordentliche Schärfe besitzt. Und weil Schuchardt in den sog. Lautgesetzen einen sicheren Halt nicht erkennen kann, sieht er sich nach anderen Hilfsmitteln um, befragt er mit unermüdlicher Wiſsbegier die Bedeutungsgeschichte, d. h. die Kulturgeschichte, dringt er vom einzelnen Wort zur ganzen Sippe vor, geht vom Begriff zur Sache und ist ihm der Kreis der romanischen Kulturen und Sprachen zu eng geworden. Gewiſs hat Roques recht: *'leurs méthodes se rencontrent et se confondent souvent,'* und auch diejenigen, die grundsätzlich auf Schuchardts Seite stehen, können sich der Resultate Thomas' freuen.]

Revue de philologie française p. p. L. Clédat. XIX, 2 et 3. [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise: le pronom régime de la 3e personne: le régime direct neutre. — P. Meyer, La simplification orthographique (fin). — J.-Henri Reinhold, Quelques remarques sur les sources de 'Floire et Blanceflor'. — Em. Casse et Eug. Chaumiade, Vieilles chansons patoises du Périgord. — Mélanges: L. Clédat, L'usage orthogr. du XVIIIe siècle. — Ph. Fabia, Malgoirès, une étymologie toponymique. — L. Clédat, Le verbe *falloir* — *faillir*. — J. Bastin, *Faillirai et défaille*. — Comptes rendus. — Chronique].

Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur, hg. v. D. Behrens. XXVIII, 2 und 4 [Der Referate und Rezensionen erstes u. zweites Heft]. XXVIII, 5 und 6 [H. Droysen, Unvorgreifliche Bemerkungen zu dem Briefwechsel zwischen Friedrich d. G. und Voltaire. — W. Mangold, Noch einige Aktenstücke zu Voltaires Frankfurter Haft. — W. Küchler, Ste-Beuve Studien, I: Ste-B. und die deutsche Literatur. — W. Martini, V. Hugos dramat. Technik nach ihrer histor. und psychol. Entwickelung (Schluſs). — C. Riesland, Französische Sprichwörter-Bibliographie. — L. E. Kastner, A neglected french poetic form. — D. Behrens, Wortgeschichtliche Miszellen]. XXVIII, 6 und 7 [Der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft. — Miszellen: L. Thomas, Supplément à la bibliographie des écrits de Ste-Beuve; Notes bibliographiques sur Ste-Beuve. — E. Uhlemann, Syntaktisches].

Revue des Etudes Rabelaisiennes. III, 3 [A. Lefranc, Picrochole et Gaucher de Ste-Marthe. — J. Barat, L'influence de Tiraqueau sur Rabelais. — Mélanges. — Compte rendu. — Chronique].

Saure, H., Auswahl französischer Gedichte für Schule und Haus. Dritte Auflage. Berlin, Herbig, 1905. VIII, 143 S. Brosch. M. 1,60, gebunden M. 2.

Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Berlin, Weidmann, 1905:

Molière, Les Précieuses ridicules, erkl. von H. Fritsche. 2. Auflage, durchgesehen von Dr. J. Hengesbach. 73 S.

Schulbibl. franz. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, hg. von Bahlsen u. Hengesbach, Abteil. I. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg. 1905:

N° 37, Histoire de la Révolution française, hg. u. erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Mit 6 Abbildungen und einem Plan von Paris. Zweite verb. Auflage. VI, 160 S. Geb. M. 1,50.

N° 40, Conteurs contemporains, neun Erzählungen von Theuriet, France, Loti, Sardou, Zola, bearb. und erklärt v. Dr. J. Hengesbach. Mit einem Plan. Zweite sorgf. durchges. Auflage. XIV, 136 S. M. 1,40.

N° 54, L'Empire 1813—15. L'Allemagne anti-napoléonne. Aus der Hist. Genérale von Lavisse und Rambaud, bearbeit. u. mit Anm. hg. von Dr. Th. Haas. Mit einer Karte und zwei Plänen. VII, 168 S. M. 1,80.

Prosateurs Modernes. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1905:

Band XX: L'Histoire de France depuis 1328 jusqu'en 1871, für den Schulgebrauch bearbeitet v. H. Bretschneider. Mit Karte und Plan von Paris. VI, 69 S. M. 0,75.

Counson, A., Petit manuel et morceaux célèbres de la littérature française. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1905. 276 S. M. 3,40. [Das Buch widmet dem Mittelalter und der Renaissance die ersten zwei Dutzend Seiten, dient im übrigen der literarischen Orientierung über das 17., 18. und 19. Jahrhundert und ist für höhere Schulen sowie für die Übungskurse des Universitätslektors bestimmt.]

Les Paniers. Poème en patois bisontin, traduit en patois jurassien p. F. Raspieler, curé de Courroux. Etude critique des diverses versions p. A. Rossat (S. A. aus d. *Schweiz. Archiv f. Volkskunde* VIII u. IX). Zürich 1905. 94 S. [Vgl. *Archiv* CXIV, 266; Rossat gibt hier den Text der einen Raspielerschen Handschrift (Ms. A) mit phonetischer Umschrift, reichem philologischem Kommentar und neufranz. Übersetzung.]

Loseth, E., Le Tristan et le Palamède des manuscrits français du British Museum. Etude critique (Aus Videnskabs-Selskabets Skrifter. II. Hist.-Filos. Klasse 1905, N° 4). Christiania, J. Dybwad 1905. 38 S. [Die Manuskripte sind acht an der Zahl; sechs davon enthalten den *Tristan*. An ihnen hat der Verfasser die ebenso verdienstliche wie mühevolle Arbeit fortgesetzt, die er bereits für die Pariser Hss. geliefert hat (*Le roman de Tr. en prose, le roman de Pal. et la compilation de Rusticien de Pise*, 1890). Die Untersuchung ist leider nicht sehr ergebnisreich, und insbesondere hat sie nichts zutage gefördert, um die Frage endgültig zu entscheiden, ob die franz. Quelle des italienischen *Tristano Riccardiano* älter ist als die uns bekannten franz. Versionen. Immerhin weifs L. gute Gründe gegen die Annahme solcher Priorität — die Parodi vertreten hat — geltend zu machen.]

Neumann, E., Der Söldner (*soudoyer*) im Mittelalter nach den frz. und provenzal. Heldenepen (Marburger Dissertation). Marburg, Schönhoven, 1905. 102 S.

Zenker, R., Boeve Amlethus. Das altfranz. Epos von Boeve de Hamtone und der Ursprung der Hamletsage (Literarhistorische Forschungen, hg. v. Schick und Waldberg, XXXII. Heft). Berlin und Leipzig, Felber, 1905. XX, 418 S. Ladenpreis M. 9. Subskriptionspreis M. 8.

Voretzsch, C., Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur, im Anschlufs an die Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, II). Halle, M. Niemeyer, 1905. XVII, 573 S. M. 10. [Dieses Werk, auf welches das *Archiv* in eingehenderem Referat zurückkommen wird, ist nun freilich kein 'kurzes Lehrbuch' mehr, sondern eine recht eingehende Darstellung der mittelalterlichen Literatur Frank-

reichs. Doch war es wohl nicht anders zu machen, wollte der Verfasser, was er in seiner Vorrede verspricht: 'eine Übersicht über die historische Entstehung und Entwickelung der altfranz. Literatur im ganzen und ihrer Hauptgattungen bieten, die wichtigsten Werke besprechen oder wenigstens hervorheben und von allem eine möglichst konkrete Vorstellung geben.' Da das Buch pädagogischen Zwecken dienen soll, so mufste diese Aufgabe, dem Suchenden konkrete, scharfe und sichere Vorstellungen zu bieten, die nächstliegende sein. Sie erscheint mir auch in hohem Mafse erfüllt, sowohl durch die Gliederung des Ganzen und die Ökonomie der einzelnen Paragraphen, als durch die Anschauung, welche die Textproben (etwa zwei Dutzend) gewähren; durch die kritische Bibliographie und durch die Übersichten, die von den Ursprungsfragen handeln, an deren Aufhellung Voretzsch selbst ja hervorragend tätig ist (Heldenepos, *Roman de Renard*). Ein Glossar stellt das Buch auch in seinen Textproben auf eigene Füfse. Voretzsch' *Einführung* wird nicht nur dem Studierenden des Faches während und nach der Universitätszeit eine sehr nützliche Wegleitung sein, sondern sicherlich auch 'den Angehörigen der Nachbarfacher zur Orientierung über dieses oder jenes Gebiet der altfranzösischen Literatur dienen'.]

Lefranc, A., Les navigations de Pantagruel. Etude sur la géographie rabelaisienne. Paris, Henri Leclerc, 1905. 333 S. Mit 7 Tafeln. Fr. 12. [Das Buch über Pantagruels Seefahrten, das wir nach den Mitteilungen der *Revue des Etudes Rab.* von Abel Lefranc erwarten durften (cf. *Archiv* CXIV, 265), liegt vor: ein prachtvoll ausgestatteter Band, dessen reicher Druck und schöne Tafeln das Auge in gleicher Weise erfreuen. Mit Spannung folgt der Leser diesem Explorateur Lefranc, der hier die Reise durch unerforschte Länder zur *Divine Bouteille* erneut und verjüngt und der unterwegs von Rabelais und seiner Zeit so viel Neues zu sagen weifs. — Von drei Reisen seines Helden weifs R. zu berichten, nachdem er sie erst in dem heimatlichen *'benoist pays de Touraine'* fest verankert hat, in dessen Topographie erst gegen Ende des zweiten Buches durch das Hereinspielen des Landes Utopien ein phantastisches Element gebracht wird. Die drei Reisen sind indessen von R. sehr ungleich behandelt. Die erste — *la route ordinaire des Portugualoys* — führt von Frankreich ums Kap der guten Hoffnung nach Utopien (d. h. nach Nordchina = Oberindien): sie ist mit wenigen Worten erwähnt (II, cap. 24). Die zweite ist nur geplant: sie soll über den atlantischen Ozean, zwischen Nord- und Südamerika, die man sich 1532 noch getrennt dachte, hindurch nach Indien führen (II, cap. 34). Nachdem dann die Fortschritte der Geographie die Unmöglichkeit dieser Durchfahrt gezeigt, änderte R. 1546 mit Buch III den Reiseplan und liefs Pantagruel auf dem Wege der nordwestlichen Durchfahrt nach 'Oberindien' gelangen: diese dritte Reise (Saint-Malo—Neufundland—Ostasien) füllt bekanntlich die beiden letzten Bücher. Lefranc zeigt, wie R. diese Meerfahrt mit den Personen und den Tatsachen des zeitgenössischen nationalen Seefahrertums aufs engste verbunden hat, wie er die Reise an der Hand der neuesten Reisewerke und Karten macht und wie er sich dabei im Geiste von Jacques Cartier, dem Entdecker Kanadas, und von Jean Alfonse, dem Kosmographen, begleiten läfst. Rabelais' Reiseschilderung beruht, trotz aller Phantastik, auf ernsten Studien; der ganze Wissensdurst der Renaissance erfüllt und trägt sie, der Glaube an die Zukunft der Wissenschaft spricht aus ihr. Das zeigt in der anziehendsten Weise Lefranc, dessen feiner Sinn auch in dem scheinbar bedeutungslosen Detail Beziehungen erkennt und Leben aufweist. So fesselt denn seine Darstellung von Anfang bis zu Ende; sie fesselt durch all die neuen Lösungen grofser und kleiner Probleme und dadurch, dafs sie selbst wieder neue Probleme aufdeckt und neue Wege weist. Zwölf Appendices füllen die letzten 60 Seiten, und besonders der vorletzte (*Les éléments réels dans les trois premiers livres de R.*) zeigt, trotz seiner skizzenhaften Form,

in welchem Umfang Lefrancs unermüdliche Forscherarbeit unsere Kenntnis Rabelais' und seines Werkes zu erneuern im Begriffe steht.]

Roth, Dr. Th., Der Einfluſs von Ariosts Orlando Furioso auf das französische Theater (Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Philologie, hg. v. Breymann u. Schick. XXXIV. Heft). Leipzig, Reichert (Nachfl. Böhme), 1905. XXII, 263 S. M. 5,80.

Schmid, K. F., John Barclays *Argenis*. Eine literarhistorische Untersuchung (Literarhist. Forschungen, hg. v. Schick und Waldberg, XXXI. Heft). Berlin und Leipzig, E. Felber, 1904. IX, 183 S. M. 4. [Dieser erste Teil eines neuen Buches über Barclays posthumen Roman (1621) trägt den Untertitel: *Ausgaben der A., ihrer Fortsetzungen und Übersetzungen* und ist wesentlich Bibliographie — doch eine kritische Bibliographie, deren Angaben über ein weitverstreutes Material, zudem auf Autopsie beruhen. Der Verfasser unterrichtet uns über charakteristische Verumständungen bei der Entstehung der einzelnen Drucke, er gibt eine Würdigung der Treue und Kunst der Übersetzer und eine Inhaltsangabe der Fortsetzung, die Mouchemberg (1625—26) drucken lieſs und durch die er Barclays Erfindungen in die Phantastik der galanten Romane überführte. Er schlieſst mit einer Charakteristik der Arbeiten seiner Vorgänger, d. h. derer, die der *Argenis* nicht nur gelegentliche Bemerkungen, sondern eine ganze Schrift gewidmet haben.]

Finsler, G., Die *Conjectures académiques* des Abbé d'Aubignac (S. A. a. d. *Neuen Jahrbüchern f. d. klass.* Altertum, ed. Ilborg und Gerth, I. Abteilung, XV, 7. Heft. S. 495—509). Leipzig, Teubner, 1905 [Der Verf. der *Pratique du Théâtre* steht in der Frage des Epos, d. h. Homers, Aristoteles freier gegenüber als in der Dramaturgie. Er hatte Tassoni gelesen, als er um 1664 seine *Conjectures académiques ou dissertation sur l'Iliade* schrieb. Aber zu den *Modernes* im Streit um Homer darf er deshalb nicht gerechnet werden, obwohl ihn Perrault dafür in Anspruch nimmt. D'Aubignac hat sich eine erfreuliche, in glückliche und würdige Worte gefaſste Unabhängigkeit des Urteils gewahrt: er zweifelt an der Existenz des einen Homer und sucht gegenüber den Verkleinerern der Ilias den Nachweis zu führen, daſs, 'was in einem durch einen einzigen Dichter planmäſsig angelegten Epos unverständlich und unerträglich wäre, bei Annahme verschiedener Dichter vollkommen erklärlich sei und daſs man auf diese Weise manches als wirkliche Schönheit genieſsen könne, was in einem langen Epos zum Fehler würde.' Die Ilias ist nach ihm ein Korpus von anonymen Einzelliedern, die – wie Plutarch überliefert — Lykurgos, der sie in Ionien fand, schriftlich zusammenfügte und so nach Griechenland brachte, wo sie später Peisistratos aus neuer Zerstreuung endgültig rettete. Das Korpus wurde 'die Rhapsodie des Blinden' (Homer = ὁ μὴ ὁρῶν) genannt und das Wort Homer dann als Eigenname miſsverstanden. — Diese Schrift, in welcher D'Aubignac die äuſseren und inneren Gründe für seine Liedertheorie scharfsinnig auseinandersetzt, ist von ihm nicht völlig druckfertig redigiert worden. Perrault kannte 1688 ihren Gedankengang; als Buch erschienen die *Conjectures* aber erst 1715, anonym. F. A. Wolf hat sie mit so ungerechter Geringschätzung behandelt, daſs der Verdacht entsteht, 'er habe den unbequemen Vorgänger abschütteln wollen.' So ist Wolfs Theorie vielleicht von Frankreich aus angeregt worden; jedenfalls stellt Finslers interessante Darlegung das vergessene Werk D'Aubignacs nachdrücklich an die Spitze der neueren Homerkritik. — Die französischen Komödien, auf welche D'Aubignac nach S. 499 anspielt, sind die *Comédie de chansons* 1640 und der *Orateur français* 1629.]

Becker, Ph. A., Molières Subjektivismus. H. Schneegans zur Erwiderung (S. A. aus *Zeitschr. f. vergl. Literaturgeschichte*, hg. v. Wetz und Collin, S. 193—221). Berlin, Felber, 1905. [Vergl. hier CXIV, 266. Ich sehe das Wesentliche dieses interessanten Aufsatzes in der Kritik der

anonymen *Fameuse Comédienne* (1688) und Grimarests *Vie de M. de Molière* (1705). Scharfsinnig deckt Becker einen wirklich frappanten Parallelismus der beiden Schriften auf. Er erklärt ihn so, daſs hinter beiden Schriften, sowohl hinter den Verleumdungen jenes Pamphlets als hinter der Apologie dieser Biographie, der Schauspieler Baron, der Feind der M[lle] de Molière, stehe, der hier und dort aus verschiedenen Stimmungen heraus berichte. Die Hypothese hat etwas sehr Verführerisches; doch zögere ich, ihr ohne eine erneute Lektüre der beiden Quellen, die mir augenblicklich nicht möglich ist, zuzustimmen. Jedenfalls spricht aus Grimarest nicht allein Baron, und sicher scheint mir Beckers Schluſsfolgerung übertrieben: 'so verliert natürlich die eine Quelle so gut wie die andere ihren ganzen Wert.' Den ganzen Wert sicherlich nicht — doch wir werden Grimarest nach wie vor sehr kritisch benützen müssen. Gewiſs aber reicht seine Glaubwürdigkeit hin, um uns zu zeigen, daſs Molières Ehe unter dem Altersunterschied der Gatten und ihrer *incompatibilité d'humeurs* gelitten hat und unglücklich war. — Im weiteren sucht Becker darzutun, daſs Molière nicht sowohl durch persönliche Erlebnisse, als vielmehr durch seinen intellektuellen Habitus und seine geistige Entwickelung zu den Thematen der *Ecoles* und des *Misanthrope* geführt worden sei. Gewiſs bringt der Verf. viel Beachtenswertes vor und rückt die Zeitfragen, denen Molière sich gegenüber sah, in helles Licht; doch empfinde ich hier bei der temperamentvollen Darstellung Beckers mehr das, was mich von ihm trennt, als das, was mich mit ihm verbindet. Mich verbindet z. B. mit ihm die Ablehnung, an Armandes[1] skandalöse Lebensführung zu glauben: gewiſs sind die Spöttereien über Molières Hahnreischaft (seit 1663, *vengeance des Marquis*) nur schlechte 'Retourkutschen' — schlagend zeigt dies der Umstand, daſs Scarron schon 1660 — also pränumerando — *à Molière le cocuage* vermacht! Es ist Molière eben ergangen, wie er selbst es durch Chrysalde dem Arnolphe prophezeien lieſs: es schallte aus dem Walde zurück, wie er hineingerufen. Was mich von Becker scheidet, kann ich am kürzesten an zwei Punkten zeigen. 1) Ostern 1661 verlangt Molière als Sociétaire *deux parts* 'für sich und für seine Frau, falls er heirate.' Innerhalb des Theaterjahres, im Februar 1662, heiratet er Armande. Da denke ich denn doch, daſs Molière zu Ostern eben an die Heirat dachte, die er zehn Monate später schloſs. Becker aber hält es für 'ungewiſs, ob er Ostern 1661 bereits an die Ehe mit Armande dachte.' Da kann ich freilich nicht mehr mit; das ist für mich Hyperkritik und *nihil probat qui nimium probat*. 2) Molières Freunde sagen (1682): *il s'y est joué le premier en plusieurs endroits sur des affaires de sa famille et qui regardaient ce qui se passait dans son domestique*. Becker will das jenen Freunden, die in Molières Intimität gelebt haben (*ses plus particuliers amis*), zugeben 'für Szenen, wie die Entlassung der Martine oder die Ausforschung der Louison'. Also die Entlassung der Martine = etwas *qui passait dans son domestique*, wie seine intimsten Freunde haben beobachten können; und die Ausforschung der Louison = eine *affaire de sa famille!* Doch 'auch noch für wichtigere Dinge' will es B. zugeben — er sagt aber nicht für welche. Und in diesen wichtigeren Dingen, die hier unter den Tisch fallen, und nicht in Martine und Louison, muſs die raison d'être jener kapitalen Bemerkung von 1682 liegen; in ihnen liegt, was mich von Becker trennt — oder mit

[1] Ich gehöre übrigens noch zu denen, die in der Menou des Jahres 1653 Armande erkennen möchten; aber auch zu denen, die Bernardins Vermutung über Armandes Ursprung, so sinnreich sie ist, nicht beizustimmen vermögen (Bernardin, *Hommes et mœurs au XVII[e] siècle*, 1900). Im übrigen rege ich mich über die Frage, ob Armande die Tochter oder die Schwester Madeleines gewesen sei, nicht auf, halte aber das letztere für wahrscheinlicher.

ihm verbindet. So hat mich Becker an der Auffassung, der ich hier CXIII, 459 Ausdruck gegeben habe, nicht irre zu machen vermocht, und die Konstruktion, aus der er z. B. p. 197 die *Ecole des maris* hervorgehen läfst, erscheint mir viel künstlicher und aprioristischer als die, zu der mich die Tatsachen des Lebens drängen — des Lebens Molières, des Lebens überhaupt. 'Ein Dichter, der mit dem Tod im Herzen noch den *Malade imaginaire* schafft, besitzt im allerhöchsten Mafse die Fähigkeit, sich über sich selbst zu erheben', schrieb K. Vofsler hier CVIII, 464. Dieselbe Fähigkeit hat Molière bewiesen, indem er als vierzigjähriger Bräutigam und Gatte einer Zwanzigjährigen die humorvollen Possenspiele vom vierzigjährigen Sganarelle und Arnolphe schrieb, die beide ihre jungen Isabelle und Agnès nicht zu bewahren wissen. Vom 'Ausdruck beklommener Angst- und Schmerzgefühle' sehe ich allerdings keine Spur! Alles ist eitel Lachen und Heiterkeit. Keine Sentimentalität, kein Pathos — er objektiviert mit kühler, erfrischender Gescheidtheit. So bleibe ich denn bei meiner Auffassung, der zufolge z. B. auch die *Femmes savantes* aus persönlichem Erlebnis geboren sind: sie sind eine persönliche Satire, die er kunstvoll in eine Sittenkomödie hinein verwoben hat. Das Thema selbst stammt aus 1663. — Für die Entstehung der Themata Molières ist überhaupt dieses Jahr 1663 bedeutsam. Dieses stürmische Jahr ist ein Brennpunkt seiner Entwickelung. Die Erfahrungen dieses Jahres suggerieren ihm die Idee einer 'Schauspielerkomödie', die er indessen — im *Impromptu* — nur skizziert, einer Autorenkomödie (*Femmes savantes*), einer Komödie der Kirchlichkeit (*Tartuffe*) und einer Komödie der gesellschaftlichen Heuchelei (*Misanthrope*). Doch davon im Zusammenhang ein andermal.]

Roques, M., La composition de la fable de Lafontaine 'Le vieillard et les trois jeunes hommes' (S. A. aus *Revue d'hist. litt.* XII). Paris 1905. 6 S. [R. macht wahrscheinlich, dafs die Todesbetrachtungen dieser Fabel aus Senecas Briefen an Lucilius stammen.]

Baldensperger, F., Les aspects successifs de Schiller dans le romantisme français (S. A. aus *Euphorion*, hg. v. A. Sauer, XII, 681—9). Leipzig und Wien, C. Fromme, 1905. — Schiller et Camille Jordan (S.-A. aus d. *Revue germanique* I, 555—68). Paris, Alcan, Sept. 1905. — Paul de Krüdener en Lorraine et en Alsace (1812—13) d'apres des documents inédits (S. A. aus d. *Bulletin de la Société philomatique Vosgienne*). St-Dié, C. Cuny, 1905. 28 S.

Burkhardt, Dr. C. A. H., Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem französischen Texte als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des dritten Teils der Eckermannschen Gespräche herausgeg. Weimar, H. Böhlaus Nachf., 1905. XVII, 158 S. M. 4. [Eckermann ist Soret gegenüber, der ihm um 1839 seine *Conversations de Goethe* zur Verfügung gestellt hatte (73 Nummern), nicht dankbar verfahren: er hat ihn weder genau benutzt, noch gerecht gewürdigt. Da im grofsherz. Hausarchiv zu Weimar ohnedies ein Exemplar der *Conversations* vorhanden ist, das noch gegen 100 Ergänzungen zu jenen 73 Nummern bietet, so ist ein vollständiger Abdruck dieser *Conversations* hochwillkommen. Der Ausgabe des franz. Textes wird hier eine deutsche Übersetzung vorausgeschickt, in welcher alles Neue sorgsam kenntlich gemacht ist. Eine biographische Notiz über den Genfer F.-J. Soret leitet die 'Unterhaltungen' ein; ein ausführliches Register schliefst sie.]

Roques, M., Manuscrit et éditions du *'Père Goriot'*. 20 S. ohne Ort noch Datum. [Nur die ersten hundert Seiten des Balzacschen Romans, die für 1905 auf dem Programm der *agrégation de grammaire* stehen, bilden den Gegenstand dieser Broschüre. Roques gibt unter Zugrundelegung des Textes der *Nouv. Coll. Michel Lévy* (zu 1 franc) die *Varia lectio* des Originalmanuskripts, des ersten Druckes in der *Revue de Paris* (1834), zweier Buchausgaben — Werdet — von 1833, der édition Charpentier von

1839 und der édition Furne von 1843, von der ein Exemplar Balzacs letzte handschr. Verbesserungen enthält. Balzac hat im Laufe der zehn Jahre viel geändert; doch konstatiert R., daſs diese Änderungen eilig, oberflächlich und wenig von künstlerischen Erwägungen getragen sind, so daſs die oft kleinliche Verbesserungsarbeit dem Werke fast keinen Vorteil gebracht hat. Am meisten Interesse erweckt eine Namensänderung, d. h. die nachträgliche Überführung einer neuen Figur *(Massiac)* in eine alte *(Rastignac)*, durch welche Änderung hindurch R. scharfsinnig den ursprünglich einheitlicheren Plan des *Père Goriot* erkennen will.]

Grojean, O., Sainte-Beuve à Liège. Lettres et documents inédits. Bruxelles, Misch et Thron; Paris, Fontemoing, 1905. 66 S. [Ste-B. ist zweimal, im Mai 1831 und im Sept. 1848, zum Professor der franz. Literatur an der Universität zu Lüttich ernannt worden. Das erste Mal trat er sein Amt gar nicht an: die Wechselfälle seiner Liebe zu Frau Hugo hinderten ihn, Paris zu verlassen. Die näheren Umstände klärt Grojean mit zum Teil unediertem Material auf, und in ebenso interessanter Weise verbreitet er Licht über das Jahr, das Ste-B. 1848 im Gefolge der Julirevolution zu Lüttich verbrachte. Ste-B. war unglücklich; die Presse empfing ihn als einen *étranger sans titres sérieux*, der kein Examen gemacht und dessen Moralität anfechtbar sei; er lebte einsam und verdrossen, seine Briefe aus der Zeit sind ein langes Klagelied — wie schön war's in Lausanne! Am Schluſs des Sommersemesters nahm er seine Entlassung und verlieſs das ungastliche Belgien, wo sein *Châteaubriand et son groupe littéraire* enstanden war.]

Wiske, Fr., Über Georges Gourdons Gedichtsammlung 'Chansons de Geste' und ihre Quellen. (Berliner Dissert.) Erlangen, Fr. Junge [1905]. 155 S.

Tobler, A., Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. Berlin 1905, 17 S. [Sitzungsber. der kgl. preuſs. Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse 824—40. Umfaſst die Beiträge 8—11; cf. Archiv CXIV, 482. 8) *Die Verneinung in der rhetorischen Frage.* Die Wendung *que ne me reste-t-il (point) à faire!* ist eine rhetorische Frage, die den Gedanken: 'alles bleibt mir noch zu tun übrig' umschreibt, gleichwie 'wer weiſs das nicht?' den Sinn von 'jeder weiſs das' hat. Der nämliche Gedanke kann auch positiv ausgedrückt werden. In diesem Fall verwendet aber die heutige Sprache die Form der indirekten Frage: *ce qu'il me reste à faire!* als ob etwa ein *je vous demande un peu* ... den Ausdruck des Gedankens leitete. — 9) *'n'était ..., wenn ... nicht wäre'.* Die Verwendung des Indikativs in Bedingungsnebensätzen wie: *N'était la négligence du style, l'ouvrage serait fort bon* ist eine Folge des Eintretens dieses Modus im irrealen Bedingungssatz überhaupt (nach *si*) und somit dem Altfranzösischen fremd, das dafür *ne fust* sagt. Wie aber für die Vergangenheit neben *s'il avait été* noch heute altes *s'il eût été* gebräuchlich ist, so findet sich auch noch *n'eût été* neben *n'était (n'eût été le souci qui pesait lourdement sur son présent, il se fût estimé heureux*, S. 7). Das herrschende *n'était* ist übrigens geradezu zeitlos geworden und verbindet sich mit einem präsentischen, imperfektischen oder plusquamperfektischen Hauptsatz *(n'étaient ces raison, il mérite notre respect, — il mériterait notre respect, — il aurait mérité notre respect).* — 10) Das *Ausbleiben des unbestimmten und des 'Teilungs'-Artikels* wird durch zahlreiche Beispiele aus der lebenden Sprache belegt und als eine archaische Erscheinung geschichtlich erörtert. — 11) *La première vue l'un de l'autre.* Der Abschnitt handelt von der Konstruktion des franz. *l'un ... l'autre* ('einander', 'gegenseitig'). Er zeigt, wie bereits in der Verbindung dieses *l'un ... l'autre* mit dem Verbum eine gewisse Freiheit der Beziehung Platz greift (*nous devons parler des ouvrages les uns des autres avec beaucoup de circonspection*, S. 15) und die Sprache dann zu ganz attributiver Verwendung des Nexus fortschreitet: 'die gegenseitige Liebe der Bürger' = *l'amour des citoyens les uns pour les*

autres; 'das wechselseitige Übergreifen der Gedanken' = *les empiètements des pensées les unes sur les autres;* 'das gegenseitige erste Erblicken' = *la première vue l'un de l'autre* etc., wobei ganz wie bei der verbalen Rektion (*elles empiètent les unes sur les autres*) hier die nominale (*amour pour; empiètement sur, vue de*) am zweiten Komponenten des Nexus bezeichnet wird. Ja auch aufserhalb des Reziprozitätsverhältnisses: *la perte de ses possessions les unes après les autres* = 'der sukzessive Verlust seiner Besitzungen'. — Der Verf. weifs, wie begierig alle nach diesen seinen Gaben greifen, und wie dankbar wir für diese aus dem Vollen geschöpften Aufklärungen und Anregungen sind.]

Gilliéron, J., et Mongin, J., Étude de géographie linguistique. *Scier* dans la Gaule romane du sud et de l'est. [Mit 5 farbigen Karten.] Paris, Champion, 1905. 30 S. 4°. 5 fr.

Pünjer, J., Lehr- und Lernbuch der französichen Sprache. Zwei Teile. I. Teil. 7. Auflage. Hannover u. Berlin, Meyer (Prior), 1905. V, 170 S. Geb. M. 2.

Boerner u. Werr, Lehrbuch der französischen Sprache. Insbesondere für bayr. Real- und Handelsschulen. III. Teil (Oberstufe). Mit einem Hölzelschen Vollbild: 'La Ville' und 8 Ansichten von Paris, sowie 2 Beibüchern: Hauptregeln und Wörterbuch in Taschen. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. VIII, 172 S.

Boerner-Stefan, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Für österreichische Realschulen und verwandte Lehranstalten. Wien, K. Graeser u. Co., 1904—5. I. Teil, 128 S. Geb. 1 K. 80 h.; II. Teil, mit drei Vollbildern und einer Münztafel, 195 S. Geb. 2 K. 80 h.

Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der franz. Sprache. Übungsbuch, verf. von Dr. G. Ploetz. Ausgabe F. Neue Ausgabe f. Realgymnasien. Berlin, F. A. Herbig, 1906. VIII, 323 S. Ungeb. M. 2.50.

Weitzenböck, G., Lehrbuch der französischen Sprache. II. Teil. B. Sprachlehre. Fünfte durchges. Auflage. Leipzig, Freytag, 1906. 89 S. Geb. M. 1.50.

Haupt, O., Neue franz. Handelskorrespondenz mit grammat. und stilist. Erläuterungen, zum Gebrauche an Handelsschulen, kaufm. und gewerbl. Fortbildungsschulen, sowie für den geschäftlichen Verkehr und zum Selbstunterricht. Stuttgart, P. Neff, 1905. XV, 283 S. Geb. M. 3.

Bechtle-Morgenthaler, Französische Sprachschule, Mittel- und Oberstufe. Stuttgart, Bonz u. Co., 1905. XII, 368 S.

Böddeker, K., Das Verbum im französischen Unterricht. Ein Hilfsbuch, neben jeder Grammatik zu gebrauchen. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905. X, 38 S.

Böddeker, K., Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik. Ein Lehrbuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Mit Beispielen und Belegstellen, zum gröfsten Teil neueren Autoren entnommen. Zweite Auflage. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905. XIV, 176 S.

Stier, G., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Cöthen, Schulze, 1905. 216 S. Geb. M. 2.10.

Bally, Ch., Précis de stylistique. Esquisse d'une méthode fondée sur l'étude du français moderne. Genève, Eggimann [1905]. 183 S. [Das Buch ist aus den Erfahrungen hervorgegangen, die der Verf. in den Übungen des Genfer *Séminaire de français moderne* und der Ferienkurse gemacht hat. Es skizziert eine Methode, die Ausdrucksformen der französischen Sprache zu studieren, und illustriert sie an einer reichen Sammlung eindrucksvoller Beispiele und mit feinen Bemerkungen. Man mag gegen einzelne Ausführungen, besonders vom linguistischen Standpunkt aus, seine Vorbehalte machen und doch finden, dafs dem Studenten und dem Lehrer der franz. Sprache in diesem Buche ein guter und anregender Führer geboten wird.]



Mohrbutter, Dr. A., Hilfsbuch für den französischen Aufsatz. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1905. VIII, 152 S. Brosch. M. 2. Geb. mit Schreibpapier durchschossen M. 2.80.

Lambert, L., Chants et Chansons populaires du Languedoc, recueillis et publiés avec la musique notée et la traduction française. 2 voll. Paris u. Leipzig, Welter, 1906. VIII, 385; 345 S. [Vor nunmehr dreifsig Jahren erschien, zunächst in der *Revue des langues romanes* und einige Zeit darauf in besonderem Bande, der erste Teil einer grofs angelegten Sammlung von Volksliedern Südfrankreichs (*Chants pop. du Languedoc*, Paris, Maisonneuve, 1880). Die 600 Seiten dieses Bandes waren ausschliefslich Wiegenliedern gewidmet, denen die beiden Autoren A. Montel und L. Lambert einen ausführlichen sachlichen und philologischen Kommentar beigegeben hatten. Dieser erste Band liefs eine Liedersammlung erwarten, wie sie wohl kein anderes Land aufzuweisen hatte: mit dieser Fülle von Material sollte der ganze Lebensgang des Menschen 'von der Wiege bis zum Grabe' im Liede dargestellt werden: Kinderspiel und -tanz; Liebe, Ehe, Beruf etc. Da starb Montel, und der Überlebende fand den Mut nicht, das so grofs angelegte Werk fortzusetzen. Er sammelte weiter, um vor dem Untergang zu retten, was zu retten war, aber er liefs keinen zweiten Band folgen. Jetzt hat das Zureden der Freunde und Sprachgenossen ihn zu aller Freude bewogen, seine Schätze doch herauszugeben. Und so läfst er denn hier zunächst einen Nachtrag zu den Wiegenliedern und dann Hunderte von Kinderreimen folgen, an welche die *Rondes*, die *Danses rustiques*, Frühlings- und Liebeslieder (hier II, 150 ff., das Vorbild zu Mistrals *Magali*) und die Ehelieder sich anschliefsen. Im ganzen sind es wohl tausend Nummern, und ein weiteres halbes Tausend dürfen wir von dem unermüdlichen Sammler noch erwarten (S. III). Dafs er diesmal die Lieder ohne jenen Kommentar gibt, der die Sammlung von 1880 schmückte, wird man bedauern. Aber wie dankbar müssen wir trotzdem für diese Gabe sein, die uns Wort und Weise des Volksliedes des Languedoc in so reicher Fülle und mit so mancher wertvollen Orientierung bietet. Sachkenntnis und Liebe zur liederreichen südfranzösischen Heimat haben sich hier verbunden, um jahrzehntelanges Bemühen zu reichem Ertrag zu führen.]

Thomas, A., Le nominatif pluriel asymétrique des substantifs masculins en ancien provençal. (S.-A. aus *Romania* XXXIV.) Paris, Bouillon, 1905. 13 S. [Es handelt sich um die Deklination: Sing. nom. *donzels* acc. *donzel;* Plur. nom. *donzelh* acc. *donzels*, d. h. um die Spur des latein. -ī in der Pluralform des Substantivs. Thomas stellt die Beispiele zusammen, die sich im Altprov. für diese Palatalisierungserscheinung der Substantivdeklination finden, und die, so sporadisch sie auftreten, doch viel zahlreicher sind, als man bisher annahm. Er erwähnt im Vorübergehen natürlich auch die analoge Erscheinung in der Flexion des Pronomens und Adiektivs (Partizip) und schliefst mit Recht mit dem Hinweis, dafs das Phänomen dieses flexivischen Umlauts — Umlaut des Vokals oder des Konsonanten oder beider, oder auch Erhaltung des -*i* — im Zusammenhang der galloromanischen Idiome, ja am besten auf dem ganzen roman. Sprachgebiet untersucht werden müsse. — Soweit man die Erscheinung bis jetzt übersehen kann, ist die Erhaltung einer besonderen, auf -ī-Wirkung beruhenden Nominativform des Plurals im Altprov. dreifach konditioniert: 1. Ist sie gebunden an überhäufige pronominale Formen wie *cil, tuig*, die der analogischen Ausgleichung infolge ihrer Überhäufigkeit widerstanden haben; 2. erscheint sie als ein Produkt des prädikativen Verhältnisses (*que siatz visti d'els*, *Romania*, XVIII, 425; *Revue des ll. rr.* XLII, 267), wie im rätischen 'Prädikatskasus' (*Arch. glott.* VII, 426 ff.); 3. ist sie eine Eigentümlichkeit von Substantiven, die

lebende Wesen, besonders Personen, bezeichnen, und gibt sich damit als eine Vokativform zu erkennen: *enfanh! tozeh! donzelh!* Der Vokativ, der auch im Singular 'asymetrische' Nominativformen hat erhalten helfen (*enfas!*), hat im Plural eine ähnliche Wirkung ausgeübt: *enfanh!* Während die unter 1. genannten Fälle in allen Dialekten ziemlich gleichmäſsig vertreten sind, haben die Fälle unter 2. und 3. sehr wechselvolle Schicksale gehabt. Sie sind einerseits von analogischer Ausgleichung gefährdet. Anderseits ist es ihnen aber auch nicht selten gelungen, sich auszudehnen: 2. ist über den 'Prädikatskasus' hinaus ins attributive Verhältnis eingedrungen; 3. hat sich auch auf Substantiva ausgedehnt, die unbelebte Wesen bezeichnen.]

Giornale storico della lett. italiana, dir. e red. da F. Novati e R. Remier. Fasc. 136—7. [Ilda Morosini, Lettres in édites de Mme de Staël à V. Monti (1804—16). — R. Sabbadini, Briciole umanistiche. — Varietà: G. Lega, Una ballata politica del sec XIII. — G. Traversari, Per l'autenticità dell' epistola del Boccaccio a Fr. Nelli. — G. Malagoli, Per un verso dell' Ariosto e per una particolare forma sintattica italiana. — P. Toldo, Uno scenario inedito della Commedia dell'arte. — Rassegna bibliografica. — Bolletino bibliografico. — Annunzi analitici. — Publicazioni nuziali. — Communicazioni ed apunti. — Cronaca].

Bulletin italien. V (1905) 3 [A. Jennroy, Quelques réflexions sur le 'Quattrocento'. — P. Duhem, Léonard de Vinci et Villalpand. — Ch. Dejob, Les descriptions de batailles dans l''Orlando furioso' et dans la 'Gerusalemme liberata'. — P. Toldo, Les morts qui mangent. — Bibliographie].

Pasini, F., Un'amicizia giovenile di Niccolò Tommaseo. 54 S. [S. A. aus d. Archeografo triestino, serie III. vol. II]. Trieste, 1905.

Anzalone, E., Su la poesia satirica in Francia e in Italia nel secolo XVI. Appunti. Catania, G. Musumeci, 1905. 189 S.

Flamini, Fr., Varia, pagine di critica e d'arte. Livorno, R. Giusti, 1905. X, 350 S. 3 Lire. [Fr. Flamini, dem wir so viele und so schöne Arbeiten zur italienischen und zur vergleichenden Literaturgeschichte (besonders über die Zeit des Rinascimento) verdanken, stellt hier fünfzehn Reden und Aufsätze zusammen, die von Dante bis zur Gegenwart führen. Sie sind für ein weiteres Publikum berechnet, doch liegt ihnen gewissenhafteste fachmännische Forschung zugrunde. Sie geben, ohne gelehrten Apparat sichtbar zur Schau zu tragen, aber auch ohne Wortschwall, eine Synthese, die auch den Fachmann selbst zu fesseln und zu belehren vermag. Solche gute und populärwissenschaftliche Arbeiten werden in Italien zurzeit noch weniger gepflegt als bei uns oder in Frankreich. Flamini gibt mit diesen gesammelten *Varia* ein sehr gutes Beispiel ernster und zugleich künstlerischer Darstellung, und sein Buch wird sich auch bei uns Freunde erwerben und besonders auch denen willkommen sein, die gute, bildende italienische Lektüre suchen. Für den Zweck von Universitätsübungen ist es wie geschaffen. Die einzelnen Titel lauten: *Dante e il 'dolce stile' — Il trionfo di Beatrice — I significati e il fine del 'poema sacro' — Nel cielo di Venere — La gloria del Petrarca — Poesia di popolo del buon tempo antico — Un virtuoso del Quattrocento* (*Serafino*) — *Le lettere italiane in Francia nei secoli del Rinascimento — Giac. Leopardi poeta — Commemorando Nic. Tommaseo — L'opera di Gius. Verdi — Art. Graf e i Suoi 'Poemetti drammatici' — Pel re buono — In memoria d'un filologo* (*F. Gnesotto*) — *L'insegnamento scientifico della letteratura nazionale.* Schöner romanischer Inhalt in schöner romanischer Form.]

Heim, S., Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. 4. Auflage. Zürich, Schulthess u. Co., 1905. VIII, 185 S. M. 1.80.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky, unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Berlin, Langenscheidt. Brief 31—35 zu M. 1.

Bartoli, M. G., Un po di Sardo [S. A. aus d. *Archeografo Triestino*, serie III, vol. I. S. 129—156]. Trieste, Stabilimento G. Caprin, 1903. [Ist eine Besprechung von G. Subaks *Bricciche linguistiche* 1903, der dann darauf in seinen *Noterelle* erwidert hat, cf. *Archiv* CXV, 270. Bartoli läſst es sich angelegen sein, das Sardische auch in seiner interromanischen Stellung allgemein zu charakterisieren: er stellt seine lautlichen, morphologischen und syntaktischen Sonderzüge zusammen, weist ihm zwischen Ost- und Westromania die mittlere Stellung an und scheidet das Galluresische (mit dem Korsischen) vom eigentlichen Sardo della Sardegna (Logudor. und Campidan.). Der gröſsere Teil der interessanten Arbeit gilt einzelnen Problemen der sardischen Lautentwickelung.]

Vidossich, G., Etimologie triestine e istriane — Rassegna degli studi etnografici, dialettali e toponomastici 1902 — giugno 1905 [S. A. aus d. *Archeogr. Triestino*, serie III, vol. II. S. 143—46, 149—64]. Trieste, 1905. [Der erste Aufsatz bietet ein Dutzend Etymologien; der zweite gibt eine sehr lehrreiche kritische Übersicht über die neueste Literatur, die die interessante rätisch-venedisch-dalmatisch-rumänische Sprachecke behandelt.

Bulletin hispanique VII (1905) 3 [C. Jullian, Questions ibériques III. Oyarzun. — A. Morel-Fatio, Vida de D. Luis de Requesens y Zúñiga (suite). — E. Piñeyro, José Joaquín de Olmedo. — F. Sauvaire-Jourdan, La crise du change en Espagne. — Variétés: G. Daumet, Semonce du pape Benoît XII à Pierre IV d'Aragon. — C. Pitollet, 'La Bodega' de V. Blasco Ibañez. — Bibliographie. — Revues. — Chronique]. VII, 4 [P. Paris, Ornement de miroir en bronze au Musée archéologique de Madrid. — H de la Ville de Mirmont, Ciceron et les Espagnols. — A. Morel-Fatio, La duchesse d'Albe, Dª María Enríquez et Catherine de Médici. — S. Griswold Morley, The use of the verse-forms (strophes) by Tirso de Molina. Der Autor untersucht das numerische Verhältnis der *redondillas, quintillas, décimas, romances* etc. in den Tirsoschen Dramen, um Material zur Lösung des Problems der Autorschaft des *Burlador* und des *Condenado* zu gewinnen. In bezug auf den *Burlador* gelingt ihm das nicht, doch führt er einen anderen gewichtigen Grund (Behandlung der Bauernszenen) gegen diese Autorschaft ins Feld. Der Strophenbau des *Condenado por desconfiado* weist eine Strophentechnik auf, die Tirso fremd war. — Variétés: G. Cirot, Les portraits de Juan de Mariana. — H. Mérimée, Sur la biographie du chanoine Francisco de Tárrega. — Bibliographie. — Chroniques. — Tables. — 4 Planches].

Walberg, E., Juan de la Cueva et son *Exemplar poetico* [Lunds Universitets Årsskrift, Band 39. Afdeln 1 N° 2]. Lund, Imprimerie Håkan Ohlsson. 117 S. h°. 3:75. [Die *Ars poetica* des alten Sevillaner Dramatikers (1606), dieses Seitenstück zu Lopes *Arte nueva* (cf. *Archiv* CIX, 458), ist bisher sehr schwer zugänglich gewesen. Hundertdreiſsig Jahre sind verflossen, seit Sedano sie in seinem *Parnaso Español* zum erstenmal gedruckt. Walberg bietet uns also eine sehr willkommene Gabe, indem er das geschichtlich recht wichtige Stück (1300 Verse) nach jenem Manuskript wiedergibt, welches die Colombina aufbewahrt und das das Handexemplar des Autors gewesen zu sein scheint Die Varianten zweier anderer von Cueva selbst gefertigter Kopien werden beigefügt. Doppelt willkommen wird Walbergs sorgfältiger Neudruck durch Einleitung und Noten: Cuevas Stellung in der dramatischen Literatur, Tendenz, Quellen und Sprache seiner Poetik werden erörtert und in den Anmerkungen ein fortlaufender Kommentar gegeben.]

Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Strafsburg, K. J. Trübner, 1905. 4 Bände, XLI, 318; 406; 397; 374 S. Preis des Bandes geh. M. 2.50., geb. M. 3.50. [Braunfels' Übertragung des D. Q. ist eine sehr sorgfältige und kundige und auch eine sehr kunstvolle Arbeit. Er steht als D. Q.-Übersetzer weit über allen deutschen Vorgängern in seiner Verbindung von kenntnisreicher Sorgfalt und künstlerischem Nachempfinden. Er allein hat uns eine in Wortsinn und Ton treue Umschrift geliefert. Sie verdiente es wohl, im Jubiläumsjahre des Originals zu neuem Leben erweckt zu werden, nachdem sie zwei Jahrzehnte in den Bändchen der 'Collection Spemann' (1883) geschlummert hat. Die Fufsnoten jener ersten Ausgabe sind im Neudruck revidiert, reduziert und an den Schlufs der einzelnen Bände verwiesen worden. Über die Grundsätze, die im übrigen den Herausgeber geleitet haben, gibt die Vorrede Auskunft. Diese Neuausgabe ist von vornehmer Ausstattung, bestimmt und geeignet, ein Buch der Erholung und des Genusses zu sein. Der Preis der vier Bände (geh. M. 10, geb. M. 14) ist aufserordentlich niedrig.]

Menéndez Pidal, R., Manuel elemental de gramática histórica española. Segunda edicion. Madrid, Suárez, 1905. VII, 271 S. Pes. 6,50. [Der ersten Auflage dieses trefflichen Handbuches, cf. *Archiv* CXIII, 239, folgt binnen Jahresfrist die zweite. Der Autor hat es sich angelegen sein lassen, den Wünschen der fachmännischen Kritik Rechnung zu tragen, und wenn die Zahl der Paragraphen seines Buches sich nicht vermehrt hat, so ist doch vielfach deren Inhalt erneut und erweitert, so dafs das Buch erheblich an Umfang gewonnen hat. Die typographische Ausstattung ist ebenfalls reicher geworden.]

El Comerciante. Spanisches Lehrbuch für Kaufleute, kaufm. Fortbildungsschulen, Handelsschulen und verwandte Anstalten, sowie zum Selbstunterricht von C. Demehl. Unter Mitwirkung Hamburger Kaufleute und der spanischen Lehrer E. Solana und Cl. Herreros. Mit einer Konjugationstabelle, drei Münztafeln und einer mehrfarbigen Karte von Spanien. Leipzig und Berlin, Teubner. XII, 279 S.

Stuppaun, Gebhard, Las desch eteds. Publicaziun da Jacob Jud. Coira, H. Fiebig, 1905. 113 S. [Gegen 1560 schrieb der Prediger G. Stuppaun zu Ardez im Unterengadin das dramatische Gespräch der 'Zehn Alter', das Gartner vor zwanzig Jahren in Böhmers *Rom. Studien* VI, 239 ff. herausgegeben und für das Gartner auch die deutsche Quelle, Genzenbachs 'Zehn Alter' (1534), nachgewiesen hat. Jud druckt hier — es ist ein S.-A. aus den *Annalas della Societad Raeto-Romanscha* — den Text nach einer älteren und vollständigeren Handschrift neu und gibt die Sinnvarianten des Gartnerschen und zweier anderer fragmentarischer Manuskripte. Diese Handschrift führt ihn zu der ansprechenden Vermutung, dafs hinter den erhaltenen oberengadinischen Kopien sich eine unterengadinische Urschrift verbirgt. Ein rätisch-deutsches Glossar, das sorgfältig gearbeitet zu sein scheint, ist beigegeben. Ist *furberta* (cf. *fulbaria*, Var. zu 699) nicht ein Fehler des Kopisten statt *furberia*? Die Wörter der Varia lectio sind nicht ins Glossar aufgenommen.]

Michael, J., Der Dialekt des Poschiavo-Tals (Poschiavo-Brusio-Campocologno). Zürcher Dissert. Halle, E. Karras, 1905. 99 S.

